Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CVI.

(Januar — Februar — März 1901.)

S1564
1901

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, [illegible] Hofbuchhandlung Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, [illegible] — **Bukarest** Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyer'sche [illegible] — **Cincinnati** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ. Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis — **Konstantinopel** Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. — **Lissabon**, Wilh. Ernst's Hofbuchh. — **Liverpool** Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle Paul [illegible], Trübner & Co. Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. [illegible] — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, [illegible] und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Suttholf'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. [illegible] & Co. B. Weller mann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, [illegible] Hachette & Cie. H. & Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handels-Gesellschaft A. C. [illegible] Carl Kicher **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale — **Porto-Alegre**, [illegible] — **Rev l**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner [illegible] **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Stockum — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barthaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, [illegible] **Tasmanien** (Süd-Australien), F. Vasedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm [illegible] — **Valparaiso**, C. [illegible] **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wellevreden**, Nederl. Indische [illegible] — **Wien**, [illegible] müller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche [illegible] Hof-Verlags- und Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. W. Edell. Albert [illegible] Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. [illegible]

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.106

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertundsechsten Bande (Januar — März 1901.)

		Seite
I.	Cäcilie von Sarryn. Aus einem armen Leben. Roman von **Georg** Freiherrn **von Ompteda.** XXIV./XXIX. (Schluß.)	1
II.	Zur Krönungsfeier. Von **Paul Bailleu**	39
III.	Friedrich der Große im Schlosse von Lissa am Abend des 5. December 1757. Von **A. von Boguslawski** . .	47
IV.	Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's. (1867). Mitgetheilt vom Generalmajor **von Bernhardi,** Chef der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. VI./VII. (Schluß.)	52
V.	F. Max Müller. Von **Lady Blennerhassett**	80
VI.	Ein Parlaments-Album aus der Paulskirche . . .	99
VII.	Die Central-Pyrenäen. Von **Eduard Strasburger.** I./IV.	127
VIII.	Ueber den Entwurf eines neuen Gesetzes, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst	143
IX.	Politische Rundschau	146
X.	Einige neue Bücher. Von **Herman Grimm**	151
XI.	Literarische Notizen	155
XII.	Literarische Neuigkeiten	158
XIII.	Drei Parabeln. Von **Marie von Ebner-Eschenbach** . .	161
XIV.	Bis in das dritte und vierte Glied. Novelle von **Anselm Heine.** I.	163
XV.	Conrad Ferdinand Meyer's „Petrus Vinea". Von **Adolf Frey**	191
XVI.	Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe von **Ernst Haeckel.** I./II.	210
XVII.	Die Cameralwissenschaft in zwei Jahrhunderten. Von **Gustav Cohn**	241

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVIII.	Der Krieg und seine Begründungen. Von **J. von Verdy du Vernois**	252
XIX.	Die Central-Pyrenäen. Von **Eduard Strasburger.** V./XII.	264
XX.	Zi Domenico, der Kunsthistoriker in der Campagna. Von **F. S. Delmer**	296
XXI.	Dem Andenken des Großherzogs Carl Alexander	300
XXII.	Politische Rundschau	304
XXIII.	J. H. Wichern's Briefe und Tagebuchblätter	309
XXIV.	Englands Seeweg nach Indien. Von **M. von Brandt**	313
XXV.	„Neidhammel". Von **A. Döring**	315
XXVI.	Literarische Notizen	316
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXVIII.	Bis in das dritte und vierte Glied. Novelle von **Anselm Heine.** II. (Schluß.)	321
XXIX.	Die classische Literatur der Chinesen. Von **Wilhelm Grube**	348
XXX.	Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe von **Ernst Haeckel.** III.	377
XXXI.	Chamberlain und das römische Recht. Von **B. Matthiaß**	405
XXXII.	Die Conföderation der australischen Colonien. Von **Emil Jung**	418
XXXIII.	Die Central-Pyrenäen. Von **Eduard Strasburger.** XIII./XVII.	430
XXXIV.	Aus den letzten Tagen des Malteser-Ordens. (1798.)	444
XXXV.	Unveröffentlichte Briefe des Novalis. Mitgetheilt von **Ernst Heilborn**	452
XXXVI.	Königin Victoria 24. Mai 1819. — 22. Januar 1901. Von **Lady Blennerhassett**	463
XXXVII.	Arnold Böcklin. Von **Walther Gensel**	468
XXXVIII.	Politische Rundschau	471
XXXIX.	General von Verdy's Erinnerungen	476
XL.	Literarische Notizen	478
XLI.	Literarische Neuigkeiten	480

Cäcilie von Sarryn.

Aus einem armen Leben.

Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda.

[Nachdruck untersagt.]

XXIV.

Als Cäcilie gegangen war, und das Ehepaar allein zurückblieb, nahm die Unterhaltung ihren Fortgang. Unausgesetzt war die Rede von dem Antrag des Professors, der so überraschend gekommen war, daß sie sich noch gar nicht darüber beruhigen konnten.

Und nun brachten die Beiden noch andere Gründe zum Vorschein, die sie Cäcilien gegenüber nicht geltend gemacht.

Martha sagte ganz offen:

„Ich finde, der guten Cäcilie ist damit nicht gedient. Man kann gar nicht wissen, wie so eine Ehe abläuft. Sie kann ebenso gut schief gehen. Und uns ist noch weniger damit gedient. Denn Du kannst sicher sein, Isidor, das Interesse, das sie an unseren Kindern nimmt, würde damit sein Ende haben. Natürlich glaubt sie das jetzt nicht, und würde sehr erstaunt sein, wenn man's ihr sagte. Das könnte man ja auch wohl nicht sagen. Aber allmählich kommt es bestimmt so."

Isidor, der eigentlich immer nett gegen Cäcilie war, aber doch seinen Egoismus nicht ganz verbergen konnte, antwortete:

„Da magst Du vollkommen Recht haben, obgleich ich ihr's gönnen würde, wenn sie damit ihr Glück machte!"

Martha fiel ihm gleich ins Wort:

„Ja, wenn es ihr Glück machte, wenn. Aber wer steht denn dafür?"

Da traf es sich zufällig, daß, während die Gatten noch darüber redeten, Irene erschien. Sie hatte unten ihren Wagen warten lassen und erklärte, wie sie es immer that, nur einen Augenblick vorsprechen zu wollen, sie habe gar keine Zeit.

Sofort wurde ihr die große Neuigkeit mitgetheilt. Irene war wie aus den Wolken gefallen und wiederholte nur unausgesetzt:

„Nein, ist denn das möglich! Wie kommt sie denn nur dazu, wie kommt sie dazu?"

Als hielte sie es einfach für ausgeschlossen, daß auch die Schwester ihr Glück fände. Als meinte sie beinah', es wäre eine Anmaßung, daß Cäcilie sich dazu aufgerafft, selbst einmal ihren Lebensweg bestimmen zu wollen.

Und sie sagte etwas, das Rangenhofens nicht so scharf ausgedrückt, das sie aber im Grunde ihres Herzens auch fanden:

„Wißt Ihr, die gute Cäcilie ist doch nun auch nicht mehr in den Jahren; ich dachte, sie hätte längst abgeschlossen mit solchen Ideen. Was soll ihr das helfen? Sie ist sicher viel glücklicher so. Sich da die Kinder einer Fremden auf den Hals laden, das würde ich mir zehnmal überlegen. Was will sie denn eigentlich, es geht ihr doch ausgezeichnet. Sie hat ihr Auskommen, sie hat ihre nette, kleine Wohnung, sie hat nichts zu thun, aber auch gar nichts. Wie vielen Menschen wird denn das beschert? Andere alte Jungfern müssen arbeiten, müssen sich ihr Geld selbst verdienen. Und wir haben doch gerade, als Väterchen starb, auch mit dafür gesorgt, daß Cäcilie ihr Auskommen hätte. Und nun soll das einfach an einen wildfremden Menschen übergehen?"

Das war der Punkt, der auch Martha Sorgen machte:

„Siehst Du, das finde ich eigentlich auch. Wir haben ihr damals mehr Capital gelassen, damit sie leben könne. Und nun soll's der dumme Hans schlucken? Nein, das ist wider die Verabredung, das haben wir nicht gewollt. Ich kann wenigstens sagen, ich habe nicht."

Irene sagte eifrig:

„Ich auch nicht."

Martha warf ein:

„Und dann behalten ja die Leute Recht, die so geschimpft und sich aufgeregt haben über die Manier, wie Cäcilie unserm Vetter nachgelaufen ist. Nun dürften wir ja gar nichts mehr sagen. Jetzt wäre ja Alles genau so, wie es damals geklatscht wurde."

Diesen Grund fand auch Isidor stichhaltig. Isidor, der immer sehr auf das horchte, was die Menschen sagten:

„Da habt Ihr Recht. Jetzt werden sie sagen: ‚Na, nun hat sie's ja endlich erreicht. Jahre lang ist sie ihm nachgelaufen, und nun hat er sich endlich übertölpeln lassen — vielleicht weil ihm die Geschichte zu dumm geworden ist.' Und ich muß gestehen, das wäre mir doch sehr peinlich, wenn so etwas von meiner Schwägerin gesagt würde."

Irene stand auf und lief zerstreut an den Erker, um auf die Straße zu sehen, weil sie plötzlich fürchtete, der Kutscher möchte sie mißverstanden haben und nach Haus gefahren sein.

Vom Fenster aus rief sie herüber:

„Nein, nein, das geht auf keinen Fall. Sie darf sich ihm nicht so an den Hals werfen. Es muß ihr nur mal in der rechten Art und Weise klar gemacht werden. Das kannst Du am besten, Martha. Ihr seht Euch ja auch häufiger."

Nun wurde Martha aber scharf:

„Ja, liebe Irene, weil sie wenigstens zu uns kommt. Du kommst ja überhaupt nie."

„Kommst Du zu uns?"

„Du bist doch nie zu Haus."

„Na, ich bin doch nicht immer fort."

Isidor trat dazwischen:

„Laßt gut sein. Wir müssen über Cäcilie ins Reine kommen. Ich finde, der springende Punkt ist der, daß alle Menschen, denen wir in Cäciliens Interesse gesagt haben, sie irrten sich, es wäre nichts mit dem Professor, nun natürlich triumphiren und behaupten werden: ‚Wir hätten unter einer Decke gesteckt.' Das ist um so peinlicher für uns, weil Hans mit uns verwandt ist."

Damit ging Isidor hinüber zu den Kindern, und die beiden Schwestern blieben allein.

Nun nahm plötzlich Martha Irene beim Arm und flüsterte ihr zu, mit einem Blick nach der Thür, hinter der ihr Mann verschwunden war:

„Weißt Du, Irenchen, und dann ist noch etwas dabei. Wie kommen denn die Professorskinder dazu, versorgt zu werden? Ich sehe nicht ein, wenn man eine so große Familie hat wie ich, wozu hat man denn da eine Schwester? Sie soll sich doch ihrer näheren Verwandtschaft erinnern. Wir haben ihr doch immer nahe gestanden, wir haben immer für sie gesorgt. Da kann sie sich lieber bei uns nützlich machen, statt zu fremden Leuten zu laufen."

Irene schwieg. Der Grund war bei ihr nicht so stichhaltig als das Cäcilie überlassene Geld, das sie, die reichste der Schwestern, am meisten wurmte.

Martha fügte deshalb, während sie die Schwester nach dem Ausgang brachte, hinzu, um nicht zu selbstsüchtig zu scheinen:

„Versteh' mich recht. Wenn ich die Ueberzeugung hätte, daß sie ihr Glück machte, wäre ich natürlich die Erste, es ihr zu gönnen. Aber da wir nun diese Ueberzeugung nicht haben, wäre es einfach gewissenlos, das Cäcilie vorzuenthalten."

Als Irene sich mit einem flüchtigen Kuß verabschiedet, ohne auch nur ihre kleinen Nichten und Neffen gesehen zu haben, sagte sie noch lächelnd zu ihrer Schwester:

„Es wird nicht so heiß gegessen wie gekocht. Ich bin überzeugt, die Geschichte verläuft sich im Sande."

Damit meinte sie ihren Antheil am Lebensglück der Schwester erledigt zu haben.

Isidor aber setzte sich Abends an den Schreibtisch und schrieb dem Professor:

„Lieber Vetter!

Cäcilie hat uns mitgetheilt, was Du ihr vorgeschlagen hast. Sie hatte versprochen, Dir zu antworten. Aber Du wirst begreifen, daß sie, da diese Anfrage ganz unerwartet an sie heran getreten ist — sie ist thatsächlich vollkommen davon überrascht worden — Zeit haben muß. Und zwar, wie ich als ältester Verwandter habe rathen müssen, längere Zeit, um sich über

die neue Wendung klar zu werden, die möglicher Weise ihr Lebensschicksal nehmen soll.

Zu einer entscheidenden Antwort vermag sie sich um so weniger gleich zu entschließen, als sie sich in einem Alter befindet, in dem diese Frage nicht als im gewohnten Laufe der Dinge liegend bezeichnet werden kann. Als junges Mädchen würde sie dem natürlichen Beruf der Frau folgen. In ihrem Alter jedoch müßte eine solche Wendung eine völlige Umwälzung bedeuten, an die berechtigter Maßen der Mensch, wenn er nicht leichtfertig ist, doch nur nach Abwägung aller einschlägigen Umstände gehen könnte.

Meine Schwägerin ist gewillt, sich nicht vom Moment leiten zu lassen, sondern mit derselben ruhigen Ueberlegung, wie Du an diesen Schritt heran trittst, auch ihrerseits sich zu prüfen.

Sie hat mich beauftragt, Dir dies zu sagen, da es ihr, ehe sie eine definitive Antwort geben kann, peinlich ist, diese Umstände zu berühren.

Indem wir natürlich, genau so, wie es ja von Deiner Seite geschehen wird, völlige Verschwiegenheit wahren, hoffe ich, wie nun auch die Entscheidung falle, es möge zu Deinem wie zu ihrem Glück ausschlagen, und bin stets

Dein treu ergebener Vetter Isidor von Rangenhofen."

Er las den Brief Martha vor, die ihn sehr angemessen, sehr politisch und ausgezeichnet fand, wie Alles, was Isidor sprach, schrieb und that.

Die kleine Lilli war schon seit mehreren Tagen nicht wohl gewesen und hatte gehustet. Am anderen Morgen kam der Arzt und meinte:

„Gnädige Frau, bereiten Sie sich darauf vor, die Kleine hat den Keuchhusten. Und die Uebrigen werden wohl auch an die Reihe kommen."

Sofort wurde Cäcilie benachrichtigt, die eine halbe Stunde später eintraf. Jetzt war von ihren Lebensplänen nicht mehr die Rede. Es handelte sich nur noch um die Krankheit der Kinder. Die erstickte Alles. Und da in der nächsten Zeit eines nach dem anderen folgte, so vergaß auch wieder Cäcilie sich selbst, denn sie meinte, hier sei ihr Platz, die ihr von Gott zugewiesene Pflicht.

Isidor hatte Cäcilie von seinem Briefe Mittheilung gemacht. Und da Rangenhofens erfuhren, daß der Professor gegen Ostern einen mehrwöchentlichen Urlaub zu Studienzwecken nach England antreten wolle, so war Cäcilie damit einverstanden, daß sie erst, wie ihr Schwager es nannte, ihr Herz prüfen könnte, ehe sie ihm eine Antwort gab.

Doch ihr Herz neigte immer mehr ihm zu. Wenn sie von der Pflege nach Haus kam und in ihrem stillen Zimmer saß, war es ihr ein Gefühl, dem sie fast mit Scheu nachhing, aber zu dem doch immer wieder ihre Gedanken zurückkehrten: Sie konnte eine Häuslichkeit haben, sie brauchte nicht allein im Leben zu stehen, sie hätte Jemanden, für den sie sorgen, für den sie all' ihre Liebe und Hingebung aufwenden dürfte. Und es war ihr ein Gedanke, der ihr nur kurz kam, aber der doch auch einmal in ihrem unselbstsüchtigen Herzen zagend erschien: Auch sie besäße dann ein Wesen, dem sie, wenn sie müde war und krank, das Haupt in den Schoß legen konnte.

Je mehr die Zeit vorwärts schritt, desto sicherer ward sie trotz Allem und Allem „Ja" zu sagen. Sie wollte nur immer noch Zeit vergehen lassen, um

sicher zu sein in übergroßer Gewissenhaftigkeit, daß sie nicht Stimmungen und Neigungen des Augenblicks nachging.

Jetzt nahm sie mit gutem Gewissen ihr Museum wieder vor, in der Zeit, die ihr die Sorge um Martha's Kinder ließ, nachzuholen, was sie in ihrer Sammlung versäumt. Sie suchte Zeitungsartikel, Broschüren und Hefte an sich zu bringen, um die sie sich in den letzten Monaten nicht gekümmert.

Nur Eines quälte sie: daß sie ihrem Versprechen nicht nachkommen konnte, die kleinen Mädchen, die sie schon von Herzen lieb hatte, zu besuchen.

Dem Fräulein hatte sie verziehen. Es war vielleicht nicht so bös gemeint gewesen. Aber sie konnte unter diesen Umständen sein Haus nicht betreten, wenn er auch abwesend war.

Und merkwürdig: obgleich sie täglich zweimal den Weg zur Reichsstraße ging, sah sie doch nie die Kinder.

So war es Frühling geworden. Ein paar vorzeitige, warme Apriltage endigten mit Regen, Schneeschauern und schlechtem Wetter. Und der Arzt rieth Martha, wenn irgend möglich, mit den Kindern eine Luftveränderung vorzunehmen, damit sie die Nachwehen des Keuchhustens überwänden.

Dazu wurde Bozen oder Arco ausersehen.

Doch mit so großer Familie reisen war eine so kostspielige Sache wie ein Wochen langer Aufenthalt.

In Folge dessen wurde der Plan gefaßt, daß nur das Fräulein mitgehen sollte, die mit der Mutter für die sechs Kinder genügte. Dem Kindermädchen der kleinen Cécil kündigte Martha.

Isidor hatte in seiner Stellung freie Reise und wollte die Familie begleiten. Da er aber keinen längeren Urlaub nehmen mochte, beschloß er, sogleich wieder zurück zu fahren, um im vorgeschrittenen Frühjahr seine Familie aus dem Süden abzuholen.

Jetzt war von nichts mehr die Rede als von Reiseplänen. Der Bädeker wurde studirt den ganzen Tag. Nachtheile und Vortheile eines jeden Ortes wurden lang und breit besprochen, so daß allmählich die Unterhaltung über Südtirol oder Norditalien Alles beherrschte.

Dabei stieg in Cäciliens Herzen eine Sehnsucht auf nach Süden und Sonne, nach Licht und Schönheit dieser wunderbaren Gegenden, von denen sie immer geträumt. Sie legte sich, ohne Jemandem ein Wort zu sagen, es genau zurecht: sie wollte die Schwester begleiten. Dann kam sie einmal heraus. Es war der Abschluß ihres bisherigen Lebens. Und wenn sie wiederkehrte, würde sie ihr „Ja" schreiben und eine neue Existenz beginnen.

Sie hatte sogar noch einen anderen Plan: nämlich vom Süden aus den entscheidenden Brief abzusenden.

Dann mochten die Leute schimpfen, mochten sagen, sie habe sich eingedrängt. Dann war sie nicht da, war weit vom Schuß. Und wenn sie wieder kam, neue Eindrücke und Anschauungen gewonnen hatte, war Alles vergessen, die Menschen hatten sich über das Brautpaar beruhigt. Wenn sie sich aber nicht beruhigt hatten, besaß sie Kraft und Freiheit, ihnen einfach ins Gesicht zu lachen.

Cäcilie war glückselig über ihre Idee. Und wenn sie auch dabei sogar das Capital einmal angreifen mußte — denn auf eigene Kosten wollte sie mit — so hatte sie doch einmal den Traum ihrer Jugend erfüllt und, wenn sie auch nicht nach Rom oder Venedig kam, doch wenigstens italienischen Boden betreten, italienische Sprache gehört.

Wie sie Abends bei sich darüber nachdachte, sich ihren Reiseplan ausmalte, ihr Geld überschlug, fand sie noch einen Vortheil, eine Hoffnung dabei: wenn der Professor vom Alterthum, vom Wunderland Italien sprach, so hatte sie davon selbst einen Hauch verspürt. Sie hoffte, ihm ebenbürtiger dadurch zu werden.

Sie freute sich, es den Geschwistern zu sagen. Und als wieder von dem Aufenthalt die Rede war, und man schließlich sich auf Riva geeinigt hatte, weil es weniger elegant und billiger wäre als Arco, sagte sie mit freudestrahlenden Augen:

„Martha, wenn ich nun mitführe?"

Ihre Geschwister waren so erstaunt, daß sie zuerst nicht daran glauben wollten. Cäcilie fuhr fort:

„Martha, ich habe mich nämlich entschlossen, wenn es Dir recht ist, Dich zu begleiten. Natürlich — sei mir nicht böse — bezahle ich selbst. Dann wirst Du aller Sorge wegen der Kinder überhoben und hast Gesellschaft! Du fürchtetest Dich doch immer, ganz allein dort zu sein. Und das sage ich Dir gleich, wegen der kleinen Cécil, die nun keine Wärterin hat, brauchst Du Dir keine Sorge zu machen. Die übernehme ich ganz allein. Aber Du mußt nicht eifersüchtig werden, Martha."

Die Schwester war nicht eifersüchtig, sondern gestand, wenn sie nicht die Kosten gescheut hätte, würde sie es längst vorgeschlagen haben.

Isidor war auch sofort dabei. Aber sie drückten, wie sie nun einmal waren, nicht ihre Freude darüber aus, daß die Schwägerin auch einmal etwas von der Welt sähe, sondern sie betrachteten mehr die praktische Seite, die diese Reisebegleitung für sie hatte. Und ohne daß Cäcilie gefragt wurde, war über ihre Verwendung, Wohnen, Essen, Trinken, Reisen entschieden, ohne daß sie ein Wort mitgesprochen. Nur die Ehre der Bezahlung ließ man ihr.

Und Martha sagte schmunzelnd leise zu ihrem Mann:

„Vielleicht vergißt sie dann den dummen Hans. Die ganze Geschichte ist ja eine unglückliche Idee. Es kann nie was Vernünftiges daraus werden."

Cäcilie aber lebte sich immer mehr in den Gedanken hinein, daß ihre Reise nichts Anderes sei als eine Prüfung für ihr künftiges Schicksal.

XXV.

Cäciliens Vorbereitungen zur Reise waren unendlich, dauerten Tage lang und nahmen einen Umfang an, als gelte es mindestens eine Reise um die Erde.

Da wurden alle alten Vorräthe sorgsam durchgesucht. Kisten und Kasten holte sie mit ihrer Emma und der Portiersfrau vom Boden herab, packte Alles aus und bereitete sich einen Anzug vor, nicht anders wie zu einer jungen Ehe.

Ein paar alte Koffer standen auf dem Boden, worin Kleider lagen noch aus ihrer Mädchenzeit, Kleider, die jedes einzelne eine Erinnerung in ihr weckten an vergangene Tage. Das Kleid, das sie angehabt auf ihrem ersten Ball, wenn es auch inzwischen durch Umgarniren Gestalt und Aussehen verloren. Die Taille ihres Confirmationskleides war noch da, der Rock hatte anderen Zwecken dienen müssen. Sie nahm das verschossene, einfache Leibchen in die Hand, ließ wehmüthig ihre Augen darauf ruhen und konnte sich nicht entschließen, es in den großen, offen stehenden Sarg zu werfen, in dem ihre ganze Jugend und Mädchenzeit begraben lag.

Dann wurde Alles eingemottet und eingestäubt; sorgsam verklebte sie etwaige Ritzen, packte ein Mullkleid wieder aus, weil es zu weit unten geruht, und legte es oben auf, damit es nicht zerdrückt würde, obgleich sie es doch seit fünfzehn Jahren nicht getragen und wohl nie wieder benutzen konnte.

Endlich wurden in den letzten Tagen vor der Abreise noch die Vorhänge abgenommen. Aus Sparsamkeit machte sie es mit dem Mädchen allein. Vorsichtig wurden sie zusammengelegt und Emma aufgetragen, sie zu reinigen, zu waschen, zu plätten während der Abwesenheit ihrer Herrin.

Ueberhaupt mußten diese vier Wochen benutzt werden, um Alles gründlich nachzusehen, zu reinigen, zu erneuern. Zuerst hatte Cäcilie auch die Absicht, Emma anzuweisen, sie möchte den Tischler kommen lassen, um ein paar wacklige Beine gerade zu richten, Firniß und Politur hier und da aufzufrischen. Doch dann ließ sie es mit dem glückseligen Gedanken: es war ja nicht nöthig, sie blieb ja nicht so lange mehr hier. Denn wer weiß, welches von ihren Möbeln sie einmal hinüber nehmen würde in die neue Häuslichkeit.

In die alten Tücher noch aus dem Vaterhaus her, mit denen der Salon zugedeckt wurde, wurden jetzt die Möbel, das gebrechliche Sopha und die Lehnstühle, eingepackt. Der Teppich, auf dem unendliche Fußspuren hinzogen vom Gebrauch der Jahre, wie Fußwege im Walde, ward zusammengerollt und in eine Ecke gelegt. Und als Cäcilie darunter einigen Staub entdeckte, drohte sie dem Mädchen mit dem Finger und sagte:

„Ei, ei, Emma, wir müssen aber besser aufwischen."

Doch als wäre dieser Vorwurf trotz des „wir" schon zu stark gewesen, fügte sie noch halb für sich, halb für das Mädchen hinzu:

„Es ist meine Schuld, ich hätte daran erinnern sollen."

Am letzten Abend vor der Abreise spannte sie im Schlafzimmer vor dem Zubettgehen einen Shawl vor das Fenster, damit man nicht hereinsehen könnte. Dann las sie ein Capitel in der Heiligen Schrift. Und als sie das Buch geschlossen auf den Knieen hielt, kam innige Rührung und Dankbarkeit über sie, wie ihr Leben sich gestaltet, und wie es jetzt einen Aufschwung nähme. Eine Dankbarkeit gegen Gott, der sie bis hierhin geführt und sie noch weiter leiten würde.

Dazu eine Fest- und Jubelstimmung. Sie ging hinaus in die Welt. Sie sollte die Schönheit der Natur sehen, den Süden, Italien. Und allein, wie sie fortging, kehrte sie nicht zurück, wenigstens in Gedanken. Denn am Bahnhof, wenn nach diesen vier Wochen der Entfernung der Zug einlief in

Dresden, stand dann wohl auf dem Bahnsteig eine hohe Gestalt, suchte ängstlich nach dem Fenster, an dem sie mit dem Taschentuch winkte, stürzte ihr entgegen. Und sie durfte sich in seinen Arm hängen als seine Braut, in den Arm, der sie sicher führen würde durch das ganze Leben.

Cäcilie war mit ihren Vorbereitungen am anderen Morgen fertig. Ja sie kehrte gar nicht mehr in ihre Wohnung zurück. Sie aß bei Martha und blieb dort den ganzen Tag, um die Kindersachen einzupacken, das Letzte zu ordnen. Denn am Abend sollte es über München nach dem Süden gehen.

Sie hatte ein paar Tage vorher bei Irene vorgesprochen und ein halbes Stündchen mit ihrem Schwager gesessen, der, wie immer, wenn er sie wirklich einmal sah, nett und freundlich mit ihr war. Er kannte „dort unten" Alles genau, erzählte ihr davon, gab ihr gute Rathschläge. Irene nannte ihr Pensionen und Hôtels. Aber Alles das hatte gar keinen Werth, denn es waren lauter Etablissements ersten Ranges, in denen zu wohnen weder Martha noch Cäcilie je die Absicht gehabt.

Als es zum Bahnhof ging, wohin sie den Weg zu Fuß zurücklegten, kamen sie an des Professors Haus vorüber. Unwillkürlich schielte Cäcilie hinauf zum zweiten Stock, der vielleicht bald ihr Heim sein sollte.

Aber es lag darin keine Unsicherheit, kein Sehnen und Verlangen, sondern das ruhige Gefühl: so wird es, die Bestimmtheit ihres Willens und ihrer Zukunft.

Isidor wollte dafür sorgen, daß sie zwei Coupés allein bekämen. Da der Zug nicht sehr besetzt war, fand er damit keine Schwierigkeit, um so weniger, da ihn die Betriebsbeamten als wohlbekannten Vorgesetzten mit militärischer Strammheit grüßten.

Für die Kinder war die Reise eine so große Unternehmung wie für Cäcilie auch.

Die ältesten Mädchen hatten Reisetaschen umgehängt, um darin all' die wichtigen Gegenstände zu bewahren, die zu einer Reise unbedingt nöthig waren. Bei ihnen allerdings nur Taschentuch und, als brauchten sie eine eiserne Ration, je zwei Zwiebäcke.

Fritz und Ernst waren nicht zu bewegen, auf ihrem Platz zu bleiben, sondern liefen unausgesetzt unter irgend einem Vorwand hinaus, stiegen aus und ein, bis endlich ein Machtwort des Vaters sie zur Ruhe zwang.

Cäcilie hatte die kleine Cécil zu sich übernommen, entschieden die schwerste Aufgabe, da sie auf der Reise wahrscheinlich die größte Mühe verursachen würde.

Martha saß unter ihren Kindern einmal in diesem Coupé, einmal in jenem, wie eine Hennenmutter unter ihren Küchlein, selbstzufrieden, hier etwas weisend, dort etwas verbietend.

Wenn sie über die Reise gefragt ward, über die Stationen, gab sie mit der größten Sicherheit Antworten aufs Gerathewohl, die beinah' immer unrichtig waren.

Cäcilie hatte sich genau den Verlauf eingeprägt, hatte stundenlang Cursbuch und Bädeker studirt; sie hätte sie widerlegen können, that es aber nicht, um der Autorität der Mutter nicht zu schaden.

Isidor blieb bis zum letzten Augenblick draußen stehen. Dann kam der Schaffner, grüßte stramm und bat um Entschuldigung, daß er die Wagenthür schließen müsse. Worauf Isidor im Vollgewicht seiner Eisenbahnwürde besänftigend meinte: „Schon gut! schon gut!“ einstieg und, nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt, seinen Hut in das Gepäcknetz legte, um eine schwarzseidene, nach Art der Kochmützen gestaltete Kopfbedeckung aufzusetzen.

Er, der durch seinen Beruf öfters unterwegs war, machte den Reiseführer, bestimmte das Geringste und rief jetzt, als der Zug kaum eine größere Geschwindigkeit gewonnen:

„Kinder, schnell hinaussehen! Abschied von Dresden.“

Worauf unter Geschrei die Kinder an das Fenster stürzten und mit ihren Taschentüchern den verschwindenden Häusern ein Lebewohl zuwedelten, als wären sie ein Mensch auf dem Bahnsteig, der ihnen Adieu sagte.

Aber schon klang eine erziehende Maßregel des Vaters. Sie sollten sich nicht zu sehr an die Scheiben lehnen, die könnten brechen. Die älteren dürften den Kopf nicht hinausstecken wegen etwa vorüberkommender Züge und dann wegen des Rußes, der im Kindesauge eine vierundzwanzigstündige Reise nicht zu den Annehmlichkeiten macht.

Als sie in den Plauen'schen Grund einbogen, begnügte sich Isidor, die Damen aufmerksam zu machen, dies sei diese Station, dies jene. Bei den Kindern erregten in Tharandt die Baumriesen der Heiligen Hallen ein ehrfürchtiges Staunen. Obgleich sie eigentlich alle nicht recht wußten, warum. Martha belehrte die beiden Aeltesten:

„Hier spielt nämlich die Zauberflöte. Das ist wenigstens so gedacht. Ihr wißt das Lied: ‚In diesen heil'gen Hallen‘.“

Niemand widersprach.

Jetzt wurde Alles zur Nacht vorbereitet. Es kam ein Tunnel, und die Lampen wurden schon angezündet. In den beiden Wagenabtheilen zweiter Classe wurden die Kinder, nachdem die Sitze mit Hülfe des Schaffners herausgezogen, neben und über einander gelegt, Allen anempfohlen, ja keinen Lärm zu machen, ruhig zu schlafen, die Uebrigen nicht aufzuwecken, sich ordentlich zuzudecken, denn wenn es auch jetzt heiß sei, würde es in der Nacht kühl werden.

Dann wurde ausgepackt, das ganze Handgepäck kam in Bewegung. Und schließlich hatten sich das Fräulein und Martha in ihre Ecken gesetzt und schlummerten, ehe irgend Jemand daran dachte, ob denn Cäcilie eigentlich auch Platz fände.

Sie hatte die kleine Cécil neben sich gebettet und konnte kaum sitzen, weil das Kind den Raum einnahm. So blieb sie, ohne sich zu rühren. Die Nacht würde nicht bequem werden, aber es schlief ja Alles schon, und sie wollte doch Niemanden stören.

Der Zug lief und lief, ratterte, rasselte, rasaunte. Die Scheiben klirrten dumpf, die Räder klangen auf den Schienenstößen, die Eisentheile schlugen an einander. An den Curven legte sich der Zug nach der Seite, daß ein kleiner Oelrest oben in der Glaskugel des Lichtes an der Decke jedesmal die Bewegung

mitmachte. Und immer weiter dampfte und stöhnte und keuchte der Zug in die Dunkelheit hinaus.

Isidor war verschwunden. Er hatte als hoher Eisenbahnbeamter ein Anrecht auf ein Billet erster Classe und hatte sich in das Nebenabtheil zurückgezogen. Dort lag er der Länge nach ausgestreckt und schnarchte.

Cäcilie aber konnte es auf dem Raum, der ihr, nachdem alle Uebrigen ihre Bequemlichkeit gefunden, geblieben war, nicht mehr aushalten. Sie fühlte sich steif, wie gerädert. Und nachdem sie sich überzeugt, daß die kleine Cécil tief athmete und so fest in der Senkung der Polster hinten an der Wand lag, daß sie nicht herunter rollen konnte, stand sie langsam auf, öffnete mit aller Vorsicht die Schiebethür, um keinen Lärm zu machen, und trat hinaus auf den schmalen Gang des Wagens.

Beide Hände legte sie auf die Schutzstange am Fenster, und im gleichmäßigen Tact des Fahrens des Zuges begann sie ein Lied zu summen, während sie durch die Scheiben hinaus blickte auf die dunklen Felder, schwarzen Waldränder, auf den Sternenhimmel, der sich hell von der Erde abhob.

Sie war aufgeregt und konnte nicht schlafen. Ein Gefühl empfand sie wie als Kind zu Weihnachten, wenn sie im dämmrigen Zimmer wartete, daß die Klingel tönen sollte und die Thür aufgehen zur Weihnachtsstube.

In ihrem Leben hatte sich jetzt Alles zum Guten gewendet, ihr stand nur noch Glück bevor. Und diese vier Wochen jetzt erschienen ihr wie eine letzte Zeit der Sammlung, ehe sie ein neues Dasein begann.

Sie blickte hinaus, preßte die Stirn an die Scheiben. Aber sie sah nicht, was draußen in der Nacht an ihren Augen vorüber schoß, helle Lichter und dunkle Schatten, sondern sie war nur mit Plänen der Zukunft beschäftigt.

Sie fühlte zwar einen gewissen Widerstand bei den Geschwistern, doch der würde selbstverständlich zu überwinden sein, und sie mußte ihres eigenen Glückes Schmied werden.

Vielleicht mochte es auch bloß das Ueberraschende gewesen sein, das sie gegen ihre Absicht einnahm. Und es war doch auch nur recht, wenn sie alle Möglichkeiten bedachten, Für und Wider abwogen im Interesse der Schwester.

Cäcilie hatte sich nicht einmal in ihren ersten Mädchenjahren ein stürmisch lautes Glück gewünscht. Sie hatte immer nur Gefallen gefunden an stillem Ergeben, Sich-versenken, an ruhigem Dasein. Sie war nicht von der Natur bestimmt, mit einem Jubelschrei dem Geliebten in die Arme zu eilen. Sie war eine von Denen, die still die Hand reichen, ruhig sich anschmiegen. Aber sie meinte, ihre Liebe habe Treue und Dauer im Gefolge; wenn auch kein loderndes Feuer, so war sie dafür eine stille, gleichmäßig-wärmende Gluth.

Und doch liebte sie diesen Mann. Sie schämte sich nur, es zu zeigen, sie hätte es nie ausgesprochen, es durfte nicht laut werden in ihr. Aber sie hätte es ihm gezeigt durch Ergebung und Dankbarkeit, durch Unterordnung unter seinen Willen, durch Einfügen in sein Haus. Sie wäre still gekommen, hätte ihren Platz eingenommen am Tisch wie etwas Selbstverständliches — genau so, wie sie die Herzen der beiden Kinder gewonnen.

Sie wußte, sie würde eine Mutter werden wie die rechte und nicht wie eine fremde. Denn sie brachte Vertrauen mit und Liebe, sich zu versenken in das Kindergemüth.

Da fuhr sie zusammen. Es war ihr, als hätte Cécil gerufen. Sie drehte sich schnell um, öffnete die Schiebethür ein wenig und blickte hinein. Die Kleine lag jedoch unbeweglich da, mit dem Gesicht zur Wand. Und Cäcilie schob die Thür wieder zu.

Aber drin war kein Platz mehr. Die Kinder hatten sich im Schlaf bewegt, die Füße ausgestreckt, Cäcilie hätte sich nicht setzen können, ohne das Kind zu wecken.

Deshalb blieb sie im Gang, klappte aus der Wand einen Sessel nieder und setzte sich dorthin, indem sie den Shawl, den sie um die Schultern geschlungen, enger anzog und sich zurücklehnte. Halb die Augen in die Dunkelheit hinaus gewendet, halb in den Dämmerschein des dahinrasenden Zuges, überließ sie sich Träumen und Gedanken, die immer zurückkehrten zu ihrem künftigen Glück, und nickte so halb ein.

Ab und zu fuhr sie auf, fröstelte, zog sich das Tuch enger zusammen. Aber dann übermannte sie wieder die Müdigkeit, und sie schlief.

Sie wurde geweckt durch Martha, die aufgestanden war, da sie selbst nicht mehr schlafen konnte, Unterhaltung haben wollte und nun auch nicht litt, daß ihre Schwester schlief.

„Es ist eine furchtbare Hitze da drin," sagte Martha. „Und dann wird man ja ganz steif so vom Sitzen. Wenn ich mich bloß mal ausstrecken könnte."

Sie fragte nicht nach Cäciliens Bequemlichkeit, warum sie hier draußen auf dem Klappstuhl säße. Es war selbstverständlich, daß man von sich sprach und an Cäcilie nicht dachte, wie es die Schwestern mit ihr gehalten, seitdem sie denken konnten.

„Ich will nur einmal sehen, wo Isidor ist."

Martha schwankte davon, tastete sich an den Wänden hin, guckte in die andere Hälfte des Wagens, wo die erste Classe lag.

Sie befand sich rückwärts. Der durchgehende Wagen, in dem sie alle saßen, war der letzte des Zuges.

Cäcilie folgte ihrer Schwester mit den Blicken und sah sie dort in einem Coupé verschwinden.

Dann kam sie nach einer Weile wieder heraus und winkte Cäcilie. Sie deutete in das letzte Halbcoupé erster Classe, das den Wagen schloß:

„Isidor liegt hier drin. Wenn der Sitz 'raufgeklappt würde, gäbe es zwei Lagerstätten. Weißt Du was, Du gehst ja doch nicht von der kleinen Cécil fort, die Kinder brauchen ja nichts. Wenn etwas sein sollte, ruft ihr mich. Ich werde mich hier ein bißchen hinlegen."

Allerdings mußte der Schaffner das Lager zurecht machen. Martha wollte selbst gehen, um den Beamten zu rufen. Doch sie machte nur einen wenig entschlossenen Versuch und sagte dann:

„Cäcilie, willst Du mir einen großen Gefallen thun?"

„Sehr gern."

„Ach, dann geh doch mal hin, vielleicht siehst Du den Schaffner irgendwo im Nebenwagen. Weißt Du, ich helfe so lange Isidor das Gepäck herunter räumen, daß der Platz frei wird, damit es schneller geht."

Cäcilie tastete sich beim Schwanken des Zuges den Gang hinunter und trat über die Verbindungsplatten durch den Harmonicabalg des D-Zuges in den nächsten Wagen.

Aber nirgends war der Schaffner zu entdecken.

Und sie ging weiter noch durch zwei Wagen fort in der halben Dämmerung, während sie hier und da in den Abtheilen, wo die Vorhänge nicht ganz zugezogen waren, lang hingestreckte Gestalten auf den Polstern liegen sah.

Endlich ganz vorn im Zug fand sie den Schaffner, rief ihn nach hinten, und er verschwand in der ersten Classe, um für das Ehepaar die Lager zurecht zu machen.

Cäcilie überkam eine solche Müdigkeit, dazu fror sie im Gang des Wagens, daß sie vorsichtig die Thür öffnete und sich auf Martha's verlassenen Platz setzte, nachdem sie Tittchens Füße vorsichtig etwas zur Seite geschoben.

Sie saß nicht bequem, aber sie saß doch wenigstens. Und einen Augenblick später fiel sie in bleiernen Schlaf.

Mitten in der Nacht wachte Cäcilie auf. Sie hatte irgend einen Laut vernommen. Es waren die Kinder, die unruhig geworden und sich hin und her warfen.

Mili hatte sich erhoben, strich sich das Haar aus der Stirn, blickte sich nach allen Seiten um und rief: „Wo sind wir?"

Niemand wußte es. Sie verlangte auch keine Antwort, sondern schmiegte sich wieder in ihre Ecke. Cäcilie erhob sich, brachte die Decke wieder in Ordnung und sah nach Cécil, die sich auf die andere Seite gewendet hatte. Und als sie das kleine Gesichtchen erblickte, fand sie es so rührend und niedlich im Schlaf, daß sie sich vorsichtig niederbeugte, um es zu küssen.

Aber inzwischen hatte Tittchen wieder der Tante Platz ganz eingenommen. Und obgleich Cäcilie vorsichtig versuchte, die Füße zur Seite zu drängen, schien es nicht möglich, sondern das Mädchen strampelte, stammelte etwas im Halbschlaf, man solle sie zufrieden lassen, und abermals siegte der Tante Gutmüthigkeit. Sie ging hinaus auf den Gang. Sie war wach geworden, konnte so wie so nicht mehr schlafen und fand es im Wagenabtheil unerträglich heiß. Jetzt lief sie auf und ab draußen im Gang. Zuletzt blieb sie am Ende des Wagens stehen, und da der Mond schien, sah sie unter sich, durch die Scheiben der geschlossenen Thür, zwei lange, glitzernde Schlangen rückwärts schießend fliehen: die Schienen, auf denen sie dahinrollten.

Sie verfolgte sie eine Weile. Sie schienen sich in der Ferne immer näher zu kommen und verloren sich endlich in der Dunkelheit.

Unter ihr schoß der Boden fort. Ab und zu erschienen rechts und links Laternen und Signallichter. Ein erleuchtetes Bahnwärterhaus glitt in der Dunkelheit wie der Blitz vorüber, daß man zuerst nicht wußte, was es war, bis es später, als es weiter entfernt lag, deutlicher erkannt werden konnte.

Sie versank wieder in ihre Träume. Unbewußte, gleichmäßig wiederkehrende Gedanken in ihrer zufriedenen, satten Stimmung von zukünftigem Glück und Frieden. Und immer wieder sah sie dabei hinunter auf die beiden glitzernden, monderleuchteten Stahlschlangen. In gleichmäßig wiederkehrender Bewegung verfolgte ihr Auge die Schienen von dem Punkt unten, wo sie in Wagenbreite aus einander standen, bis hinaus in die Ferne, wie sie sich näherten und näherten und endlich in einander übergingen.

Da sah sie in der Weite, als wieder ihre Augen hinausglitten, einen Lichtschein und, wie sie zum zweiten Mal, in dieser regelmäßigen Bewegung die Schienen verfolgend, in die Ferne streifte, den Lichtschein näher und näher.

Nun ward sie aufmerksam, achtete unwillkürlich darauf und konnte bald zwei Lichter unterscheiden, zwei kleine Punkte, von denen ein matter Strahlenschein nach allen Seiten ausging.

Näher und näher kamen die Lichter. Es war ihr, als ob der Zug die Bewegung etwas verlangsamt hätte. Das Rattern und Stöhnen, das Klappern und Klirren klang weniger laut. Ja, sie fuhren langsamer; vielleicht näherten sie sich einer Station.

Aber die Lichter kamen näher. Und bald erschienen sie Cäcilie wie zwei große feurige Augen, die unten tief über den Schienen ihren Schein warfen.

Noch betrachtete sie sie ganz ruhig. Sie fragte sich, was das bedeute, woher sie kämen. Schließlich fand sie die Erklärung darin, daß es wohl ein Zug sein mußte auf dem Nebengleis; denn die beiden Lichter waren die Laternen einer Locomotive.

Aber sie wuchsen so ungeheuer, immer größer und größer, kamen näher und näher, verdoppelten ihren Schein, strahlten in der Nacht immer heller, immer deutlicher als zwei einzelne Lichter zu erkennen, daß Cäcilie plötzlich eine Angst überfiel, sie wußte nicht, wovor.

Es konnte doch kein Zug hinter ihnen herkommen, er hätte ja auf demselben Geleise fahren müssen!

Da war es ihr plötzlich, als befände er sich doch auf demselben Geleise. Er war von rechts herein gebogen, irgend woher aus einer Abzweigung, einer Curve.

Cäcilie hatte das Gefühl, als jage er wie ein verfolgender Feind hinter ihnen drein. Die Lichter wuchsen und wuchsen, sie sah etwas wie eine große dunkle Masse — die Locomotive, den Schornstein.

Ihr ward immer mehr angst. Sie begriff nicht, der Zug war wirklich hinter ihnen, nicht zur Seite. Was bedeutete das nur? Und da ihr Wagen immer langsamer zu fahren schien, hatte sie mit einem Male das Gefühl: der andere saust auf uns zu, überholt uns und rennt uns an. Da dachte sie nur an die Kinder, an die kleine Cécil, lief zurück, als verfolgten sie die beiden großen Augen, die schon in den Gang hinein zu leuchten schienen. Cäcilie hatte nur noch Zeit, bis an das Coupé zu eilen, als sie einen langgedehnten, gellenden Locomotivpfiff vernahm, es taghell ward im Wagen und mit einem Male ein furchtbarer Krach erfolgte wie ein Donnerschlag, daß sie das Gleichgewicht verlor und, ehe sie die Thür öffnen konnte, durch die Gewalt des Anpralls auf dem Gang zu Boden stürzte.

Es krachte und splitterte, dröhnte, Holz brach, Eisen verbog sich, ein Hagel von Glasstücken, abgesprengten Eisentheilen ergoß sich in das Innere des Wagens. Es war ihr, als hörte sie noch ein paar gellende Rufe, und sie hatte nur noch den Gedanken: „Um Gottes willen, die Kinder, die Kinder, die armen Kinder!“ Sie wußte noch, sie rief laut: „Cécil!“

Dann schwanden ihr die Sinne.

XXVI.

Der Zug hatte kurz vor Hof seinen Gang verlangsamt. Von hinten war der Berliner Courierzug, an den der durchgehende Wagen angehängt werden sollte, gekommen, in der Meinung, die Strecke sei frei. Er hatte den Dresdener Zug nicht geahnt, da durch irgend einen unglücklichen Zufall die Schlußlaterne verlöscht gewesen, und war, als er sein Vorhandensein erst hundert Meter vorher erkannt hatte, trotz Gegendampf und Bremsen in ihn hinein gefahren.

Es klang Geschrei von allen Seiten. Die Dampfpfeifen lärmten, die Thüren hatten sich überall geöffnet, in wahnsinniger Aufregung stürzten die Passagiere auf den Bahnkörper hinaus, zum Theil in Nachtkleidern aus dem Schlafwagen. Ein paar Weiber rasten verzweifelt auf und ab und schrieen: „Hülfe! Hülfe!“

Die Schaffner gingen mit den Laternen hin und her, suchten die Menschen zu beruhigen, und der Zugführer rief:

„Niemand aussteigen lassen. Wieder einsteigen, einsteigen. Es ist nichts geschehen.“

Die Passagiere wurden abgehalten, heran zu kommen. Wieder klang von allen Seiten das Verbot, auszusteigen, und die, die draußen gewesen waren, wurden mit Gewalt in die Wagen zurück gedrängt.

Es war doch etwas geschehen. Die Locomotive des Berliner Zuges hatte sich in die Hälfte des letzten Wagens gebohrt, ihn halb aus den Schienen gerissen. Und die Beiden standen nun da in einander gerannt wie zwei verkämpfte Hirsche. Die Berliner Locomotive, von der Heizer und Maschinenführer im letzten Moment abgesprungen waren, mit den Vorderrädern entgleist, tief in die Erde eingebohrt, seitwärts liegend, mit eingedrücktem Schornstein, während zischend unausgesetzt der Dampf entfuhr, als ob der Coloß, zum Tode verwundet, fauchend seinen Athem ließe.

Der letzte Wagen, in dem sich Rangenhofens befanden, war, als hätte ihn ein Stier auf die Hörner genommen, empor gehoben und stand schräg zum Himmel. Die Rückwand war eingedrückt, alle Fensterscheiben entzwei, die Decke stand in einzelnen Splittern in die Luft, verbogene Eisentheile spreizten sich wie Flossen an einem Fisch nach allen Seiten. Und aus dem Wagen klang ein furchtbares Angstgeschrei, während unausgesetzt in Stößen die Locomotive den Dampf von sich gab, die Lichter der Beamten um den Wagen herum irrten und der Zugführer einen Schaffner, der ganz verzweifelt hin und her lief, anherrschte:

„Verlieren Sie doch nicht den Kopf. Waren denn Personen im letzten Wagen? Wer war drin?“

Der Schaffner konnte zuerst nicht antworten, und der Zugführer mußte die Frage wiederholen. Aber er wartete es nicht ab, sondern die Beamten suchten nun die Thüren zu öffnen, um denen darin Hülfe zu bringen.

Die Kinder standen am Fenster und jammerten. Tittchen schrie:

„Mein Kopf, mein Kopf."

Das Fräulein hatte ganz den Verstand verloren, sah durch die eine zerbrochene Fensterscheibe, die zersplittert aussah wie ein Spinnwebennetz, hinaus und rief:

„Um Gottes willen, die Kinder, die Kinder, die Kinder!"

Dazu klang unausgesetzt das Schreien der Uebrigen; Lilli brüllte, die beiden Jungen weinten, nur von der kleinen Cécil hörte man nichts. Mili war starr vor Schreck und bat nur ganz leise:

„Lassen Sie mich doch 'raus. Lassen Sie mich doch 'raus."

Doch die Beamten gaben sich vergeblich Mühe, die Thüren zu öffnen. Durch den Stoß war Alles verbogen und verklemmt. Schließlich mußten die Kinder vom Fräulein einzeln durch das Fenster hinaus gereicht werden, nachdem der Oberschaffner noch mit einer abgerissenen Eisenschiene, die lose herum lag, die Splitter aus den Rahmen entfernt, damit sich Niemand schneiden sollte.

Alles im Wagen hatte dermaßen den Kopf verloren, daß Niemand nach Cäcilie oder den Eltern fragte, bis endlich Tittchen rief:

„Wo ist denn die Mama? Wo ist die Mama?"

„War denn noch Jemand drin?" fragte der Oberschaffner nun fast grob. Und der Schaffner, der jetzt seine Fassung wieder gewonnen und wie ein Pferd arbeitete, die Kinder in Sicherheit zu bringen, rief:

„Der Herr Regierungsrath. Der Herr Regierungsrath von Rangenhofen ist doch drin und seine Frau!"

„Ja, wo sind Die denn?"

„Sie müssen noch drin sein."

Und jetzt begann das Fräulein:

„Um Gottes willen, die gnädige Frau! Wo ist die gnädige Frau? Herr Gott, es ist ein Unglück geschehen!"

Und sie, die zuletzt heraus geholt worden, setzte sich draußen auf den Boden, bekam einen Weinkrampf, zitterte, klapperte, schluchzte unausgesetzt und rief:

„Das ist ja furchtbar, furchtbar, furchtbar!"

Die Kinder umringten sie, von einigen Herren aus dem Nebenwagen und ein paar Schaffnern möglichst beruhigt.

Aber die Kleinen jammerten unausgesetzt:

„Wo ist die Mama? Wo ist der Papa? Papa, komm doch!"

Tittchen rief: „Tante Cäcilie! Wer rettet Tante Cäcilie?"

Dann klagte die kleine Cécil:

„Ich habe Wehweh. Mir thut der Kopf weh."

Und jetzt rief Mili wieder mit starrer Betonung, als dürfe ihr Wille niemals gebrochen werden:

„Ich fahre nie wieder Eisenbahn, ich fahre nie wieder Eisenbahn. Hört Ihr, ich will nicht."

Dann begann auch sie plötzlich fürchterlich zu schluchzen und zu weinen.

Und mit einem Male stand das Fräulein auf, riß die Kinder an sich, wollte mit ihnen fortlaufen und rief:

„Rettet Euch! Fort, fort, rettet Euch! Es kommt noch ein Zug."

Dabei kreischten ein paar andere Damen, die trotz der Bemühungen der Schaffner, sie wieder in den Wagen zu bringen, ausgestiegen waren, laut auf, rannten den Bahndamm hinunter, querfeldein in die Dunkelheit hinaus.

Währenddessen hatten die Schaffner die eine Thür aufgebrochen, ein paar Herren vom Nebenwagen arbeiteten thatkräftig mit, und jetzt trugen sie Cäcilie heraus, die eine Wunde an der Stirn hatte und über und über blutbedeckt war.

Aber trotz ihrer Schwäche dachte sie, als sie zur Besinnung gekommen, nicht an sich selbst, nur an die Kinder. Sie sah nach ihnen, rief sie bei Namen, umarmte sie einzeln mit Thränen in den Augen und rief:

„Seid Ihr denn nur alle da? Seid Ihr denn nur alle gesund?"

Doch plötzlich fuhr sie auf:

„Wo ist denn Martha?"

Und mit einem Male, als wäre bisher ihr Gedächtniß weggelöscht gewesen, kam ihr die Erinnerung an das Herannahen der beiden glühenden Locomotivaugen, machte sie sich klar, daß gerade in dem letzten Wagenabtheil Schwester und Schwager geschlafen, in dem Wagenabtheil, das jetzt hoch über der verbogenen Esse der Locomotive in die Luft stand, zerdrückt, zerquetscht, zertrümmert und zerschlagen. Und sie stürzte auf den Wagen zu, nahm irgend einen wildfremden Menschen, einen der Herren, die mit arbeiteten, beim Arm, zog ihn dorthin und rief:

„Ich muß hinein, dort muß ich hinein. Meine Schwester ist ja da drin. Um Gottes willen, retten Sie meine Schwester."

Der Herr suchte sie zu beruhigen und sagte, indem er sie unwillkürlich Frau nannte:

„Gnädige Frau, Sie helfen so nichts. Beruhigen Sie sich, setzen Sie sich hier hin, warten Sie ab. Wir werden gleich nachsehen, es wird schon nichts geschehen sein. Haben Sie keine Angst."

Doch Cäcilie wehrte sich, sie wollte zu ihrer Schwester:

„Nein, nein, nein. Lassen Sie mich, lassen Sie mich! Ich will meine Schwester. Wo ist sie?"

Dem einen Herrn halfen noch andere, sie zu beruhigen und von dem Wagen fortzubringen. Und der eine Schaffner, der jetzt auf die Trümmer hinauf geklettert war, machte ein Zeichen wie: „Schleppt sie fort, hier ist Alles aus."

Da packten die Herren Cäcilie, redeten auf sie ein, suchten sie zu beruhigen und führten sie mit Gewalt weg, während sie sich wehrte, in ihrer Aufregung um sich schlug, die Männer fortzustoßen suchte und immer rief:

„Warum läßt man mich nicht zu meiner Schwester. Ich will wissen, wo meine Schwester ist. Wo ist mein Schwager? Der muß auch da sein."

Sie konnte nichts sehen, das herabtröpfelnde Blut lief ihr in die Augen. Man hatte ein Taschentuch naß gemacht, wischte sie ab, und nun wurden sie und die Kinder in einen anderen Wagen gebracht, wo die Herren ein Coupé frei gemacht hatten.

Cäcilie war einer Ohnmacht nahe, ließ sich ruhig hinauf heben, dort hinlegen. Und schreiend, schluchzend, weinend folgten die Kinder.

Nur das Fräulein rief, als hätte sie den Verstand verloren:

„Nein, nein, ich fahre nicht Eisenbahn. Ich gehe nicht hinein, ich steige nicht in den Zug."

Sie wurde wieder von den Herren, die die Pflege der Verunglückten übernommen hatten, beruhigt und endlich mit Gewalt einfach in den Zug gestoßen, weil jetzt schon die Schaffner mit den Laternen auf dem Nebengleis laut riefen:

„Gleis frei! Gleis frei! Der Münchener Courierzug."

Die ausgestiegenen, aufs Feld gelaufenen Frauen kamen nun kreischend wieder zurück, blieben gerade auf dem bedrohten Gleise stehen, mußten fortgedrängt werden und waren endlich nach einigen vergeblichen Versuchen wieder im Zug eingesperrt.

Die Schaffner hatten nur mit der Möglichkeit gerechnet, daß der Zug käme. Es war aber schon von der Blockstation aus nach Hof telegraphirt, denn die entgleiste Locomotive hätte das Vorbeikommen des Zuges unmöglich gemacht.

Immer noch fauchte dampflassend die Maschine, während die Schaffner in dem zertrümmerten Waggon arbeiteten, um Martha und Isidor zu bergen, obgleich gar keine Hoffnung schien, daß sie mit dem Leben davon gekommen sein könnten, da der Wagen an seiner Stirnseite vollkommen eingedrückt war.

Jetzt wurde der Heizer des Berliner Zuges gebracht, den man ein Stück weiter unten auf der Strecke gefunden. Er hatte sich beim Abspringen schwer verletzt, während der Führer der Maschine mit einer Handverstauchung davongekommen war.

Wieder riefen die Schaffner:

„Niemand darf aussteigen."

Doch von allen Seiten erschienen in den Coupéthüren und Fenstern Köpfe, riefen hinaus, fragten, wollten wissen, wie viel Todte es gäbe, wie viel Verwundete. Was nun eigentlich würde, wie lange man hier noch liegen bliebe?

Und in der Nacht, die jetzt, da der Mond hinter Wolken getreten, ganz dunkel geworden war, irrten Lichter umher, klangen Rufe, während unausgesetzt der ausströmende Dampf der Maschine zischte.

Jetzt begannen plötzlich einzelne Tropfen zu fallen, und ein leichter Regen ging nieder, während es dunkler und dunkler wurde.

Die erleuchteten Wagen der beiden in einander gefahrenen Züge warfen lange Lichtscheine auf die umgebenden Felder hinaus, in denen man die Schatten der Reisenden sich bewegen sah.

Es hieß, eine Viertelstunde würde es noch dauern, bis eine Maschine mit ein paar Wagen aus Hof entgegen gekommen sei, um die Passagiere des Berliner Zuges aufzunehmen, denn er konnte weder vor- noch rückwärts.

Der zertrümmerte Schlußwagen des Dresdener Zuges wurde abgekoppelt, die Maschine zog an und fuhr ein paar Meter auf dem Geleise vorwärts, so daß die miteinander verkämpften Zugtheile wie ein hohes, schwarzes, ragendes Monument stehen blieben.

In dem Wagen arbeiteten beim Lampenschein die Beamten ununterbrochen. Ein Arzt hatte sich dazu gesellt, den man aus dem Berliner Zug herbeigerufen. Aber es ward ihnen dabei klar, daß den beiden Verunglückten in dem Abtheil erster Classe nicht mehr zu helfen sei.

Man hatte sie angerufen, sie gaben keine Antwort. Und aus der Stellung der Wände zu einander konnte man mit Sicherheit schließen, daß sie beide während des Schlafes bei dem Zusammenstoß augenblicklich in die ewige Ruhe hinüber gesendet worden.

Doch man wollte es den Angehörigen nicht mittheilen; dazu blieb noch später Zeit genug.

Nun kam auch die Locomotive mit den Wagen von Hof entgegen. Die Thüren des Berliner Zuges wurden geöffnet, die Passagiere mußten aussteigen und in dem jetzt stark in der tiefen Dunkelheit niederrauschenden Regen über die Schienen laufen, an der entgleisten Locomotive und dem zertrümmerten Wagen vorbei, den ganzen Dresdener Zug entlang bis zu den leeren Wagen, die ihrer warteten.

Die Leute kamen nun in langen Reihen, schwer zum Theil ihr Gepäck schleppend, Decken überhangen, Einzelne die Regenschirme aufgespannt. Die Damen schrieen und klagten, Einzelne meinten, sie wollten lieber hier bleiben, man könnte vielleicht in dem Wärterhaus übernachten oder im nächsten Dorf, — obgleich kein Dorf in der Nähe zu sehen war.

Die Meisten hatten das Gefühl, sie wollten nur um keinen Preis weiter fahren, nicht wieder einsteigen, denn wer weiß, was alles geschehen könnte! Gerade jetzt schien ihnen ein Unglück um so möglicher, als die Ordnung gestört war.

Jemand rief:

„Und wenn wir nun gerade in einen Zug hinein fahren!"

Ein Anderer fragte:

„Lassen denn Die in Hof auch keinen Zug fort? Wissen die's denn?"

Die Beamten suchten zu beruhigen. Ein paar Berliner wurden grob, während die sächsischen Schaffner freundlich zuredeten.

An der Unglücksstelle staute sich der Zug der Reisenden. Jeder wollte genau sehen, was eigentlich passirt, Jeder machte seine Bemerkung. Jeder gab einen guten Rath, drückte sein Entsetzen aus. Und die Beamten trieben nur immerfort:

„Bitte, meine Herrschaften, weiter gehen, weiter gehen! Einsteigen. Der Zug wartet nicht länger."

„Wie viel sind denn todt?" fragte Jemand.

„Zwei. Ein Herr und eine Dame, die im letzten Wagen waren, in der ersten Classe," gab der Zugführer zurück.

„Das ist ja schrecklich."

„Ja. Aber sonst ist nichts geschehen. Beruhigen Sie sich nur, meine Herrschaften. Weiter gehen! Einsteigen!"

Aber man wollte durchaus die Verunglückten noch sehen und beruhigte sich nur, als mitgetheilt wurde, sie steckten zwischen den Trümmern. Nun aber verlangte man zu wissen, wie es dem Heizer ginge, der abgesprungen.

Es wurde den Leuten irgend etwas erzählt, um sie weiter zu bringen. Schließlich verbreitete Jemand das Gerücht, der Zug vorn, der die Berliner aufnehmen sollte, wäre bereits fast voll, Niemand könnte mehr hinein, wer jetzt nicht schnell mache, bliebe unbedingt auf der Strecke liegen, unter freiem Himmel, in tiefer Nacht bei strömendem Regen.

Keiner wußte, wer das Gerücht aufgebracht, aber es half. Die Leute begannen, mit ihren Taschen und Decken und Sachen bepackt, zu laufen, um nur ja den Zug nicht zu verfehlen.

Er ging auch bald ab. Und jetzt blieb nur noch der Dresdener Zug liegen, der warten mußte, um den gehörigen Abstand von dem anderen zu gewinnen.

Cäciliens Kopfwunde war von einem der Herren gewaschen und verbunden worden. Es stellte sich heraus, daß sie nicht schlimm sei. Aber sie dachte unausgesetzt an die Geschwister und erregte sich dabei. Sie fragte, wo sie wären, warum man nichts von ihnen hörte. Dann wollte sie aussteigen und sich persönlich erkundigen, so daß schließlich einer der Herren zu einer List seine Zuflucht nahm und mit einem Male an dem Coupé erschien mit der Nachricht:

„Sie können jetzt nicht mehr herein, sie werden später kommen. Sie sitzen nur zwischen den Trümmern, und in Hof sehen Sie Alle wieder."

Da beruhigte sich Cäcilie etwas. Aber sie begann leise zu weinen in Gedanken an das Schicksal ihrer Schwester und auch, weil die erregten Nerven sich Luft machen wollten.

Die Kinder hatten sich beruhigt. Durch den Anprall waren sie wohl mit den Köpfen an einander geschlagen, die kleine Cécile vom Sitz herunter gefallen, weswegen sie geklagt, aber es stellte sich heraus, daß Niemand eine ernstliche Verletzung davongetragen.

Doch die Mädchen weinten. Sie fragten nicht nach den Eltern, da man sie beruhigt hatte, sie sich der Tragweite des Unglücks gar nicht bewußt waren und sich zufrieden gaben, als man ihnen sagte: Papa und Mama würden sie schon in Hof wieder sehen.

Unvernünftig benahm sich nur das Fräulein, das immerfort jammerte, unausgesetzt schrie, sie führe nicht weiter, sie wolle nicht weiter. Bis endlich der Herr, der die falsche Nachricht von den Verunglückten gebracht, ihr ziemlich energisch sagte:

„Nun beruhigen Sie sich doch mal, Ihnen fehlt ja gar nichts. Sie machen ja nur Alle nervös."

Da setzte sich das Fräulein theilnahmlos in eine Ecke, that, als ob sie schwer krank sei, schloß die Augen und kümmerte sich um nichts mehr.

Cäcilie blieb Alles überlassen. Sie nahm alle Kraft zusammen, nicht mehr zu weinen, und obgleich ihr die Lippen zuckten, ging sie noch ein Mal

von einem der Kinder zum anderen, untersuchte sie, sprach mit ihnen, tröstete sie, sie würden die Eltern in Hof wieder sehen. Das sei die nächste Station, dort würden sie dann aussteigen und die Nacht bleiben, und morgen sei dann Alles wieder gut.

Darüber klang der Pfiff der Locomotive, wobei sie zusammenzuckten, als stünde ein neues Unglück in Aussicht. Und das Fräulein rief: „Wenn nur kein Zug entgegen kommt! O Gott, o Gott!"

Sie setzten sich in Bewegung und fuhren langsam Hof zu.

Cäcilie aber, die, als ob ein Schutzengel über ihr gewacht, gerettet worden, weil sie keinen Platz zum Schlafen beansprucht hatte, weil sie bei den Kindern blieb, während die Eltern es sich bequem machten und sich egoistisch streckten, streckten auf ihrem letzten Bett. Cäcilie faltete die Hände und sandte ein Gebet zum Höchsten, der sie in großer Gefahr gnädig bewahrt.

Es waren kaum Worte, es war ein inbrünstiger Dank, und die Bitte eingeschlossen, es möchte ihren Geschwistern nichts geschehen sein. Als sie die Hände aus einander faltete, nahm sie die kleine, weinende Cécil auf den Schoß. Als sei dieses Kind, das, wovon sie alle nichts wußten, Waise geworden war, ihr Fleisch und Blut, ihr doppelt zu eigen.

XXVII.

Ueber dem Unglücksfall hatte Cäcilie ihre eigenen Pläne vergessen; sie wurden durch die Sorgen um die Kinder zurückgedrängt.

Denn sie war, nachdem sie nach Dresden zurückgekehrt, für die erste Zeit wenigstens, ganz nach der Reichsstraße übergesiedelt.

In der allgemeinen Verzweiflung, als ihnen die Wahrheit mitgetheilt wurde, hatte nur eine sich aufrecht erhalten, Cäcilie.

Sie war der Schutz und Schirm, die Stütze Aller.

Das Fräulein erschien, statt zu helfen, als fünftes Rad am Wagen. Und nachdem die Beerdigung beider Eltern, die in einem gemeinsamen Grabe beigesetzt wurden, stattgefunden, hatte Cäcilie das Fräulein auf Rath des Arztes auf ein paar Tage nach Hause schicken müssen, da sie seit dem Unglück unausgesetzt weinte und schluchzte.

Bei dem Begräbniß war der Professor nicht anwesend, denn er befand sich noch in England.

Aber Cäcilie dachte nicht an ihre Zukunft. Das würde sich alles schon von selbst lösen. Die Pflicht lag ihr näher, sie mußte jetzt bei den Waisen bleiben.

Sie allein übernahm die Sorgen des Hausstandes. Sie ließ dazu ihre Emma herüberkommen, denn sie konnte nicht die ganze Zeit zu Hause sein, da es allerlei zu thun gab, um den Nachlaß zu ordnen.

Sie hatte Zusammenkünfte mit dem Rechtsanwalt; dabei ging ihr Niemand zur Hand. Nähere Rangenhofen'sche Verwandte gab es nicht, Irene half in keiner Beziehung.

Sie posirte mit ihrer Trauer. Es gab reichen Gesprächsstoff nach allen Seiten. Das Ereigniß war auch zu schrecklich, zu entsetzlich, zu tragisch.

Und daß es gerade sie getroffen hatte! Und sie schien sich in ihrer Trauer so zu vergraben, daß sie zu allem Anderen unfähig wurde.

Als Cäcilie ihr einmal etwas mittheilte und sie um Rath fragte, mehr um die Stimme eines anderen Menschen zu hören, antwortete Irene nur:

„Um Gotteswillen, erinnere mich nicht an diese grausige Sache. Ich bin ganz krank, wenn ich nur daran denke."

Cäcilie aber durfte nicht krank sein. Sie mußte den Verstand oben behalten, und sie arbeitete wie ein Pferd, kümmerte sich um Alles wie ein Mann.

Sie war es, die das Begräbniß übernommen. Sie empfing die Besuche der Vorgesetzten und Collegen ihres verstorbenen Schwagers. Ihr lag die Sorge ob für die Zukunft der Kinder, die nicht gerade in rosigem Lichte erschien, denn Isidor selbst hatte beinah' kein Vermögen, und es gab nur die Hinterlassenschaft dessen, was Martha von Väterchen geerbt.

Nun kamen Auseinandersetzungen wegen einer Unterstützung der Waisen. Die Vorgesetzten Isidor's sicherten Cäcilie zu, daß der Fall so behandelt werden solle, als ob Isidor im Dienst verunglückt sei. Eine Auffassung, die darin ihre Berechtigung fand, daß Isidor aufgegeben worden war, auf der Rückreise von Südtirol in München gewisse Abmachungen mit der bayerischen Staatsbahn-Verwaltung zu treffen, so daß in der That seine Fahrt als Dienst angesehen werden durfte.

So war denn der Familie eine Pension gesichert. Aber immerhin, leicht konnten die Verhältnisse bei sechs Kindern nicht genannt werden.

Doch es war ein Glück für das alternde Mädchen, daß sie diese aufreibende Beschäftigung und Sorge fand, denn es führte sie hinweg über Kummer und Trauer, über alles Entsetzen, über die Folgen der ausgestandenen Angst, der Seelenqualen. Es beschäftigte sie, sie hatte gar keine Zeit daran zu denken, wie furchtbar ihnen das Geschick mitgespielt.

Es erwachten in ihrer ruhigen, stillen, demüthigen Altjungfernseele Mannesthatkraft und Trotz. Sie fühlte, hier galt es nicht, zu bedauern, zu beweinen, traurigen Gedanken nachzuhängen, hier galt es im Sinne der Verstorbenen für die Ueberlebenden zu sorgen, die nicht groß genug waren, für sich selbst den Kampf ums Dasein aufzunehmen.

Aber es mußte eine Entscheidung getroffen werden, nicht bloß für jetzt, auch für die Zukunft. Und dazu wollten Else und ihr Mann auf einen Tag von Straßburg herüber kommen.

Sie wurden, um das Hôtel zu sparen, bei Cäcilie untergebracht, die ja ihre Wohnung jetzt nicht benöthigte.

Cäcilie holte die kleine Schwester am Bahnhof ab. Die Kinder hatte sie zu Hause gelassen. Sie ging Abends auf dem Bahnsteig, den Zug erwartend, auf und ab, ganz in Schwarz, mit langem Kreppschleier. Und wieder sah sie von Weitem wie damals in der Nacht zwei große feurige Locomotivaugen sich nähern, die immer wuchsen und wuchsen. Und sie mußte sich abwenden, sie konnte den Anblick nicht ertragen, so deutlich stand wieder vor ihrem Gedächtniß der Moment, wo sie hinten im Wagen auf die mondbeglänzten Ge-

leise hinausgestarrt, und mit einem Male in der Dunkelheit die Lichter der Maschine aufgetaucht waren.

Sie hatte dasselbe Gefühl, ein furchtbares Entsetzen. Es war ihr, als müßte im nächsten Augenblick wieder jenes Krachen und Splittern erfolgen und sie hinstürzen auf dem schmalen Gang des Wagens. Und sie war so benommen von diesem Gedanken, daß sie nicht richtig zur Besinnung kam, bis sie plötzlich die kleine Else rufen hörte:

„Cäcilie! Meine liebe, arme Cäcilie!"

Dann lagen sich die Schwestern, die sich so lange nicht gesehen, in den Armen. Cäcilie umarmte ihren Schwager. Sie blickte ihn an. Er sah nicht mehr so jugendlich aus, war etwas männlicher geworden und jetzt ganz gebräunt von Luft und Sonne.

Arm in Arm gingen die Schwestern nach der Droschke. Und während Hans das Gepäck besorgte, saßen sie im Wagen neben einander, Hand in Hand, und Cäcilie mußte erzählen von all' dem Traurigen. Von dem Unglück, von dem Warten in Hof, von der Gewißheit, daß die Geschwister todt, von der Rückkehr nach Dresden, von der Abholung der Leichen, von der Beisetzung auf dem Kirchhof, zu der Else und Hans nicht hatten in der Schnelligkeit kommen können.

Es dauerte lange, bis das Gepäck erschien. Die beiden Schwestern schütteten ihr Herz aus, beide weinten und küßten sich. Endlich ging ihr Kummer über in die Glückseligkeit, sich wieder zu sehen. Die kleine Else umarmte lange ihre Schwester, dann ließ sie sie plötzlich los und blickte sie an:

„Aber Du, Du meine arme kleine Cäcilie, Du hast ja von Dir selbst gar nichts gesagt. Wie geht es denn Dir? Sieht man die Wunde denn noch?"

Cäcilie lächelte unter Thränen:

„Ach, es war ja nicht der Mühe werth. Und ich, — das ist ja ganz gleich."

„Nein, so mußt Du nicht immer sprechen, Cäcilie! Aber wirklich, man sieht nichts. Oder hast Du das Haar darüber gezogen? Mir kommt's so vor, irgend etwas ist an Dir verändert. Trägst Du denn das Haar anders?"

Cäcilie lächelte:

„Nein, genau so wie sonst."

Die kleine Schwester blickte sie wieder an, hielt sie bei beiden Armen, beugte sich zurück, sie zu betrachten. Cäcilie mußte den Schleier in die Höhe schlagen.

Else beguckte sie lange und sagte dann gedehnt:

„Man sieht nichts. Aber Du bist anders geworden, Cäcilie. Du siehst so ernst aus!"

Cäcilie gab zurück:

„Ich habe auch Ernstes erlebt."

„Und dann, weißt Du, ich finde . . . Du nimmst doch Deiner kleinen Schwester nichts übel, nicht wahr? Du weißt ja, wie ich denke — weißt Du, ich finde . . . ich finde nämlich: Du bist älter geworden, viel älter."

Aus ihren Worten klang ein derartiges Erstaunen, daß es Cäcilie einen Stich gab.

Sie sagte ruhig:

„Du vergißt, daß wir uns Jahre nicht gesehen haben, Else."

Die Schwester war verwirrt, beugte sich ganz nahe zu Cäcilie, strich ihr das Haar und antwortete:

„Jetzt weiß ich, warum ich's geglaubt habe. Nein, Du bist ja — sonst siehst Du ja aus wie früher —, aber Du hast ja ganz graues Haar. Das sieht man nur bei dem Blond sonst nicht. Nein, sieh nur, an den Schläfen bist Du ja wahrhaftig ganz grau."

Cäcilie senkte den Kopf. Und sie wußte nicht, wie es kam, sie dachte plötzlich an den Professor. Als wolle sie nicht alt sein, nicht zu alt; denn ihr stand ja doch noch das Leben offen, und ihr Glück sollte erst beginnen.

Da kam der Koffer. Während des Aufladens, während Hans mit Else sprach, schossen ihr in bedrängender Fülle die Gedanken durch den Kopf an ihre Zukunft, an ihr Jawort, an ihre Heirath. Als wäre all' dieses bisher verborgen gewesen und jetzt ausgelöst worden mit einem Schlage durch das graue Haar.

Es befiel sie eine Beklemmung. Was sollte werden? Um Gottes willen, die Kinder, sie hatten ja Niemanden!

Doch da fingen die Geschwister an zu sprechen, und sie wurde ihren Gedanken entrissen.

Sie fuhren nach Cäciliens Wohnung, die Diese hatte möglichst gut herrichten lassen. Während des Weges fragte das Ehepaar nach Einzelheiten über das Unglück, wie es den Kindern ginge. Aber dann war doch wieder von ihnen selbst die Rede. Und Cäciliens Augen leuchteten auf, als sie sich erzählen ließ, den Beiden ginge es gut, und die kleine Hanna könnte schon schreiben und lesen und wäre groß und dick und gesund.

Doch als beschäftige die Geister das Schicksal der Waisen, kehrte immer wieder die Frage zurück: was wird denn aus ihnen werden?

Und als sie oben in Cäciliens Wohnung sich eben eingerichtet hatten, und Cäcilie sie verließ, um nach der Reichsstraße zurückzukehren, sagte Else beim Abschied, nachdem sie sich für den nächsten Tag verabredet, an dem sie Irene und ihren Mann zum Familienrath treffen wollten:

„Cäcilie, weißt Du, daß wir uns schon etwas gedacht haben?"

„Nun?"

„Ja, was mit Dir werden soll . . ."

Cäcilie dachte an ihr eigenes Glück. Wieder schoß ihr das Roth in die Wangen, — hatten Die denn auch etwas gehört? Und sie fragte zögernd:

„Nun, was habt Ihr denn gedacht?"

„Wir haben gedacht, die Lösung würde wohl so sein, daß Du ganz zu den Kindern ziehst."

Hans sagte lächelnd:

„Ich weiß auch Jemanden, der sehr glücklich darüber wäre."

Und Else fügte hinzu:

„Dann wärest Du nicht mehr allein, dann hättest Du Deine Familie."

Hans fuhr Cäcilie streichelnd über die Schulter:

„Denke Dir einmal, Cäcilie, sechs Kinder und keinen Mann!"

Dann lachte das Ehepaar herzlich. Aber Cäcilie nahm schnell Abschied, und, als sie die Treppe hinunterhuschte, waren ihr plötzlich die Augen naß geworden.

XXVIII.

In der Wohnung auf der Reichsstraße fand der Familienrath statt. Irene und ihr Mann ließen lange auf sich warten, währenddessen blieb Else drüben bei den Kindern.

Nur die beiden ältesten schienen eine klare Vorstellung davon zu haben, was es bedeutete, die Eltern zu verlieren, während Lilli, Fritz und Ernst ruhig spielten, Cécil sogar wie eine Besessene herum lief, einen kleinen, zerbrochenen Wagen ohne Räder an einem Strick hinter sich herschleifend, tutete, trarate und einen solchen Lärm machte, daß Else es ihr verwies.

Es hatte die Folge, daß das Kind anfing zu weinen, von der Tante nichts wissen wollte und nach Cäcilie fragte.

Die war aber vorn und sprach mit Hans.

Sie standen an Isidor's verlassenem Schreibtisch, und obgleich er eigentlich dort nie gearbeitet, machte es ihnen trotzdem einen trübseligen Eindruck, so daß Hans sagte:

„Es ist doch immer ein zu eigenes Gefühl, sich zu sagen: Hier hat nun ein Mensch gewohnt und gelebt und ist glücklich gewesen. Hier hat er gearbeitet, im Kreise seiner Familie gesessen. Und das ist nun alles aus, weggelöscht mit einem Male, kein Hahn kräht danach, es ist nicht wieder zurückzurufen, nicht wiederzubringen, ja es ist, als ob es überhaupt nie gewesen wäre."

Cäcilie nickte:

„Aber man merkt doch, daß es da war, wenn man an die Lücke denkt, die zurückbleibt."

Hans hatte seine eigene Philosophie. Er meinte, indem er an das Fenster trat und zerstreut auf den Bismarckplatz hinaussah:

„Ja, die Lücke, da magst Du Recht haben. Und trotzdem, wie schnell schließt sie sich! Dann bleibt gar nichts mehr, nicht einmal die Erinnerung. Ich finde immer, ich habe das gerade in Straßburg jetzt ein paar Mal erlebt, mein Compagniechef starb, dann kam ein Bataillonscommandeur fort, wir bekamen einen neuen Oberst, und das Alles erschien Einem im Anfang ganz unmöglich, und später ging es doch ausgezeichnet; man gewöhnt sich an Alles, es geht Alles, wenn man nur will."

Cäcilie antwortete:

„Gut, wenn Ihr einen anderen Oberst bekommen habt, so wurde der eben ernannt. Aber es fragt sich, was hier wird. Wir müssen doch so zu sagen alle für die Kinder sorgen, nicht wahr?"

Cäcilie schwieg eine Weile.

„Wir sind die Verwandten, Andere sind nicht da. Nun wird ja ein Vormund ernannt, aber immerhin, es fehlt doch dann Jemand im Haus. Und vor allen Dingen, die Mutter fehlt. Alles geht zu ersetzen, nur die Mutter nicht."

Doch da drehte sich Hans herum:

„Denke Dir mal, jetzt werde ich gleich etwas sagen, was Du wahrscheinlich unerhört findest. Aber ich glaube bestimmt, daß die Kinder im Grunde genommen an Dir eine bessere Mutter hätten als an der armen Martha."

„Meinst Du?" antwortete Cäcilie. Und nach einer Weile fügte sie hinzu: „Aber ich bin nicht die Mutter. Und wie soll ich ihnen denn Mutter sein?"

„Nun, Du wirst ihnen Mutter werden. So denke ich mir das doch wenigstens, das ist doch ganz gegeben."

Cäcilie ward mit einem Male entschieden. Sie sah ein, daß sie nun sprechen mußte. Und es war ihr um so lieber, als Else jetzt eintrat und sie es den Beiden allein sagen konnte, die ihr am nächsten standen:

„Ich muß Euch nämlich etwas mittheilen. Ich — ja wie soll ich das sagen? Hans hat eben gemeint, es wäre gegeben, ich sollte hier die Mutterstelle übernehmen. Aber da muß ich Euch ein Geständniß machen. Ich weiß nicht, ob Ihr es gehört habt von Martha . . ."

Else unterbrach sie:

„Der Antrag des Professors Rangenhofen?"

„Ja."

Doch das Ehepaar sagte fast zugleich:

„Aber ich denke, das ist doch schon erledigt, der ist abgelehnt?"

Da ward Cäcilie mit einem Male heftig und rief sehr laut, als müsse sie sich gegen einen unerhörten Angriff vertheidigen:

„Wer hat denn das behauptet? Wer hat das gesagt? Davon ist gar keine Rede. Nein, im Gegentheil, ich habe nur noch nicht geantwortet. Ich wollte es mir überlegen, und jetzt werde ich antworten."

„Nicht geantwortet?" meinte Else erstaunt.

Cäcilie erzählte ihnen, wie es Isidor an ihrer Stelle übernommen, dem Professor zu antworten, da sie nach reiflicher Ueberlegung ihm erst Ja oder Nein sagen mochte.

Die Geschwister blickten sie ganz erstaunt an. Hans fragte:

„Ja, und nun? Was willst Du ihm denn antworten?"

„Ja!"

„Ja antworten?"

„Jawohl, ich will ihm Ja sagen."

Das Ehepaar sah sich an. Sie hatten sich so fest eingeredet, es sei die natürlichste Sache von der Welt, daß Cäcilie ganz zu den kleinen Neffen und Nichten zöge, daß sie sich jetzt gar nicht hinein finden konnten, wie das anders sein sollte.

Nun erschienen auch Irene und ihr Mann.

Es war zwischen Else und Hans und Cäcilie etwas wie eine augenblickliche Enttäuschung, fast Entfremdung eingetreten. Aber da Irene und Else

einander noch ferner standen, kam es nun wie von selbst, daß sich die beiden jüngeren Schwestern zusammensetzten und Irene neben ihrem Mann auf der anderen Seite des Tisches blieb.

Irene sah sehr schön aus in ihrem Trauerkleide. Baron Börking war gleichfalls in tadellosem Schwarz. Er warf auf Hans' glänzend schwarze Seidencravatte, die für die erste Trauerzeit entschieden unrichtig erschien, einen erstaunten, mißbilligenden Blick, während er unwillkürlich nach seiner stumpf schwarzen Halsbinde griff, um zu prüfen, ob sie auch noch gut säße.

Das Ehepaar Serben übernahm die Auseinandersetzung. Abwechselnd sprachen sie davon, wie die Verhältnisse lägen, was werden sollte, während das Paar Börking mehr die Zuschauer abgab, als ginge sie im großen Ganzen die Geschichte nicht viel an, hätte zum Mindesten kein besonderes Interesse für sie.

Aus den paar Worten, die sie einwarfen, ward ersichtlich, daß sie sich jedenfalls über Eins völlig klar waren: wie sie auf keinen Fall daran dächten, sich um die Kinder Martha's besonders zu kümmern. Schließlich stand Günther auf und meinte, indem er die Sache ganz vom hohen Standpunkt des Mannes betrachtete, dem es leicht ist, eine Entscheidung zu treffen, weil er Folgen, Unannehmlichkeit und Arbeit nicht auf sich zu nehmen hat:

„Mein lieber Hans und meine liebe Else und meine liebe Cäcilie! Irene ist ganz meiner Meinung! Darf ich Euch also mal sagen, was ich über die Sache denke. Ich glaube, es ist eigentlich nicht nöthig, daß wir uns hier weiter den Kopf zerbrechen. Ich finde die Situation so zu sagen gegeben. Ja wahrhaftig, das ist das rechte Wort: „gegeben". Wir nehmen einfach, denke ich, den status quo an. Ihr wißt, Hans und Else, welche wundervollen Eigenschaften unsere liebe Schwägerin hat. Du brauchst nicht roth zu werden, Cäcilie, — wir wissen alle, daß sie eigentlich uns beschämt in der Art, wie sie sich für Andere opfert, daß sie durch Charakter, durch Art und Wesen bestimmt ist, mit Kindern umzugehen, Kinder zu erziehen, ja, daß von ihr, so zu sagen, ein Fluidum ausgeht, das die Kleinen gewinnt. Wir haben es ja alle erfahren, ein Fluidum, das ich riesig bewundere. Denn wenn ich Martha's Kinder nur in die Nähe gekommen bin, fingen sie eigentlich immer schon an zu brüllen, während, wenn sie ihnen in die Nähe kommt, sie sofort anfangen zu lachen und überhaupt zum Leben erwachen.

„Kurzum, Ihr kennt die wundervollen Eigenschaften Cäciliens. Wirklich, Cäcilie, Du mußt Dich nicht zieren, es ist so. Und nun liegt die Sache, denke ich, einfach so: Else und Hans haben Kinder. Hans ist in seiner Dienststellung in Straßburg festgelegt. Die können nichts thun, die sind einfach außer dem Spiel.

„Bleiben Irene und ich. Wir haben auch eine Tochter, haben auch unsere Verpflichtungen, sogar sehr viele Verpflichtungen. Und dann noch etwas, jetzt muß ich Irene bitten, ja nicht böse zu werden —: wir sind meiner Ansicht nach nicht die richtigen Leute dazu. Was Kinder von mir denken, habe ich ja schon erklärt. Aber ich glaube, bei uns ist überhaupt nicht das rechte Milieu für Kindererziehung — offen gestanden habe ich ja manchmal selbst

für unsere Eva-Marie einige Zweifel gehabt. Es ist schon gut, Irene, 's ist schon gut, ich weiß schon, was Du sagen willst.

„Aber wir sind selbstverständlich nicht das Milieu. Es geht in unserem Haus nicht so zu, wie es eben zugehen müßte, wo erzogen wird. Es ist bei uns nicht die nöthige Ruhe. Die Kinder hätten, so wie wir einmal leben, nicht die genügende Häuslichkeit; sie fänden vielleicht nicht einen Ersatz für das Vaterhaus, wenn man das überhaupt ersetzen kann.

„Ihr seht, ich mache mich nicht besser, als ich bin, ich constatire nur Thatsachen.

„Ja, Irene, ich muß das doch nun mal sagen. Ich will ja gar nichts ändern darin, es soll ja Alles so bleiben, und ich bin ja auch ganz zufrieden so. Nur was dem Einen paßt, paßt nicht für den Anderen.

„Mit einem Wort, ich bin der Ueberzeugung, daß wir auch ausscheiden. Es bleibt also noch unsere liebe Cäcilie."

Er hatte in einem lächelnden, liebenswürdigen Ton gesprochen und blickte sich, des allgemeinen Beifalles gewiß, um.

Als Alles schwieg, war er sehr erstaunt und wendete sich nun direct an Cäcilie:

„Sei mir nicht böse, Cäcilie, wenn ich einmal diesen Punkt berühre. Du hast keinen Mann, Du hast keine Familie. Ich weiß, wie das im Leben ist, das Schicksal hat es eben nicht gewollt, es hat sich nicht gefügt. Reden wir davon nicht. Es ist so, und wenn ich es sage, wirst Du mir nicht böse sein. Wir haben uns doch immer gut gestanden, nicht wahr, Cäcilie, wir sind doch immer gute Freunde gewesen."

Sie hatte den Kopf tief gesenkt, hob ihn nun etwas und meinte dann — und sie war ganz bleich geworden —:

„Gewiß, Günther, gewiß."

Er fuhr fort:

„Na also. Ich betrachte es, so weit man bei diesem furchtbaren Unglück überhaupt von glücklichem Zusammentreffen reden kann, wirklich für ein solches, daß Dir nun Dein Weg vorgezeichnet ist, daß Du weißt, wohin Du gehst, daß Du hast, wonach Du Dich sehnst.

„Erinnerst Du Dich, als Du mir einmal gesagt hast — es war bei uns im Boudoir, auch ist es schon eine ganze Ecke von Jahren her — da hast Du mir gesagt, Du fühltest Dich so unnütz, Du möchtest einen Beruf, eine Sendung, irgend etwas, was Dein ganzes Dasein ausfüllt."

Er machte eine Pause, trat zu Cäcilie und wollte ihre Hand nehmen, als müsse er sie beglückwünschen zu dem, was sie gefunden.

Und er sagte sehr warm und sehr herzlich:

„Siehst Du, hier hast Du etwas, jetzt bist Du nicht mehr unnütz. Ja, ich glaube sogar, Du wirst Glück und Befriedigung finden. Und erlaube mir, daß ich etwas sage, wovon ich vielleicht nicht immer überzeugt bin, aber doch in solchen — so zu sagen — meinen besten Momenten: wenn ich so ein Wesen sehe wie Dich, das sich aufopfert, das für Andere denkt und lebt und arbeitet, siehst Du, Du bist viel mehr werth als wir Alle. Und jetzt soll Dein Leben

noch einen besonderen Werth bekommen. Ich wünsche Dir Glück dazu. Und ich danke Dir auch für uns alte böse Egoisten, die, wenn Hülfe noth thut, nicht mitmachen können oder nicht mitmachen wollen. Ja, Du bist die Beste von uns. Und daß Du die Sorge für die Kinder übernimmst, dafür danke ich Dir herzlich."

Er nahm ihre Hand, schüttelte sie und zog die widerstrebende Cäcilie zu Irene hinüber, mit den Worten:

„Ihr wird's noch einmal vergolten werden. Jetzt danke ihr auch, Irene, und gieb Deiner Schwester einen Kuß. Und damit ist die Haupt- und Staatsaction, denke ich, beendet."

Doch Cäcilie erhob sich plötzlich, und statt sich von Irene kühl küssen zu lassen, warf sie den Kopf zurück, daß die Geschwister ihr aschfahles Gesicht sahen, mit verweinten, rothgeränderten Augen. Und mit einem Male sagte sie, indem sich Alles hervor drängte, was sie in sich zurückgehalten, und indem ihre Empfindung sich entlud wie ein jähes Gewitter:

„Es freut mich sehr, was Ihr Schönes und Gutes über mich denkt, und daß Ihr sagt, ich bin nicht egoistisch und opfere mich für die Anderen und mache mich nützlich und mein Leben hat einen Zweck und was Günther alles Schönes von mir gesagt hat.

„Aber das ist nicht wahr. Hört Ihr, das ist nicht wahr! Ich bin nicht so. Ich bin egoistisch und bin es gerade jetzt. Ich will mich nicht für Andere opfern, ich will die Kinder nicht nehmen, ich will mein Glück haben, mein Glück für mich.

„Ich habe Jahre lang mich gebeugt, habe immer Anderen geholfen, nur für Andere gelebt, nur an Andere gedacht, für Andere gearbeitet. Ich habe nichts gehabt von meiner Jugend. Ich habe, während Ihr Alle Euch unterhieltet, dafür gesorgt, daß Eure Kleider gemacht wurden, daß Ihr anderen Schwestern auf die Bälle gehen konntet, daß Ihr einen Mann fandet.

„Ich bin zurückgetreten, ich habe nichts für mich beansprucht. Ich habe meine Jugend verträumt und verbummelt, — ich habe gar keine Jugend gehabt.

„Ihr seid nicht daran schuld, es war mein Wille so. Ich wollte keine Jugend haben, ich glaube — das erkenne ich heute —, ich bin überhaupt nie recht jung gewesen. Ich hätte mich meiner Jugend gar nicht freuen können, ich war nicht die Natur danach. Und so war es nicht Egoismus von Euch, Ihr könnt nichts dafür, ich beschuldige Euch nicht und Niemanden. Ich war so, es mußte so kommen, ich mußte so sein.

„Und dann habe ich auf Alles verzichtet. Eine mußte zurückbleiben bei unserem lieben Väterchen, Eine mußte ihn pflegen, mußte für ihn sorgen. Das bin ich gewesen, das war selbstverständlich. Das ergab sich genau so von selbst, wie Ihr meint, es ergebe sich von selbst, daß ich Martha's Kinder übernehme.

„Und auch dafür, daß ich bei Väterchen meine Jahre verloren und all' das auf mich nahm, wo eine Jede von Euch vielleicht einen Theil dazu hätte beitragen können, auch dafür, dafür könnt ihr nichts, Irene und Else und die arme Martha.

„Es war freie Wahl. Ich bin nun einmal dazu geboren, ich mußte so sein, — und ich bin sehr glücklich gewesen.

„Darüber bin ich alt geworden, darüber wurde ich alte Jungfer. Jawohl, sagt nicht Nein, ich wurde eben alte Jungfer. Und ich bin eine scheußliche, häßliche, alte Jungfer, eine alte Spinne, eine alte Hausspinne, die vegetirt und Niemandem etwas nützt und hilft. Und ich bin darüber noch häßlicher geworden, als ich war, und, wie Else gestern gesehen hat, bin ich auch alt geworden, habe graues Haar bekommen.

„Nun hätte ich eigentlich kein Recht mehr auf Glück, auf persönliches Glück, auf Egoismus. Und nun denkt Euch, ich habe die Unverschämtheit begangen und habe es doch, will doch meinen Platz an der Sonne haben, will doch mein Glück.

„Der Egoismus, der zwanzig Jahre lang geschwiegen hat, ist nun endlich bei mir zum Durchbruch gekommen. Ich bin nicht gut, ich bin nicht nützlich, ich bin nicht alles das, was Günther an mir gerühmt hat, sondern ich bin schlecht, selbstsüchtig. Aber ich bin's erst jetzt geworden. Und die Jahre, in denen ich's nicht war, in denen ich's bestimmt nicht war, dienen vielleicht dazu, daß man's mir jetzt vergeben kann."

Sie unterbrach sich, athmete tief auf, wagte aber nicht, die Uebrigen anzusehen, sondern starrte vor sich hin. Allmählich hatte sie wieder Farbe bekommen, rothe Wangen, und nach einem Augenblick fuhr sie fort, immer erregter, immer heftiger, so daß es zuletzt in einem Ausbruch von Verzweiflung und Raserei endigte:

„Also nun hört zu, worum es sich handelt. Es hat ein Mann um meine Hand gebeten. Ich verstehe es selbst nicht, wie das möglich ist. Ihr mögt darüber lachen, ihr mögt mir das Recht nicht zugestehen; Eure Schwester ist alt und scheußlich und grau und verschrumpelt und schlecht dazu und hat nichts, was sie dazu berechtigt, zu heirathen.

„Aber es ist nun mal doch Jemand gekommen und hat mir's gesagt. Und ich stehe vor dem Scheidewege. Was soll ich thun? Soll ich mich weiter opfern, soll ich nichts für mich haben, oder soll ich einmal an der Neige, ehe es zu Ende geht, ehe ich ganz verspielt habe, ehe die Nacht kommt, da Niemand wirken kann, wo Niemand mehr zu mir kommt und Niemand mich fragen würde, soll ich da nun diesem Einzigen und Letzten — denn er ist der Erste und Einzige und wird auch der Letzte sein — soll ich dem nun Nein sagen?

„Ihr sagt, dort ist die Pflicht, dort sind die armen Kinder, die Waisen geworden sind. Es muß sie Jemand erziehen, es muß Jemand für sie sorgen, weil sie keine Mutter mehr haben.

„Aber muß ich's denn gerade sein, muß ich immer die Kastanien aus dem Feuer holen? Muß ich denn mein ganzes Leben hindurch immer dort zugreifen, wo Andere nicht zufassen wollen?

„Ich will einmal aus dem Wege heraus, ich will einmal von meinem Schicksal los. Dieser Mann kommt, dieser Mann fragt. Er ist der Erste, der kommt, er ist der Erste, der fragt; ich sagte Euch schon, es kommt Keiner

wieder. Ich kann's auch nicht verstehen, was er an mir findet, warum er mich fragt. Aber es ist so, es ist kein Leichtsinn. Und er hat Zeit gehabt, es sich zu überlegen, und ich habe mir Zeit genommen, mir es zu überlegen, — es ist keine Ueberstürzung. Ich habe ihm Frist gegeben, ich, die alte Jungfer, die ich keine Zeit mehr habe und eigentlich zugreifen müßte — gleich.

„Jetzt sagt, was Ihr wollt. Hört Ihr, sagt, was Ihr wollt, aber ich greife zu, ich sage Ja. Ich kann mich um die Kinder nicht kümmern, Ihr könnt's nicht, Ihr habt's nie gekonnt, und ich hab's immer gekonnt und gemußt. Wir alle drei Parteien hier haben gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Sorgt Ihr um Rath, helft Ihr einmal. Ich habe zwanzig Jahre geholfen, jetzt seid Ihr an der Reihe, heute überlasse ich's Euch. Ich übernehme die Kinder nicht."

Die Anderen waren so erschrocken, daß sie aufsprangen, während Cäcilie sprach, und zurückwichen, als hätten sie eine Besessene vor sich. Sie hatte geendet, stand da, ihre Lippen zuckten, und ihre Hände zitterten. Sie weinte und schluchzte in furchtbarster Aufregung, lief nun an das Fenster, blickte hinaus, stützte sich an das Kreuz, preßte mit der rechten Hand das Taschentuch vor die Augen und trommelte mit der linken an die Scheiben.

Günther sagte nach einer Weile halblaut:

„Um Gottes willen, um Gottes willen, ich denke, die Geschichte ist längst aus."

Hans, der neben ihm stand, meinte flüsternd:

„Nein. Sie hat uns vorhin gesagt, daß es nicht aus ist."

Irene rief ärgerlich:

„Und es ist doch ein Blödsinn. Hier ist ihre Pflicht, es gibt Pflichten im Leben."

Die kleine Else aber klagte nur, während auch ihr die Thränen in die Augen traten:

„Um Gottes willen, meine arme Cäcilie! Die ist ja ganz nervös, das ist ja schrecklich."

Günther raunte seinem Schwager zu:

„Sie ist hysterisch überreizt. Ich glaube, da ist weiter nichts zu wollen. Wir reden später darüber, wir müssen sie jetzt in Ruhe lassen."

Hans gab zurück:

„Ich habe aber keinen Urlaub weiter. Ich habe doch geglaubt, es ginge Alles ganz glatt."

„Ja, Du siehst doch, wie's steht."

„Was wird denn dann nun?"

Günther zuckte die Achseln. Irene sagte:

„Wir können doch die Kinder nicht ins Waisenhaus thun. Und zum Mindesten für die kleine Cécil hat sie geradezu zu sorgen. Es ist ihr Pathenkind. Wozu sind denn die Pathen da? Was hat sie denn bei der Taufe versprochen?"

Cäcilie hatte es gehört, wendete sich um, trat ein paar Schritte ins Zimmer und sagte nun wieder ganz ruhig und gefaßt:

„Liebe Schwester, hab' keine Angst, für die kleine Cécil will ich schon sorgen, und wenn ich sie mitnehmen sollte in mein neues Haus."

Aber sie war mit ihren Kräften zu Ende. Sie hatte nur noch das eine Bedürfniß: fort, fort, hinaus. Sie konnte darüber nicht reden, sie wollte es verbergen. Es war ihr schon entsetzlich gewesen, auch nur dies zu sagen. Und da lief sie fort, eilte, als verfolge man sie, durch den Corridor nach hinten in die Kinderzimmer.

Die kleine Lilli stürmte ihr entgegen:

„Denke Dir, Tante, ich habe die Aufgabe schon fertig und will . . ."

Doch sie unterbrach sich, als sie Tante Cäciliens verstörtes Gesicht sah:

„Was hast Du denn, Tante?"

Die Uebrigen kamen, und Fritz, jetzt ein derber Junge von acht Jahren rief erschrocken:

„Tante weint."

Da schmiegte sich die kleine Cécil an Cäcilie:

„Du willst doch nicht auch fort wie Mama? Dann haben wir ja Niemanden mehr."

Und mit einem Male, als wolle die Tante, die sich doch gar nicht von der Stelle geregt, fortgehen, umringte sie die ganze Kinderschar bis zu Mili, der Aeltesten, hinauf, die, hoch aufgeschossen, das Haar lang trug, nur mit einer blauen Schleife auf dem Scheitel zusammengeknüpft. Und die ganze große und kleine Gesellschaft rief, indem sie die Tante umringte, küßte und an ihrem Halse hing:

„Tante, Tante! Wir lassen Dich nicht fort."

Die kleine Cécil aber sagte plötzlich in jener Kinderart, Gedanken und Worte zu mischen, ohne daß sie vielleicht selbst wußte, was sie damit ausdrücken wollte, indem sie sich an Cäciliens Hals hing und ihren Mund suchte:

„Tante-Mama!"

Cäcilie fuhr empor, sich loszumachen, sie versuchte aufzustehen. Aber dann schloß sie das kleine Pathchen in die Arme und versteckte ihr vor der Zeit ergrauendes Haar an dem blonden Kopf des Kindes.

XXIX.

Else und ihr Mann waren abgereist, und nach dem Familientag schien Alles zu bleiben wie vorher.

Man wußte nicht, sollten sich die anderen Geschwister nach Cäciliens Erklärung jetzt aufschwingen, etwas für die Kinder zu thun, oder mußte Cäcilie ihren Worten die That folgen lassen und die Kleinen einfach verlassen. Kurz, Niemand kümmerte sich darum, und Cäcilie blieb.

Täglich nahm sie sich vor, den Brief zu schreiben, der ihre Zukunft sicherte, und jeden Tag verschob sie es wieder.

Eins hatte sie jedenfalls gethan: den Termin wahrgenommen und ihre kleine Wohnung gekündigt.

Der Professor war noch immer nicht aus England zurückgekehrt. Cäcilie wollte so lange warten, bis er da sei, dann ihm schreiben oder mit ihm sprechen.

Aber sie wußte nicht, wie es kam — nach dem Ausbruch den Geschwistern gegenüber, der ihren Selbstbestimmungsgefühlen Worte gegeben, empfand sie nicht mehr genau wie früher.

Die große Begeisterung war von ihr gewichen, der freie Aufschwung ihrer Seele verloren gegangen. Sie fühlte sich wieder einmal niedergedrückt von den Kleinlichkeiten des Lebens, die sie doch nie anders gekannt, und die sie auch in ihrem zukünftigen Wirkungskreis zu üben hatte. Sie, die Martha-Natur, der Maria-Gespräch, Maria-Versenkung und Maria-Schwung zeitlebens fern gelegen.

Und je mehr sie sich mit den Kindern abgab, je tiefer sie sich hinein lebte in die Welt dieser Kleinen, an denen sie Mutterstelle vertrat, desto mehr verblaßte in ihrer Seele der Zukunftstraum.

Sie fürchtete sich vor dem Augenblick der Entscheidung, wenn der Professor zurückgekehrt wäre. Ja, sie ertappte sich sogar dabei, daß sie wünschte, den Moment noch möglichst lange hinaus zu schieben.

Mit dem Fräulein, die nun zurückgekehrt war, vertrug sie sich nicht, denn diese schien sie nicht für voll anzusehen, hatte das Bestreben, die Herrschaft an sich zu reißen. Bei jeder Gelegenheit hieß es: die selige gnädige Frau hätte das so gewünscht und so, bei ihnen im Haus sei das Sitte gewesen und jenes.

Cäcilie hörte es ruhig mit an, ohne heftig zu werden, obgleich sie sich über die Art und Weise ärgerte. Doch eines Tages, als die beiden Aeltesten, die jetzt schon fünfzehn und vierzehn Jahre alt waren, nicht hinaus gehen sollten, weil ein wenig Wind wehte, gab es eine Scene, und Cäcilie sagte:

„Die Kinder werden ganz verzärtelt auf diese Art. Das wäre gewiß nicht im Sinne meiner armen Schwester gewesen."

Da ward das Fräulein heftig:

„Wenn die Mädchen eine Lungenentzündung bekommen, so sind Sie daran schuld, gnädiges Fräulein. Ich muß jede Verantwortung ablehnen. Ich weiß nicht, wie ich dastünde, wenn die Kinder krank würden."

Cäcilie antwortete fest:

„Das wäre meine Sache."

Da ließ sich das Fräulein verleiten zu sagen:

„So! Uebernehmen Sie wirklich die ganze Verantwortung? Man muß doch wissen, mit wem man es zu thun hat. Wer ist eigentlich hier der Herr, wer bestimmt hier? Es heißt doch, daß das gnädige Fräulein gar nicht bleibt und fortgeht?"

Cäcilie war erstaunt:

„Wer sagt das?"

„Nun, es heißt so."

„Was bedeutet das, es heißt so?"

Das Fräulein hatte in ihrem Aerger mehr gesagt, als sie eigentlich wollte, konnte aber nun nicht mehr zurück, als Cäcilie eine Erklärung forderte.

Darum rückte sie jetzt mit der Wahrheit heraus:

„Mir ist erzählt worden, es wäre bloß ein Provisorium, und das gnädige Fräulein würde doch fortgehen."

Cäcilie wurde immer entschiedener:

„Wer hat Ihnen das erzählt, und was hat man Ihnen erzählt?"

Jetzt bekannte sie, es wäre davon die Rede, daß Cäcilie heirathen wollte.

Cäcilie konnte nicht begreifen, woher sie das wüßte, und fragte vor Erregung zitternd:

„Darf ich bitten, mir mitzutheilen, wer Ihnen das gesagt hat?"

„Es hat's mir Jemand gesagt."

„Wer ist der Jemand?"

„Eine bekannte Dame."

„Wenn Sie solche Sachen erzählen, so muß ich doch bitten, mir zu sagen, wer diese bekannte Dame ist."

„Nun, die Erzieherin beim Herrn Professor von Rangenhofen."

Jetzt wußte Cäcilie Bescheid. Und mit einem Male, als müsse sie sich vertheidigen und ihre Stellung sichern, antwortete sie:

„Sie können dieser Erzieherin sagen, daß sie sich nicht um Dinge kümmern soll, die sie nichts angehen."

Das Fräulein rief wüthend:

„Diese Erzieherin ist meine Freundin."

„Das ist mir ganz gleich."

„Ich lasse aber von meiner Freundin nicht so etwas sagen."

„Und ich lasse so etwas von m i r nicht sagen."

Das Fräulein lachte höhnisch:

„Aber es ist die Wahrheit."

Da kam eine ungekannte Wuth über Cäcilie, und sie rief:

„Dann sagen Sie diesem Fräulein, dieser Dame oder wie sie sich nennt, ich verträte an den Kindern meiner Schwester Mutterstelle!"

Doch das Fräulein war so im Aerger und hatte eingesehen, diese Doppelherrschaft könne nur damit endigen, daß entweder sie sich beugte oder fortging, so daß sie entschlossen war, der Sache ein Ende zu bereiten, und antwortete:

„Wissen Sie, gnädiges Fräulein, das bedeutet gar nichts. Das würde noch nicht widerlegen, was meine Freundin gesagt hat, denn es fragt sich, wie lange Sie die Mutterstelle übernehmen würden. Und meine Freundin könnte noch längst Recht haben."

Da war es plötzlich Cäcilie, als ob wirklich ihre Pflicht hier läge. Sie vergaß ihr Glück, vergaß Alles, vergaß ihre Zukunftspläne, die Antwort, die sie senden sollte, und rief, indem auch sie im Zorn mehr sagte und weiter ging als sie eigentlich gewollt:

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie sich hier um Dinge kümmern, die Sie nichts angehen, und einen Ton anschlagen, den ich mir verbitte. Und damit Sie im Reinen darüber sind, wer hier Herr im Haus und daß es kein Provisorium ist, sage ich Ihnen hiermit, daß ich die Erziehung der Kinder übernehme, daß ich hier Mutterstelle vertrete, und zwar

so lange wie meine Kräfte reichen und wie Gott mir das Leben schenkt. Und da ich hier Herr im Hause bin, möchte ich Ihnen bei dieser Gelegenheit auch noch sagen, daß Jemand, der sich mir nicht fügt, nicht hierher paßt, und daß ein Wille nur hier gilt, das ist der, der hier verantwortlich ist, und das bin ich. Und wenn Sie andere Ansichten haben, so haben Sie sich zu fügen oder zu gehen — eines von beiden."

Das Fräulein antwortete sofort:

„Es war meine Absicht, Ihnen längst zu sagen, daß ich gehen will."

Cäcilie fragte: „Wann?"

„Sofort."

„Gut. Dann gehen Sie."

Das Fräulein rief nun wuthschnaubend mit blitzenden Augen:

„Gott sei Dank!"

Dann lief sie hinaus und warf die Thür zu, daß die Scheiben in den oberen Füllungen, die auf den Mittelgang Licht warfen, klirrten.

Cäcilie athmete auf. Jetzt hatte sie doch reinen Tisch gemacht, jetzt wußte sie, woran sie war.

Aber als sie etwas ruhiger geworden und sich nun überlegte, was sie gesagt, ward sie sich mit einem Male klar, wie sie ja hiermit ein Versprechen gegeben, und ihr Glück verleugnet hatte.

Und sie wußte nicht recht in ihrem eigenthümlichen Seelenzustande, sollte sie traurig darüber sein oder glücklich.

Jedenfalls hatte sie Eines erreicht: das Fräulein, das ihr immer unbewußt Opposition gemacht, war nun beseitigt, und sie konnte schalten und walten wie sie wollte.

Vor der Hand ließ sie es dabei und dachte nicht weiter nach. Und als sie an dem Abend, nachdem sie dem Fräulein das Gehalt für das laufende Vierteljahr ausgezahlt, in ihrem Zimmer, dem Schlafzimmer ihrer armen Schwester, allein war, fühlte sie sich frei und glücklich, ihr eigener Herr zu sein.

Und mit der Verantwortung, die sie auf sich geladen, wuchs das alternde Mädchen.

Sie war die Erste auf, sie ging die Letzte zu Bett. Sie hatte neben ihrer Emma nur die Köchin behalten. Die zwei Mädchen mußten genügen. Die Geldlage war zu unsicher, es sollte gespart werden an allen Ecken und Enden.

Jetzt sorgte sie dafür, daß die beiden Jungen regelmäßig in die Schule gingen, ebenso wie die drei ältesten Mädchen, die zusammen kommen und gehen konnten.

Den Unterricht der kleinen Cécil im Lesen und Schreiben übernahm sie selbst, nach den Büchern der älteren Geschwister, nachdem sie sich mit einer Lehrerin der Mädchenschule, in die Mili, Titchen und Lilli gingen, über den Lehrplan unterrichtet.

Dann mußten Schularbeiten nachgesehen werden, Nachmittags wurde spazieren gegangen, Abends brachte sie die Kleinen zu Bett, früh weckte sie die ganze Gesellschaft. Und weil die beiden Mädchen im Haushalt viel zu thun

hatten, die Zimmer gleich gereinigt werden sollten, war es Cäcilie, die in der Küche für Alle das Frühstück bereitete.

Sie hatte so viel zu thun, daß ihr für nichts Anderes mehr Zeit blieb. Denn sie hatte nebenbei noch hier und da eine Zusammenkunft mit einem Collegen ihres verstorbenen Schwagers wegen der Pensionsverhältnisse. Dann besprach sie sich mit dem Rechtsanwalt. Endlich vertiefte sie sich, wenn Alles Abends zu Bett gegangen war und die ganze kleine Welt schlief, in die Rechnungen und Contobücher, die sie weiter führte mit derselben Peinlichkeit und Genauigkeit wie Isidor, indem ihre liegende, unausgeschriebene Mädchenschrift, die sie sich von der Schule her erhalten, dort ansetzte, wo die verschnörkelte, wenig leserliche Steilschrift ihres Schwagers den letzten Punkt gemacht.

Um in die Bücher recht einzudringen, die Vermögensverhältnisse zu übersehen, arbeitete sie oft Abends noch Stunden lang, weil sie das, was Geheimrath Richter, der Vormund, ein College ihres seligen Schwagers, ihr gezeigt, genau bis ins Einzelne prüfen und begreifen wollte.

Darüber wurde es manchmal Mitternacht, dann erst klappte sie die Bücher zu, verschloß sie, löschte die Lampe und ging zu Bett mit dem festen Willen, sofort einzuschlafen, denn am anderen Morgen mußte sie ja als Erste heraus.

Doch oft floh sie der Schlaf. Und sie hing den Gedanken nach, zu denen sie Tags über nicht Zeit gehabt. Was sollte werden?

Sie kam sich fast untreu vor. Sie schämte sich, daß sie ihn und ihr Lebensglück verleugnet.

Da bekam sie eines Morgens einen Brief.

Sie kannte die Schrift aus ihrer Sammlung, in der sie ein paar ergatterte Zeilen des Professors wie ein Heiligthum verwahrte.

Er schrieb ihr, er habe nun Wochen und Monate lang gewartet. Er sei von einer langen, an Ausbeute reichen Reise zurück, deren Material er verarbeiten müsse. Aber er wolle vorher Gewißheit haben über sein Schicksal. Er sei geduldig gewesen, doch noch immer habe sie nichts von sich hören lassen.

Cäcilie erschrak zu Tode, als sie den Brief empfing. Und sie war an dem Morgen nicht im Stande, nachdem sie die Uebrigen zur Schule geschickt, der kleinen Cécil die gewohnte Stunde zu geben. Sie konnte ihre Gedanken nicht sammeln, es ging ihr unausgesetzt im Kopf herum. Und ein merkwürdiges Gefühl hatte sie, als sei der Brief des Professors nicht ganz so, wie sie ihn erwartet hatte. Er war kühl, verstandesgemäß, sehr sachlich, wie eine Pflicht.

Doch sie meinte, sie thäte ihm Unrecht, ging noch einmal in ihr Zimmer, zog verstohlen seine Zeilen hervor und begann sie mit fliegendem Athem ein zweites Mal zu durchlesen.

Aber sie blieb bei ihrer Meinung. Es war kein Schwung darin, keine Sehnsucht klang daraus. Er fragte einfach an, er stellte seine Geduld, so lange gewartet zu haben, ins rechte Licht. Es klang wie ein leiser Vorwurf,

sie wäre rücksichtslos, nicht zu antworten, und er müsse nun darauf dringen, entweder Ja oder Nein.

Diese Zeilen las sie wieder und wieder. So stand es da: „entweder Ja oder Nein". Sie sagte sich, er hätte schreiben müssen, daß er ein „Ja" erwarte; er durfte die Möglichkeit eines Nein gar nicht erwähnen. Aus diesen Worten: „entweder Ja oder Nein", klang ihr etwas heraus: ich will nur aus dem Zweifel kommen, nur Gewißheit haben, sage Ja oder oder ein Nein — mir ist beides recht. Und wenn Du Nein sagst, sterbe ich auch nicht daran.

Von diesem Gedanken konnte sie nicht loskommen. Und den ganzen Tag klang es ihr im Kopf, dieses „Ja" oder „Nein", das er ihr wie eine Pistole auf die Brust gesetzt.

Sie sagte sich nicht, daß sie ungerecht sei, daß er eigentlich mit Engelsgeduld gewartet. Sie hätte etwas hören mögen wie einen Jubelschrei, wie ein: „Wenn Du nicht Ja sagst, zwinge ich Dich dazu", wie das Uebergewicht des starken Mannes gegen die schwache Frau. Und sie vergaß, daß auch in ihr nichts von jenem großen Feuer gewesen, das sie bei ihm jetzt vermißte.

Auch sie hatte nicht Ja gesagt, auch sie war ihm nicht stürmisch in die Arme gesunken. Sie hatte gezögert und gezaudert und überlegt, sie wollte sich sammeln, sie wollte reifen. Und nun verlangte sie von ihm, was sie selbst nicht gab.

Da ging sie mit Ueberlegung und Verstand daran, den ganzen Gang ihrer Liebe zu prüfen. War das Liebe gewesen? Hatte sie es sich nicht bloß vorgetäuscht? Konnte es überhaupt Liebe sein, wenn sie jetzt solche Betrachtungen anstellte?

Und dann, hatte sie nicht schon entschieden, und zwar gegen ihn? Wo lag ihre Pflicht? Ihre Pflicht war doch hier.

Die Pflicht, die in ihrem ganzen Leben, seitdem sie Kind gewesen, ihren Druck auf sie geübt, die ihre einfache Natur erkannte als das, was gegeben war, an dem man nicht rütteln durfte, an dessen Nothwendigkeit auch nur zu zweifeln ihr immer vermessen erschienen.

Sie war zum Glück, zur Selbstsucht nicht geboren. Sie war zur Pflicht auf diese Erde gesetzt. Sie mußte Anderen helfen, sich selbst opfern, es war ihr Schicksal, ihr so von Gott bestimmt.

Und an diesem Abend, als sie sich nun hinsetzen mußte und ihm die Antwort schicken, schien es ihr, je weiter sie sich hinein dachte, mehr und mehr als Vermessenheit, daß sie überhaupt gewagt, vom Wege abzugehen, der ihr bestimmt gewesen, daß sie ihre Hand ausstrecken gewollt nach dem selbstsüchtigen Glücke der Menschen.

Und als sie nun den Briefbogen vornahm, um die Antwort zu schreiben, kam eine große Sicherheit über sie. Sie wußte, nie würde sie sich von diesen Kindern trennen, die ihr ans Herz gewachsen, ihr geschenkt waren — ein seltsames Mutterglück jenem Wesen, dem es die Natur in unerforschlichem Gange versagt, selbst Mutter zu sein.

Sie wußte, von diesen Kindern konnte sie sich nicht trennen. Sie wußte, hier lag ihre Pflicht, hier lag ihre Bedeutung. Und wie eine Episode nur,

wie ein schöner, kurzer Traum erschien ihr das Begehren, sich selbst einen Herd zu gründen, zu murren gegen das Geschick, das sie zum Altruismus geschaffen.

Sie schrieb ihm mit fester Hand, sie sei zur Erkenntniß gekommen durch Gewalt der Umstände, der Mensch dürfe nicht immer das, was er wolle. Es gäbe ein Höheres im Dasein als Wunsch, als eigenes Glück: das sei das, was Gott dem Menschen gegeben, als Zweck des ganzen Daseins: die Pflicht.

Sie athmete auf, als sie den Brief vollendet, schloß ihn ruhig, klebte die Marke darauf, nahm ihn mit hinüber in ihr Zimmer, ihn am anderen Morgen als ersten Gang des Tages selbst in den Kasten zu thun.

Und wie sie sich dessen entledigt, schien es ihr, als wäre ihr wie eine Fessel abgefallen, als wäre sie nun frei, als hätte sie eine That gethan, deren sie sich freuen durfte.

Nun schien ihr der Traum ihres ganzen Daseins erfüllt. Sie hatte einen Beruf, einen Wirkungskreis, sie war nicht mehr ein unnützes Wesen, eine alte Jungfer, Niemandem zum Vortheil, Anderen zur Last. Eine schwere, lange Aufgabe lag vor ihr, Arbeit und Mühe für andere Menschen, das Großziehen eines jungen, kommenden Geschlechts zu tüchtigen Männern und guten Frauen. Eine Arbeit, die ihr unendlich dünkte, gewaltig und doch schön, zu der sie die Kraft hoffte zu empfangen dadurch, daß sie sich selbst überwunden, dadurch, daß sie sich opferte für die Anderen — die Kraft durch Gottes Lohn und Hülfe.

Und als sollten sich sofort die Bande schlingen zu Denen, für die sie jetzt zu leben hatte, als sollte sie erinnert werden an ihre Pflicht, tönte in diesem Moment aus dem Nebenzimmer, in dem die kleine Cécil schlief, lautes Weinen.

Cäcilie ging hinein. Das Kind hatte sich im Bettchen erhoben, hielt sich mit den kleinen Händen an den Gitterstäben, während Cäcilie beim matten Schein des Nachtlichts sah, daß der Kleinen die Thränen über die Wangen perlten.

Sie hatte wohl geträumt, war nun aufgewacht und erschrocken.

Aber sie streckte der Tante die Aermchen entgegen, und die nahm sie auf den Schoß, setzte sich neben das Bett, glättete dem Kind das Hemd, zog es über die kleinen Füßchen, daß sie nicht frieren sollten, nahm einen Wollshawl, der auf dem Stuhl daneben gelegen, schlug ihn um den zarten Körper, bettete ihn an ihrer Brust.

Sie wiegte leise das Kind hin und her, das nicht einschlafen konnte und immer noch verstört mit ängstlichen, thränenerfüllten Augen um sich blickte.

Wie sie so dasaß, den warmen, zarten Körper an ihrem Herzen, dachte sie an das Wort der Kleinen, als sie neulich gerufen:

„Tante-Mama!"

Und über das alternde Mädchen, das sich das ergrauende Haar aus der Stirn strich, kam plötzlich ein süßes Gefühl, das schönste und köstlichste einer Frau: dieses Kind gehörte ihr. Und sie, die ihr ganzes Leben hindurch Tante

gewesen und nun Mutter geworden, empfand die Sehnsucht unwiderstehlich, aus Kindermund die Bestätigung dessen zu hören.

Und sie neigte sich zu dem Kinde und flüsterte ihr durch das blonde Lockenhaar ins Ohr:

„Liebst Du mich denn? Bin ich nicht Deine Mutter? Nenne mich so."

Die Kleine schien nicht zu verstehen. Cäcilie bat noch einmal, leise flüsternd, bis sie plötzlich ein Aermchen um ihren Hals fühlte, und das Kind, halb im Schlaf, als wisse es nicht mehr, wer sie sorgsam hütend auf den Knieen hielt, leise das tiefste, beseligendste Wort flüsterte dieser Erde:

„Mutter!"

Zur Krönungsfeier.

Von

Paul Bailleu.

[Nachdruck untersagt.]

Wenn am 18. Januar die Glocken läuten zur Feier des Tages, an dem vor zwei Jahrhunderten der erste preußische König die Krone sich aufs Haupt setzte, wird auf manchen Lippen vielleicht die zweifelnde Frage schweben, ob die Erinnerung an das prunkvolle Krönungsfest in Königsberg der Zahl der nationalen preußischen und deutschen Gedenktage diesmal sich anreihen dürfe, und ob vollends die historische Gestalt des ersten Königs stark genug sei, die Ruhmeslast einer solchen Gedächtnißfeier zu tragen. Hat nicht der größte der Nachfolger des ersten Königs, sein Enkel Friedrich der Große selbst, in der Annahme der Königswürde kaum mehr als eine Titeländerung erblicken und deren Ursprung vornehmlich in der Schwäche der Eitelkeit finden wollen?

Heute, wie ich nicht zweifle, werden Antwort und Urtheil doch wesentlich anders lauten. Für geschichtliche Ereignisse und Zusammenhänge wird mit der wachsenden Entfernung der Blick schärfer, das Urtheil richtiger. Besser als König Friedrich vor anderthalb Jahrhunderten überschauen und beurtheilen wir heute die aufsteigende Entwicklung des Hohenzollernhauses, seitdem wir sie vom ersten Kurfürsten über den ersten König zum ersten Kaiser verfolgen können, und wir erkennen in dem Tage von Königsberg einen bedeutsamen Wendepunkt auch in dem Werdegang der preußisch-deutschen Geschichte.

Zur rechten Stunde nun kommt ein Werk, in dem sich eine Anzahl unserer namhaftesten Gelehrten vereinigt hat, um die Bedeutung der preußischen Königswürde und der ganzen Regierungszeit des Kurfürsten-Königs Friedrich nach allen Seiten hin zu würdigen[1]). Es war Zeit, daß dies Buch geschrieben und veröffentlicht wurde. Bisher — für unseren wissenschaftlichen Hochmuth eine beschämende Thatsache — mußten wir die Geschichte

[1]) „Hohenzollern-Jahrbuch. Festausgabe zur zweihundertjährigen Jubelfeier der preußischen Königskrone. 1701—1901." Herausgegeben von P. Seidel. Mit Beiträgen von Koser, Großmann, Berner, Krauske, Jähns, A. Harnack, Thouret, von Oettingen, Friedlaender, O. Hintze und dem Herausgeber. Band IV. Leipzig, Giesecke & Devrient. 1900.

der preußischen Königswürde in einem französischen Werke suchen, in A. Waddington's übrigens vortrefflicher „Acquisition de la couronne royale de Prusse par les Hohenzollern". Durch den vorliegenden Band des „Hohenzollern-Jahrbuches" wird auf die zwischen den glänzenden Regierungen des Vorgängers und des Nachfolgers bisher im Schatten gelegene Regierung des ersten preußischen Königs aus den echtesten Quellen nun eine solche Fülle von Licht verbreitet, daß Politik und Verwaltung, Kriegswesen und Kunstpflege, geistiges und höfisches Leben, wie sie um das Jahr 1700 in Brandenburg-Preußen blühten, aus dämmernder Ferne in taghelle Nähe gerückt, klar und deutlich vor uns stehen. Das meiste Licht fällt dabei auf die Persönlichkeit des Kurfürsten-Königs, nicht in Folge einer kunstvoll gerade auf ihn eingestellten Beleuchtung — nur das zweite Capitel über seine Jugend und Erziehung beschäftigt sich unmittelbar mit seiner Person — sondern weil, wie es in unserem monarchischen Staatswesen natürlich ist, die letzten und entscheidenden Antriebe gewöhnlich vom Monarchen ausgehen. Die Annahme der Königswürde insbesondere erscheint dabei als Friedrich's persönliches Werk, durchgeführt, wie so viele große Fortschrittsthaten unserer Geschichte, inmitten einer feindseligen Welt durch den unbeugsamen Entschluß und den zähen Willen eines Einzelnen.

Und doch gehört Friedrich keineswegs zu den harten Willenshelden, die sonst wohl dem Hohenzollernstamme entsprossen sind. Zwischen dem Großen Kurfürsten, seinem Vater, und König Friedrich Wilhelm I., seinem Sohne, den knorrigen, nordischen Riesentannen, steht er wie ein zartwüchsiger Baum des Südens, verlangend nach Licht und Glanz und wärmender Sonne. Er scheint von jenem Zweige des Hohenzollernstammes, dem König Friedrich's jüngerer Bruder August Wilhelm angehört, und dem auch Kaiser Friedrich verwandt ist. In seiner Jugend ein Sorgenkind, das Krankheiten aller Art heimsuchten, der Liebling der Mutter, der oranischen Luise Henriette, die ihren „lieuen Fritsie" vergötterte, während der Vater den älteren Prinzen Karl Emil bevorzugte, wurde Friedrich, schon siebzehn Jahre alt, erst durch des Bruders Tod 1674 zum Kurprinzen erhoben. In seinem Charakter zeigte er früh als bleibende Wesenszüge Weichheit und Güte, Geschmeidigkeit, gepaart mit zähem Willen, ein „doux entêté", wie Napoleon III. von seiner Mutter genannt wurde. Seine Erziehung, die Otto von Schwerin leitete, hat König Friedrich der Große getadelt und ihren Mängeln dauernde Nachwirkungen zugeschrieben. Der Darsteller seiner Jugendgeschichte, Großmann, bestreitet mit guten Gründen des Königs Ansicht; aber so viel bleibt doch richtig, daß der Unterricht nur zu oft durch Krankheiten und Reisen unterbrochen und daß der junge Prinz zu Festen und Empfängen viel zu früh heran gezogen wurde. Dabei entwickelte sich zu früh und zu rasch jene Neigung zu Pomp und Prunk, an die man bei dem Namen des ersten preußischen Königs zunächst zu denken pflegt.

Es ist erklärlich, daß man aus dieser Neigung oft auch das Streben Friedrich's nach der Königskrone hat herleiten wollen; aber es ist nicht zutreffend. Vielmehr will es mir scheinen, als ob die Vorliebe für blendende

Prachtentfaltung und das Verlangen nach dem Glanz der Königskrone beide parallel hervorwachsen aus einem eigenartigen monarchischen Selbstgefühl, das, unzufrieden mit der bisherigen Stellung des brandenburgischen Fürstenhauses, dessen steigender Bedeutung nach innen wie nach außen weithin sichtbare Anerkennung sucht. Mit diesem starken monarchischen Selbstbewußtsein Friedrich's, der wohl einmal betonte, „daß er Keinem Rede und Antwort von seiner Regierung schuldig sei als Gott allein“[1]), verbindet sich ein Zug von Mysticismus, wie er unter wechselnden Formen nicht selten im Hohenzollernblute begegnet. Friedrich, dessen Geburt im Königsberger Schlosse, nicht lange nachdem bei Warschau das siegreiche Schwert des Großen Kurfürsten das Lehensband zwischen Preußen und Polen zerschnitten, mit jubelnden Prophezeiungen begrüßt wurde — Friedrich hatte früh sich gewöhnt, an eine ihm vorbestimmte Zukunft von Glanz und Größe zu glauben. Friedrich hieß der erste Burggraf, Friedrich der erste Kurfürst aus dem Hohenzollernhause; so erschien ihm sein Name glückverheißend, und er zweifelte nicht, daß gerade ihm, dem dritten Friedrich unter den Kurfürsten, die Königskrone zufallen werde.

Waddington hat sich viele Mühe gegeben, den Zeitpunkt genau festzustellen, in dem der Gedanke an die Königskrone zuerst bei Friedrich nachweisbar ist. Wie Berner möchte ich glauben, daß dieser schon in ihm schlummerte, als er im Jahre 1688 dem Vater in der Regierung folgte. Jedenfalls zeigt der neue Kurfürst sogleich jenes starke monarchische Selbstgefühl, das wir eben an ihm bemerkten. Er beseitigt die testamentarischen Bestimmungen des Großen Kurfürsten, die seinen jüngeren Brüdern neben ihm ein gewisses Maß von Selbständigkeit in Halberstadt, Minden und anderen Landschaften gewähren sollten; der Gedanke der staatlichen Einheit nach dem Rechte der Erstgeburt siegt endgültig über die ältere Gewohnheit dynastischer Erbtheilung. In dem großen europäischen Kriege, der durch die erneuten Angriffe König Ludwig's XIV. gegen das Deutsche Reich im Jahre 1688 ausbrach, nahm Friedrich von Anfang an eine entschiedene und hervorragende Stellung. Während seine Truppen zum Schutze des Niederrheins herbei eilten, brachten seine geschickten und erfolgreichen diplomatischen Unterhandlungen den Zusammenschluß der norddeutschen Fürsten unter sich wie mit Holland und dem Kaiser zu Stande. Es war Kurfürst Friedrich's Werk, wenn sich 1689 zum ersten Male seit der Glaubensspaltung die deutschen Fürsten und Stände beider Confessionen zum siegreichen Widerstande gegen Frankreich vereinigten. Zu gleicher Zeit wie am Rhein kämpften brandenburgische Regimenter an der Donau für Oesterreich gegen die Türken, und unter Generalleutnant von Barfuß sah man in dem Entscheidungskampfe von Szlankamen (1691) zum ersten Male die glänzendste Truppe des 18. Jahrhunderts, die blauen Bayreuther Dragoner, siegreich über das Schlachtfeld sausen.

Wenig später — 1692 war es oder Anfang 1693, denn wie die Anfänge alles Werdens liegt auch der Ursprung der preußischen Königskrone im Dunkel —

[1]) Diese Aeußerung, sowie andere Charakterzüge Friedrich's entnehme ich einer eben erscheinenden Veröffentlichung Berner's, die den Briefwechsel Friedrich's mit seiner Familie enthält.

ist Friedrich mit seinem Plane hervor getreten, mit dem „großen Dessein", wie er allmählich genannt wurde. Der Gedanke, ich wiederhole es, ist ein rein persönlicher, eigenwüchsiger; gleichzeitige Ereignisse, Zurücksetzungen durch den Kaiser und Anderes mögen den Keim zur Reife gebracht haben. Die Aufnahme, die der Gedanke fand, hätte wohl abschrecken können: Eberhard von Danckelman, Meinders, Fuchs, die intimen Rathgeber, die der Kurfürst im tiefsten Geheimniß befragte, waren durchaus dagegen und riethen, davon abzustehen. Friedrich ließ sie reden und Denkschriften schreiben; er selbst, im Sommer 1693 in Karlsbad, wies seinen Gesandten in Wien mündlich an, beim Kaiser Leopold die Anerkennung der Königswürde für ihn zu unterhandeln. Die Absicht war, zunächst die Anerkennung des Titels „Herzog in Preußen" zu erlangen, die der Kaiser aus vorgeblicher Rücksicht auf die Rechte des deutschen Ordens noch immer verweigerte, dann erst die Königskrone; die kaiserlichen Minister hoffte man durch Geschenke, den Kaiser selbst durch Zusicherung weiterer Unterstützung gegen die Türken zu gewinnen.

Es sind oft die Gegner, die die Bedeutung eines Vorhabens am richtigsten erkennen. Will man den Werth der Königswürde für Brandenburg-Preußen, die historische Größe der That Friedrich's innerhalb der geschichtlichen Entwicklung würdigen lernen, so braucht man nur das unlängst bekannt gewordene Gutachten[1]) der Wiener Staatsconferenz vom 23. Juli 1694 über die „von Kurbrandenburg suchende Königswürde" zu betrachten. Da heißt es: Jetzt „erkenne der Kurfürst einen römischen Kaiser für seinen allergnädigsten Herrn, sich aber für einen unterthänigen und gehorsamen Kurfürsten"; je mehr aber diese Herren an Macht und Ansehen zunehmen, je mehr nehme die kaiserliche Autorität und Respect ab. „Sollte nun bei Einem oder Anderen die königliche Dignität dazu kommen, so würde mit der Zeit eine völlige Gleichheit . . . folgen, und nicht nur in den Titulaturen . . . sondern auch mit der Zeit . . . in den kurfürstlichen Landen durchgehends eine königliche absolute Beherrschung introducirt, keine Appellationes oder recursus ad aulam Caesaream mehr gestattet, der kaiserliche Name und Respect völlig erlöschen, und endlich das noch übrige geringe vinculum, welches die gegenwärtige formam Imperii zusammen haltet, gänzlich aufgelöset werden, mithin das ganze Reich verfallen und zu Grunde gehen." Mit dem Scharfblick der Eifersucht fürchtet die Conferenz, „das glorwürdigste Erzhaus dürfte entweder durch die Competenz (den Wettbewerb) des täglich an Macht mehr zunehmenden Kurhauses Brandenburg oder durch Dissolution des Reiches gar um das Kaiserthum kommen".

Kaiser Leopold aber schrieb an den Rand dieses Protokolls: „Ich approbire dieses Gutachten völlig, und weilen dieses des Kurfürsten von Brandenburg Prätension eine Sach von weiterm Aussehen und üblen Consequentien ist, solle selbige in alle Weg divertirt werden."

Trotz dieser Abneigung des kaiserlichen Hofes gelang es bald darauf, gegen andere Zugeständnisse wenigstens die Anerkennung des Titels „Herzog in Preußen" in Wien durchzusetzen; die Anerkennung der Königswürde wurde

[1]) Veröffentlicht 1885 von Pribram, Oesterreich und Brandenburg, 1688—1700. S. 225 ff.

entschieden und fortgesetzt verweigert. Es kam darüber zu ärgerlichen Auseinandersetzungen zwischen Oesterreich und Brandenburg, die durch Reibungen in anderen Fragen noch verschärft wurden. Der Kurfürst, in höchster Unzufriedenheit, rief seinen Gesandten aus Wien ab; ein offener Bruch rückte drohend nahe. Was den Kurfürsten noch besonders entrüstete, waren die Erfahrungen bei den Friedensverhandlungen in Ryswyk (1697), die dem im Jahre 1688 entbrannten Kriege ein Ende machten. Die damaligen Weltmächte behandelten die brandenburgischen Vertreter etwa, wie man anderthalb Jahrhunderte später den preußischen Bevollmächtigten beim Pariser Vertrage von 1856 behandelt hat. Der Kaiser, der erst durch Brandenburg in den Krieg fortgerissen war, verhandelte den Frieden, ohne sich an das Kurfürstencollegium zu kehren, zugleich für das Reich; Kurfürst Friedrich mußte zufrieden sein, wenigstens von den Seemächten England und Holland in ihren Frieden mit eingeschlossen zu werden. Kein Zweifel, daß diese Kränkungen, ebenso wie die gleichzeitige Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum König von Polen, das Verlangen Friedrich's nach der Krone erheblich gesteigert haben.

Das Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Brandenburg, so heftig es zeitweise wurde, ging doch rasch vorüber; der Zwang der großen Interessen, die sie nur gemeinsam durchsetzen konnten, führte den Kaiser und den Kurfürst bald wieder zusammen. Der Kaiser konnte in dem Weltkriege, den der nahende Kampf um die spanische Erbfolge zu entzünden drohte, die Hülfe der Sieger von Szlankamen nicht entbehren; der Kurfürst, ohne kaiserliche Anerkennung, konnte sich die Krone nicht aufsetzen. Gegen Ende des Jahres 1699 hatte man sich einander wieder so weit genähert, daß der Kurfürst, der den „großen Dessein" nie aus den Augen verloren hatte, den Zeitpunkt zu dessen Verwirklichung für geeignet hielt. Nochmals befragte er seine Räthe, Fuchs, Ilgen, und den Gesandten, den er selbst für die Verhandlung in Wien bestimmt hatte, Bartholdi; wiederum lauteten die Gutachten zweifelnd, warnend, abrathend. Noch ist die Antwort des Kurfürsten erhalten, die Aeußerung eines weitblickenden Geistes und vorwärts drängenden Wagemuths gegenüber der ängstlichen Vorsicht diplomatischer Routine. Der Kurfürst, um nur die Hauptsache zu berühren[1]), erklärt seinen festen Willen, die Königswürde anzunehmen, nicht für seine brandenburgischen Lande, wo er ein „Lehnkönig" im Reichsverbande sein würde, sondern für Preußen, wo er „independenter", „souveräner" König wäre. Dafür sei jetzt der Augenblick, „die Conjunctur", wie er mehrmals sagt, günstig. England und Polen seien ihm „favorabel", der Kaiser brauche nöthig seine „Assistenz in der spanischen Succession". Er schließt mit den Worten: „Da auch Kurfürst Friedrich der Erste in meinem Hause die Kurwürde gebracht, so wollte ich gern die königliche Würde als Friedrich der Dritte herein bringen, und es heißt: omne trinum perfectum. Deswegen ich haben will, daß meine treuen Räthe und Diener dahin arbeiten sollen."

---

[1]) Seine Aufzeichnung ist im „Hohenzollern-Jahrbuch" vollständig veröffentlicht, theilweise im Facsimile.

Wir erinnern uns des Gutachtens der österreichischen Staatsconferenz von 1694. Die Aufzeichnung des Kurfürsten klingt wie eine Antwort darauf: was man dort befürchtet hatte, eben das ist das Endziel seines Strebens: Ablösung von Reiche, Unabhängigkeit, Souveränetät.

Am 18. Januar 1700 kam Bartholdi mit den neuen Weisungen des Kurfürsten in Wien an; am 18. Januar 1701 konnte sich Friedrich in Königsberg die Krone aufs Haupt setzen. Dazwischen liegt ein an Verhandlungen und Zwischenfällen überreiches Jahr, von denen wenigstens einer hier erwähnt werden möge.

Dem brandenburgischen Gesandten wurde es auch jetzt noch nicht leicht, für die Wünsche seines Herrn in Wien Gehör zu finden. Der kaiserliche Minister, ein Graf Kaunitz, den Bartholdi zuerst anging, lehnte ab, Fürsprecher zu werden, und forderte den Gesandten auf, selbst sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden. Da nun nahm sich der Zufall des großen „Desseins" an; ein Mißgriff, den Friedrich selbst beging — als solle in dieser Frage Großes wie Kleines eben von ihm ausgehen —, förderte in unerwarteter Weise den Gang der Verhandlung. Bei der Entzifferung des Berichtes, in dem der Gesandte meldete, Graf Kaunitz empfehle, den Wunsch des Kurfürsten durch ihn, Bartholdi (Chiffre 161), an den Kaiser zu bringen, irrte das Auge Friedrich's zu Chiffre 160 ab, und er übersetzte: der Kurfürst solle seinen Plan durch den Pater Wolf dem Kaiser vortragen lassen. Friedrich Freiherr von Lüdinghausen, als Jesuit Pater Wolf, war früher Geistlicher der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin gewesen; jetzt lebte er in Wien, in einer hohen Vertrauensstellung am kaiserlichen Hofe. Unbedenklich erbat der Kurfürst seine Verwendung, ebenso unbedenklich wurde sie ihm zugesagt. Wolf war keineswegs der einzige römische Geistliche, der in dieser Sache für den Kurfürsten arbeitete; längst waren in Polen der Pater Vota, der oft in Berlin mit der geistvollen Kurfürstin Sophie Charlotte religiöse Fragen erörtert hatte, und der Bischof Zaluski von Ermland für das Interesse des Kurfürsten thätig, um jeden möglichen Widerstand Polens gegen das neue Königreich Preußen aus dem Wege zu räumen. Sollte das eifrige und erfolgreiche Zusammenwirken dreier hoher Geistlicher der katholischen Kirche für den Lieblingswunsch des Kurfürsten ein Zufall gewesen sein? Ich denke, es ist mit Recht immer vermuthet worden, daß für diese Unterstützung der Uebertritt des Kurfürsten oder seines Sohnes zum Katholicismus als Lohn erwartet wurde.

Die Fürsprache Wolf's bei Kaiser Leopold, dessen religiöse Bedenken der Pater beseitigt zu haben scheint, noch mehr freilich der Druck der europäischen Lage, die durch eine Verständigung Frankreichs mit den Seemächten sich immer ungünstiger für den Kaiser gestaltete, verschafften allmählich den Anträgen des Kurfürsten in Wien Eingang. Schon am 2. Juli sprachen die kaiserlichen Minister sich für Anerkennung der preußischen Königswürde aus „secundum statum praesentem successionis Hispanicae", und am 28. Juli konnte Pater Wolf dem Kurfürsten berichten: am Tage vorher hätten in feierlicher Staatsconferenz alle Räthe, unter ihnen auch der römische König, für die Anerkennung der preußischen Königswürde sich ausgesprochen. „Allerdurchlauchtigster

Kurfürst und bald, bald großmächtigster König", — so schrieb jetzt Wolf dem Kurfürsten. Dennoch dauerte es noch Monate, bis der Ausgleich zwischen den österreichischen Forderungen und den brandenburgischen Anerbietungen gefunden wurde; erst am 16. November 1700 wurde in Wien der „Krontractat" unterzeichnet, in welchem der Kaiser gegen das Versprechen der Bundeshülfe im Kriege um die spanische Erbfolge und andere Zugeständnisse sich verpflichtete, den Kurfürsten, so bald er sich „wegen seines Herzogthums Preußen vor einen König krönen und proclamiren" lasse, sofort „vor einen König zu ehren, zu würdigen und zu erkennen". Es trifft nicht zu, was früher angenommen wurde, daß dem Kaiser am Tage der Unterzeichnung schon der kurz vorher erfolgte Tod des Königs von Spanien und damit die Eröffnung der spanischen Erbfolge bekannt gewesen wäre[1]); aber auch ohne das ist klar, daß die Königskrone der Hohenzollern ebenso wie 1871 die Kaiserkrone im Kampf gegen Frankreich errungen wurde.

Bei der Krönung in Königsberg, die nun am 18. Januar 1701 erfolgte, und deren prunkvollen Verlauf wir hier nicht zu schildern haben, ist eine bezeichnende Eigenheit schon immer besonders bemerkt worden: der rein weltliche Charakter der ganzen Feier, der die Bedeutung des ganzen Ereignisses kennzeichnet und ausdrückt. In dem Lande, wo einst, auf Luther's Rath und aus eigenem Rechte, der Hohenzoller Albrecht den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze abgelegt und das alte Ordensland in ein weltliches Herzogthum verwandelt hatte, ergreift jetzt Kurfürst Friedrich die Königskrone und setzt sie sich aufs Haupt; dann erst läßt er sich von zwei Bischöfen, die er selber ernannt hat, salben, an der Stelle, wo er einst die heilige Taufe empfangen. Seit Kaiser Friedrich's II. Krönung in Jerusalem — Ranke erinnert daran — war die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen bei keiner Krönung so scharf gewahrt worden, wie in Königsberg, und Papst Clemens XI. hatte so Unrecht nicht, wenn er in einer Ansprache an die Cardinäle klagte: Markgraf Friedrich habe die Königskrone genommen „profano prorsus ac forte inaudito hactenus apud Christianos more".

Im Gegensatz zum Papstthum vollzog sich Friedrich's Königskrönung, im Gegensatz aber auch zu der zweiten Weltmacht des Mittelalters, zum heiligen römischen Reiche. Wie alle lebendigen deutschen Kräfte heraus strebten aus den Formen des alten Reiches, die gerade in ihrem unaufhaltsamen Zerfall nur immer beengender wirkten, so mußte vor Allem die große nordostdeutsche Territorialmacht die Fesseln des Reiches abzustreifen suchen. Nur so konnte Kraft und Raum gewonnen werden für den Neubau des deutschen Staates. Die Geschichte Brandenburg-Preußens, namentlich im 18. Jahrhundert, ist zugleich die Geschichte der fortschreitenden Ablösung Brandenburg-Preußens vom Deutschen Reiche; die Annahme der Königswürde im Herzogthum Preußen, das deutsch war, ohne zum Deutschen Reiche zu gehören, ist der sichtbare

[1]) Da diese Annahme auch im „Hohenzollern-Jahrbuch" (S. 92) vertheidigt wird, so sei hier auf Grund eines ungedruckten Billets des Kaisers Leopold an den Präsidenten des Hofkriegsraths festgestellt, daß die Nachricht erst am 18. November Abends in Wien eintraf.

Ausgangspunkt dieser Entwicklung, die mit der Austrittserklärung am 14. Juni 1866 abschließt. Darum ist der 18. Januar ein nationaler Gedenktag in der preußischen wie in der deutschen Geschichte.

Große Männer sind nur solche, die größer sind als ihr Werk. Niemand wird Friedrich zu diesen Männern zählen wollen. Aber wenn es wahr ist, daß im Völkerleben die Gunst der Weltlage erst fruchtbar wird durch den bewußten Menschenwillen, der sie zu nutzen weiß, so wird man in Friedrich immer den Träger eines solchen Willens anerkennen müssen. Darum, wenn am 18. Januar die Glocken läuten, werden wir des Kurfürsten-Königs Friedrich gedenken, der durch die Stiftung der Universität Halle und der Berliner „Societät der Wissenschaften" und durch die Berufung von Leibniz, Thomasius, Pufendorf, Spener die geistige Führung Deutschlands an sich nahm, wie sein Vater die politische Führung erkämpft hatte; der mit prunkliebendem, aber immer geschmackvollem[1]) Kunstsinn durch Schlüter's Meisterhand die kleine Landstadt Berlin zu einer königlichen Kunststätte umwandelte, der Pommern und Brandenburger, Magdeburger und Clever, Mindener und Halberstädter unter dem Reif der Königskrone zu „Preußen" zusammenschloß.

[1]) „Dan kein König in der Welt so manific et de bon goust ist, als E. K. M.," so schreibt Kurfürstin Sophie von Hannover an König Friedrich I. (Berner, S. 111).

Friedrich der Große im Schlosse von Lissa

am Abend des 5. December 1757.

[Nachdruck untersagt.]

Ein Vortrag über die Schlachten bei Breslau und Leuthen, den General von Leszczynski, Chef der historischen Abtheilung II des Großen Generalstabes, in der Militärischen Gesellschaft gehalten hat, ist nun im siebenten Beiheft 1900 des „Militär-Wochenblattes" wiedergegeben worden. Die Arbeit zeichnet sich, im Gegensatz zu manchen anderen jetzt veröffentlichten, die ein ähnliches Thema behandeln, durch wohlthuende Kürze, Knappheit und Klarheit des Ausdruckes und unbedingte Zuverlässigkeit aus, so weit ich es controliren kann, der ich als alter Breslauer die Gegend genau kenne und diese Schlacht aller Schlachten von meiner Jugend an zum Gegenstand des Studiums an Ort und Stelle gemacht habe. Zu einem Punkt der trefflichen Darstellung jedoch möchte ich einen Commentar liefern, und zwar zu dem in Bild und Wort so oft verherrlichten und erzählten plötzlichen Zusammentreffen des großen Königs mit den österreichischen Officieren im Schlosse von Lissa nach der Schlacht. General von Leszczynski zählt dieses Ereigniß zu den Sagen, „die vor der Kritik nicht Stand halten".

Es sei mir gestattet, hier kurz drei verschieden lautende Erzählungen des in Rede stehenden Vorfalles in Vergleich zu stellen.

Die erste Version ist die in eine Unzahl geschichtlicher Bücher übergegangene, dahin lautend, daß der König bei der von ihm selbst geleiteten Verfolgung nach dem Eindringen seiner Truppen in Lissa sich, nur von wenigen Officieren begleitet, nach dem Schlosse gewendet habe und vor diesem vom Pferde gestiegen sei, um, in der Meinung, daß keine Oesterreicher mehr gegenwärtig seien, dort Quartier zu nehmen. Da seien ihm aber an dem Hauptportal schon österreichische Officiere entgegen gekommen, die — nach einer Annahme — sich soeben auf ihre Pferde hätten werfen wollen, um davon zu jagen. Diese habe er dann durch seine Ruhe und die weltbekannte Anrede: „Bon soir, messieurs! Gewiß sind Sie mich hier wohl nicht vermuthen — kann man denn auch noch unterkommen?" derart aus der Fassung gebracht, daß sie ihm, ohne einen feindseligen Act auszuüben, nach einem Zimmer geleuchtet hätten. — Bald darauf seien dann seine Husaren erschienen, die nebst zwei Grenadierbataillonen zusammen mit dem Könige in den Ort eingedrungen waren. — Dies ist die Situation, die Menzel in seinem berühmten Bilde verewigt hat.

Eine zweite Lesart habe ich 1895 aus den Ueberlieferungen des Schlosses gezogen, wobei der anwesende Fürst von Putbus mir die über jenes Ereigniß vorhandene Erzählung freundlichst mittheilte. Sie lautet, im Zusammenhang

mit den geschichtlich festgestellten Vorgängen bis zum Eindringen in Lissa, folgendermaßen: Als der König nach gewonnener Schlacht sich entschloß, in eigener Person den Feind zu verfolgen, wurde ihm und seiner Begleitung, unter der sich auch Zieten befand, ein Zug Husaren voraus gesandt. Es folgten weiter zurück die Grenadierbataillone Manteuffel, Wedel, Ramin, die auf die Frage des Königs, wer ihm folgen wolle, sofort freiwillig das Gewehr aufgenommen und sich in Marsch gesetzt hatten, außerdem die Seidlitz-Kürassiere.

Den Umstand, daß der Kretschmer von Saara, Besitzer eines an der Chaussee nach Breslau gelegenen Kretscham (schlesisches Wirthshaus) ihm dabei mit einer Laterne geleuchtet haben soll, irgend wie festzustellen, erscheint für unseren Zweck unwesentlich. — In dem Kretscham fand ich, abgesehen von einem Bilde, keine Spur dieses Vorganges, was sehr natürlich ist, da schlesische Gastwirthe keine Acten anzulegen pflegen.

Nahe vor Lissa erhielt die Husarenspitze Feuer. Man war etwa fünfhundert Schritte von dem Ortsende entfernt. Der König blieb nun halten, bis die Grenadierbataillone heran kamen. Dann wurde ohne Widerstand in Lissa eingedrungen, wobei der König sich wieder bei der Spitze befand.

Die Weistritz fließt östlich an Lissa vorbei, und über sie führte, damals wie jetzt, eine feste Brücke. Diese war noch von österreichischer Infanterie, höchstens einer Compagnie, besetzt, welche nunmehr auf die in der Dorfstraße anrückenden Preußen feuerte. Zugleich wurde auch noch aus den Häusern des östlichen Theils von Lissa geschossen. Der Widerstand war jedoch kurz, die Grenadiere drangen in die Häuser ein und machten die Oesterreicher unschädlich. Angeblich gaben zwei Bataillonsgeschütze Feuer gegen die Brücke, welche sodann von den Preußen besetzt wurde.

Jedenfalls nun hat sich der König während, wahrscheinlich aber nach dieser kurzen Kampfepisode nach dem Schloß begeben. Dieses liegt sechzig Schritte genau nördlich eines freien, in der Mitte des Fleckens gelegenen Platzes und besitzt von früheren Zeiten her einen Graben, über den damals eine Zugbrücke führte. Nördlich und östlich vom Schlosse erstreckte sich damals ein Wald von etwa achthundert Schritt Länge und fünfhundert Schritt Breite, dessen östlicher Rand von der Weistritz bespült ward. An dessen Stelle ist jetzt ein Schloßpark getreten. So bald die südliche Seite des Schlosses abgesperrt war, konnte eine dort befindliche feindliche Abtheilung nur über das Dorf Stabelwitz, etwa tausend Schritt flußabwärts an der Weistritz, wo sich jedenfalls auch damals ein Uebergang befand, entweichen, was freilich in unbekanntem und mehrfach durchschnittenem Gelände schwierig, aber nicht unmöglich war. Die Ansicht Grünhagen's, daß den Oesterreichern mit der Besetzung der Brücke bei Lissa der Rückzug abgeschnitten gewesen sei, erscheint nicht haltbar. (Grünhagen, „Geschichte von Schlesien unter Friedrich dem Großen". Th. II, S. 55.)

Als der König sich mit seiner Begleitung dem Schlosse näherte, erschien vor ihm der damalige Besitzer, Baron von Mudrach. Er hatte den Ruf eines gut preußisch gesinnten Mannes. Hier nun setzt die Ueberlieferung, wie ich sie im Schlosse fand, ein. Der König gab sich zu erkennen und fragte: „Nun, ist die Luft rein?" — Der durch die plötzliche Erscheinung des Königs aufs Aeußerste

verwirrte Besitzer antwortete: „Jawohl, Majestät!“ Man könnte nun wohl bemerken, daß dies unwahrscheinlich sei. Bedenkt man aber, wie verwirrend solche Verhältnisse auf manche Menschen wirken, und daß ein nicht mit hoher Geistesgegenwart begabter Mann sein Schloß noch am Tage vorher mit österreichischen Officieren bequartiert, am Abend des nächsten von Flüchtlingen angefüllt gesehen hatte, und nun plötzlich den König vor sich erblickte, so ist seine Verblüffung nicht unerklärlich. Er war eben im Moment nicht im Stande, die beiden Situationen aus einander zu halten. Er führte sodann den König und seine Begleiter, unter denen sich Zieten auch jetzt befand, die Treppe hinauf bis in den zweiten Stock und öffnete die Thür eines großen Saales. Der König warf einen Blick hinein und — sah den Saal mit einer Anzahl österreichischer Officiere angefüllt, die mit einem Abendbrot beschäftigt waren. Der König blieb überrascht stehen. Die Officiere sprangen beim Anblick der preußischen Uniformen auf. Der Moment war kritisch. Da nun soll Zieten dem Könige zugeflüstert haben: „Courage, Majestät!“ — Hierauf trat der König in den Saal, nahm den Hut ab und sprach die allbekannten, oben angeführten Worte.

Daß die Oesterreicher starr vor Ueberraschung und Erstaunen über des nunmehr erkannten Königs plötzliche Erscheinung waren und keiner von ihnen zu einer Feindseligkeit sich aufzuraffen vermochte, kann man ganz begreiflich finden. Nicht nur wirkt das Unerwartete an und für sich lähmend, wie hundert Beispiele beweisen, auch das Gefühl des Respects vor jedem Monarchen — und noch dazu vor *diesem* — endlich wohl auch der ganz vernünftige Gedanke, daß unmöglich der König sich mit so geringer Begleitung derart vorgewagt haben würde, daß vielmehr das Schloß bereits cernirt sei, trat zum Glück Preußens einer entschlossenen That in den Weg. Der König ging mit abgenommenem Hut zwischen den Platz machenden und sich verbeugenden Officieren hindurch, legte seinen Hut auf einen kleinen Spiegeltisch — man bezeichnet die Stelle dort ganz genau — durchschritt schnell den Saal und ging — mit der Oertlichkeit bekannt — durch eine entgegengesetzte Thür, die zu einer Hintertreppe führte, hinaus, gefolgt von seiner Begleitung. Von hier aus sandte er sogleich nach seinen Truppen im Orte; sehr schnell drang eine Abtheilung Husaren ins Schloß und nahm die meisten der österreichischen Herren gefangen, die der König sich sodann vorstellen ließ. Bald darauf traf eine ganze Anzahl preußischer Generale im Schlosse ein, welche ihren Truppen voran geeilt waren, denn der größte Theil der Armee hatte sich ebenfalls in Marsch gesetzt und war dem Könige bis Lissa gefolgt. —

So weit nun die Ueberlieferung des Schlosses, deren Träger der Sohn des damaligen Castellans ist, der, 1842 oder 1843, selbst Castellan, fünfundachtzigjährig starb. Sein Name war Veithe. Auf den ersten Blick erscheint sie weniger glaubhaft als die allgemein verbreitete. Andererseits ist es durchaus nicht unmöglich, daß sich eine Anzahl österreichischer Officiere in der Stärkung, deren sie nach einem Tage wie der von Leuthen bedurften, durch die gefallenen Schüsse nicht hat stören lassen. Wenn man selbst im Felde gesehen hat, wie das leibliche Bedürfniß nach Ruhe und Nahrung manchmal die einfachsten Sicher-

heitsmaßregeln vernachlässigen läßt, wird man das erklärlich finden. Als die Preußen vor Lissa ankamen, hatte man schießen hören. Darauf war es still geworden, und erst nach geraumer Zeit war das Feuer auf kurze Momente an der Brücke wieder aufgeflammt. Wo das Feuer stattfand, ob in oder vor dem Orte, mag bei geschlossenen Fenstern im Innern des Schlosses nicht zu erkennen gewesen sein. Bekanntlich täuscht der Schall darin ungemein, und man mag an ein bedeutungsloses Geplänkel gedacht haben. Von der Aufstellung einer Nachhut oder gar regelmäßiger Vorposten war in der herrschenden Verwirrung der Flucht nicht die Rede gewesen, somit auch nicht vom Eingang regelmäßiger Meldungen. Zudem — an wen sollte gemeldet werden, da es an einer Befehlsführung im Orte offenbar gefehlt hat? Bekanntlich machten die Oesterreicher mit ihrer Hauptmasse erst hinter dem der Weistritz ziemlich parallel laufenden Flüßchen Lohe Halt, wo sie sich zu sammeln suchten. Alles in Allem genommen, hat also die Ueberlieferung des Schlosses die Wahrscheinlichkeit für sich. Wäre der König schon am Portal auf die österreichischen Herren gestoßen, so würde die Schwäche seiner Begleitung viel leichter von ihnen erkannt worden und die Verzichtleistung auf jeden Widerstand oder gar auf eine entschlossene That viel unerklärlicher sein.

Wir kommen nun zur dritten Lesart, und diese ist allerdings geeignet, die Bemerkung des Herrn Generals von Leszczynski zu bestätigen. Die Erzählung des Vorfalles ist enthalten in einem Briefe des Schloßherrn von Lissa, Baron von Mudrach, den dieser am 8. December 1757, also drei Tage nach der Ankunft des Königs im Schlosse, an seinen Neffen in französischer Sprache gerichtet hat. Der Brief spricht zuerst von dem Aufenthalt der Oesterreicher in seinem Schlosse und dem Aufbruch der Armee in der Richtung auf Neumarkt, schildert sodann die Schlacht, so weit er von ihrem Verlauf Kenntniß hatte, und endlich die Flucht der Oesterreicher, wobei eine große Anzahl verwundeter und von ihrer Truppe abgekommener Officiere sich abermals im Schlosse aufgehalten, um sich verbinden zu lassen und sich zu erquicken. Mudrach hat dann etwa um 8 Uhr Abends, also bei vollständiger Dunkelheit, vom zweiten Stockwerk seines Schlosses aus das Eindringen der Preußen in Lissa beobachtet und hierauf eine kleine Gruppe Reiter erblickt, welche die nach dem Schlosse führende Brücke überschritt. Um zu erfahren, was für Reiter das seien, sandte er den neben ihm stehenden Castellan hinab, und dieser rief gleich darauf: „Der König von Preußen!“ Baron Mudrach ist alsdann die Treppe hinunter geeilt und am Fuße derselben dem Könige begegnet, der zu ihm sagte: „Nun, ist die Luft reene?“ Auf die bejahende Antwort stieg der König die Treppe hinauf; der Baron leuchtete ihm bis zu einem Zimmer, woselbst der hohe Gast Quartier nahm und später seine eintreffenden Generale empfing. Der Brief des Barons, der in begeisterter Weise von seinem „großen Könige“ spricht, erwähnt also absolut nichts von der Anwesenheit österreichischer Officiere in diesem Moment. Grünhagen meint in seinem oben citirten Werke (II, 55), daß wohl nur Verwundete noch vom Könige getroffen worden seien, die sich in ihr Schicksal ergeben hätten. Heilmann dagegen („Schlacht bei Leuthen“. Berlin, Mittler & Sohn. 1849)

nimmt an, daß der König das Schloß noch mit verwundeten und geflüchteten feindlichen Officieren und Soldaten besetzt gefunden habe, denen er einen „Guten Abend" gewünscht, und die sich darauf beeilt hätten, das Schloß zu räumen, tritt also im Allgemeinen der ersten Lesart bei. Professor Kutzner, „Schlacht bei Leuthen", hat die Ueberlieferung des Schlosses auch schon benutzt, aber nicht so eingehend, wie von mir hier geschehen; er nimmt ebenfalls an, daß der König im Schlosse noch auf Oesterreicher gestoßen sei.

Einen absoluten Beweis gegen die beiden ersten Lesarten, welche die Geistesgegenwart des großen Königs und seiner Begleitung, sowie den Eindruck seiner Persönlichkeit in hellster Beleuchtung erscheinen lassen, enthält allerdings der Brief des Barons von Mudrach nicht. Nun kann er freilich vergessen haben, zu erwähnen, daß sich noch Oesterreicher im Schlosse aufgehalten. Daß aber der König mit ihnen in der überlieferten Weise zusammengestoßen sei und sich hieraus ein kritischer Moment ergeben habe, dies würde er gewiß nicht vergessen haben. Dagegen erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Baron die ihn allerdings bloßstellenden Begleitumstände der Ankunft des Königs — nämlich die in der Verwirrung des Augenblicks gegebene kopflose Antwort und die Anwesenheit der Oesterreicher im Schlosse — seinem Neffen verschwiegen habe.

Mag sich Jeder nun aus den drei hier dargestellten Versionen das ihm richtig, glaubhaft oder unrichtig Erscheinende heraus suchen. Ich meines Theils glaube an das Zusammentreffen des Königs im Schlosse mit flüchtigen und verwundeten Oesterreichern, kann auch keinen Grund finden, die Begrüßung des Königs in Abrede zu stellen. Wie weit dabei eine persönliche Gefahr zu überwinden war, kann freilich nicht festgestellt werden. Von welcher Lesart die Geschichtschreibung, die demnächst durch die Geschichte des Siebenjährigen Krieges, verfaßt vom Großen Generalstabe, eine jedenfalls auf den gründlichsten Forschungen beruhende, werthvolle Bereicherung erfahren wird, Gebrauch machen will, oder ob sie den Vorfall ganz übergeht, hängt von der Ansicht des Historikers ab. Die vollständige Verneinung des Vorfalles würde ich in Betracht des Für und Wider für nicht gerechtfertigt und auch nicht für nöthig halten. Das Volk hängt an solchen Ueberlieferungen und Verherrlichungen seiner Helden, die sich freilich in der Vorzeit oft bis zum Uebernatürlichen gesteigert haben. Welche Thatkraft sich aber darin ausspricht, daß der König persönlich am Abend die Verfolgung leitete, wobei er sich wiederholten Gefahren wie ein gemeiner Husar aussetzte, darauf kann nicht oft genug hingewiesen werden. Doch auch welche Armee, die nach einem solchen Tage ohne Befehl die Verfolgung aufnimmt und ihrem großen Führer in der Winternacht folgt unter Anstimmung des „Nun danket Alle Gott!" — Das mögen Diejenigen, welche auf die Armeen des 18. Jahrhunderts im Vergleich zu den jetzigen geringschätzig herabsehen, und ferner Die, welche glauben, die Schlachten aus der warmen Stube durch Telegraph und Telephon leiten zu können, sich vor Augen halten. Die Macht der Persönlichkeit, wie sie ein Napoleon, ein Friedrich auf ihre Truppen ausübten, liegt darin, daß der gemeine Mann sagt: Er ist auch ein Soldat!

A. von Boguslawski.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

(1867.)

Mitgetheilt
vom
Generalmajor **von Bernhardi,**
Chef der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes.

[Nachdruck untersagt.]

VI. Garibaldi's Flucht von Caprera. Das Freischaren-Unternehmen gegen Rom. Sturz des Ministeriums Ratazzi.

Florenz, 4. October.

Falsone ist dagewesen. — Zeitungen, Garibaldi verhindert, von Caprera abzureisen. National-Comité in Rom aufgelöst; darüber muß ich mir Auskunft verschaffen.

5. October.

Um ½8 Uhr zu Falsone.

Ich: Was bedeutet die Auflösung des National-Comités in Rom?

Falsone: Sie hat gar nichts zu sagen; es ist das von der italienischen Regierung, von Ratazzi geleitete Comité, das sich aufgelöst hat.

(NB. Das ist in hohem Grade charakteristisch, durchaus bezeichnend für Ratazzi's Art und Weise. Dies Comité hat nicht mit der päpstlichen Regierung gemeinschaftliche Sache gemacht, wie Barbolani den anderen Diplomaten vorreden wollte; es hat auch nicht einen von den Garibaldinern unabhängigen Aufstand veranlaßt, wie er mir gegenüber prophezeite: es hat sich aufgelöst, sowie die Lage ernst wurde, damit es nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden konnte, irgend etwas thun, sich mit Bestimmtheit für irgend eine Partei aussprechen zu müssen.)

Ich: Wie verhält es sich mit Garibaldi's abermaliger Verhaftung?

Falsone: Garibaldi war natürlich wüthend, daß er sich gegen das ihm gegebene Wort als Gefangener auf Caprera fand. Seine Freunde riethen ihm, sofort zu entfliehen, ehe die Seeblockade der Insel vervollständigt sei. Garibaldi aber wies diesen Rath der Klugheit weit von sich; das sei nicht seine Art, zu verfahren. Er schrieb dem Abgeordneten Alberto Majo, dem

Republikaner, der, mehrfach gewählt, nie seinen Sitz im Parlament eingenommen hat, weil er sich weigert, dem König den Eid der Treue zu leisten. Durch diesen ließ er dem Minister Ratazzi sagen: da er ohne alle Bedingungen als freier Mann nach Caprera entlassen sei, werde er an dem und dem Tage mit dem Packetboot aus Cagliari nach dem Continent reisen. Darauf wurde Ministerrath gehalten; es wurde aus den Gewässern an der Küste des päpstlichen Gebietes ein Dampfkriegsschiff durch den Telegraphen nach Caprera beordert, ein anderes von der ligurischen Küste, um die Blockade zu verstärken. Eines dieser Kriegsschiffe kam dazu, wie das Packetboot eben im Angesicht von Caprera beigelegt hatte, und Garibaldi auf seiner Yacht heran kam, um sich an Bord zu begeben. Auf die üblichen Signalschüsse wurde gehalten, Garibaldi wurde bedeutet, daß er umkehren müsse, und forderte dann selbst den Capitän des Packetboots auf, seine Fahrt ohne ihn fortzusetzen.

Ich: Wie verhält es sich mit dem Aufstand im römischen Gebiet?

Falsone: Es geht gut. Bei Frosinone soll eine Compagnie päpstlicher Truppen zu den Insurgenten übergegangen sein.

Ich: Ist Pallavicini nach Berlin gereist? — Nein! — Warum nicht?

Falsone: „Perché è tutto mutato" — Pallavicini trifft heute Abend hier in Florenz ein, um an die Spitze eines Comités zu treten, das sich unter dem Vorwand bildet, für die Verwundeten zu sorgen, aber in der That das Ganze leiten soll.

(NB. Sollte etwa Riciotti Garibaldi aus England Geld mitgebracht und der Noth abgeholfen haben, daß Pallavicini die Reise nach Berlin aufgegeben hat?)

6. October.

Um ½8 Uhr bei Falsone mit Pallavicini zusammengetroffen.

Auf meine Fragen erfahre ich zunächst, daß Riciotti Garibaldi keineswegs Geld aus England mitgebracht hat. Geld ist gerade das, woran es fortwährend fehlt.

Garibaldi ist durch Ratazzi auf das Allervollständigste getäuscht worden und glaubte wirklich, als freier Mann nach Caprera zurückzugehen. Pallavicini rieth ihm, die Vorschläge des Ministers zurückzuweisen und ruhig als Gefangener in Alessandria zu bleiben, *denn dort hätte es Mittel gegeben, ihn zu befreien* (sic!). Aber Garibaldi traute den Versicherungen Ratazzi's und reiste ab gegen den Rath seiner Freunde. In Genua war eine Volksbewegung organisirt, um ihn zu befreien; Garibaldi selbst erwies in seinem ritterlichen Vertrauen der Regierung *den Dienst, diese Bewegung niederzuhalten*. Er versicherte den Führern, es sei keine Veranlassung, ihn zu befreien; denn er gehe als freier Mann auf seine Insel.

Der Aufstand im Römischen geht nun seinen Weg ohne Garibaldi.

Pallavicini: Die Regierung hat ohne Zweifel die Absicht, früher oder später auch ihre Truppen in das römische Gebiet einrücken zu lassen; *aber es kommt nun eben darauf an, daß die Actionspartei durch die Insurrection nach Rom gelangt, und nicht die Regierung. Nur dadurch kann das gegenwärtige* Ministerium, das gegenwärtige System

gestürzt, der Hinneigung zu Frankreich, der Abhängigkeit von Frankreich ein Ende gemacht, und die nationale, die Actionspartei, an das Ruder gebracht werden. Ist es die Regierung, die in Rom einzieht, so bleibt sie Herr der Situation, und Alles bleibt in der gegenwärtigen Verfassung und bewegt sich weiter in demselben Geleise wie bisher.

Aber es fehlt an Geld, um den Erfolg des Aufstandes sicherzustellen. Preußen hat ein unmittelbares Interesse dabei; denn Ratazzi ist ganz in Napoleons Händen; das Bündniß mit Frankreich — gegen Preußen — ist bereits geschlossen: „je donne ma tête que l'alliance est déjà conclue."

(NB. Gerade diese Worte, deren er sich bedient, beweisen mir, daß er das nicht eigentlich weiß, sondern nur vermuthet, gerade wie Garibaldi.)

Pallavicini: Da es nun Preußens Interesse ist, könnte Bismarck nicht bewogen werden, Geld herzugeben, um den Erfolg sicherzustellen? Mit ein paar hunderttausend Franken wäre Großes auszurichten. Könnte ich das nicht vermitteln?

Ich: Es ist kaum anzunehmen, daß Bismarck sich zu einer solchen Maßregel entschließen würde. Preußen hat den Charakter der Loyalität seiner Politik zu wahren. Bismarck würde auf ein solches Ansinnen wahrscheinlich antworten, was er dem Frigyesy geantwortet hat: die italienische Regierung habe, was auch ihre geheimen Absichten für die Zukunft sein mögen, thatsächlich bis jetzt keinen Grund zur Klage gegeben. Preußen könne demnach auch nicht eine Bewegung unterstützen, die in gewissem Sinne feindlich gegen die jetzige Regierung Italiens gerichtet ist. Das sind in der That wichtige Bedenken, die der Sache im Wege stehen. Ich aber bin nicht autorisirt, ein solches Begehren zu vermitteln oder zu befürworten. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich berichte, wie die Sachen hier stehen, wie sehr es am Gelde fehlt, und was nach der Ansicht der Actionspartei mit einer mäßigen Summe Geldes auszurichten wäre, und es dann dem Grafen Bismarck überlasse, daraus zu folgern, was er für angemessen hält.

Pallavicini bleibt hier in Florenz, solange es die Umstände erheischen. Er tritt in das Comité ein, das sich bildet, angeblich um den Verwundeten ꝛc. zu helfen, in Wahrheit, um die ganze Bewegung zu leiten. Er tritt absichtlich nicht als Präsident ein; es wird überhaupt kein Präsident ernannt, sondern Alles collegialisch behandelt werden.

(NB. Ratazzi läßt es jetzt geschehen, daß Freiwillige über die Grenze gehen und im römischen Gebiet Aufstände veranlassen, verhindert auch nicht, daß sich hier dieses angebliche Hülfscomité bildet. Während Preußen, wenn es nach seinem Wunsch geht, auf seine eigene Gefahr und ohne daß Italien dafür eine Verpflichtung übernähme, die französische Intervention fernhält, soll der Papst durch die Insurrection in Angst und Noth versetzt, wie man zu sagen pflegt, mürbe gemacht werden, so daß er sich zu den gewünschten Concessionen bequemt, dann will man einschreiten, die revolutionären Elemente beseitigen, den Papst retten und den Gewinnst einheimsen. Das Alles ist sehr klar.

Aber Ratazzi täuscht sich in diesen Berechnungen in einer mir kaum begreiflichen Weise. Der Papst wird immer und immer einfach: „nein" sagen zu allen Vorschlägen, die auf Concessionen hinauslaufen, die er machen soll; daran ist nicht zu zweifeln, und an dieser einfachsten aller Thatsachen werden Ratazzi's übersein angelegte Pläne scheitern.

9. October.

Zur Gesandtschaft. — Mit Gräfin Usedom gesprochen. Sie erzählt: Victor Emanuel hat Ratazzi, Cialdini und Pepoli bei sich vereinigt und eine Versöhnung unter ihnen zu Stande gebracht.

(NB. Madame Ratazzi hatte in ihrem schnöden Buch Pepoli als Marquis Benjoli verspottet und als den Dümmsten aller Dummen dargestellt. Cialdini hatte Pepoli darauf aufmerksam gemacht, daß er gemeint sei, und Pepoli darauf den feinsinnigen und dünnbeinigen Ratazzi gefordert.)

Nun soll Cialdini als Gesandter nach Wien gehen, Pepoli aber Minister der auswärtigen Angelegenheiten werden. —

10. October.

Falsone bei mir. Pallavicini wünscht mich zu sehen in seiner eigenen Wohnung.

Zur Gesandtschaft. Usedom gesehen. Pepoli's Versöhnung mit Ratazzi besprochen. Der eigentliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten würde Barbolani unter Pepoli sein so gut wie unter Compello.

Abend zu Pallavicini.

Ich frage: Wie kommt es, daß Crispi, wie ich mit Verwunderung aus den Unterschriften unter der ersten Bekanntmachung des Comités ersehen habe, in dem hiesigen Comité ist, das die Leitung der Insurrection übernommen hat?

Pallavicini: Ratazzi hatte ihn hineingebracht, noch ehe er, Pallavicini, hier in Florenz eingetroffen war; es stand nicht mehr zu ändern. Nun gibt Ratazzi selbst — durch Crispi — das Geld her, das nöthig ist, den Aufstand in Gang zu erhalten — aber nur wenig! Er hat 100000 Franken gegeben.

(NB. Das ist Alles sehr leicht zu verstehen; Crispi ist natürlich Ratazzi's Werkzeug in dem Comité. Und nun Garibaldi beseitigt ist, muß der Aufstand ohne ihn in Gang erhalten werden; dazu gibt Ratazzi das Geld her; aber nur wenig! Denn mächtig darf der Aufstand bei alledem nicht werden. Nur eben so stark, als nöthig ist, dem Papst Sorgen zu machen, nicht so mächtig — ja nicht! — daß es irgend schwierig werden könnte, ihn zu unterdrücken, sobald der richtig geachtete Moment dafür gekommen ist. — Etwas zu künstlich, um klug zu sein!)

Ich forderte Pallavicini auf, Usedom davon in Kenntniß zu setzen. (NB. Usedom muß das natürlich wissen, und es scheint mir nicht angemessen, daß er es von mir erfährt.)

Pallavicini: Vermöge dieser ärmlichen Beisteuer an Geld macht sich aber nun Ratazzi zum Herrn des Aufstandes, lenkt ihn nach seinem Willen und bestimmt, wo er still stehen soll. Es käme darauf an, den Aufstand zu emancipiren — unabhängig von Ratazzi zu machen — und dazu müßte man

Geld haben, das nicht von ihm herkäme. Bismarck müßte es geben. Er wiederholt, die Alliance zwischen Italien und Frankreich sei bereits geschlossen: „Je donne ma tête qu'elle est déjà conclue."

(NB. Ganz wie neulich. Ich aber glaube, daß ein solches Bündniß jetzt nicht geschlossen ist; es könnte nicht geschlossen sein, ohne daß irgend ein Abkommen über Rom getroffen wäre, und daß dies nicht geschehen ist, das geht sehr deutlich aus Ratazzi's Gebahren hervor.)

Pallavicini soll selbst an Bismarck schreiben. Den Brief will ich besorgen. In diesen Tagen geht ein Courier.

Pallavicini wird schreiben; er kommt darauf zurück, daß wir hier eine Zeitung gründen müßten, die Preußens Interessen verträte.

Ich stimme ihm bei; aber auch darüber soll er mit Usedom sprechen.

11. October.

Gräfin Usedom sagte viel zu Ratazzi's Lobe, ja sie schwärmt für ihn und findet es verkehrt, wenn man ihm etwa nicht trauen wollte. Warum denn nicht? Man führe freilich seine zweideutige Vergangenheit gegen ihn an, und die politischen Ansichten, zu denen er sich früher bekannt hat; aber kann er sich denn nicht geändert haben, kann er nicht zu anderen Ansichten aus Ueberzeugung übergegangen sein? Bismarck habe sich selbst und seine Ansichten auch gar sehr geändert im Laufe der Jahre und ist dabei durchaus redlich gewesen: warum nicht Ratazzi so gut wie Bismarck?

Auf mein Bemerken gab sie indessen doch zu, daß zwischen Bismarck und Ratazzi ein gewaltiger Unterschied zu machen ist, was Würde und Charakter anbetrifft.

13. October.

Falsone bringt mir Pallavicini's Brief an Bismarck, den ich in den meinigen lege.

14. October.

Ausgegangen. — Poujade in der Straße, der sehr lebhafte klerikale Sympathien bei mir zu finden erwartete, tadelte die Italiener, sie seien „trop prussiens" (NB. das mir!), rechneten zu sehr auf Unterstützung von Preußen; aber, nicht wahr? Preußen werde gewiß zuerst und vor Allem den Aufstand im Römischen, das Treiben der Italiener tadeln ꝛc.

Zur Gesandtschaft; Usedom gesehen; der meint: „Es ist nichts los!" — für den Augenblick.

15. October.

Erfahre, daß die Regierung — d. h. Ratazzi — die jungen Leute, die bei den Unruhen neulich hier verhaftet worden sind, wieder aus der Haft entlassen hat. Sie sind natürlich sofort abgereist, um sich den Aufständischen im römischen Gebiet anzuschließen. Ratazzi muß natürlich so gut wie jeder Andere vorher gewußt haben, daß sie das thun würden.

16. October.

Stumm sagt mir, auf dem Kriegsministerium sage man ihm: Cialdini sei aufgefordert worden, das Commando der an der päpstlichen Grenze auf-

gestellten Truppen zu übernehmen. Er hat aber abgelehnt; nun soll dieses Commando dem General La Marmora zugedacht sein.

(NB. Daß Cialdini ablehnen würde, ließ sich denken; der ist zu klug, um einen Auftrag zu übernehmen, dessen Ausführung ihn unpopulär machen, und seine Zukunft beeinträchtigen müßte. La Marmora dagegen ist ganz der Mann dazu, auf das gegebene Zeichen, wenn man den Papst dahin gebracht hat, die nöthigen Concessionen zu machen, einzurücken, die Freiwilligen zu unterdrücken, den Papst zu retten und den heiligen Stuhl wieder aufzurichten. Er würde das mit ganz besonderem Vergnügen thun.)

Herkert, der Kanzler, leidet sehr darunter, daß er heute nicht zu einem Gespräch mit Usedom gelangen kann; er trägt sich mit einer gewaltigen Neuigkeit; ein Freund hat ihm geheimnißvoll mitgetheilt: Garibaldi sei aus Caprera entkommen.

Abends um 8 Uhr zu Pallavicini, wo mich der Abgeordnete Miceli sieht. Das ist mir natürlich unangenehm, obgleich der Mann zur Linken gehört und in dem Comité ist.

Ich: frage, ob Garibaldi wirklich entkommen ist.

Pallavicini weiß nichts davon; er hat erst jetzt einen Brief Garibaldi's vom 6. erhalten; Garibaldi zeigt sich darin „très irrité", weiter ist seinen hiesigen Freunden nichts bekannt.

Ich: Cialdini hat das Commando an der Grenze abgelehnt; man spricht nun davon, es La Marmora zu geben.

Pallavicini: Der ist ganz der Mann dazu — „è proprio lavoro da La Marmora!"

Ich: Ich habe viel über die Möglichkeit einer französischen Intervention nachgedacht, wenn diese Drohung ausgeführt würde: es wäre am Ende nicht das Schlimmste, was geschehen könnte!

Pallavicini: „Et moi, je la désire! — je l'appelle de tous mes vœux!" Sieht, gleich mir, daß die Intervention entschieden und bleibend mit Frankreich verfeinden und ein Bündniß beider gegen Preußen unmöglich machen müßte.

Er erzählt mir den Inhalt seines Briefes an Bismarck. Um Geld scheint er nicht ausdrücklich gebeten zu haben, und das ist um so besser. Er hat die hiesige Lage auseinander gesetzt und daß die Herrschaft Ratazzi's nothwendiger Weise zu einem Bündniß mit Frankreich führen müsse, (lächelnd): „je conçois parfaitement que 100 000 Italiens ne vous font pas peur." Aber es sei doch immer besser, sie nicht zu Gegnern zu haben. Das Bündniß sei sogar höchstwahrscheinlich bereits geschlossen. Es rückgängig zu machen — Ratazzi zu beseitigen — ein Ministerium, das aus Mitgliedern der Actionspartei, d. h. aus Anhängern des Bündnisses mit Preußen besteht, an die Spitze der Regierung zu bringen, liege im Interesse Preußens, wie im eigenen Interesse Italiens, und dazu müsse Garibaldi unterstützt und eine Lösung der römischen Frage im Sinne der Actionspartei herbeigeführt werden.

Er hat auch mit Usedom gesprochen, ist aber von dem kalt aufgenommen worden. „Je l'ai trouvé froid! — pas à la hauteur."

17. October.

Zur Gesandtschaft; Usedom gesehen. Frankreich droht sehr ernsthaft mit der Intervention; aber ob man wirklich dazu schreiten wird, das scheint ihm dennoch sehr zweifelhaft — und mir auch, obgleich ich sie eigentlich wünsche, wie die Sachen jetzt stehen, und da ein Erfolg des Aufstandes doch in keiner Weise vorauszusehen ist.

Herries und den bayerischen Gesandten Grafen Hompesch gesehen. Herries sagt: „Les domestiques s'en vont! C'est une épidémie!" — erzählt von einer Menge Menschen, deren Diener davongegangen sind, um sich den Aufständischen anzuschließen. Hompesch weiß auch einige Beispiele.

Abends bei Lady Orford; Gräfin Baldelli dort und unter Anderen auch Martin. Auch die aus Rom oder aus dem römischen Gebiet gebürtigen Officiere der italienischen Armee nehmen sämmtlich ihren eiligen Abschied, um sich den Aufständischen anzuschließen. Das hat namentlich auch ein Ordonnanz-Officier des Königs gethan, der junge Herzog Cesarini Sforza.

Mit Martin sprach ich auf dem Heimweg, den wir zusammen machten, davon, daß eine Lösung der römischen Frage, wie sie Ratazzi beabsichtigt, gar keine Lösung wäre, sondern nur ein neues, unfruchtbares Provisorium, das Italien eben so krank und unfertig ließe, wie es jetzt ist. Ob der Papst über eine Provinz mehr oder weniger gebietet, ist sehr gleichgültig, das wirkliche Uebel liegt darin, daß er als Feind Italiens in Rom haust.

Martin war sehr unzugänglich für diese Lehre.

18. October.

Nicht aus. Falsone bei mir; um ungelegene Begegnungen zu vermeiden, sollen wir, Pallavicini und ich, uns wieder wie früher, wenn es nöthig ist, durch einen leeren Brief ein Rendez-vous geben und dann am Abend bei Falsone treffen.

Garibaldi ist wirklich seit vier Tagen aus Caprera entkommen; man weiß aber nicht, wo er ist. Falsone wünscht jetzt ebenfalls eine französische Intervention, weil sie den Haß der Italiener gegen Frankreich auf das Höchste steigern, ein Bündniß mit Frankreich unmöglich machen und schließlich dahin führen muß, daß Italien die Fesseln der französischen Vormundschaft bricht. Er sprach sehr verständig darüber.

Zeitungen: Die italienische escadre cuirassée, die an der römischen Küste kreuzt, wird verstärkt; angeblich, um nöthigenfalls eine spanische Expedition abwehren zu können! Als ob Spanien in der Verfassung wäre, dergleichen zu unternehmen! Ich schließe daraus, daß auch die Regierung bereits von Garibaldi's Flucht unterrichtet ist und einen Landungsversuch von seiner Seite erwartet.

Eine interessante, bewegte Zeit, in der wir leben!

19. October.

Ganz unerwartet tritt Csaky bei mir ein. Er kommt aus Neapel, wohin ihn Finanzspeculationen geführt hatten, die ihn überhaupt sehr beschäftigen, und zwar immer nach einem sehr großen Maßstab. Auf der Durchreise hat er sich in Rom aufgehalten. — Erzählt:

In Neapel herrscht ein hoher Grad leidenschaftlicher Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen und der gegenwärtigen Regierung. In Rom ist man allerdings sehr unzufrieden mit dem päpstlichen Pfaffenregiment und möchte es gern los sein, aber, da man sieht und weiß, wie schlecht die Dinge im Königreich Italien gehen, und welche Unzufriedenheit auch da herrscht, hat man kein großes Verlangen, sich diesem Königreich anzuschließen. Man fürchtet namentlich den Steuerdruck. Daneben ist man darüber verdrießlich, daß bei diesen unsicheren Zuständen keine Fremden nach Rom kommen wollen, da doch Rom wesentlich von den Fremden lebt. Rom ist in der That verödet; Fremde sind nicht da, und von den Einheimischen sitzen sehr viele im Gefängniß.

In Frankreich, namentlich in Paris, stehen die Dinge allerdings schlecht; Unzufriedenheit und Mißmuth sind sehr allgemein und sehr groß, aber bei alledem ist Napoleon's Thron nicht so wankend geworden, wie man wohl glauben könnte; was ihn stützt und hält, ist die allgemeine Corruption, die Napoleon mit Absicht und Berechnung genährt und gesteigert hat und die jede Vorstellung übersteigt. (NB. Stimmt ganz zu meinen eigenen Beobachtungen 1858/59; keinem Menschen ist in Frankreich an idealen Gütern etwas gelegen, Niemand will etwas wagen, wenn es nicht für Zwecke der trivialsten Selbstsucht ist, und Keiner traut dem Anderen!)

In Beziehung auf Ungarn ist Csaky resignirt; er kann sich nicht, wie Klopka, für die gegenwärtigen Zustände begeistern, denn eine Versöhnung, ein Königreich Ungarn mit dem Haus Habsburg an der Spitze, ist nicht das, was er gewünscht hätte; aber er ergibt sich darein, denn er sieht, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Ungarn — ja im Wesentlichen die ganze Nation — mit diesen Zuständen zufrieden ist, und was auch seine persönlichen Ansichten sein mögen, er hat seiner Ansicht nach nicht das Recht — das Kossuth sich beilegt —, im Sinne einer abstracten Theorie gegen den Willen der ungarischen Nation zu agitiren und zu conspiriren. Außerdem glaubt er, daß jeder Revolutionsversuch in Ungarn vergeblich wäre, nachdem einmal die herrliche Gelegenheit im vergangenen Jahr versäumt ist, und durch die Schuld der Ungarn im Lande versäumt. Die Leute sagen zwar, sie seien zu spät „avertirt" worden, und nachher sei es zu spät gewesen. Aber das ist nicht wahr! Sie hätten sich ganz gut erheben können nach der Schlacht von Sadowa, und dann wurde der Friede zu Nikolsburg nicht geschlossen; aber es hat ihnen im entscheidenden Augenblick der Muth gefehlt.

Nun greift Kossuth in den Zeitungen die Patrioten von 1866 — namentlich Csaky — mit niedrigen Schmähungen an; aber sie haben ihm wissen lassen, daß sie seine Briefe von 1859 und 1866, in denen er erklärt, daß er jeder Erhebung Ungarns entgegen arbeiten werde, bei der seine Person nicht berücksichtigt wäre, veröffentlichen würden. Im Uebrigen sprach Csaki seine Ueberzeugung dahin aus, daß Oesterreich bald dahin kommen werde, die Hauptstadt nach Pest zu verlegen und sich zu einem wesentlich ungarischen Staat zu gestalten.

20. October.

Falsone kommt und verkündet: Garibaldi ist hier in Florenz; er ist gestern Abend ganz öffentlich hier angekommen und wohnt hier Corso di

Vittorio Emanuele Nr. 4 in einem kleinen Hotel, ohne sich im Allermindesten zu verbergen.

Seine Flucht aus Caprera, zu der er sich berechtigt glaubte, ist sehr romantischer Art. Er war auf Caprera von sechs Kriegsdampfern blockirt. Um zu versuchen, ob und wie er entfliehen könnte, ließ er zuerst zwei Mann in einem zweiruderigen Boot einen Versuch machen, nach Sardinien durchzukommen. Die wurden aber gefangen; die Wachmannschaft eines — oder vielleicht zweier — der blockirenden Dampfschiffe hatten den Schlag der Ruder gehört.

Darauf machte sich Garibaldi in der folgenden Nacht ganz allein auf den Weg, in einem ganz winzigen Boot, wie man sie zur Entenjagd auf ruhigen Teichen hat, von den Italienern „un beccacino“ genannt, ein Boot, das nur wenige Zoll aus dem Wasserspiegel hervorragt und geräuschlos durch ein einziges Ruder vorwärts bewegt wird; dies wird an der Stelle des Steuers eingesetzt und wie der Schwanz eines Fisches unter dem Wasser bewegt — sculling a boat.

Garibaldi benutzte die Stunden der Dunkelheit und den Aufgang des Mondes und kam glücklich durch das Blockade-Geschwader und nach Sardinien; nicht ohne Gefahr in der Dunkelheit, da Wind und Wellenschlag nicht eigentlich stark, aber doch stärker wurden, als ein so kleines Boot ertragen konnte. Es scheint, daß er — unvollkommen orientirt natürlich, im Dunkeln noch dazu — nicht unmittelbar an der wirklichen Küste von Sardinien hat landen können, daß er an eine Vorinsel-Klippe oder hohe Sandbank gerathen ist; denn er hat eine Strecke durch seichtes Wasser waten müssen. Am Ufer erwartete ihn sein Schwiegersohn Canzio; beide haben sich mehrere Stunden im Gesträuch und Rohr am Ufer verbergen müssen und dann ein paar Mal vierundzwanzig Stunden in einer Höhle. Dann fand sich die Gelegenheit, und sie sind zusammen in einem offenen Boot über das Meer gesegelt, aber nicht nach der römischen Küste, wo das verstärkte italienische Geschwader sie erwartete, sondern nach Toscana, wo sie in der Nähe von Livorno landeten. Ob sie ganz allein waren oder von noch Jemandem begleitet, ging aus der Erzählung nicht hervor.

Falsone ist nun in einer sehr gehobenen, zuversichtlichen, ja triumphirenden Stimmung, und das ist natürlich die Stimmung der gesammten Actionspartei. Mag doch die Regierung versuchen, Garibaldi noch einmal zu verhaften, wenn sie es wagt, erklärt er: wir sagen Jedem, der es wissen will, ganz offen, wo er wohnt! Aber Garibaldi könnte dies Mal nicht ohne Widerstand verhaftet werden, dafür ist gesorgt! Und die angedrohte französische Intervention soll nur kommen! Uns Andere, Sicilianer, kennen die Franzosen ohnehin von lange, von der sicilianischen Vesper her.

Ratazzi hat heute Morgen seine Demission eingereicht. Man hat einen Augenblick von einem Ministerium Menabrea gesprochen. Daran will Niemand recht glauben. Ratazzi's Demission ist noch nicht definitiv angenommen.

Viel Stoff zum Nachdenken! Durch Garibaldi's Ankunft, durch die bloße einfache Thatsache, daß er hier ist in Florenz, ist die ganze Situation von

Grund aus verändert, geradezu umgekehrt, de fond en comble. Und ganz gewiß hat Garibaldi selbst keine Ahnung davon gehabt, daß seine bloße Erscheinung hier so Großes bewirken könnte und würde; er hat ganz gewiß dies Mal wie immer einfach nach seinem Instinct gehandelt, ohne die Folgen mit voller Bestimmtheit zu übersehen.

Ratazzi muß sich zurückziehen, er kann sich nicht halten, das ist klar! Seine überfeine Politik, seine über die Gebühr künstlichen Intriguen, die Pläne, denen zufolge Jedermann mehr oder weniger betrogen werden sollte, bis auf einen gewissen Grad selbst sein Herr und Meister in Paris, dieser ganze Aufwand von Ueberklugheit hat nun dahin geführt, daß er selbst den Ereignissen vollkommen ohnmächtig gegenüber steht! Theilweise von ihm selbst hervorgerufen, sind sie ihm vollständig über den Kopf gewachsen. Um consequent zu sein, um Frankreich einstweilen wieder zu beschwichtigen, um Herr der Situation zu bleiben, müßte er Garibaldi ein zweites Mal, sofort, hier mitten in Florenz verhaften lassen — und das wagt er nicht, das vermag er nicht.

Ebenso wenig kann er umkehren, sich an Garibaldi hängen und von dem ins Schlepptau nehmen lassen; denn er ist zu sehr nach der anderen Seite hin compromittirt, zu sehr von Frankreich abhängig, zu schwach der französisch gesinnten Piemontesischen Consorteria gegenüber und zu kleinmüthig, um mit zerrütteten Finanzen und einer verkümmerten Armee Frankreich Trotz zu bieten. Ganz abgesehen davon, daß Garibaldi gar nichts von ihm wissen will.

Er muß also weichen. Aber wer kommt an seine Stelle? Ein Ministerium Menabrea und ein Staatsstreich im absolutistischen Sinne — das sind identische Begriffe; zu einem Staatsstreich, dem alle Generale widerrathen, wird man aber wohl jetzt so wenig wie früher den Muth haben.

Um 8 Uhr zu Pallavicini. Den fand ich auch in der gehobensten aller Stimmungen — radieux — hoffnungsvoll! Wie denn der lebhafte alte Herr eben ein Sanguiniker ist und sehr geneigt, alles im rosigsten aller Lichter zu sehen.

Er berichtete mir, daß Ratazzi's Entlassung heute gegen Abend definitiv angenommen worden ist, daß Niemand Garibaldi anzutasten wagt, und prophezeit: in einem Monat haben wir ein Ministerium aus der Actionspartei oder eine Revolution! — „je la vois très prochaine" — die Revolution nämlich. (NB. Ich nicht, wenigstens nicht so nahe.) Die Actionspartei wird sich, wenn sie erst am Ruder ist, Preußen anschließen und es ohne Zagen auf einen Krieg mit Frankreich ankommen lassen. Natürlich rechnet sie dabei nicht auf die italienische Armee. — „Ce serait ridicule!" — Aber Garibaldi bringt gegen Frankreich hunderttausend Freiwillige auf.

Pallavicini wiederholt mir nochmals den Inhalt seines Briefes an Bismarck, und diesmal kommt zum Vorschein, daß er um Geld gebeten hat.

(NB. Hunderttausend Freiwillige! — selbst die Zahl zugegeben, über die sich doch auch noch streiten ließe —: was würden diese Freiwilligen denn wohl werth sein, vollends einer französischen Armee gegenüber. Die Herren Idealisten überschätzen eben immer die „Macht des Volkswillens", der „Begeisterung" und aller solcher idealer Größen, die noch dazu sehr oft willkürlich vorausgesetzt werden, wo sie in der That gar nicht sind!)

Später zu Lady Orford. Da finde ich Brunetti, Martin, Stumm, General Angelini, eine Menge Damen.

Milady fragt Martin: „Où est Garibaldi?“ — Antwort: „On ne le sait pas!“ — Die Regierung will also durchaus nicht wissen, daß er hier ist. Martin führte die Rolle nach Möglichkeit consequent durch; als ich ihn später unter uns fragte, ob er wirklich nicht wisse, daß Garibaldi hier ist, räumte er nur ein, man sage allerdings, daß er hier sei.

Auf die Bemerkung, daß Ratazzi sich nicht werde behaupten können, erwiderte er: Ratazzi werde in diesem Fall mit einer sehr großen Popularität ausscheiden. (NB. Der Mann, dem das Volk vor wenigen Tagen die Fenster eingeworfen hat!) Er habe zu Wege gebracht, was keinem früheren Minister gelungen war; er hat eine Majorität im Abgeordnetenhaus zusammengebracht und gewonnen. (NB. d. h. er hatte eine Majorität zusammengebracht, von der er sich beherrschen ließ, sauf à la tromper!) Scheide er aus, so sei nur ein Ministerium Cialdini oder Menabrea möglich. La Marmora, Ricasoli, Minghetti seien ganz außer Frage. (NB. Das wußte ich wohl, nur an Cialdini hatte ich nicht gedacht.)

Angelini zeigt sich sehr betrübt über den elenden, verkommenen Zustand der Armee. Ich frage nach den Einzelnheiten. Die Cavallerie ist noch in der besten Verfassung; die Regimenter haben je sechs Schwadronen, zu durchschnittlich 115 Pferden. (NB. Könnten also wohl mit fünf Schwadronen zu 120 Pferden = 600 Pferden, ausrücken.)

Traurig aber ist es um die Infanterie bestellt; die Regierung hat stillschweigend die vierten Bataillone der Regimenter eingehen lassen, und die drei, die übrig geblieben sind, auf bloße Cadres herunterkommen lassen; das Regiment ist kaum 600 Mann stark. (NB. Das ist wahr; die Bataillone, die ich täglich bei mir vorbei zum Exerciren ausrücken sehe, haben nur acht Rotten im Zug; die Versaglieri, bei denen man die vierten Compagnien hat eingehen lassen, die aber doch zum Exerciren acht Züge bilden, haben sogar nur sechs Rotten im Zuge. Man kann das Ganze kaum noch eine Armee nennen.)

Am Allerschlimmsten aber steht es um die Artillerie, die keine Pferde hat. Noch im September, ja Ende September, zu einer Zeit also, wo man den Ausbruch des Garibaldi'schen Aufstandes täglich erwarten mußte, sind die Artilleriepferde verkauft worden, die man noch besaß! Pferde, die 5—600 Franken werth sind, und die man jetzt für 7—800 Franken kaum wieder bekommen würde, sind für 70—80 Franken weggegeben worden.

(NB. So hat Ratazzi die Armee verkommen lassen, gerade in dem Augenblick, in dem er sich auf eine höchst gewagte Politik einließ! Er ist eben Advocat, und wie alle diese Herren — wie Samwer z. B. — hat er gar kein Verständniß dafür, daß politische Fragen in letzter Instanz immer Fragen der Macht sind. Er denkt sich dabei immer einen Proceß, den man durch bloßes Finassiren gewinnen kann.)

21. October.

Regentag. Hompesch bei mir; fragt nach Vielerlei, sucht sich zu orientiren und warnt: man müsse in dem unvermeidlich bevorstehenden Conflict zwischen

Preußen und Frankreich dem französischen Kaiser nicht die Möglichkeit gewähren, als Beschützer des katholischen Glaubens aufzutreten, denn das könnte im südlichen Deutschland, namentlich in Bayern, schlimme Folgen herbeiführen.

Zur Villa Caponi hinausgefahren. Die Gräfin Usedom ist sehr en émoi und schwärmt einigermaßen — oder sogar recht sehr — für Ratazzi; meint, der habe Garibaldi absichtlich entkommen lassen. Da berichtige ich natürlich.

Sie äußert sich überlaut empört über Napoleon's unerhörte Insolenz; der hat nicht bloß mit Interventionen gedroht, sondern damit: seine 30000 Mann an der Küste von Toscana landen und gerade auf Florenz marschiren zu lassen, wenn Italien nicht die Convention vom 15. September pünktlich beobachte und dem Treiben Garibaldi's ein Ende mache.

Daraufhin hat Ratazzi im Ministerrath vorgeschlagen, die italienischen Truppen sofort in das päpstliche Gebiet einrücken zu lassen, und da der König darauf nicht eingeht, hat er seinen Abschied eingereicht. Die Gräfin lebt der Ueberzeugung, daß es ihm Ernst war mit seinen heroischen Vorschlägen.

(NB. Ich nicht; aber ich finde sein Benehmen sehr klug berechnet. Er muß sich zurückziehen, weil er Garibaldi nicht verhaften kann; könnte er das, so würde er wohl auch jetzt noch ein Abkommen mit Napoleon suchen. Da er nun aber gehen muß, macht er diesen heroischen exitus, um für die Zukunft „möglich" zu bleiben, und wenn es als Premierminister der Actionspartei oder selbst einer Republik wäre! Sein Heroismus aber war ein sehr wohlfeiler, denn in dem Augenblick, wo er seine Vorschläge machte, wußte er ohne Zweifel sehr gut, daß man sie nicht annehmen, daß die Piemontesen der Conforteria sich wie Ein Mann dagegen erheben würden. Es wäre ihm gewiß im höchsten Grade ungelegen gewesen, wenn man ihn beim Wort genommen hätte!)

Nun ist Cialdini mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Lorn läßt sich von mir Garibaldi's Adresse geben und will ihn besuchen.

Zurück zur Gesandtschaft gefahren, sage Usedom, wie ich Ratazzi's heroischen exitus beurtheile. Usedom meint: „Er ist vielleicht noch zu halten!" Als ob das sehr zu wünschen wäre. Ohne Zweifel bemüht er selbst sich in diesem Sinne.

Zeitungen; die wollen noch immer nicht wissen, daß Garibaldi hier ist; sie gehen lächerlicher Weise so weit, zu erzählen, es habe sich ein unbestimmtes Gerücht gebildet, daß er aus Caprera entkommen sei, man wisse aber nicht wohin. — Das heute!!

22. October.

Falsone berichtet: Die Revolution ist in der vergangenen Nacht in Rom ausgebrochen. Später erfahren: es finden im Laufe des Tages mehrfache Demonstrationen statt; ein gewaltiger Volkshaufe zieht vor das Ministerium des Innern, um dem neuerdings in der That ungemein populären Ratazzi zu huldigen; man ist aber wenig erbaut von seiner charakterlos nichtssagenden Antwort. Dann zieht der Volkshaufe nach der Piazza vecchia di

Santa Maria novella, wo Garibaldi vom Balcon des Hauses Nr. 21 herab eine gewaltige Rede hält und den Zug nach Rom ankündigt.

Zur Gesandtschaft, um über diese Dinge mit Usedom zu sprechen. Er sagt mir: Das letzte Telegramm ist von gestern 7½ Uhr Abends und lautet: „fra una mezz' ora Roma sarà sollevata!" Seitdem nichts weiter; die telegraphische Verbindung mit Rom ist unterbrochen, und da die Linie von Rom nach Civita vecchia ganz gewiß nicht auf Befehl des Papstes zerstört worden ist, muß man wohl annehmen, daß wirklich ein Aufstand stattgefunden hat.

Garibaldi ist kurze Zeit, nachdem er seine Volksrede gehalten, ganz öffentlich, am hellen lichten Tage, mit einem Specialzug abgereist, nach Umbrien, um den Befehl über die Freischaren zu übernehmen. (NB. O weh! Das ist ein Fehler!)

Der König hat Ratazzi gebeten, an seiner Stelle zu bleiben — natürlich aber das von Napoleon vorgeschriebene Programm anzunehmen. Das kann Ratazzi (NB. nach seinen letzten Vorschlägen und Erklärungen) nicht — und so zieht er sich definitiv zurück.

Auf dem Heimweg gewahre ich militärische Maßregeln gegen mögliche Unruhen: das ehemalige Franciscanerkloster an der Piazza ogni Santi und das Politeama sind militärisch besetzt. Das Letztere wohl, um die nahegelegene französische Gesandtschaft zu schützen. Die Garnison ist um ein Regiment — das achte — verstärkt. Mauer-Placate: Die Reserveclasse von 1842 zum activen Dienst einberufen; die Gruppen, die vor den Placaten versammelt sind, heben mit Wohlgefallen hervor, daß auch die Trainmannschaft einberufen ist und folgern in angenehmen Illusionen: „dunque è all' estero!" Die Tambours der Nationalgarde schlagen, bei feinem Regen, Generalmarsch durch die Straßen.

Daß Garibaldi abreist, ist ein ganz gewaltiger Fehler, der den ohnehin sehr zweifelhaften Erfolg vollends in Frage stellt. Ob er oder sein Sohn Menotti den Befehl über die Freischaren führt, ist vorläufig, wenn nicht gleichgültig, doch von untergeordneter Wichtigkeit. Hier aber könnte er einen gewichtigen moralischen Einfluß auf die Bildung des neuen Ministeriums üben.

Zeitungen. Eine Moniteur-Note von wunderbarer Insolenz: Frankreich stellt vorläufig die beabsichtigte Expedition nach Rom ein, weil Italien die bündigsten Versicherungen gegeben hat, daß man fortan die September-Convention halten werde!

Wer hat denn nun aber diese bündigen Versicherungen gegeben? Ratazzi hat es nicht gethan, denn er hat sich zurückgezogen, um es nicht zu thun; seit seinem Rücktritt aber gibt es keine Regierung. Es kann sie also nur der König persönlich gegeben haben, inspirirt von seiner persönlichen piemontesischen Umgebung, die einstweilen entscheidet und Napoleon's Programm angenommen hat, ohne Regierung zu sein und als solche verantwortlich. Da die piemontesische Conforteria das gethan hat, würde es mich nicht gerade überraschen, wenn sie auch Garibaldi auf irgend einer einsam gelegenen Eisenbahnstation verhaften ließe. Das wäre immerhin gewagt, aber doch nicht geradezu unmöglich, wie seine Verhaftung hier in Florenz.

23. October.

Falsone früh bei mir, berichtet:

Garibaldi ist in Frosinone verhaftet worden. Eine erste Nachricht besagte, man habe ihn dort verhaften wollen, er sei aber über die päpstliche Grenze entkommen; eine zweite aber, die seine wirkliche Verhaftung berichtet, scheint die richtige zu sein.

Falsone ist ganz vernichtet durch dies Ereigniß, ganz entmuthigt und hoffnungslos. Mein Himmel! wie sind diese Menschen vom Augenblick abhängig! und wie wenig gestählt gegen die Schläge des Schicksals. Bald übermäßig triumphant auf scheinbar günstige Aussichten hin, bald ganz zu Boden geworfen durch ein erstes Mißgeschick. Mit ihren Illusionen schwindet auch sogleich ihr Muth!

Ich: Mich wundert eigentlich nur, daß man Garibaldi nicht an einem noch einsameren, abgelegeneren Ort verhaftet hat. Uebrigens habe ich es auch, abgesehen davon, für einen Fehler gehalten, daß Garibaldi von hier abgereist ist, wo er wichtigere Dinge bewirken konnte, als dort.

Falsone: Dieser Meinung sind viele seiner Freunde gewesen; man hat ihn dringend aufgefordert, hier zu bleiben, um so mehr, als dort im Römischen doch ohne Geld nichts Großes zu machen ist; aber er ist „un uomo primitivo, chi crede che si può far senza denari", und er läßt sich überhaupt nicht leiten. So ist er denn abgereist. Falsone hat es für sehr unvorsichtig gehalten, daß er so geräuschvoll und herausfordernd am hellen lichten Tag mit einem Specialzug abgereist ist.

Nun steht zu befürchten, daß man das hiesige Hülfscomité auflösen wird. Das hat jetzt einen sehr großen Wirkungskreis; es steht mit sehr vielen Municipalbehörden in Verbindung. Vielleicht legt dann die Regierung auch auf die Personen, die Mitglieder des Comités, die Hand. (NB. Das wäre unter Anderen auch Falsone selber.) Schade, daß Pallavicini nicht nach Berlin gegangen ist; wie glücklich, wenn man Geld aus Berlin bekommen hätte oder noch bekäme!

Ich erinnere daran, daß ein Drittel aller Deutschen Katholiken sind; die preußische Regierung muß es meiden, etwas zu thun, was dem Kaiser Napoleon die Möglichkeit gewähren könnte, in einem Zwist mit ihr als der Beschützer der beleidigten Kirche und Religion aufzutreten. Rom darf nicht die Veranlassung zu einem Kriege zwischen Frankreich und Preußen werden.

Falsone: „intendo! intendo!" — unser Zwist mit Frankreich muß einen rein politischen Charakter haben. Die bündigen Versicherungen, von denen der „Moniteur" spricht, kann nur Victor Emanuel gegeben haben.

24. October.

Major Boselli in der Straße, in Civil; er ist reformirt und auf Wartegeld gesetzt. Lebt in Mailand, ist auf einige Tage hier.

Politik; er tadelt Ratazzi und zeigt sich sehr conservativ. In Rom habe gar kein Aufstand stattgefunden; General Durando, der gestern auf der Herreise von Neapel durch Rom gekommen ist, habe dort alles in der

tiefsten Ruhe gefunden. Man habe allerdings versucht, einen Aufstand in Gang zu bringen, aber das sei eben nicht gelungen; es seien Pulverfässer in Gewölbe unter der Zuaven-Caserne gebracht worden, die Caserne sollte in die Luft fliegen und dies das Zeichen zum allgemeinen Aufstand sein. Die Caserne sei auch wirklich in die Luft geflogen, auf den bestimmten Sammelplätzen aber habe sich Niemand eingefunden. Und es sei alles ruhig geblieben nach wie vor. Was die Actionspartei über Rom bekannt mache, das seien Erfindungen, die verbreitet wurden, um die Gemüther aufzuregen; aber es herrsche im Lande gar keine Begeisterung Roms wegen ꝛc.

25. October.

Falkner kommt in großer Aufregung zu meinem Sohn. Ein Graf Lochis(?) aus Brescia ist aus Rom angekommen, soeben, und erzählt von seinen dortigen Erlebnissen.

In Rom hat allerdings ein Aufstand stattgefunden — wie auch die Zeitungen zugeben —, und er ist keineswegs so ganz unbedeutend gewesen, wie die päpstliche Regierung und die hiesigen Conservativen vorgeben. Er ist besiegt worden, hauptsächlich weil die Aufständischen sehr schlecht bewaffnet waren, mit Revolvern und dergleichen. Die Waffendepots, die in Rom selbst vorbereitet waren und verborgen, waren verrathen und von der Regierung in Beschlag genommen worden.

Etwa siebzig junge Leute, meist von guter Herkunft, die sich bei Nacht auf einem Boot auf der Tiber in die Stadt schleichen wollten, sind in einem Hause vor der Stadt von den päpstlichen Zuaven überrascht und, wie man sagt, nachdem sie sich gefangen gegeben hatten, fast alle niedergemacht worden. Zwei Söhne des Abgeordneten Cairoli waren dabei; der eine, Enrico, ist geblieben, der andere, Benedetto, verwundet. Auch ein gewisser Cucchi, eine sehr beliebte Persönlichkeit, soll bei dieser Gelegenheit um das Leben gekommen sein. Falkner meint, wenn sich das bestätigt, werde es eine große Aufregung in ganz Italien hervorrufen.

Der Graf Lochis, der Rom, weil die Eisenbahnverbindungen unterbrochen waren, zu Pferde verlassen hatte, traf Garibaldi mit 800 wohlbewaffneten Leuten bei Corese, wurde angehalten, zu dem Heerführer geführt und von ihm ausgefragt. Garibaldi erklärte, er wolle in Rom eindringen oder nicht wiederkehren. Lochis ist dann weiterhin auch von italienischen Truppen angehalten, zu dem General Bixio geführt und von diesem ausgefragt worden.

Es war vorgestern, am Mittwoch, daß er Garibaldi bei Corese gesehen hat.

Zur Gesandtschaft. Usedom hat ein Telegramm von Schlözer aus Rom. Garibaldi ist gestern nach Monterotondo vorgerückt. Er hat den Freunden, die ihn hier zurückhalten wollten, weil seine Anwesenheit hier Wichtiges bewirken könne, geantwortet: sie möchten recht haben, aber Jeder müsse thun, was seines Berufes sei — „macht, was Ihr wollt — mich laßt für Rom sterben, dann wird Italien Roms eingedenk sein!“ Hier gehen die Dinge schlimmer und schlimmer. General Türr in der Straße gesehen; er ist auf einige Tage hier.

Später dem Grafen Piper und dem französischen Militärgesandten dahier, Obersten Schmidt, begegnet; der redet mich auch darauf an, ob wir Preußen oder gewissermaßen, daß wir Preußen Garibaldi unterstützen — et il se met à déblatérer. Daß Staaten mit einander Krieg führen, lasse sich begreifen; aber ein solcher Abenteurer auf eigene Hand — ohne Mandat — der keinen Staat vertritt, das sei nicht zu dulden! ꝛc. (NB. Er hatte den anderen Abenteurer auf eigene Hand und ohne Mandat, den Mann von Straßburg und Boulogne, rein vergessen.) Dann wieder ging es gegen die Sympathien für die siebzig massacrirten Garibaldiner; von den Zuaven, die mit ihrer Caserne in die Luft geflogen sind, spreche Niemand. Darauf entwarf er ein glänzendes Bild von den päpstlichen Zuaven, die meist aus frommgläubigen Vendeern beständen. Daß gar viele von ihnen desertirten, wollte er nicht gelten lassen. Die légion d'Antibes gab er Preis; ja, von denen desertirten viele; das liege in der Art, wie die Legion gebildet worden; man hat in der französischen Armee herum gefragt nach „hommes de bonne volonté", nach Freiwilligen für den Papst, und die Obersten haben es gemacht, wie sie es bei solchen Gelegenheiten zu machen pflegen: „ils se sont débarrassés de tous les mauvais sujets". (NB. Mag ein schönes Corps sein!)

Ich belehrte ihn, daß wir den Sommer über auch von den Zuaven Deserteurs in Menge gesehen haben, daß unter ihnen nur wenige Franzosen seien, daß sie seltsamer Weise mehr als zur Hälfte aus Holländern bestehen ꝛc.

Wie viele Tendenzgerüchte verbreitet werden! Französische und österreichische Agenten bemühen sich, glauben zu machen, daß wir Preußen Garibaldi in Bewegung setzen. In Siena hörten wir, Rußland und Preußen hätten die französische Intervention verboten, was natürlich verbreitet wurde, um den Garibaldinern Muth zu machen. Hier erzählen die Freunde der Regierung dagegen dem Volk, Usedom habe der Sitzung des Ministerrathes beigewohnt, in der Garibaldi's Verhaftung beschlossen wurde, und habe seine Zustimmung gegeben.

Mein Diener wollte vorgestern — 23. — wissen: Garibaldi, verhaftet, sei schon wieder zurück hier in Florenz, und den Tag vorher sei Cardinal Antonelli heimlich hier gewesen und habe unter vier Augen mit dem König soupirt!

Die Zeitung „L'Italie" wird gebracht. Ein kleiner Artikel besagt: Preußen hat in Paris erklärt, es wolle sich in die römische Angelegenheit nicht mischen, werde aber einen Angriff auf das Königreich Italien als einen Casus belli ansehen. Dadurch ist die Drohung Napoleon's, seine Expedition nach Florenz marschiren zu lassen, lahm gelegt worden. Augenscheinlich hat Ratazzi diesen Artikel einrücken lassen. Es ist aber angenehm, den Italienern gegenüber diesen Dienst geltend machen zu können, den ihnen Preußen geleistet hat.

26. October.

Usedom sagt mir: Garibaldi hat bei Monterotondo ein siegreiches Gefecht gehabt und steht in diesem Augenblick vor Rom. Cialdini kann kein Ministerium bilden und hat sein Mandat zurückgegeben. Ratazzi hält sich vorläufig fern; „er will noch einige Wochen zusehen, wie der

Hase läuft". (NB. D. h. Usedom glaubt so gut wie Ratazzi selber, daß dieser in etwa sechs Wochen wieder Premierminister sein wird.)

Wir Preußen können und wollen uns, aus Rücksicht auf unsere preußischen Katholiken, in die römische Frage nicht mischen; wir müssen nur dafür sorgen, daß die Italiener nicht „à plat ventre" geschlagen und unterdrückt werden.

Ich besuche den Generalleutnant Grafen Pas di Villamarina, der seinen Abschied genommen hat und sich in Turin niederlassen will.

Er zeigt sich, wie gefallene Größen pflegen, sehr dankbar, daß man sich um ihn bekümmert: „Comme c'est aimable de vous de venir me trouver!"

Er gesteht ganz ehrlich, daß man ihm gesagt hat, er solle seinen Abschied nehmen; Reductionen seien nöthig ꝛc. — sonst — er sei kein Greis; er sei rüstig und könne dienen. Aber er bekommt nun eine Pension von 8000 Franken, und der König gebe ihm 4000 jährlich aus seiner Chatoulle dazu, damit könne man in Turin leben.

Er ist natürlich unzufrieden, tadelt, daß man die Armee in so unerhörter Weise hat verkommen lassen, tadelt Ratazzi's Politik in Beziehung auf Rom; man hätte auf den Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich warten sollen; dann könnte man mit Rom machen, was man wollte. Er tadelt die Lebensweise des Königs, der mit Niemandem umgeht, Niemanden sieht als seine paar Jagdgenossen und natürlich nicht weiß, wie es im Lande steht, und was da vorgeht. Der König sollte Deputirte, auch Mitglieder der Opposition, an seine Tafel, in seine Gesellschaft ziehen. Da könnte er sich im Gespräch mit ihnen orientiren, es würde den besten Eindruck machen und den Einfluß der Krone im Parlament sicher stellen.

Wie man die Armee habe verkommen lassen, sei unerhört; von den Truppen an der römischen Grenze sei immer gesprochen worden, als seien sie 45000 Mann stark, und nach den Cadres mußten sie auch ungefähr so stark sein; nun aber, da berathen werden mußte, ob man dem französischen Ansinnen widerstehen könne, sei die Wahrheit zu Tage gekommen, nämlich daß sie kaum 14000 Mann zählen! Und dieses schwache Corps kann nicht verstärkt werden, denn von den Truppen, die in Neapel und Sicilien stehen, ist dort nicht Ein Mann zu entbehren.

Ich: Cialdini hat sein Mandat zurückgegeben; nun ist zunächst keine andere Möglichkeit als ein Ministerium Menabrea; auch ist dieser mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt.

Villamarina (sinkt in seinen Lehnstuhl zurück). „Mais Menabrea — c'est la Révolution!" Eher noch La Marmora.

Ich: Von La Marmora kann für jetzt nicht die Rede sein; er steht, wenigstens für den Augenblick, zu tief in der Meinung des Landes und der Armee.

Wir sprachen dann auch von der elenden Kriegsführung des vergangenen Jahres.

VII. Das Ministerium Menabrea und der Ausgang des Kampfes um Rom.

27. October.

Mein Sohn, früh ausgegangen, erzählt von einer ziemlich lahmen und harmlosen Volksdemonstration auf der Piazza della Signoria, wo namentlich eine Frau irgend etwas unter den Beifallsbezeigungen des Volks von einem Wagen herunter vorgelesen.

Später kommt er ganz en émoi aus den Cascinen zurück, wohin Gräfin Usedom ihn in ihrem Wagen mitgenommen hatte. Menabrea ist richtig Premierminister. Der Wagen der Gräfin war da von Reactionärs umgeben, die alle diese Wendung der Dinge hoch willkommen hießen, und unter denen sich Dubsky als der leidenschaftlichste erwies.

Zeitungen. Menabrea's Circulär; ich erstaunte; mit welcher Zuversicht wird da wegwerfend verurtheilt, was Italien hochhält; mit welcher Zuversicht kündigt sich die Reaction an! Das kann nicht gut enden!

Der erste Eindruck ist, daß wir einer gewaltigen Revolution entgegengehen! Menabrea kündigt an, seine erste Sorge werde sein, die Armee auf 200 000 Mann zu verstärken — wozu? Gegen einen auswärtigen Feind wäre das sehr ungenügend; und es zeigt sich ja auch nirgends ein solcher, wenn man nicht etwa dem französischen Kaiser Vasallendienste gegen Preußen leisten will. Man sieht sich also gegen Ereignisse im Innern vor, bewaffnet sich möglicher Weise für einen Staatsstreich. Und wo soll das Geld zu diesen Rüstungen herkommen? Und was wird aus den Finanzen? Mein Sohn kommt aus dem Theater heim. Er hat dort so ziemlich das ganze diplomatische Corps beisammen und in hohem Grade durch Menabrea's Proclamation consternirt gefunden.

Ueber Garibaldi waren da sinistere Gerüchte im Umlauf; er soll geschlagen, ja geblieben sein; wir müssen jetzt allerdings darauf gefaßt sein, von Garibaldi's Tod zu hören!

Zur Gesandtschaft; Usedom gesehen; der sagt, daß Menabrea leitender Minister werden sollte, war schon seit längerer Zeit in Paris verabredet. (NB. Er sagt das mit voller Bestimmtheit, als etwas Gewisses; es ist auch kein Grund, daran zu zweifeln.) Victor Emanuel hat fortwährend hinter Ratazzi's Rücken mit der französischen Regierung intriguirt. Die Einzelnheiten weiß Usedom noch nicht. In Berlin scheine man unglücklicher Weise mit der gegenwärtigen italienischen Politik Napoleon's einverstanden zu sein. Usedom verweist mich als Beweis auf einen Artikel in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung".

Ich lese den Artikel und finde, daß er zuviel daraus folgert.

In der Straße General Morozzo begegnet, freundschaftlich begrüßt. Abend zu Pallavicini. Er gibt zu, daß der Zug nach Rom verfehlt ist und, wie die Sachen jetzt stehen — da die Regierung dagegen einschreiten wird —, keine Aussicht auf Erfolg mehr hat.

Pallavicini: Garibaldi ist in diesem Augenblick stärker als man glaubt; er hat 22 Bataillone zu 1400 Mann ein jedes (NB. ohne Zweifel Ueber-

treibung), und seine Leute sind auch um etwas besser bewaffnet als früher. In dem Gefecht von Bagnorea sind Garibaldiner in päpstliche Gefangenschaft gerathen, die nur mit einem tüchtigen Stecken und weiter nichts bewaffnet waren. Jetzt ist wenigstens die überwiegende Mehrzahl mit Flinten bewaffnet, welche die Nationalgarde der kleinen Städte hergegeben hat. Aber diese Flinten sind schlecht. Und 400 Freiwillige sind ohne Waffen in Terni, und 12000 andere hat das hiesige Comité zurückweisen müssen, weil man keine Waffen für sie hat. Es fehlt eben an Geld! Was an Geld zusammengekommen ist, „c'est ridicule!" — nur 160000 Franken aus ganz Italien. (NB. recht charakteristisch für die hiesigen Zustände; Freiwillige finden sich immer noch eher als Leute, die geneigt wären, Geld herzugeben!) Garibaldi selbst sieht vollkommen ein, daß sein Zug auf Rom verfehlt ist; aber „ce n'est pas fini!" Er hat nun etwas Anderes vor, „je ne vous dis que cela!" (NB. d. h. Garibaldi hat nun zunächst einen revolutionären Coup vor, der hier eine Wendung der Dinge bewirken soll; es läßt sich Mehreres denken, was er in solcher Absicht unternehmen könnte).

Ich: Zu einer Revolution wird es hier wohl kommen, früher oder später, wenn die Regierung in der unheilvollen Richtung bleibt, die sie eingeschlagen hat, aber nicht so bald! Unmittelbar ist nicht darauf zu rechnen. Man müßte sich daher fürs Erste auf die parlamentarische Opposition zurückziehen, in ihr alle Kräfte vereinigen und z. B. verhindern, daß die Armee verstärkt werde, um den Zwecken Frankreichs zu dienen.

Pallavicini: So groß und allgemein auch die Unzufriedenheit im Lande ist, wird doch die Regierung im Parlament eine Majorität haben. Die Menschen sind nun einmal so, und eine Regierung hat so viele Mittel, um sie zu gewinnen. Aber eine Revolution ist nahe. (NB. Der gute alte Herr ist ein etwas leichtblütiger Sanguiniker.)

29. October.

Geschrieben. Graf Villamarina bei mir. O Himmel! wie sind diese Menschen bestimmbar. Er kam aus dem Palast Pitti, aus dem Vorzimmer des Königs, und brachte von dort eine ungemein zuversichtliche Stimmung mit. Er, der neulich ausrief: „Menabrea, c'est la révolution!" war jetzt überzeugt, gerade unter Menabrea's Leitung werde es vortrefflich gehen.

Er äußert sich nun sehr reactionär, und ich konnte deutlich genug wahrnehmen, wie entschlossen und streng die Regierung jetzt, der Unterstützung durch Frankreich gewiß, in die Bahn der Reaction einzulenken gedenkt. Menabrea wird die Leute, die unruhigen Köpfe schon zurecht bringen, meint Villamarina: er ist ganz der Mann dazu! Besonders aber der sehr energische neue Minister des Innern, Marchese Gualterio (NB. ein ehemaliger Republikaner von der radicalsten Art!). Das Parlament wird zusammengerufen; es wird sich ohne Zweifel sehr widerspenstig zeigen, die Regierung aber wird ihm sehr energisch entgegentreten; es wird aufgelöst, und Gualterio wird dann schon gute Wahlen zu erzwingen wissen, der läßt nicht mit sich spaßen! (NB. Und wenn sie dennoch unerwünscht ausfallen? Nun, dann Staatsstreich mit Pomp und éclat! Das versteht sich immer stillschweigend von selbst!)

Auch für Garibaldi wird man keine unnützen Rücksichten mehr haben! Man wird ihn wieder verhaften und zwar diesmal in vollem Ernst. Er kann sich auf eine strenge Gefangenschaft gefaßt machen!

Indessen, man glaubt im Palast Pitti zu wissen, daß Garibaldi gar nicht mehr bei den Insurgenten im römischen Gebiet ist. Wohin er sich begeben hat, weiß man nicht; man vermuthet, nach Sicilien. (NB. Das würde zu Pallavicini's geheimnißvollen Winken passen. Doch glaube ich eher, daß Garibaldi an der Spitze seiner Truppen etwas versuchen wird — nicht allein.)

Gesandtschaft. Usedom theilt mir mit: Daß die garibaldinische Bewegung unterdrückt werden soll, darüber war man seit Ratazzi's Rücktritt einverstanden; aber Cialdini verlangt, um die Würde Italiens zu wahren (NB. und um seine eigene Stellung haltbar zu machen), daß eine gemeinschaftliche, französisch-italienische Intervention stattfinden solle. Das Ansinnen wurde von Seiten Frankreichs sehr entschieden zurückgewiesen. Frankreich wollte allein interveniren. Victor Emanuel, der persönlich mit den Pariser Mächten, brieflich und durch den Telegraphen, correspondirt, erhielt aber von dorther den Wink: wenn man Menabrea zum leitenden Minister ernenne, werde Frankreich die gemeinschaftliche Intervention zugestehen. So hatte es also Menabrea selbst in Paris verabredet, und daraufhin hat man hier gehandelt.

Garibaldi's Freunde denken nun daran, dessen Person in Sicherheit zu bringen; denn von der gegenwärtigen Regierung sei selbst ein Mordanschlag zu besorgen. Das glaubt Usedom selber!

Der König wäre jedenfalls froh, wenn Garibaldi, gleichviel wie, aus der Welt käme; denn er haßt ihn grenzenlos.

In den Cascinen Boselli getroffen; der ist selbst sehr unzufrieden mit Menabrea's Proclamation und versichert, sie mache in ganz Italien den allerübelsten Eindruck. Man nehme es sehr übel, daß die Freiwilligen, an denen ganz Italien den regsten Antheil nimmt, und die sich bis vor Kurzem von der Regierung unterstützt glauben durften, rücksichtslos als „bandes révolutionaires" bezeichnet, daß man nicht, wie wohl früher bei ähnlichen Veranlassungen, eine schonende Wendung gewählt hat: „des patriotes égarés" oder dergleichen.

30. October.

Der Zeitungsartikel, der Usedom so große Sorgen machte, ist bereits wieder von unserer Regierung förmlich desavouirt.

Türr bei mir; der meint, wie ich selbst, es sei zu befürchten, daß Garibaldi jetzt irgend einen vorzeitigen Streich ausführt, der nicht gelingen kann und die Lage verschlimmert. Behauptet, für einen Staatsstreich könne die Regierung nicht auf die Armee zählen.

31. October.

Zur Gesandtschaft; Usedom zeigt mir in einem Journal die neue Marseillaise, die jetzt — wohl nur hin und wieder — in Paris gesungen wird:

Allons enfants de la patrie,
Le jour de honte est arrivé! etc.

Stumm ist aus Rom zurück und spricht mit Geringschätzung von den Römern, die nicht die allermindeste Anstalt zu einem Aufstand machten, als sie vernahmen, daß Garibaldi ein siegreiches Gefecht gehabt hat und vor den Thoren stehe.

Die Franzosen sind nun in Civita Vecchia. Werden sie in Rom einrücken? Das ist die große Frage, die nun alle Gemüther und besonders das diplomatische Corps beschäftigt.

Die italienische Regierung läßt nun auch Truppen in das päpstliche Gebiet einrücken, und die airs, die man sich dabei gibt, die Art, wie es dem Lande angekündigt wird, sind in hohem Grade unterhaltend. Es geschieht natürlich mit Zustimmung Frankreichs, denn die gemeinschaftliche Intervention ist ja das Zugeständniß, das man dem Ministerium Menabrea von dort aus macht. Dem Lande gegenüber gibt sich die hiesige Regierung in pomphafter Weise das Ansehen, als thue sie es, ohne auf Frankreich Rücksicht zu nehmen, als ebenbürtige Macht, aus freiem Entschluß, auf jede Gefahr hin.

Martin kommt sehr spät und theilt mit, daß die Franzosen bereits gestern Abend in Rom eingerückt sind. Ist wüthend.

1. November.

Zur Gesandtschaft. Usedom sagt uns nun auch, daß die Franzosen seit vorgestern in Rom sind; er hat es soeben erfahren. Begleite ihn bis zum Palazzo vecchio. Unterwegs:

Bismarck telegraphirt hierher: De Moustier hat zu R. Goltz gesagt: „das Einrücken der italienischen Truppen in das päpstliche Gebiet sei eigentlich für Frankreich ein Grund zum Kriege mit Italien; indessen man wolle Rücksichten haben" ꝛc. Und Goltz nimmt das Alles für Ernst und baare Münze.

Ich: Natürlich ist es Alles sham; glücklicher Weise glaubt Bismarck dem Goltz wenig.

Usedom: „Warum telegraphirt er mir denn?" Menabrea hat Usedom um Rath gefragt, was nun zu thun sei? Usedom hat ihm, wie er selber sagt, geantwortet, was so nahe lag, daß man es Banalitäten nennen kann: jetzt, da Italien mit Frankreich befreundet ist, kommt es darauf an, diese Freundschaft Napoleon's auch gehörig auszunützen. Besetzen Sie so viel sie können von dem päpstlichen Gebiet — je mehr, desto besser —, damit Sie etwas zu verhandeln haben; etwas zurückzugeben bei den Unterhandlungen, und wofür Sie sich Concessionen ausbedingen können. Menabrea hat das angenommen.

Ich: Welchen Plan aber auch Napoleon und Menabrea combinirt haben, er wird scheitern gleich allen früheren, bei denen die Zustimmung des Papstes vorausgesetzt war; er wird an dem non possumus scheitern. Höchstens kommt ein neues unhaltbares Provisorium zu Stande, gegen das der Papst protestirt, das er als nicht vorhanden betrachtet, und die römische Frage bleibt ungelöst.

Usedom: es wird der status quo ante in etwas engeren Grenzen hergestellt werden.

Zu Haus. Schweitzer kommt und erzählt vielerlei:

Du Cassé, der Kanzler der hiesigen französischen Gesandtschaft, sagt, und beruft sich dabei auf eine Depesche von Armand, dem französischen Geschäftsträger in Rom: Frankreich hat sich bemüht, den Papst zu bewegen, Rom zu verlassen und sich zu den französischen Truppen nach Civita Vecchia zu begeben, der Papst hat aber mit einem sehr entschiedenen „Nein!" geantwortet.

Barbolani spricht jetzt ganz anders als früher; er kündigt jetzt allen fremden Diplomaten an, hier in Italien werde fortan das Princip der Autorität mit aller Consequenz und Energie zur Geltung gebracht werden; es müsse allen befreundeten Regierungen erfreulich sein, daß hier eine starke Regierung das Ruder ergriffen habe ꝛc. Die entschiedenste Reaction wird so geräuschvoll als möglich angekündigt.

Die hiesigen Zeitungen wagen noch immer nicht, bekannt zu machen, daß Rom von den Franzosen besetzt ist; aber morgen werden sie es mittheilen; ich habe nämlich auf dem Heimwege die Einleitung dazu gesehen, die bereits getroffen ist. Das Politeama war bisher, zum Schutz der französischen Gesandtschaft, mit einer Compagnie besetzt, heute ist diese Besatzung bis auf ein Bataillon verstärkt! Das ist die Einleitung.

2. November.

Nach der Villa Caponi gefahren.

Es war von der Möglichkeit die Rede, daß Garibaldi umkommt; der alte Torrearsa, ein gemäßigt Liberaler, fuhr auf und meinte, wenn das geschähe, würde sich ganz Italien wie Ein Mann gegen die Regierung erheben. Castelnuovo äußerte, die Armee werde sich weigern, auf das Volk, auf Garibaldi zu schießen.

Casanuova blieb gleich uns zu Tisch da. Lange Gespräche mit Usedom und der Gräfin. Die Lage ist hier urplötzlich eine sehr verwickelte, beinahe unbegreifliche geworden. Menabrea war, wie wir Alle, überzeugt, daß er unbedingt auf Unterstützung von Seiten Frankreichs zu rechnen habe, und daß ihm die gemeinschaftliche Intervention im päpstlichen Gebiet gestattet sei. Daraufhin hat er die italienischen Truppen in das Patrimonium Petri einrücken lassen; und nun sieht er sich plötzlich verleugnet von Frankreich, das in einer sehr schonungslosen Note peremptorisch verlangt, die italienischen Truppen sollen sofort aus den besetzten Orten in das italienische Gebiet zurückgezogen werden.

Dieser Schlag kommt so unerwartet, daß Menabrea, der mit unbedingter Zuversicht das gerade Gegentheil erwartete, darüber vollständig die Fassung verloren hat und gar nicht mehr weiß, woran er sich halten, worauf er sich stützen und welche politische Richtung er einschlagen soll. Er sucht in der Verlegenheit bei Preußen Unterstützung (NB. und würde es herzlich gerne annehmen, wenn die Actionspartei ihn unterstützen wollte!).

Usedom sagt: Es hat eine so vielfache Correspondenz zwischen hier und Paris stattgefunden, daß es sehr natürlich ist, wenn am Ende Niemand mehr

wußte, woran er war. Die hiesige Regierung mit Nigra, die französische mit ihrem hiesigen Gesandten, der König Victor Emanuel mit Napoleon, mit Plonplon, mit seiner Tochter, hin und her! Da konnte es am Ende an Irrungen und Mißverständnissen nicht fehlen!

(NB. Madame Ratazzi hat auch noch mit daran gearbeitet, und was für untergeordnete Intriganten der König außerdem noch in Bewegung gesetzt haben mag, können wir gar nicht wissen. Ich bin aber so ziemlich sicher, den Zusammenhang zu errathen, wie das Mißverständniß entstanden ist, auf das hin die hiesige Regierung gehandelt hat. Der Wink, daß Frankreich einem Ministerium die gemeinschaftliche Intervention gestatten werde, rührte ohne allen Zweifel von Plonplon her. Der hat ihn, wie sich jetzt mit Schrecken ergibt, auf eigene Hand und nach eigener Ansicht gegeben; die hiesige Regierung aber hat geglaubt, er gebe ihn im Auftrag seines kaiserlichen Vetters und hat sich darauf verlassen. Ecco!)

Usedom theilte mir einen Brief von Robert Goltz mit, aus Paris, der ist sehr seicht und windig. Goltz spottet über den Garibaldi-„Schwindel" und meint, wenn sich Italien einfach den Forderungen Frankreichs unterwirft, sei alles in Ordnung. Usedom meint, man habe diese Ansicht in Berlin adoptirt. Das glaube ich nicht.

Gräfin Usedom ist sehr geneigt, in Beziehung auf die Begeisterung der Italiener und das, was sie vermag und das, was sie thun wird, ganz in Torrearsa's Manier zu schwärmen. Sie ging aber doch sehr in sich, als ich nachwies, wie willkürlich diese Idealisten den Enthusiasmus voraussetzen und wie sehr sie seine Tragweite überschätzen.

3. November.

Hardman bei mir; kommt eben aus Rom zurück; Garibaldi hat den Versuch auf Rom aufgegeben, hat aber nun etwas Anderes vor; er zieht wahrscheinlich nach Neapel (NB. um dort eine Revolution herbeizuführen natürlich; stimmt zu Allem, was ich sonst weiß).

Auch in Savoyen sammelt sich ein französisches Armeecorps. Die hiesige Lage findet Hardman unbegreiflich.

Abends Zeitungen. De Moustier's Note an die italienische Regierung. Sie ist von einer unerhörten Brutalität, wie kaum der erste Napoleon sie in den Tagen seines höchsten Uebermuths erreicht hat; und um die Brutalität noch zu steigern, ist diese Note im „Moniteur" bekannt gemacht worden!

Es ist nicht leicht, sich Napoleon's III. gegenwärtige Politik zu erklären. Doch liegt ein Gedanke, wenn nicht nahe, doch am nächsten.

Napoleon hat die Einheit Italiens nie gewollt; er hat sie ungern geschehen lassen, weil er sie nicht zu hindern wußte. Sollte er etwa jetzt den Augenblick gekommen glauben, Italien wieder in Stücke zu zerschlagen?

4. November.

Zur Gesandtschaft. Usedom gesehen.

Was Napoleon's Politik anbetrifft, so müssen wir wohl sagen wie der Kenner in den „Frères féroces": „j'attends le dénouement pour y

comprendre quelque chose." Doch theile ich meinen Gedanken mit, daß die Absicht wohl sein könnte, Italien wieder zu zerschlagen. Usedom zieht ihn gar sehr in Erwägung.

Mein Sohn hat in der Stadt erfahren, daß Garibaldi total geschlagen ist.

Diner bei Schweitzer; außer mir ist noch Hardman da. Nachher kommen Falkner, Tautphöus und Poujade. Garibaldi's vollständige Niederlage wird von allen Seiten bestätigt. Er ist auf das italienische Gebiet zurückgeworfen und dort für seine Person verhaftet worden, während man den Rest seiner Leute entwaffnet hat.

Schweitzer wußte bereits, daß Garibaldi schon heute Abend als Gefangener hier in Florenz eintrifft, um weiter, er wußte nicht zu sagen wohin, transportirt zu werden.

Schweitzer: Um sich Geld zu verschaffen, greift die Regierung unbesehens zu allen möglichen Mitteln, selbst zu unredlichen. Die hundert Millionen neues Papiergeld, welche die Bank vorgeschossen hat, scheinen bereits erschöpft; nun verkauft die Regierung unter der Hand Renten, die dem fundo del Culto gehören. (NB. Der fundo del Culto ist ein dem Staat nicht als sein Eigenthum, sondern lediglich zu treuer Hand anvertrauter Fond, aus dem die Kosten des Cultus in einem Theil des Landes bestritten werden sollen. Er besteht in einer namhaften Summe in das große Buch der Nationalschuld eingeschriebener Staatsrenten, und soll nach den Bestimmungen des Gesetzes großartig vermehrt werden. Der Staat ist nämlich nur ermächtigt, sich aus dem Erlös für die zu verkaufenden Kirchengüter 30 Procent anzueignen. Die übrigen 70 Procent sollen dem fundo del Culto zugewendet werden. Anstatt dessen veräußert nun die Regierung einen Theil der Renten, welche der Fond bereits besitzt. Sie thut dem Lande damit einen bleibenden Schaden, da die Versorgung des Klerus natürlich fortan für eine entsprechende Summe dem Staatsbudget zur Last fällt. Und das wenige baare Geld, das sie sich auf diese Weise verschafft, ist sehr theuer verkauft. Da die Rente zu 44 weggegeben werden muß — die 5procentige —, wird es mit 11⅕ Prozent verzinst.)

5. November.

Bericht an Moltke geschrieben. Zur Gesandtschaft. Unterwegs Dr. Castelnuovo getroffen, Leibarzt des Königs, mein guter Freund vom vergangenen Jahr her. Er kommt eben aus Paris und berichtet:

In Paris steht es sehr schlecht; Napoleon ist ganz dem Einfluß der klerikalen Partei verfallen und die Unzufriedenheit in der Hauptstadt, ja im Lande, in Folge dessen sehr groß. Alle Demonstrationen von Seiten des Volks, deren Vorwand die Theuerung der Lebensmittel ist, alle kleinen Reibungen, die vorkommen, haben eigentlich politische Unzufriedenheit zum Grunde; auch die Zerstörung der Stühle auf den Boulevards gehört dahin.

6. November.

Morozzo ist sehr unzufrieden mit den Zeitläuften und zumal mit Napoleon's Gebahren; nun komme es darauf an, meint er, ob die Franzosen

jetzt, nach Garibaldi's Entwaffnung, da sie gar keinen Grund mehr haben zu bleiben, Rom verlassen werden oder nicht; er glaubt, Napoleon wolle eine Armee im Herzen Italiens, in Rom, haben, um ein Bündniß mit Preußen unmöglich zu machen. Das sei die eigentliche Absicht.

Diner bei dem Dr. Castelnuovo; zahlreiche Gesellschaft.

Garibaldi ist bei Mentana angegriffen worden, auf dem Marsch von Monterotondo nach Tivoli, — das heißt nach Neapel.

7. November.

Um ½8 Uhr zu Pallavicini, Abschied von ihm zu nehmen; er geht nun wieder nach Hause auf das Land. Ich fand beide, ihn und seine Frau, tief betrübt, aber gefaßt. Er ist überzeugt, daß das Unternehmen hätte gelingen können, wenn nur die nothwendigsten Geldmittel zu Gebote standen. Die Garibaldiner waren, als sie bei Mentana angegriffen wurden, in dem traurigsten Zustand; seit fünf Tagen waren keine Lebensmittel vertheilt worden, und die Munition war, in Folge der mangelhaften Bekleidung und Ausrüstung der Leute, großentheils verdorben. Dennoch behaupteten sie das Feld siegreich, so lange sie es nur mit den päpstlichen Truppen zu thun hatten; die Franzosen haben das Gefecht entschieden.

8. November.

Usedom sagt mir: „Unser König hat, bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz Joseph in Ods, die italienische Sache umgeworfen; er hat zu Franz Joseph gesagt: Garibaldi's und seiner revolutionären Unternehmungen könne er sich natürlich nicht annehmen, gegen den sei Frankreich durchaus im Recht, nur, wenn Napoleon weiter gegen Italien vorgehen wollte, würde Er, König Wilhelm, zu erwägen haben, was zu thun sei. Franz Joseph hat das natürlich in Paris wieder erzählt, und nun weiß man da, daß man gegen Garibaldi ganz rücksichtslos einschreiten kann, „und Bismarck sitzt nun da und kann nichts weiter thun!" — Wenn er Einsprache thun wollte, würde man ihm die Worte seines Königs entgegen halten.

Italien ist aber nicht geschützt worden, wie unser König wohl meint; es ist in Rom besiegt und zur Unterwerfung unter Frankreichs Willen gezwungen worden. La Marmora's Eintritt in das Ministerium, von dem man spricht, wäre die vollständige, die willige Abhängigkeit von Frankreich.

Darin hat Usedom allerdings recht.

9. November.

Die Möglichkeit eines Staatsstreichs wird verhandelt, und Gräfin Usedom erzählt, Madame Menabrea habe ihr gesagt: „Nous ne pouvons pas faire un coup d'état — nous n'avons pas le sou!" — Sehr offenherzig! — Einige Aeußerungen der Dame, die ich auf diese Weise erfuhr, waren mir aber merkwürdig als Zeichen, daß Menabrea nicht darauf rechnet, sich halten zu können: Madame Menabrea spricht von Dingen, die man thun will, die geschehen sollen, falls ihr Mann Minister bleibt. Sehr natürlich, daß er sich

schwach fühlt, da ihm der Boden, auf dem er zu stehen glaubte, das unbedingte Vertrauen, die Unterstützung Frankreichs unter den Füßen verschwunden ist.

Privatim äußert die Gräfin gegen mich: Bismarck habe einen großen Fehler begangen, daß er Ratazzi nicht vollständig getraut hat: „now he howls over it! Usedom was right from the beginning", der hat immer zum Vertrauen aufgefordert; aber Robert Goltz ist schuld, der hat in Berlin Mißtrauen gegen Ratazzi eingeflößt.

Bismarck hat auch nach meiner Meinung einen Fehler begangen, den er wahrscheinlich jetzt einsieht und bereut: daß er es nämlich nicht hat der Luxemburger Frage wegen zum Kriege kommen lassen.

10. November.

Zur Gesandtschaft. Usedom sagt mir, daß Frankreich fortfährt, hier den allerrücksichtslosesten Druck auf die Regierung zu üben, sie geradezu zu mißhandeln wegen der Besetzung des päpstlichen Gebiets, wie denn auch die italienische Regierung genöthigt gewesen ist, ihre Truppen aus dem römischen Gebiet zurückzuziehen.

Ich: Um so besser, daß Napoleon sich auf diese Weise Italien mehr und mehr zum Feinde macht. Usedom: „Tanto meglio."

Schweitzer kommt hin, ich gehe mit ihm am lung' Arno spazieren. Er sagt mir:

Frankreich bemüht sich, und zwar in sehr brutaler gebieterischer Weise, La Marmora in das Ministerium zu bringen, und zu gleicher Zeit dringt Frankreich jetzt auch auf einen absolutistischen Staatsstreich. Die jungen Leute von der französischen Gesandtschaft sagen, und, Poujade wiederholt sehr laut: „Pourquoi réunir encore une fois le parlement!" wozu sich diese unnütze Weitläufigkeit noch einmal machen? — ein Staatsstreich mache sich viel bequemer ohne Parlament — und sehr deutlich tritt hervor, daß dabei die Besorgniß, parlamentarischer Einfluß könnte Ratazzi wieder zum Minister machen, eine sehr gewichtige Rolle spielt. Die jungen Leute sprechen sich sehr entschieden darüber aus, wie verdrießlich, ja unerträglich eine solche Aussicht wäre. Menabrea aber entfernt sich mehr und mehr von Frankreich und wird in Folge der Stimmung, die sich nachgerade seiner bemächtigt hat, keinen Staatsstreich machen; er ist jetzt ganz entschieden dagegen. In Paris aber ist man nach wie vor sehr übel auf Italien zu sprechen. Der Vater Schweitzer schreibt seinem Sohn aus Paris: „On commence à en avoir assez du Roi Victor Emanuel!"

NB. Menabrea entfernt sich von Frankreich, sehr natürlich! Er glaubte sich von Frankreich unterstützt, die gemeinschaftliche Intervention selbstverständlich eingeräumt, und kündigte mit Siegesbewußtsein ein energisches Regiment der Reaction an, das ein sublimes Princip der Autorität nöthigenfalls bis in seine äußersten Consequenzen zur Geltung bringen sollte. Die ansehnliche Verstärkung der Armee, die sogleich beschlossen und weiter geführt wurde, beweist, daß man sich, wenn nicht bestimmt auf einen Staatsstreich, doch jedenfalls darauf gefaßt machte, sich nöthigenfalls durch Gewaltmittel als Herrn im Lande zu behaupten. Nun sah sich Menabrea plötzlich von Frankreich verleugnet, die gemeinschaftliche Intervention wurde verweigert, Italien mit

rücksichtsloser Brutalität behandelt; der Boden, auf dem Menabrea zu stehen glaubte, schwand ihm unter den Füßen, und der Effect war wunderbar. Ich habe nie früher ein solches plötzliches Herunterstürzen aus hohen Himmeln mit angesehen. Alle Welt war plötzlich desorientirt. Menabrea wußte nicht, woran er sich nun halten, worauf verlassen sollte, fühlte sich schwach, seine Stellung unhaltbar und mag wohl auch das Gefühl haben, daß seine Pläne wenigstens unter diesen Bedingungen unausführbar sind. Nun ist er allerdings ein Anhänger Frankreichs, ist bemüht gewesen, die Heirath des Prinzen Humbert mit einer österreichischen Prinzessin zu Stande zu bringen und wäre auch bereit gewesen, die Tripel-Allianz Frankreich, Italien, Oesterreich herbei zu führen, die in früheren Zeiten sogar sein Lieblingsgedanke war; aber er ist bei alledem ein Italiener und hat ein Gefühl für die Würde seines Vaterlandes. Er sieht sich nun für seine Person getäuscht und betrogen, Italien beleidigt und gedemüthigt, wie er es nicht erwartete; natürlich ist er sehr erbittert gegen Frankreich und einem Staatsstreich abgeneigt, der, eben weil das gegenwärtige Ministerium so gut wie gar keine Stütze im Lande hat und sich auf Frankreich stützen mußte, eine gesteigerte Abhängigkeit Italiens von Frankreich zur Folge haben würde.

„Menabrea will sich isoliren," sagte Usedom vor ein paar Tagen, indem er mir ein Circular gab, in welchem der Minister den Herren des diplomatischen Corps mittheilt, daß er stets sehr erfreut sein wird, sie Sonnabends von 3—5 Uhr zu empfangen! Zwei Audienzstunden wöchentlich für das gesammte diplomatische Corps! Offenbar will Menabrea sich den Zudringlichkeiten der französischen Diplomaten entziehen.

Da ist es denn auch wieder sehr begreiflich, daß die Franzosen sich bemühen, La Marmora in das Ministerium zu bringen, den unter allen Bedingungen zuverlässigen und ehrsamen Anhänger und Diener, der für Italien gar keine andere Stellung begreift oder will, als die eines von Frankreich abhängigen Vasallenstaats. Auch wäre dieser La Marmora gerade der rechte Mann, der allein beschränkt genug ist unter Allen, um den gewünschten absolutistischen Staatsstreich zu wagen. An diesem, und daß er so bald als möglich ausgeführt werde, kann den Franzosen aus vielerlei Gründen gelegen sein. Der Gedanke, daß die Ereignisse der letzten Wochen öffentlich im Parlament zur Sprache gebracht werden könnten, daß parlamentarischer Einfluß nicht La Marmora, sondern ein nationales Ministerium oder namentlich Ratazzi an die Spitze der Regierung bringen könnte, muß ihnen natürlich sehr verdrießlich sein.

Aber La Marmora kann und wird keine untergeordnete Stellung in irgend einem Ministerium annehmen; ihn in das Ministerium bringen wollen, heißt ihn an Menabrea's Stelle, an dessen Spitze stellen wollen, und es liegt in der Natur der gegenwärtigen Verhältnisse, daß man das beabsichtigt.

11. November.

Usedom, dem ich etwas später wieder in der Straße begegne, läßt halten und steigt aus dem Wagen, um mir mitzutheilen, daß Sir James ihm genau dasselbe sagt, was mir Dr. Castelnuovo vor einigen Tagen schon gesagt hat:

Napoleon ist ganz dem Einfluß der klerikalen Partei verfallen. „Nun müssen wir ein anderes Mikroskop an unser Glas schrauben, um richtig zu lesen," meint Usedom; „anstatt wie bisher die Erklärung für sein Thun und Lassen in seinem persönlichen Charakter zu suchen, oder in seiner besonderen dynastischen Stellung, müssen wir nun von dieser Thatsache ausgehen."

Das beschäftigt mich nachher noch lange. Dieser Umstand wirft ein helles Licht auf Vielerlei, das bisher unerklärlich schien. So ist nun klar genug, warum Napoleon Alles aufgeboten hat, den Verkauf der Kirchengüter hier in Italien zu hintertreiben; warum er jede Anleihe Seitens der italienischen Regierung unmöglich gemacht hat, da die zu verkaufenden Kirchengüter die Sicherheit dieser Anleihe bilden sollten; warum er endlich auch der Bank von Frankreich nicht gestattet hat, der hiesigen Bank die gewünschten 40 Millionen in Gold vorzuschießen. Es sollten ja wieder Anweisungen auf die Kirchengüter als Sicherheit deponirt werden.

Ebenso erklärt sich nun, warum Napoleon mit so brutaler Energie auf einen absolutistischen Staatsstreich dringt. Hat ihn Rom doch immer verlangt als Vorbedingung einer Versöhnung mit dem Königreich Italien.

F. Max Müller[1]).

Von

Lady Blennerhassett.

Im October 1899 trat zu Rom der Internationale Orientalisten-Congreß zusammen. Zu seinem Ehrenpräsidenten war Professor F. Max Müller ernannt, der eine ähnliche Würde bereits dreimal, zu London 1874, zu Stockholm 1889 als Vorsitzender der arischen Section, und wieder zu London 1892 als Präsident, bekleidet hatte. In diesem Jahre 1899 blieb der Ehrenpräsidentenstuhl unbesetzt. Es war die erste Mahnung, daß diesem reichen, gesegneten, in unermüdlicher, groß angelegter wissenschaftlicher Arbeit verbrachten Leben in absehbarer Zeit das Siegel der Vollendung aufgedrückt werden würde.

Am 28. October 1900, eine halbe Stunde nach Mittag und zu Oxford, das dem deutschen Gelehrten eine zweite Heimath geworden war, unterlag er einem Leberleiden, gegen welches seine starke Constitution lange angekämpft hatte.

Bis vier Wochen vor seinem Tode vermochte er noch Bewegung im Freien zu machen; fast bis ans Ende hat er gearbeitet, und in den letzten Tagen, als er nicht mehr selbst die Feder zu führen vermochte, dem einzigen, an sein Krankenlager herbeigeeilten Sohne autobiographische Aufzeichnungen dictirt. Den letzten von drei höchst merkwürdigen Essays über „Die Religionen China's", den über „Buddhismus und Christenthum", am 1. November im „Nineteenth Century" vier Tage nach seinem Hinscheiden veröffentlicht, hat er noch eigenhändig für den Druck corrigirt. Ein solcher Tod mußte ihm wünschenswerth erscheinen. Er hat es verdient, wie ein guter Kämpfer des Gedankens, die Waffen in der Hand, zu sterben. Zu Dessau am 6. December 1823 geboren, hat er nahezu 77 Jahre erreicht. Dem künftigen Biographen Friedrich Max Müller's steht eine der dankbarsten Aufgaben bevor. Er wird das Leben eines großen Gelehrten und Forschers, eines Geistes von unerschöpflich zu nennender Schwungkraft und Vielseitigkeit, eines Freundes, Lehrers und Berathers der Besten seiner Zeit, und eines edlen, guten und liebenswürdigen Menschen zu schildern haben. Nichts Aehnliches können und dürfen diese wenigen, seinem Andenken geweihten

[1]) F. Max Müller, The late right Hon.: „Collected Works" 15 Vols. 1900. Longman & Co., London. Diese Ausgabe, die als die definitive zu betrachten ist, stand der Verfasserin leider noch nicht zur Verfügung. Sie mußte daher Einzelausgaben der hier in Betracht kommenden Werke citiren.

Worte der Erinnerung beanspruchen. Sie sind ein Tribut dankbarer Verehrung, eine Stimme aus den Reihen Solcher, welchen kein Anspruch auf gelehrte Bildung zusteht, die aber nach den besten Quellen der Erkenntniß verlangen und an weltlichen Gütern schon allein um dieses Gutes willen ihr Genügen nicht finden. Wie Huxley, wie Harnack, wie Taine, um nur einige Zeitgenossen zu nennen, ist auch F. Max Müller der Meinung gewesen, daß Wissenschaft im höchsten Sinn ein Ganzes, ein Gemeingut der Menschheit sei, daß, wenn jede einzelne Disciplin ihre gesonderten Wege gehen müsse, um ihre Aufgabe zu erfüllen, sie doch alle, wie Ströme dem Meere, einem gemeinsamen Ziele zustreben. Das Bewußtsein davon ist der einzige des wahren Forschers und Gelehrten würdige Lohn. Die Außenstehenden, die Genießenden, die sogenannten „Dilettanten", übersehen zu leicht, welchen Preis er kostet, und es ist nothwendig und heilsam für sie, zuweilen von Jenen, die ihn bezahlen, daran gemahnt zu werden. „Arbeit und Fortschritt der Cultur," sagt einer von ihnen, „sind gewiß werthvolle Dinge, in denen wir uns strebend bemühen sollen. Aber das höchste Ideal liegt nicht in ihnen beschlossen; sie vermögen die Seele nicht mit wirklicher Befriedigung zu erfüllen. . . . Dreiviertel der Arbeit und mehr ist nichts als stumpfmachende Mühe, und wer wirklich hart arbeitet, fühlt den sehnsüchtigen Ausblick des Dichters auf den Abend nach . . . Arbeit, die nichts als Arbeit ist, wird zum Ekel. Man sehnt sich nach des Lebens Bächen, ach, nach des Lebens Quellen hin. Arbeit ist ein schätzenswerthes Ventil, welches wir brauchen gegenüber größeren Nöthen; aber sie ist an sich kein absolutes Gut, und wir können sie nicht mit unsern Idealen zusammenstellen" [1]).

Nicht anders als Harnack spricht Karl von Baer: „Ich hatte vor meinem Abgang aus Königsberg in einem Jahr so anhaltend am Arbeitstisch gesessen, daß ich nur die nothwendigsten Gänge auf die Anatomie machte. Als der Schnee schmolz, hatte ich angefangen, und als ich zum ersten Mal ins Freie kam, fand ich das Korn in Aehren. Da fiel ich hin auf den Boden und weinte. Es schien mir, daß der literarische Ehrgeiz uns um das Leben betrügt" [2]). Den Größten, den Heroen der Wissenschaft und des Gedankens ist dieses Gefühl von der Unzulänglichkeit dessen, was sie vollbrachten, immer gegenwärtig gewesen. Nicht sie verwechselten jemals das Werkzeug mit dem Werk oder gaben sich mit dem Erreichten zufrieden, Leibniz und Pascal, Goethe und Lessing, Niebuhr und Wilhelm von Humboldt sind unverdächtige Zeugen für diese Fähigkeit und dieses unstillbare Bedürfniß des Genies, das Einzelne zum Allgemeinen in Beziehung zu setzen, der im letzten Grunde bestehenden Einheit alles Wissens zu dienen,

> Where all, as in a work of art,
> Is toil, co-operant to an end.

Schon deswegen, weil diese großen Denker ihrem innersten Wesen nach große Künstler gewesen sind, und die Begeisterung, die sie trug, sie vor dem

[1]) A. Harnack, „Das Wesen des Christenthums". Sechzehn Vorlesungen ꝛc. S. 76, 77.
[2]) W. E. von Baer an Professor Bischoff. 1845.

Irrthum bewahrte, die allem irdischen Streben und Erkennen gesetzten Schranken auf die schrankenlose innere Welt zu übertragen.

In diesem höchsten Sinne ist auch F. Max Müller ein Künstler zu nennen. Scherzend pflegte er daran zu erinnern, wie eine Schaffensform der Kunst, die Dichtung, als Erbstück auf ihn gelangt sei: „Ich bin der Sohn eines Poeten und habe mich mein ganzes Leben hindurch bemüht, nicht selbst ein Poet zu werden." Es ist ihm nachgesagt und seltsamer Weise auch vorgeworfen worden, daß ihm die Lossagung nie ganz gelungen sei.

Von seinem Vater, Wilhelm Müller, dem Dichter der „Schönen Müllerin" und der „Griechenlieder", dem sangesfrohen Liebling deutscher Studenten, hat er in der „Allgemeinen deutschen Biographie" das Bild gezeichnet. Am 7. October 1794 zu Dessau geboren und bereits im vierunddreißigsten Jahre 1827 in seiner Vaterstadt gestorben, war Wilhelm Müller der einzige überlebende Sohn einer armen, geachteten Bürgersfamilie in der kleinen Residenz. Die ersten Proben früher Begabung, einen Band Gedichte und ein Trauerspiel, die er als vierzehnjähriger Knabe druckfertig hatte, vernichtete er später selbst, bezog, um classische Philologie zu studiren, 1812 die Universität Berlin, wo er Böckh, F. A. Wolf und Uhden hörte, unterbrach 1813 seine Studien, um als Freiwilliger, unter Anderen bei Lützen zu kämpfen, nahm seine akademische Laufbahn im nächsten Jahre 1814 wieder auf und vollzog die damals noch als sehr kühn betrachtete Schwenkung vom Studium der classischen zu dem der altdeutschen und englischen Sprachen und Literaturen. Seine „Blumenlese aus den Minnesängern" erschien 1816, eine Uebersetzung von Marlowe's „Faust" 1818. Den Auftrag der Berliner Akademie, einer wissenschaftlichen Reise nach Aegypten sich anzuschließen, führte der junge Mann nicht aus, weil er sich auf dem Weg dahin nicht von Italien loszureißen vermochte. In Rom lernte er Bunsen und Niebuhr, in Deutschland Rückert und Gustav Schwab näher kennen, entging in den Tagen der Burschenschaft Verdächtigungen nicht und heirathete, 1820 zum Gymnasiallehrer in Dessau ernannt, im darauf folgenden Jahre die Enkelin Basedow's, die ihn lange, bis 1883, überlebt hat[1]). Er starb nach wenigen Jahren, ohne das Maß seines Könnens gegeben zu haben, aber von Allen, die ihn kannten, geliebt und betrauert.

Im gastlichen Haus des Präsidenten Basedow sammelte sich häufig ein Kreis gleichgesinnter, kunstsinniger Menschen, die an Musik und Literatur ihr Gefallen fanden. Die ersten Eindrücke von Wilhelm Müllers Sohn, Friedrich Max, führen auf Abende zurück, wo, bei einer Tasse Thee oder einem Glase Wein, das letzte Werk Goethe's, eine Novität Jean Paul's und, für auserlesene Sprachkenner, Dante, Shakespeare, Calderon, Jeder in seiner Sprache, gelesen wurden. Schon bei dem Knaben bildete sich die später ausgesprochene Ueberzeugung, „daß kein Dichter in irgend einer Sprache, den seine Nation oder die geistige Aristokratie seines Volkes als Dichter anerkennt, uns ungenießbar bleiben darf. Bewunderung ist eine Kunst, die wir lernen müssen"[2]). Nicht weniger als an

[1]) F. Max Müller, „Basedow". Essays, Bd. IV. 1876.
[2]) F. Max Müller, „Deutsche Liebe".

der Literatur erfreute sich der Dessauer Freundeskreis an der Musik. F. Max Müller hörte damals Mozart und Beethoven, „Don Juan" und „Fidelio". Selbst ungewöhnlich für Musik begabt, beschloß er in früher Jugend, Musiker und Componist zu werden. Zweimal, in den „Jugenderinnerungen" und im einzigen Roman, den er zu schreiben sich gestattete — „Deutsche Liebe" —, ist er auf diese Tage zurückgekommen. Das kleine, dürftige, 12000 Einwohner zählende Dessau, wo eine laeta paupertas herrschte, wo ein Jeder wußte, was der Nachbar auszugeben hatte, und es sehr übel genommen haben würde, hätte dieser sein bescheidenes Budget überschritten, diese unansehnliche Residenz eines Fürstenthums von ein paar Quadratmeilen ist ihm stets in verklärtem Licht erschienen.

Auf dem dortigen Gymnasium gewann der früh verwaiste, ehrgeizige, selten talentvolle Knabe, der vom Vater die Schönheit und Anmuth, das Talent, die Tiefe und Innerlichkeit des Gemüths überkommen hatte, die ersten, Aufsehen erregenden Erfolge. Im Schloß, wo das uralte Geschlecht der Ascanier seit den Tagen Albrecht's des Bären, erstem Markgrafen von Brandenburg, seinen treuen anhaltischen Sachsenstamm regiert, verlor der Jüngling sein Herz. Die ungenannte Prinzessin, der „Deutsche Liebe" den Kranz gewunden hat, erinnert, nach Schicksal und Charakter, an die Estensische Leonore, zu deren Füßen Tasso scheiterte. Auch sie war leidend, gütig, reizend und poetisch veranlagt; auch sie stand durch Geburt zu hoch, um glücklich zu sein und glücklich zu machen. Ihrem Andenken, dem einer früh Vollendeten, gelten die Worte:

„Was stört den Gottesfrieden des Kindes? Wie kann das unbewußte und unschuldige Dasein je ein Ende nehmen? Was treibt uns heraus aus dieser Seligkeit der Alleinheit und Allgemeinheit und läßt uns plötzlich allein und einsam im dunklen Leben? Sagt nicht mit ernster Stirn, daß es die Sünde sei? Kann denn ein Kind schon sündigen? Sagt lieber: wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben. — Ist es die Sünde, welche die Blüthe zur Blume macht und die Blume zur Frucht und die Frucht zum Staub? Ist es die Sünde, welche die Raupe zur Puppe macht und die Puppe zum Schmetterling und den Schmetterling zum Staub? Und ist es die Sünde, welche das Kind zum Mann macht und den Mann zum Greis und den Greis — zu Staub? — Und was ist Staub? Sagt lieber: wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben!"

Es bedurfte keines Antonio, um diese „Deutsche Liebe" zur Entsagung zu stimmen. Sie schließt mit männlichen Worten:

„Den Kopf nur immer über das Wasser gehalten! — Das sagen alle guten Lebensschwimmer: geht es aber nicht mehr, dann besser, auf einmal untergetaucht, als sich das Wasser fortwährend in die Augen und die Kehle laufen zu lassen! Und wenn es uns schwer wird, bei den kleinen Unfällen des Lebens stets an die göttliche Vorsehung zu denken, und wenn wir uns scheuen, und vielleicht mit Recht, bei jedem Kampfe aus der Gewöhnlichkeit des Lebens heraus in die Gegenwart des Göttlichen zu treten, so sollte uns das Leben, wenn auch nicht als Pflicht, so doch als Kunstwerk erscheinen — und was ist häßlicher als ein Kind, das sich unbändig gebärdet und bei jedem Verlust, bei jedem Schmerz, trübsinnig grollt?" [1])

Die kurze Idylle war zu Ende; die Arbeit begann. Und welche Arbeit! Seit dem achtzehnten Jahre sah F. Max Müller die Heimath nur während der Ferien wieder. Er studirte in Leipzig, dann in Berlin Philosophie und

[1]) F. Max Müller, „Deutsche Liebe". — „Auld lang syne". New-York, Ch. Scribner & Sons. 1898.

Philologie, hörte Ch. G. Weiß, R. H. Lotze, Drobisch, der mit großem Erfolg Herbart's Philosophie vortrug, aber es nicht verhinderte, daß sein Dessauer Hörer Kantianer wurde und es zeitlebens geblieben ist. Erst nach und nach erwählte Max Müller sich die orientalischen Sprachen zum eigentlichen Arbeitsfeld, zuerst in Leipzig, als Schüler von H. Brockhaus und Fleischer, dann in Berlin bei Rückert und vor Allem bei Bopp, dem Begründer der vergleichenden Sprachforschung. Diesem außerordentlichen Manne, der Sanskrit allein erlernt hatte, gebührt das unsterbliche Verdienst, die vergleichende Grammatik zu einer Wissenschaft erhoben zu haben, indem er die Erforschung des Baues und Gesammtorganismus der Sprachen für die Bestimmung ihrer Verwandtschaft an die Stelle der bis dahin gültigen geographischen und ethnographischen Gesichtspunkte setzte. Auf diesem fortan gesicherten Grunde konnten vergleichende Mythologie, Sagenkunde und Culturgeschichte erstehen.

Max Müller erlernte damals auch Persisch und veröffentlichte 1844 als Zwanzigjähriger, nachdem er in Leipzig den Doctorgrad erhalten, sein Erstlingswerk, eine Uebersetzung des Hitopadesa oder „Heilsamen Rathes", einer alten indischen Fabelsammlung, aus dem Sanskrit ins Deutsche. Dann wandte er sich nach Paris, um nach dem deutschen Pfadfinder auf der Bahn zur geistigen Eroberung des Orients beim Franzosen Burnouf seine Studien fortzusetzen. Beinahe gleichzeitig mit den Werken Franz Bopp's, dem „Lehrgebäude der Sanskritsprache", 1828, und der 1834 erschienenen „Kritischen Grammatik", veröffentlichte Eugène Burnouf, der ursprünglich Advocat gewesen war, zwischen 1826 und 1835 seine Studien über das Pâli und über die zarathustrischen Texte, die er, sechzig Jahre nach Anquetil-Duperron, von seiner Kenntniß des Sanskrit unterstützt, mit wunderbarem Scharfsinn einer wissenschaftlichen Prüfung unterzog. Bald darauf, 1836, entdeckte er den Schlüssel zu den in Keilschrift erhaltenen Inschriften von Persepolis und wandte sich der Vorbereitung seines größten Werkes zu, der „Einleitung zur Geschichte des indischen Buddhismus", das, hätte der Tod 1851 Burnouf nicht vorschnell ereilt, das vorzüglichste Denkmal orientalischen Wissens geworden wäre.

In F. Max Müller fand er einen seiner besten Schüler. Obwohl dieser so unbemittelt war, daß er, während seiner Pariser Studienzeit, Nebenverdienst suchen mußte, um seine wissenschaftliche Arbeit weiter führen zu können, hat er dieser Jahre des Werdens und seiner großen Meister und Anreger stets mit enthusiastischer Dankbarkeit gedacht. Die Periode, da Burnouf auf der Höhe seines Ruhms stand, „die in Deutschland durch Namen wie Humboldt, Ritter, Böckh, Johannes Müller, Bopp, Bunsen u. A. repräsentirt wird — Männer, welche wie Riesen auf uns herab blicken, mit einer Wissenslast auf den Schultern, die viel zu schwer wäre, „wie jetzt die Sterblichen sind" — ist für F. Max Müller stets eine einzige, mit keiner anderen zu vergleichende geblieben. Er sagt auch, warum:

„Diese Männer waren Riesen, aber ihre größte Stärke bestand doch darin, daß sie nie in Specialforschungen ganz aufgingen oder sich verliefen, sondern den Blick beständig auf die höchsten Ziele menschlicher Erkenntniß gerichtet hielten. Werke wie A. v. Humboldt's ‚Kosmos'

oder Bopp's ‚Vergleichende Grammatik' oder Bunsen's ‚Christianity and Mankind' wären heutigen Tages unmöglich. Niemand würde sie zu schreiben wagen, aus Furcht, nicht genau über die Tiefe unterrichtet zu sein, in welcher man kürzlich den Protogenes Haeckelii entdeckt hat, oder über die Verlängerung des Vocals im Samhitapâtha des Rig-Veda. Es ist ganz in der Ordnung, daß dem so sei, eine Zeit lang wenigstens, aber . . . alles Specialwissen muß, um nicht zu stagniren, einen Ausfluß haben in das allgemeine Wissen der Welt" [1]).

F. Max Müller hat oft betont, daß auch die Minerva der vergleichenden Sprachwissenschaften nicht fertig dem Haupte eines Jupiter entsprang, daß seit den Kreuzzügen und später, vornehmlich durch die Arbeit der orientalischen Missionen, die Aufmerksamkeit sich den alten Sprachen des Ostens zuwandte und die Thatsache nicht unbeachtet blieb, daß eine nahe Verwandtschaft zwischen Sanskrit und den beiden classischen Sprachen bestehe. Aber erst mit der 1784 erfolgten Gründung der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta und den Forschungen von Sir William Jones und G. Th. Colebrooke, deren er mit warmer Bewunderung so oft gedacht hat, brach sich die Einsicht von der Bedeutung einer Thatsache Bahn, die zu den originellen Entdeckungen der Bopp, Pott, Grimm, Burnouf, Rawlinson, Miklosich, Benfey, A. Weber, A. Kuhn, Zeuß, Whitley, Stokes u. A. führte und nach und nach die germanischen und celtischen Sprachen, das Persische, Armenische, Albanische u. s. w. zum Beweis für die ursprüngliche Einheit dieser Sprachen auf einer Grundlage heran zog, an der selbst der ärgste Skeptiker nicht rütteln konnte [2]).

Es war F. Max Müller's Glück und Verdienst, daß er, noch nicht dreißigjährig, zur Theilnahme an diesem nicht ohne die begreifliche Ueberstürzung erster Entdeckerfreude begonnenen Werk zu einer Zeit berufen wurde, wo die nothwendige Reaction eingesetzt und Arbeitstheilung gelehrt hatte. Man hat es die wichtigste Entdeckung Bunsen's auf dem Gebiet orientalischer Wissenschaften genannt, daß er F. Max Müller fand. Das geschah zuerst 1844. In einem Brief an seinen Freund, den Theologen Karl, spricht Bunsen, seit 1841 preußischer Gesandter in London, von F. Max Müller als von einem vorzüglichen, zweiundzwanzigjährigen jungen Mann, von dem Schelling hoch denke, und der für einige Jahre zu wissenschaftlichen Zwecken nach England zu kommen wünsche. Es war der Anfang jener innigen Freundschaft zwischen beiden Männern, der F. Max Müller in Bunsen's Biographie und durch Veröffentlichung von des Letzteren zwischen 1848 und 1859 an ihn gerichteten Briefen das Denkmal setzte [3]). Uns hat das diplomatische Wirken Bunsen's, Anderen seine Auffassung der religiösen und kirchlichen Fragen das Bild dieses Mannes einigermaßen getrübt.

Für F. Max Müller blieb der Gelehrte, der zuerst nach Friedrich Schlegel's „Sprache und Weisheit der Inder" sein Augenmerk mit prophetischem Vorgefühl auf Indien und auf den Orient richtete, stets ein großer, ideal angelegter Mensch. Von ihm bezeugt er: „Es ist das Glück meines Lebens

[1]) F. Max Müller, „Eröffnungsrede auf dem Orientalisten-Congreß zu London 1874". Essays, Bd. IV, S. 131.

[2]) F. Max Müller, „Antrittsvorlesung ꝛc. vor der Universität Oxford 1868". Essays, Bd. IV, S. 14, 133 ff.

[3]) F. Max Müller, „Bunsen" und „Briefe von Bunsen an Max Müller". Essays, Bd. IV, S. 334 ff.

gewesen, viele Männer persönlich gekannt zu haben, welche die Welt groß nennt, Philosophen, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, Dichter; aber Alles in Allem genommen, die volle Menschheit des Menschen in die Wage gelegt, habe ich nie seines Gleichen gesehen und werde es nie." — Welches geistige Arbeitsfeld die Beiden umspannten, und welche vielseitigen Interessen sie elf Jahre hindurch verbanden, sagen am besten die zweiundachtzig Briefe Bunsen's, auf die näher einzugehen uns hier leider versagt ist. In den Zeitabschnitt, den sie ausfüllen, fällt größtentheils die Ausführung des Werkes, mit welchem, auf Bunsen's Drängen und auf den Rath des englischen gelehrten Sanskritisten Professor Wilson, die Directoren der Ostindischen Gesellschaft den jungen deutschen Gelehrten betrauten. Es war die Uebersetzung des Rig-Veda, der uralten, heiligen, priesterlichen Dichtungen der Brahmanen, deren 1849 begonnene Herausgabe zwanzig Jahre beanspruchte. Die Bewältigung der herculischen Aufgabe, der die Aneignung des Englischen zum literarischen Gebrauch voraus ging, gewährte ihm noch Zeit zur Herausgabe der „Geschichte der alten Sanskrit-Literatur", einer „Grammatik des Sanskrit für Anfänger" und der „Deutschen Classiker vom 4. bis zum 19. Jahrhundert". Dazu entsprach F. Max Müller dem Wunsch Bunsen's, es möchten „Späne aus seiner deutschen Werkstatt" in die Oeffentlichkeit gelangen, indem er mit Beiträgen an gelehrte, zuweilen auch an rein literarisch und allgemein gehaltene Zeitschriften begann, die, zugleich mit seinen Reden später zum größeren Theil gesammelt, im Englischen unter dem Titel „Chips from a German Workshop", im Deutschen unter der Bezeichnung „Essays" von 1847—1876 allein vier Bände füllen[1]). In den letzten fünfundzwanzig Jahren muß sich noch ungleich mehr durch F. Max Müller's unermüdliche Thätigkeit gehäuft haben. Beiträge zur Literaturgeschichte der verschiedensten Länder, Reden und gelehrte Abhandlungen über Fragen seiner Fachwissenschaften, Biographien, Alterthumskunde, vor Allem aber Mythologie und Religionsgeschichte bilden den Inhalt dieser Studien.

In einem 1865 zu Leeds und vor der dortigen Philosophical Institution gehaltenen Vortrag über die Vedas hat sich ihr Uebersetzer über die Gründe ausgesprochen, die ihn bei der Wahl seiner Aufgabe bestimmten. In diesen mindestens 3500 Jahre alten Dichtungen fand er die Ursprünge der intellectuellen Entwicklung des arischen Stammes, im Sanskrit selbst zwar nicht die Mutter, wohl aber die Erstgeborne der Sprachen Indiens, Persiens, Griechenlands, Italiens und der germanischen Nationen. Die Inschriften von Karnak, die Paläste Niniveh's, die Cylinder Babylons, die seitdem so wichtiges Material zur Erforschung der semitischen Religionen lieferten, boten damals, als er seine Laufbahn begann, so gut wie nichts zur Kenntniß der Menschheit, ihres Hoffens und Fürchtens, ihres Denkens und Glaubens. Die Vedas dagegen erschienen bereits dem Zuhörer Burnouf's wie eine Oase in der Wüste öder Chronologien und Aufzeichnungen von Königsnamen und Schlachten, und was sie erzählten, ließ sich nur mit der Bibel vergleichen. Wie diese erhoben sie

[1]) Man vergl. hierzu Deutsche Rundschau, 1877, Bd. XII, S. 50 ff.: „F. Max Müller's Essays". Von B. von Strauß und Torney.

den Anspruch, Offenbarungen der Gottheit selbst zu sein und wenn auch das Wort Dessen, der die feierlichsten vedischen Gebete gedichtet: „Er ist es, der es gemacht hat," nur mit der Umschreibung Geltung behält: Er ist es, der mich gemacht hat," so bleiben sie doch das hehrste Zeugniß des Abhängigkeitsgefühls von Gott, das tiefer als bei allen anderen Völkern in der Seele des Inders lebt. Die älteste, primitivste und einfachste Form seiner Gottesverehrung ist in den Vedas enthalten; erst durch Kenntniß derselben wurden der vergeistigtere, erhabenere, auf den endlichen Sieg des Guten auferbaute Glaube des Zend-Avesta und die philosophische Reaction des Buddhismus gegen den bestehenden Brahmanismus verständlich.

Je weiter F. Max Müller in der Prüfung der vedischen Texte vordrang, um so weniger unterlag er der Versuchung, sie zu überschätzen. Vieles darin nennt er „kindisch, tiefstehend, ermüdend und gewöhnlich", Weniges „nach unseren Begriffen schön". Zum Glauben an Einen Gott hat sich dieser Glaube an einzelne Götter nicht erhoben. Aber verhältnißmäßig Weniges darin ist verwerflich oder unannehmbar, die Götzenverehrung eine spätere Corrumpirung reineren Göttercultes, und die Grundlagen alles wahren religiösen Begriffes: die Anerkennung ewiger Gesetze von Gut und Böse, die Erkenntniß der Sünde und der Nothwendigkeit ihrer Vergebung durch göttliche Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit und an die persönliche Verantwortung nach dem Tode, sind in den Vedas feierlich verkündet. Die Ueberzeugung, daß hier unter vielem werthlosen Beiwerk ein kostbarer Schatz der Wahrheit verborgen liege, stählte den Muth des ersten Veda-Uebersetzers. Was er unternahm, wird annähernd verständlich, wenn man sich erinnert, daß die 1028 Hymnen des Rig-Veda, in zehn Büchern vertheilt, über 100 000 Verse und 153 826 Worte enthalten und 1500—2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung bereits als ein altes, heiliges Buch galten[1]), dessen Sprache schon damals nicht mehr allgemein verständlich war und gelehrter Commentare bedurfte. Sie bezogen sich auf einen Text, der, durch sorgfältig gepflegte mündliche Ueberlieferung, ohne Schreibkunst aufbewahrt, fortwährenden Entstellungen unterworfen und durch die Subtilitäten der Grammatiker zum Theil gänzlich umgestaltet, „einer Ruine nicht unähnlich war", als Caunatta, gleichfalls ein Grammatiker, dessen Existenz vermuthungsweise in die Zeit von 400 v. Chr. gesetzt wird, sie in einem, in Versen verfaßten Lehrbuch vor fernerer Zerstörung schützte[2]). Seine Uebersetzung begleitete F. Max Müller mit dem Commentar des Sayana und einer Vergleichung mit den Werken eingeborener Sanskritgelehrten, deren traditionelle Auslegung ihrer heiligen Schriften er abermals einer kritischen Prüfung unterzog.

Im September 1874 konnte er der aryschen Section des Orientalisten-Congresses zu London den letzten Druckbogen seiner Rig-Veda-Uebersetzung vorlegen. Unter den anwesenden Gelehrten war Professor Brockhaus, der ihn

[1]) Ueber die Chronologie des Rig-Veda haben sich, für und wider, Oldenberg, Whitney, Thibaut, Jacobi, der gelehrte Hindu Tilak und Andere, aber doch mit dem Ergebniß eines Alters von mehreren Jahrtausenden für die Entstehung dieser Lieder geäußert.

[2]) Hermann Oldenberg, „Die Religion des Veda". 1894.

dreißig Jahre früher in die Sanskritstudien eingeführt hatte[1]). Damals waren einige Wenige in die Tiefen der vedischen Literatur eingedrungen. Jetzt war sie das Hauptstudium der Sanskritgelehrten Europa's, und jedes Jahr erweiterte das Verständniß des Veda. In dem „Prospektus" von 1867 sagt F. Max Müller: „In fünfzig Jahren, so hoffe ich, wird meine eigene Uebertragung veraltet und vergessen sein. Niemand ist sich ihrer Mängel bewußter als ich. Ich beschränke mich auf den Wunsch, sie möge als Stufe zu einer höheren, klareren und besseren Erkenntniß den Nachkommenden dienen."

Während dieses Werk seiner Vollendung entgegen ging und seinen Verfasser in England fesselte, entschieden sich seine Beziehungen zur Alma Mater, dem Oxford, das so vielen berühmten Ausländern die geistige Heimstätte geworden ist. Bereits 1851 wurde er stellvertretender Professor der modernen Sprachen und Literaturen, einige Jahre später wirklicher Professor an der Hochschule und begründete 1859 sein häusliches Glück durch die Ehe mit einer Engländerin, Miß Riversdale Grenfell, die ihm einen Sohn, gegenwärtig Botschaftssecretär in Washington, und zwei Töchter schenkte, von welchen eine ihrem Vater im Tode voraus ging. Hervorragende Vertreter der Oxforder akademischen Welt, insbesondere der Hellenist und bekannte Master von Balliol College, B. Jowett, Arthur Penrhyn Stanley, der spätere Decan von Westminster und einer der originellsten, liebenswürdigsten und anregendsten Männer seiner Zeit, wurden seine persönlichen Freunde. Zwei der Colleges, deren altehrwürdige Geschichte als lebendige Ueberlieferung in der Gegenwart fortwirkt, „All Souls" und „Christ Church", wählten ihn, das eine zum „Fellow", das andere zum Mitglied, mit allen akademischen Ehren eines M. A. (Magister Artium). Verhältnißmäßig spät, 1868, wurde im Lande, von welchem, durch Sir William Jones und G. Th. Colebrooke und nach Auffindung der Zend-Manuscripte der Bodleian Library durch den Franzosen Anquetil-Duperron, die moderne Erforschung des Orients ausgegangen war, ein Lehrstuhl für vergleichende Sprachwissenschaft gegründet und zu seinem ersten Inhaber der deutsche Gelehrte ernannt. Erst als F. Max Müller die Veröffentlichung der „heiligen Bücher des Ostens", „Sacred Books of the East", 1874, theils als Mitarbeiter, theils als Leiter des ganzen Unternehmens, begann, übertrug er einem Stellvertreter die Verpflichtung, an seiner Statt Vorlesungen zu halten. Oxford enttäuschte seinen berühmten Adoptivsohn nur ein Mal, dann aber allerdings empfindlich genug. Das geschah 1860, als der Lehrstuhl, die sogenannte „Boden Professorship" für Sanskrit erledigt und von der clerical-conservativen Mehrheit der akademischen Wähler einem englischen Gelehrten zugetheilt wurde, der sich an Können und Bedeutung nicht entfernt mit F. Max Müller vergleichen konnte. Hier entschieden nicht die nationale, sondern locale Antipathien, Verhältnisse, zum Theil auch Vorurtheile. Oxford, die Hochburg der angli-

[1]) F. Max Müller, „Address at the International Congress of Orientalists. Selected Essays on Language. — Mythology and Religion". Vol. II, p. 1—40. — „Prospectus to the Sacred Hymns of the Brahmans etc. Tanslated and explained by F. Max Müller" etc.

canischen Theologie, hatte in den vorhergehenden zwanzig Jahren die Secession J. H. Newman's, den Puseyismus, mit einem Wort die ganze Bewegung innerhalb der anglicanischen Staatskirche erlebt, die als Reaction gegen den dort im ersten Drittel des Jahrhunderts herrschenden Liberalismus begonnen, und ihre letzten Consequenzen noch nicht gezogen hat. F. Max Müller stand außerhalb aller kirchlichen Orthodoxie und in freundschaftlichem Verkehr mit Männern, die nicht ohne triftige Gründe im Schoß der Staatskirche selbst als Gegner ihrer traditionellen Organisation und Lehre galten. Es währte Jahre, bis die Spuren dieser Kämpfe überwunden und das akademische Oxford in den Stand gesetzt wurde, den deutschen Forscher trotz aller Versuche, ihn der deutschen Heimath zurückzugewinnen, in seinen Kreisen festzuhalten.

Mittlerweile übte der mächtigste Geist, der das deutsche Denken bestimmt hat, Immanuel Kant, eine so unwiderstehliche Anziehungskraft auf Max Müller aus, daß er, neben seinen Fachstudien, eine Uebertragung der „Kritik der reinen Vernunft" ins Englische unternahm und 1881 vollendete. „Ich weiß es," schrieb er seinem Freund und Biographen, Herbert Baynes[1]), dem Philosophen, „man wird mir vorwerfen, meine Zeit zu verschwenden; aber es gibt Bücher, werthvoller selbst als die heiligen Bücher des Ostens, und davon ist eines Kant's ‚Kritik'." Die Einwände, die er vorausgesehen hatte, wurden erhoben. Fachgelehrte fanden ihn in der metaphysischen Ausdrucksweise nicht genügend geschult, um die schwierige Aufgabe mit vollem Erfolg zu Ende zu führen. Ihm selbst galt die auf seinen „Lebensführer" verwendete Zeit nicht als verloren. Mehr und mehr beschäftigten ihn die religionsphilosophischen Probleme, in deren Dienst er seine Arbeit auf dem Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft stellte. F. Max Müller äußerte 1874 einmal:

„Wir verachten den Geizigen, welcher das Geld um des Geldes willen anhäuft, aber noch weit verächtlicher ist der Geizige auf dem Gebiete des Geistes, der das Wissen aufspeichert, statt es mitzutheilen, wiewohl wir bezüglich unseres meisten Wissens beruhigt und gesichert sein dürfen, daß wir, wie wir nichts in die Welt mitbrachten, so auch nichts mit hinaus nehmen werden."

Die Umstände kamen diesem geistigen Verschwender zu Hülfe. Seit den sechziger Jahren begannen zu London unter Anregung von Huxley, Tyndall und anderen fremden und einheimischen Gelehrten öffentliche Vorträge über wissenschaftliche Fragen, die sich bald einer großen Popularität und der eifrigen Mitwirkung F. Max Müller's erfreuten, der an verschiedenen Universitäten, wie besonders Cambridge und Glasgow, und vor gelehrten Gesellschaften als einer der gefeiertsten „Lecturer" bis zum Ende seines Lebens thätig gewesen ist. Obwohl die Aussprache bei ihm stets leise den Ausländer verrieth, schrieb und sprach er das Englische vorzüglich und vermochte seinen Hörern Formvollendetes zu geben. Was er ihnen zu sagen hatte, faßte er bereits 1867 in den Worten zusammen:

„Von der Religion wie von der Sprache gilt der Satz, daß alles Neue in derselben alt, alles Alte neu ist, daß es seit Anfang der Welt keine ganz neue Religion gegeben hat. Die Elemente und Wurzeln der Religion waren gegeben, so weit zurück als wir die Geschichte der

[1]) Herbert Baynes, „F. Max Müller", in der Zeitschrift „Modern Thought". 1881.

Menschheit verfolgen können; und die Geschichte der Religion wie die der Sprache zeigt überall eine Folge neuer Combinationen aus den gleichen radicalen Elementen. Eine Intuition von Gott, ein Gefühl menschlicher Schwäche und Abhängigkeit, ein Glaube in die göttliche Regierung der Welt, eine Unterscheidung zwischen Gut und Böse, eine Hoffnung auf besseres, künftiges Leben, das sind einige der ursprünglichen Elemente aller Religionen. Obwohl zuweilen verborgen, steigen sie immer wieder an die Oberfläche. Obwohl oft verzerrt, streben sie immer wieder nach vollendetem Ausdruck. Wären sie nicht ein Theil der ursprünglichen Ausstattung der Menschenseele gewesen, so würden sie eine Unmöglichkeit geblieben sein; selbst die Sprache der Engel wäre irdischen Ohren nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Lernen wir einmal dieses recht verstehen, dann werden die so vielen seiner Bewunderer befremdlich klingenden Worte des heiligen Augustinus uns vollkommen klar und verständlich sein: ‚Was jetzt die christliche Religion genannt wird, bestand schon zu alten Zeiten und hat seit Anbeginn der Menschheit zu bestehen nicht aufgehört, bis Christus in Fleisch erschien; von da an begann die wahre Religion, die schon da war, die christliche genannt zu werden.‘ Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet erhalten auch Christi zum Hauptmann von Capharnaum gesprochene Worte, die den Juden unverständlich waren, ihre eigentliche Bedeutung: ‚Viele werden kommen von Ost und West und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen‘.“[1])

Der Ueberzeugung, daß alle Religionen auf ihrem Weg durch die Zeiten an ursprünglicher Reinheit und Kraft in dem Maße verlieren, als sie irdischen Zwecken dienstbar werden, daß von ihnen allen der Ausspruch König Asoka's auf dem großen buddhistischen Concil gilt: „Was Buddha gesagt hat, das allein ist gut gesagt,“ dieser Ueberzeugung hat F. Max Müller in der letzten seiner Schriften ganz ebenso wie in seinen ersten religionsphilosophischen Arbeiten Ausdruck gegeben:

„Die Sprache der Chinesen,“ schreibt er im September 1900, „scheint ganz eigentlich darauf hin construirt, um der Irrung vorzubeugen, als ob die Religion China's ihre Gestalt den Grundlagen des Animismus und Fetischismus entnommen hätte. Der Schritt von Donner und Regen zu Agenten des Regens und Donners läßt sich in China wie im alten Indien als ein fast unvermeidlicher erkennen. Aber mit der Unterscheidung, daß in China die Unterordnung dieser Geister unter Tien oder Ti, dem höchsten Herrn, klarer empfunden wurde als in Indien. Es besteht die Gefahr, diese geistigen Kräfte als unabhängige zu betrachten, sie zum Rang von Göttern zu erheben, wie das in den Vedas geschah; aber in China verhinderte die älteste und mächtigste Ueberzeugung, die vom Vorhandensein *eines* Gottes, ursprünglich als der Himmel gedacht, die Erhebung der Naturerscheinungen zu sogenannten Geistern und ihren Anspruch auf Gleichheit mit Tien als dem *einen* Gott. Das ist der wahre, in China bestehende Unterschied zwischen dem *einen* Gott und den vielen Göttern oder Geistern oder Naturkräften, die in anderen Ländern zur Aufstellung verschiedener Systeme des Polytheismus geführt haben. Es ist merkwürdig, zu beobachten, daß selbst die Bezeichnung für Himmel und Erde nicht als die zweier Gottheiten, wie Dyâvâ-Prithivyau, Himmel und Erde, im Veda, sondern einer einzigen, nämlich Tien's, des höchsten, einzigen Gottes, gebraucht ist . . . Um jeder Gefahr einer Annahme zweier höchsten Gottheiten statt einer einzigen vorzubeugen, sagt Confucius ausdrücklich: ‚Die Opferceremonien für Himmel und Erde sind diejenigen, durch welche wir Shang Ti, dem höchsten Gott, dienen.‘ So wenig ein solcher naturalistischer Ursprung der chinesischen Religion vermuthet wurde, ist doch ein Zweifel darüber kaum zulässig, daß Professor Legge[2]) im Recht ist, wenn er Animismus und Fetischismus, und was immer unter solchen verstanden werden möge, als die Grundlagen der einheimischen Religion China's verwirft und ihre Ursprünge direct auf

[1]) F. Max Müller, „Chips from a German Workshop“. I. Essays on the science of Religion. London, Longmans, Green & Co. 1867. Preface X—XI.

[2]) Legge, „The Religions of China“, p. 19. Professor Legge war nicht nur ein vortrefflicher Kenner des Chinesischen, er war, wie Stanislas Julien, in Gedanken und Empfindung nahezu Chinese geworden.

dieselbe Quelle zurückführt, von der wir wissen, daß der alte religiöse Glaube der arischen Rassen ausging. Das ist eine höchst wichtige Entdeckung, und es ist merkwürdig, wie gering man bisher ihren Werth schätzte, obwohl nichts gegen die einzelnen Beweisgründe für dieselbe geltend gemacht wurde“ [1]).

Obwohl F. Max Müller eine vergleichende Religionswissenschaft nur auf Kenntniß des Veda, des Zend-Avesta, des Tripitaka, des Alten Testamentes, des Korans, der heiligen Bücher China's, der griechischen und römischen Mythologie, der Ueberlieferungen wilder Völker und der Kenntniß des Neuen Testamentes für möglich und durchführbar hielt und im Lauf seiner Studien all' diese Gebiete berührt hat, blieben Brahmanismus und Buddhismus das vorzüglichste Arbeitsfeld seiner linguistischen und religionsphilosophischen Forschungen. Es soll uns der Vorwurf nicht treffen, als wüßten wir nicht, welche Einschränkungen F. Max Müller's Standpunkt erfahren hat, als er in den Vedas die erste Entwicklungsstufe des religiösen Bewußtseins der Menschheit überhaupt zu erkennen glaubte und die gegentheilige Auffassung ablehnte, als ob bei den Naturvölkern die ersten Phasen religiösen Bewußtseins zu finden seien. Noch 1888, in den Gifford-Vorlesungen, äußerte er: „Diese sogenannten Wilden sind, so weit wir wissen, keinen Tag älter oder jünger auf der Erdoberfläche als die heutigen Bewohner von Indien, von China oder selbst von England. Sie haben wahrscheinlich mehr Wechselfälle und Wandlungen durchmachen müssen als unsere eigenen Vorfahren“ [2]). Wogegen er offen zugestand, daß in Bezug auf die reiche polynesische Theogonie und Mythologie an Entlehnung nicht zu denken sei. Er hat auch stets davor gewarnt, die sogenannten buchlosen Religionen verächtlich und wie den Auswurf der großen welthistorischen Religionsformen zu behandeln, und ausdrücklich betont:

„Diese Religion, die sich in Kopf und Herz, in dem Himmelsgewölbe, in den Felsen, Flüssen und Bergen findet, ist das, was wir natürliche Religion nennen. Sie wurzelt in der Natur, in der menschlichen Natur und in der uns umgebenden äußeren Natur, die uns zugleich der Schleier und die Entschleierung oder die Offenbarung des Göttlichen ist. Sie kennt keinen Zwang, entwickelt sich mit der Entwicklung des Menschengeistes und richtet sich nach den Bedürfnissen jedes Zeitalters. Sie sagt nicht: Du sollst, sondern vielmehr: Ich will. Diese natürlichen oder buchlosen Religionen sind nicht ganz ohne bestimmte Glaubenslehren und feststehende Gebräuche. Sie haben in der Regel eine Art Priesterthum zur Ausübung der Autorität in Sachen des Glaubens, der Sittlichkeit und des Ceremoniells. Nichts in ihnen ist starr und unveränderlich, nichts, um auf die Dauer die Entwicklung des menschlichen Geistes in Fesseln zu legen“ [3]).

Den Irrthum, als ob es Völker ohne jede religiöse Anschauung gebe, hat F. Max Müller nicht getheilt, und in einem seiner originellsten Essays: „Was ist ein Wilder?“ am Beispiel u. A. der Patagonier erhärtet, wie nicht sie, sondern wir für die Täuschung verantwortlich sind, wenn wir vorgefaßte Meinungen zur Beurtheilung von Zuständen mitbringen, von welchen wir noch nichts wissen.

[1]) F. Max Müller, „The Religions of China. I. Confucianism“. Nineteenth Century. September 1900, p. 376, 378.

[2]) F. Max Müller, „Natürliche Religion“. Gifford-Vorlesungen, gehalten vor der Universität Glasgow im Jahre 1888. Aus dem Englischen übersetzt von Eugen Schneider. S. 127.

[3]) F. Max Müller, „Natürliche Religion“, a. a. O. S. 545.

Vierzig Jahre nach F. Max Müller's ersten Arbeiten über vergleichende Mythologie kam er, 1898, auf diese Forschungen in einem besonderen Werk zurück, das den inzwischen von Linguisten, Ethnologen und Vertretern verwandter Disciplinen erhobenen Einwürfen und neu gewonnenen Resultaten Rechnung trug[1]), ohne deshalb die Position aufzugeben, die er mit Fachgenossen wie Adalbert Kuhn, F. G. W. Schwartz u. A. zuerst eingenommen hatte, als er in den blonden, arischen Eroberern Indiens nicht nur die Väter der Kelten und Germanen, ebenso wie der Griechen und Römer, sondern auch die Begründer ihres Götterglaubens mit froher Zuversicht grüßte und zwischen vedischer und classischer Mythologie zuweilen etwas luftige, immer aber kühn und großartig gespannte Brücken schlug, die auch den Gegnern, wie Whitney, Lazarus Geiger, Regnaud, unentbehrlich zum Weiterschreiten geblieben sind. Diesen und anderen Gegnern hat F. Max Müller, besonders auf etymologischem Gebiet, Zugeständnisse gemacht und in der neuen Ausgabe seiner Vorlesungen über die Sprachwissenschaft[2]) neue Anschauungen unbedenklich angenommen. Dagegen lehnte er die Forderung der neuen Schulen von Sanskritisten ab, den Veda von Allem, was die vergleichenden Mythologen hinein interpretirt hatten, zu befreien, ihn einzig und allein aus sich selbst heraus und aus seiner Beziehung zur späteren indischen Literatur als Geistesproduct der Inder, nicht aber des arischen Urvolkes zu erklären. Er entgegnet mit der Behauptung, die verschiedenen Zweige der arischen Sprachfamilie hätten vor ihrer Trennung nicht nur gemeinsame Wörter, sondern ebenso gemeinsame Mythen gehabt. Er besteht auf seiner Ansicht, daß, was wir Götter der Mythologie nennen, hauptsächlich als Naturkräfte gedacht waren, deren Macht die Erscheinungen und elementaren Wirkungen in der Natur zugeschrieben wurden. Er erklärt, daß die vergleichende Mythologie von einer etymologischen Analyse der Götter- und Heldennamen ausgehen und vor Allem diejenigen in Betracht ziehen müsse, die einigen oder allen Zweigen der arischen Sprachfamilie gemeinsam und daher älter als die homerische oder vedische Zeit sind. Uebereinstimmend mit dieser Auffassung hat sich noch vor Kurzem an dieser Stelle H. Oldenberg über die vedischen Götter als vergöttlichte Naturmächte ausgesprochen, den Gott des Feuers, Agni — lateinisch ignis —, die Göttin der Morgenröthe Ushas — griechisch Eos — Indra, den Thor der Edda u. s. w. u. s. w. zum Vergleich heran gezogen und auch betont, wie ihr ursprüngliches Wesen in der Zeit des Veda sich schon stark verdunkelt habe[3]).

Diese Erkenntniß, es seien nicht immer aufsteigende Bahnen, auf welchen das Bewußtsein der Menschheit zu den höchsten Fragen sich bewege, hat F. Max Müller's Stellungnahme zu den Controversen seiner Tage mehr als ein Mal bestimmt. Er war in der Polemik, seinem Wesen entsprechend, mild und versöhnlich, selbst in Bezug auf Dinge, die ihm widerstrebten, wie z. B. der

[1]) F. Max Müller, „Beiträge zur vergleichenden Mythologie". Aus dem Englischen übersetzt von Dr. H. Lübers. Leipzig, W. Engelmann. 1898.

[2]) F. Max Müller, „Wissenschaft der Sprache". 1896.

[3]) Hermann Oldenberg, „Die Literatur des alten Indien". Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, besonders S. 321—322.

Geheim-Buddhismus von Madame Blavatsky und des Amerikaners A. P. Sinnett, ihres Ritters. Er hat dieser Theosophie, trotz ihres Nichtwissens alles dessen, was sie hätte wissen müssen, manches edle, wohlgemeinte Streben nicht abgesprochen, dagegen aber bewiesen, daß es einen esoterischen Buddhismus nie gegeben hat, nach Buddha's ausdrücklicher Lehre: „Ich habe die Wahrheit verkündigt ohne Unterschied zwischen offenbarer und geheimer Lehre; denn hinsichtlich der Wahrheit darf die Hand des Lehrers nimmermehr verschlossen sein, wie eine Faust, die etwas verhehlt."

Als jedoch der Darwinismus, nicht in der von seinem Urheber gewollten wissenschaftlichen Form, wohl aber nach Auslegungen und voreiligen Schlußfolgerungen, die Darwin selbst in keiner Weise mit seiner Autorität deckte, wie etwas gänzlich Neues gepriesen und die Evolutionstheorie in allen Gebieten als das letzte Wort des Erkennens aufgestellt wurde, trat F. Max Müller, der der Entwicklungstheorie, längst vor Darwin, in der Sprachwissenschaft huldigte, entschlossen auf den Plan. Als Sprachforscher lehnte er „die Bau-wau- und Pah-pah-Theorie", den „Dingdongismus", wie die Sache genannt wurde, unter dem Hinweis darauf ab, daß der Mensch spreche, weil er denke[1]). Er bestand auf dem Recht und der Pflicht seiner Wissenschaft, „die überlieferten in lebendige Worte auszutauschen, den modernen auf den alten, primitiven Gedanken zurückzuführen, so zu sagen, die ganze historische Entwicklung desselben noch einmal durchzuleben, bis wir uns ebenso wenig scheuen, von Plato oder Aristoteles als von Comte oder Darwin abzuweichen"[2]). In den Vorlesungen „Ueber die Sprache als wahre Grenze zwischen Thier und Mensch", in vielen anderen Arbeiten seit 1873 ist F. Max Müller stets wieder auf dieses Problem zurück gekommen, unter Anderem in Bezug auf die betreffende Stelle im Faustmonolog:

„Goethe mußte," schreibt er, „das Wort gar nicht übersetzen, sondern nach seiner Bedeutung in der Sprache der damaligen Philosophie acceptiren, dann konnte er ‚das Wort' unmöglich zu hoch schätzen. Für den Griechen waren Gedanke und Wort unzertrennliche Begriffe. Es gibt kein Wort ohne Sinn . . . Ein denkender Geist war das Uranfängliche, der „Νοῦς" der Philosophie des Anaxagoras, der „Λόγος" des Heraklit, die „Σοφία" des Plato eine gedachte Welt, untrennbar vom Schöpfer, aber doch unterscheidbar. Im Christenthum bezeichnet der Logos das Verhältniß des Sohnes zum Vater: die Welt ist das ausgesprochene göttliche Wort"[3]).

In ähnlicher, tiefsinniger Weise ist F. Max Müller bei Erforschung des Buddhismus verfahren, dessen Erweiterungsgebiet er im Verein mit Stanislas Julien und Professor Wilson durch Förderung der Uebersetzungen nach chinesischen Sanskrittexten und besonders dadurch erweiterte, daß es ihm nach langen, vergeblichen Versuchen glückte, in Japan Sanskrittexte aus den ersten Jahr-

[1]) F. Max Müller „Meine Antwort an Herrn Darwin" und „Aus Nothwehr". Essays, Bd. IV und a. a. O.

[2]) F. Max Müller, „On freedom". Presidential Address delivered before the Birmingham Midland Institute, 20. October 1879. — „Selected Essays on Language, Mythology and Religion". II, 517.

[3]) F. Max Müller, „Die wahre Geschichte des Gelsius". Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXIV, S. 87. — Zu vergl. „Three introductory Lectures on the Science of Thought" etc. 1887. — „Three Lectures on the Science of Language" etc. 1889.

hunderten der christlichen Aera aufzufinden, die, von Indien nach China, von China nach Japan gelangt, zuerst ins Chinesische, dann ins Japanische übertragen, zu den ältesten Documenten der unter dem Namen Mahâyâna oder „Der große Weg" bekannten Form des Buddhismus gehören[1]). Max Müller's Einfluß ist es zum Theil zuzuschreiben, daß in Japan wie auf Ceylon und in Indien selbst eingeborenen Gelehrten, insbesondere durch Publication der „Sacred Books of the East", ein neuer Impuls zum Studium der brahmanischen sowie der buddhistischen Lehren und Literaturen gegeben wurde.

Die Tragweite des besseren Verständnisses alter Texte blieb nicht auf gelehrte Untersuchungen beschränkt. Ihre Bedeutung für die politische und sociale Entwicklung der mehr als 300 Millionen umfassenden Bevölkerungen Indiens wird annähernd verständlich, wenn wir uns erinnern, daß die angeblich auf einer Gesetzesvorschrift des Veda beruhende Sitte der Wittwenverbrennung auf einer Fälschung des ursprünglichen Textes durch die brahmanische Priesterschaft beruhte, die aber erst nach Veröffentlichung des Veda selbst erwiesen werden konnte. Aehnlich verhielt es sich in Bezug auf die Vorschrift der Eheschließung unter Kindern und des Verbotes der Wiederverheirathung jugendlicher Wittwen. Bereits 1858 lieferte ein englischer Sanskritist aus den Reihen des indischen Verwaltungsdienstes, J. Muir, den Nachweis, daß Kaste kein Bestandtheil des religiösen Systems der Brahmanen, das Buddha's Reform durchbrach, sondern eine spätere, in die Gesetze des Manu übergegangene priesterliche Institution ist, die nicht nur geschadet, sondern in vieler Beziehung auch segensreich gewirkt hat und F. Max Müller zum Ausspruch veranlaßt: „Als religiöse Einrichtung wird die Kaste erlöschen; als sociale Einrichtung wird sie leben und fortschreiten"[2]).

Als der deutsche Gelehrte 1893 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, verlieh ihm sein Kaiser den höchsten Orden, pour le mérite, die Souveränin seines Adoptivvaterlandes 1896 die Würde eines Geheimen Rathes. Nicht weniger hoch mag er es geschätzt haben, daß die Brahmanen und einheimischen Gelehrten Indiens ihm als hervorragendem Vertreter jener Wissenschaft huldigten, die sie selbst mit den Methoden europäischer Forschung vertraut gemacht hatte und durch Sammlung der heiligen Bücher des Orients der Ueberzeugung von der Einheit im religiösen Denken der Menschen einen starken Aufschwung gab.

Wie hätten sie ihn nicht lieben und verehren sollen, den Mann, mit welchem persönliche Freundschaft und getheilte Arbeit so viele dieser indischen Gelehrten verband? Wie hätten sie ihm Worte vergessen können wie diese:

„Es hat Gott gefallen, solche Männer und Millionen menschlicher Wesen auf Erden geboren werden zu lassen, ohne ihnen eine Möglichkeit zu gewähren, von der Existenz des Evangeliums zu vernehmen. Wir können das Geheimniß göttlicher Weisheit nicht erforschen, aber wird sind

[1]) F. Max Müller, „On Sanskrit Texts discovered in Japan" etc. 1880. Selected Essays. II, 313 ff. — „The Religions of China. Buddhism and Christianity". — Nineteenth Century. November 1900.

[2]) F. Max Müller, „Caste. Chips of a German Workshop". II, 297 ff. — „Comparative Mythology". II, 34.

zu glauben verpflichtet, daß Gott in allen Dingen seine Absicht hat, und daß Er Diejenigen zu richten wissen wird, die so wenig empfangen haben .... Ein recht verstandenes Christenthum wird uns veranlassen, lieber unsere Augen vor so Vielem zu verschließen, was empörend für uns in den Religionen der Chinesen, oder wilder amerikanischer Stämme, oder civilisirter Hindus ist, und uns bestimmen, in diesen herabgesunkenen Formen der Gottesverehrung dem Lichtfunken nachzuspüren, der, irgendwo verborgen, das Herz der Heiden zu erleuchten und zu erwärmen vermag nach der Verheißung: ‚Preis und Ehre und unvergängliches Wesen Denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben‘ “[1]).

„Ist Christus gekommen,“ sagt Max Müller an einer anderen Stelle, „um einen Glauben an einen neuen Gott zu verkünden? Haben Er oder Seine Jünger einen neuen Namen für Gott erfunden? Nein. Christus kam, nicht um zu zerstören, sondern um zu vollenden: der Gott, den Er predigte, war der Gott Abraham's“[2]).

Es kam ein denkwürdiger Tag, der 3. December 1873, an welchem Max Müller's Freund, Arthur Stanley, nunmehriger Decan von Westminster, ihn auf die Kanzel der Metropolitankirche berief, von der die schöne Sage geht, es habe sie ihr heiliger, königlicher Erbauer, bevor ein Stein derselben auf dem andern lag, von Engeln erleuchtet in einer Nacht des Gebetes geschaut.

Der Entschluß des hohen Würdenträgers der anglicanischen Hierarchie rief eine Aufregung hervor, die in diesen Tagen zerklüfteten religiösen Bewußtseins um so weniger Wunder nehmen kann, als Decan Stanley's Anschauungen sich überhaupt mit seiner kirchlichen Stellung kaum mehr vertrugen, wenn und so lange überhaupt jeder Kirche das Recht und die Pflicht zugestanden werden müssen, ihre Lehre und die gesetzlichen Grundlagen, auf welchen sie beruht, zu wahren. Dennoch geschah nichts Aehnliches. Des großen Lord Derby Bruder ruht, nach einem mit seiner vortrefflichen Gemahlin getheilten Leben des Wohlthuns, friedlich noch heute unter Blumen in einer Capelle des britischen Pantheons, und F. Max Müller sprach an jenem 3. December über kirchliche Missionsthätigkeit.

Er bezeichnete Buddhismus, Mohammedanismus und Christenthum als die drei lebenskräftigen, von Propaganda, folglich vom Missionswerk unzertrennlichen Religionen, verwies auf des Herrn Gebot und zeichnete im Leben Patteson's, anglicanischem Bischofs von Melanesien, das Idealbild eines heiligmäßigen, väterlich für seine arme Herde besorgten Hirten, der Alles, endlich auch das Leben, für die Seelen hingab, die er Christo gewonnen hatte, und von seinen Brüdern im Amt verlangte, alte Mißgriffe nicht zu wiederholen und Christen, nicht etwa englische oder sonst ihrem Heimathland entfremdete Christen, zu werben. Er sagte:

„Wenn das Christenthum seine Macht über Europa und Amerika bewahren, wenn es triumphiren soll im heiligen Kriege der Zukunft, so muß es seine schwere Rüstung, seinen ehernen Helm und sein Panzerhemd ablegen und der Welt begegnen, wie David ihr begegnete, mit seinem Stab und der Schleuder. Wir brauchen weniger Glaubensformeln und mehr Zuversicht; weniger Ceremonien und mehr Werke; weniger Feierlichkeit und mehr herzgewinnende Ehrlichkeit; weniger Doctrinen und mehr Liebe. Es gibt einen Glauben, unansehnlich und klein wie das Senfkorn, aber er kann Berge und — was mehr ist — er kann Herzen bewegen. Was auch die Welt über uns und unseren schwachen Glauben sagen mag, gedenken wir des Einen, der die Gabe der armen Wittwe nicht verschmäht. Sie hatte nichts als ein paar Scherflein, aber das war Alles, was sie hatte, und es war ihr Lebensunterhalt.“

[1]) F. Max Müller, „Chips of a German Workshop. Christ and other Masters“. I, 56—57.
[2]) F. Max Müller, „Chips of a German Workshop. Semitic Monotheism“. I, 371.

Es vergingen zwanzig Jahre. Dann trat ein Ereigniß ein, welches F. Max Müller in tiefster Seele ergriff. Es war das Religionsparlament zu Chicago. Er hat sich stets einen lebhaften Sinn für Humor bewahrt und las nicht ohne Erheiterung die Antworten auf die Fragen, welche am Ende des Jahres 1894 das „Wiener Fremdenblatt" an seine deutschen Leser gestellt hatte. Sie sollten angeben, welches Ereigniß während der letztverflossenen zwölf Monate sie mit der größten Befriedigung erfüllt, welchen Wunsch sie in der nächsten Zukunft verwirklicht sehen wollten. Die meisten Antworten, zum Theil von berühmten Namen gezeichnet, bewegten sich auf politischem Gebiet. Von den Uebrigen wünschte Einer Beschränkung des Alkoholconsums, ein Anderer das beschleunigte Ende der Schädelmessungen, für die seit Jahren die Zettel auf den Schädeln der Museen an- und wieder abgeklebt wurden; wieder ein Anderer den Erfolg seines Dramas u. s. w. F. Max Müller hatte von dem 1893 in Chicago stattgehabten Congreß erst Ende 1894 verspäteten literarischen Bericht erhalten[1]). Er nannte ihn der Redaction des Wiener Blattes als das Ereigniß, welches ihm für das wichtigste galt, und diese hielt es für nothwendig, in einer Fußnote ihre Leser zu erinnern, um was es sich eigentlich in Chicago gehandelt habe.

F. Max Müller war zur Theilnahme aufgefordert worden, hatte aber, in der Meinung, es sei auf eine bloße Schaustellung abgesehen, die Reise nicht unternommen. Jetzt beklagte er es. Zum ersten Mal in der Geschichte der Welt begegneten sich in Chicago Anhänger der drei arischen Religionen, der vedischen, der avestischen, der buddhistischen; der drei semitischen Religionen, der jüdischen, der christlichen, der mohammedanischen; der zwei chinesischen Religionen des Confucius und Laotse.

Sehr mit Unrecht, dünkte es F. Max Müller, verglich man diese Versammlung mit dem buddhistischen Concil zu Pataliputra, 242 n. Chr., mit Nicäa, mit Kaiser Akbar's Religionsversammlung zu Delhi, zur Zeit, da in Europa das Concil von Trient tagte. Zu Pataliputra fanden sich ausschließlich Buddhisten ein, wie nur Christen zu Nicäa. In Delhi ging Akbar's Wunsch, sich mit den Hauptreligionen der Welt bekannt zu machen, nur in beschränkter Weise in Erfüllung; die heiligen Bücher des Veda, der Einblick in die des Buddhismus blieben ihm versagt. Wollte er, der Mohammedaner, sich mit christlichen Missionaren oder mit Brahmanen unterhalten, so mußten Diese des Nachts an einem Strick auf den Balcon seines Palastes heraufgezogen werden. Des Kaisers Ueberzeugung, „daß alle Religionen der Welt einen und denselben Grund haben", blieb ein frommer Traum.

Anders in Chicago. Dort versammelten sich Buddhisten und Shintoisten aus Japan, Schüler des Confucius, Fo und Laotse aus China, Parsis aus Bombay, Brahminen aus Calcutta und Benares, buddhistische Reformatoren aus Ceylon, andere Buddhisten aus Siam, Rabbiner, Gesandte des Islam, Christen aller Denominationen, christliche Bischöfe und römische Cardinäle. F. Max Müller's „stumme Zeugen", fünfzig Bände der nach Ueberwindung un-

[1]) „Transactions of the World's Parliament of Religions". 2 vols. of 800 pages each. 1895.

endlicher Schwierigkeiten von befähigten und gelehrten Freiwilligen aller Länder hergestellten „Sacred Books of the East". lagen bereit. Sie ermöglichten den Einblick in die Thatsache, „daß Gott sich selbst nicht hat unbezeugt gelassen, im fernen China wie in Palästina, in Indien wie in Persien und Arabien. In dieser Reihe von Bänden lag das Ergebniß langer Kämpfe, tiefer Forschung, hoher Begeisterung, wie Männer sie durchgekämpft haben, die den Geist der Wahrheit, den Geist Gottes in sich verspürten . . ."

F. Max Müller unterschätzte die Mängel, die Schwierigkeiten, die Conflicte nicht, die auch in Chicago sich verriethen, aber — wer wollte es leugnen? — er ist immer ein Optimist gewesen. Als er vernahm, daß diese friedfertige Versammlung von Mitgliedern aller Religionen knieend das „Vaterunser" gebetet und an einem Tag von einem jüdischen Rabbiner, an einem anderen Tag von einem buddhistischen Mönch und wieder an einem anderen Tag von einem römisch-katholischen Erzbischof den Segen empfangen hatte, gedachte er der Predigt des Apostels zu Athen: „Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziele gesetzet, zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollten, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten; und zwar ist er nicht ferne von einem Jeglichen unter uns" [1]).

Wir müssen schließen, wenn auch mit dem Bewußtsein, eine auch nur annähernd entsprechende Skizze dieser sechzigjährigen Geistesarbeit nicht gegeben zu haben.

Ueberblickt man den Lebensgang F. Max Müller's, so drängt sich wohl allen Betrachtern eine Wahrnehmung auf. In den stillen, einfachen Sitten jenes Deutschland nach den Befreiungskriegen, des Heimathlandes von gewaltigen Arbeitern, Dichtern und Denkern, das uns zu dem gemacht hat, was wir sind, und das wir, in seiner schlichten Größe, niemals wieder sehen werden, ist dieser echte Germane heran gewachsen. Durch den Urgroßvater Basedow, den Jünger J. J. Rousseau's, der den „Emile" erst erziehungsfähig machte, hing er mit der kosmopolitischen literarischen Strömung zusammen, die das 18. Jahrhundert an seiner Neige künftigen Geschlechtern hinterließ. Doch seine wahren und eigentlichen Erzieher blieben Schiller, den er verehrend liebte, Goethe, der auch ihm die höchste Cultur und die Anregung zur Idee einer Weltliteratur gab, Kant vor Allen, an dem er schon als Jüngling den Willen gestählt, als Mann die Erkenntniß gereift hat. Die Tage sind jetzt schon vorüber, wo in spottendem Sinn gesagt werden durfte, F. Max Müller habe versucht, Darwin mit Kant zu exorciren, als er unter Berufung auf des Letzteren Autorität gegen Säcularisirung der Moral und ihre Behandlung als einer Angelegenheit dieser Welt Stellung nahm [2]).

Aber noch eine andere Denkweise und Kunstform wirkte bestimmend auf ihn, und das war die Romantik.

[1]) F. Max Müller, „Das Religionsparlament in Chicago". Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXII, S. 409 ff.

[2]) Zu vergl. Fritz Schulze, „Kant und Darwin". 1875.

Zur romantischen Schule der zweiten Generation gehörte sein Vater; in Schelling, seinem Gönner, dessen Ideal die Verbindung von Poesie und Wissenschaft war, fand die Romantik ihren Philosophen und den leitenden Gedanken, der große Sprachforscher und Historiker, die F. Max Müller's Lehrer gewesen sind, begeisterte. Auf diese Weise wurde ihm die Romantik noch lebendige Gegenwart. Sie ist es aber auch gewesen, die seine Zukunft vorbereitete. Die Romantik, die so oft und so verschieden, je nach den wechselnden Standpunkten, definirt worden ist, war zuerst und vor Allem die Reaction der Geschichte gegen die Vernünftigkeitstheorien des revolutionären Zeitalters, das die Gesetze des historischen Werdens gewaltsam durchbrochen, die Rechte der Nationalitäten mißachtet hatte. Die größte Leistung der Romantik war die Wiedererweckung der Vergangenheit und im Zusammenhang damit die Erschließung neuer Gebiete des Wissens. Aus ihrer Mitte drang Friedrich Schlegel's, des ersten deutschen Sanskritschülers, Weckruf „Ueber Sprache und Weisheit der Inder", kamen Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker", Jakob Grimm's „Deutsche Grammatik", „Rechtsalterthümer" und „Geschichte der deutschen Sprache", Otfried Müller's Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der Rassen. Den deutschen Romantikern der ersten Periode kam dieses Ergebniß unerwartet. Ihnen schwebte vor Allem ein ästhetisch-künstlerisches Ideal vor. Im Anschluß an die Lehre Kant's und Schiller's, wonach das Genie die Regeln nicht empfängt, sondern gibt, kehrten sie zurück zu den Quellen nationaler Poesie aller Völker und Länder, auch zu denen der deutschen Poesie. Sie bürgerten Dante und Calderon, die Nibelungen und Sakuntala, Shakespeare und Firdusi in ihrer Sprache ein und zogen aus, die blaue Blume der Poesie in Sage und Legende, am lichten Ganges und im mystischen Halbdunkel gothischer Hallen, zu neuem Leben in einem vollendeten Kunstwerk zu entfalten. Das Kunstwerk wurde in der Form, die sie träumten, nicht geboren. Es erstand in einer anderen. Die Wissenschaft siegte da, wo die Phantasie in geistreichem Spiel sich erschöpfte, und schuf große Werke von dauernder Macht. Daß sie ihr gelangen, hatte sie aber dennoch der Dichtung zu danken. Sie entzündete Begeisterung in der Seele des Forschers und lehrte die Universalität wahrer Wissenschaft im Dienste des Guten als der erhaltenden Kraft der Welt.

Der tiefste, gedankenreichste unter den Romantikern, derjenige, von dem sie, wäre er nicht so früh, ein Achtundzwanzigjähriger, gestorben, das Höchste erwarten durften, Novalis, beginnt eines seiner schönsten Lieder mit der Verszeile:

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung!

Dem unvertilgbaren Poeten, der in F. Max Müller lebte, mag das wie eine prophetische Umschreibung des oft und gern von ihm citirten Wortes geklungen haben, das bleibend über seinem Lebenswerk leuchtet:

„Ex Oriente Lux."

Ein Parlaments-Album

aus der Paulskirche.

[Nachdruck untersagt.]

Die Herzogliche Kunst- und Alterthümersammlung auf der Veste Coburg bewahrt unter ihren Schätzen auch ein sehr merkwürdiges, von Mitgliedern des einstigen Frankfurter Parlaments herrührendes Autographenalbum, das noch bei Lebzeiten weiland Sr. Königlichen Hoheit des hochseligen Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha mit dessen huldvoll ertheilter Genehmigung und auf freundliche Veranlassung des Directors jener Sammlung, Herrn Dr. Koetschau, dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau" zum Zwecke der Veröffentlichung anvertraut worden ist. Die rothe Ledermappe, welche die 226 einzelnen, auf weiße Cartons mit Goldschnitt und in Großoctav sauber aufgezogenen Blätter gelblichen Papiers umschließt, trägt auf ihrem Deckel die Inschrift:

Autographische
Parlaments-Blaetter
aus der Paulskirche
zu
Frankfurt a. M.
1848.

Eine, an der Innenseite des Deckels eingeheftete „Notiz" besagt über die Provenienz dieses Albums das Folgende:

„Zur Zeit des Parlaments wurde der Abgeordnete und Schriftführer Marek in Frankfurt lebensgefährlich krank; ein dortiger Arzt, Dr. Kellner, behandelte ihn sechs Monate mit der größten Sorgfalt. Als Marek genesen war, fand er sich — selbst mittellos — nicht in der Lage, dem Dr. Kellner ein entsprechendes Honorar zu bezahlen, und so faßte er die Idee, ein Album zu sammeln, indem er seine Collegen in der Paulskirche ersuchte, ihm Beiträge mit ihren Unterschriften dazu zu geben, und diese so gesammelten Blätter behändigte er dem Dr. Kellner als Honorar. Kurze Zeit darauf wurde Dr. Kellner selbst sehr krank und starb; da er Familie, und zwar in nicht glänzenden Verhältnissen, hinterlassen, so verkaufte dieselbe seine werthvollen Sachen unter der Hand.

(Aus einem Schreiben des Consuls Gerson.)"

Hierzu bemerkt Herr Dr. Koetschau, daß das Album als Geschenk des Herrn Gerson, sachsen-coburg-gothaischen Consuls zu Frankfurt a. M., in den Besitz der Sammlung gekommen sei.

Es erhellt ohne Weiteres, daß die Blätter dieses Albums, ganz abgesehen von dem handschriftlichen Werthe vieler unter ihnen, ein nicht geringes historisches Interesse besitzen, zumal ihre Abfassung nicht, wie der Titel auf dem Mappendeckel irrthümlich angibt, in das Jahr 1848, sondern in den kritischen Moment des Jahres 1849 fällt, der über die Nationalversammlung und ihr Werk entschied: mit nur einer Ausnahme sind sie geschrieben worden in den Tagen vor und nach jenem 9. März, an welchem das verhängnißvolle Rescript des Fürsten Schwarzenberg deutlich aussprach, daß die nationalen Bestrebungen des deutschen Volkes niemals mit, sondern nur gegen Oesterreich auf Verwirklichung hoffen dürften, und damit den Weg bezeichnete, der in längeren Zwischenräumen, aber unaufhaltsam von der Rednerbühne der Paulskirche zu den Schlachtfeldern in Böhmen führte.

Was im Maienglanze des Jahres zuvor mit schwarz-roth-goldenen Fahnen aus allen Fenstern und dem Glockengeläut von allen Kirchen der freien Reichsstadt so hoffnungsfreudig begonnen war, das sollte diese traurigen März- und Aprilwochen nicht lange mehr überleben. Wohl residirte noch der Reichsverweser Erzherzog Johann im alten Bundespalais der Eschenheimer Gasse, doch bald bezog an seiner Stelle der Bund — „o Hund, Du bist nicht gesund!" wie Heine gesungen und Bismarck citirt hat — die Stätte seiner unheilvollen Wirksamkeit noch einmal. Wohl leuchtete noch über dem Präsidentensitz in der Paulskirche der Spruch:

Des Vaterlands Größe, des Vaterlands Glück,
O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück!

Doch der Glaube daran war geschwunden. So lange man, wie Sybel sagt, „in hohen Idealen geschwelgt" und die „unveräußerlichen" Rechte des deutschen Volkes, die sogenannten „Grundrechte", berathen hatte, so lange konnte man sich leidlich einigen. Sobald man aber den eigentlich praktischen Fragen nach Reichsgebiet, Reichsgewalt und Reichsoberhaupt näher getreten war, brach aufs Neue der alte Hader aus, der die compacte Masse der Versammlung in zwei numerisch fast gleiche Hälften spaltete und sich in dem Gegensatz „Oesterreich oder Preußen" zuspitzte.

Der Kaiserstaat, eben noch in seinen Grundvesten durch die Revolutionen in den eigenen Erblanden, in Wien und Prag, in Ungarn und Oberitalien, erschüttert, war wieder erstarkt durch die Siege seiner Feldherren. Nicht umsonst hatte Grillparzer dem Feldmarschall Radetzky zugerufen: „In Deinem Lager ist Oesterreich!" Kaiser Franz Joseph, ein Jüngling damals von achtzehn Jahren, hatte den Thron bestiegen, und Fürst Schwarzenberg, entschlossen, der neugewonnenen Machtmittel sich rücksichtslos zu bedienen, trat an die Spitze der Regierung. Am 7. März 1849, zugleich mit der Auflösung des Reichstags von Kremsier, erfolgte die Promulgation der neuen Verfassung Oesterreichs als untheilbaren und unauflöslichen Einheitsstaates, und zwei Tage später gelangte die Note Schwarzenberg's an das Reichsministerium in Frankfurt, die

den Eintritt des also constituirten Gesammtösterreichs, d. h. mit 30 Millionen Nichtdeutscher, in den Deutschen Bund forderte. Diese Botschaft, die der Majorisirung Deutschlands gleich kam, traf in Frankfurt ein, als man mitten in den Debatten über das Reichsoberhaupt begriffen war, und die Antwort gab, am 12. März, der Antrag Welcker's, die zur Berathung stehende Reichsverfassung en bloc anzunehmen und den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser zu wählen. Der Antrag, der implicite den Ausschluß Oesterreichs enthielt und so weit das Programm Gagern's verwirklicht hätte, ward am 27. März mit 267 gegen 263 Stimmen zum Beschluß erhoben. Nur vier Oesterreicher (unter ihnen der Vicepräsident der Nationalversammlung, Freiherr von Andrian) erklärten sich dafür; alle anderen, Liberale sowohl wie Conservative, zusammen mit der Mehrzahl der Süddeutschen, verstärkt durch sämmtliche Radicale und Republikaner, stimmten dagegen.

In diese Tage nun fällt die Abfassung des uns vorliegenden Parlaments-Albums; kein Geschichtswerk könnte die mit einander unvereinbaren Meinungen in solcher Unmittelbarkeit wiedergeben, als es in vorliegenden Blättern geschieht. Zwar haben von den etwa 600 Mitgliedern des Parlaments nur 226 sich eingeschrieben, aber es trifft sich so, daß unter diesen die sämmtlichen Gruppen und Parteischattirungen in der Person einiger ihrer bekanntesten Führer vertreten sind. Auf diese haben wir in unserer engeren Auswahl uns beschränken zu sollen geglaubt und von den Uebrigen nur so Viele herbeigezogen, als erforderlich schien, um das Bild der damaligen Stimmung zu vervollständigen, die bei Allen freilich so ziemlich auf dasselbe hinaus kommt: Hoffnungslosigkeit, verschiedenartig nur der Tonart nach, in der sie sich äußert — elegisch, resignirt, sentimental sogar, bei den Einen, ironisch, bitter, voll Hohnes bei den Andern. Nicht ohne Bewegung wird man sehen, wie viel echtes Pathos, wie viel wahre Vaterlandsliebe hier vorhanden gewesen, aber auch wie viel mißgeleitete; wie viel politische Unreife. Auffallend groß ist die Zahl Derer, die sich offen als Republicaner bekennen, nicht wie Lasaulx, der Professor im Priesterrock, der in einer der ersten Sitzungen die Republik einen schönen Traum nannte, den Alle — den auch er einst geträumt, und auf den man im späteren Leben zurücksehe, wie man sich gern auch der Jugendliebe erinnere[1]). Nein, „Revolution! Republik!" ruft der Abgeordnete für Teplitz; „die volle ganze Revolution" ein Anderer, ein Schlesier; „die deutsche demokratische Republik" ein Dritter aus Sachsen; „der Tag der Fürstenverabschiedung wird kommen," ein Vierter, der aus Mainz. Diatriben gegen „Fürstendiener und Hofräthe" („wo Diese bei der Volksvertretung die Majorität haben, ist das Volk schlecht berathen") wechseln mit wohlgemeinten Gemeinplätzen und Reflexionen, wie z. B. über den Begriff der Freiheit: „Freiheit," sagt der Abgeordnete Reitmayr aus Regensburg, „ist ein Feuer, — Kinder und Banditen zünden damit die Häuser an." Am Meisten wird Schiller, der Dichter der Freiheit, citirt; aber einmal auch Goethe:

Die Hohe Nationalversammlung zu Frankfurt:
Hat ihre Kastanien zu lange gebraten,
Sie sind ihr alle zu Kohlen gerathen.

[1]) Zimmermann, Die deutsche Revolution. S. 709. Karlsruhe, Kunstverlag 1848.

Natürlich, daß dem so ist, ruft ein Westpreuße aus:

Viele Köpfe — wenig Sinn,
Viele Reden — nichts darin.

„Aber warum alle Schuld des Mißlingens auf die Nationalvertreter wälzen?“ schreibt ein Abgeordneter aus dem Königreich Sachsen. „Wie die Wähler, so die Wahl! Daß aber das Volk den Becher der süßen Freiheit und den Becher bitterer Erfahrung gekostet hat, das gibt uns Hoffnung auf ein zweites Empor! und alle gute Deutsche werden Empörer sein.“ Ein Anderer meint: „Das deutsche Volk hat den ersten günstigen Augenblick, sich von seinen Uebeln zu befreien, nicht gut benutzt. Wird es den zweiten besser anwenden?“ Und auf die Frage: „Was bleibt uns?“ antwortet der Abgeordnete für Kamenz: „Die Zukunft und die Erinnerung an Frankfurt.“

Daß den Herren bei alledem der Humor nicht gänzlich ausgegangen, zeigt ein Eintrag wie der folgende:

So lang vereint zum Kreis von frohen Zechern,
Die Deutschen brüderlich zusammen bechern,
So lang zum Gläserklang im heißen Streit
Selbander die Parteien sind bereit,
So ist trotz allen Dänen, Russen, Teufeln
Nicht am Geschicke Deutschlands zu verzweifeln.
Drum gebt's nicht auf und haltet festen Muth
Und nehmt das Sprüchlein und behaltet's gut:
„Von jeher war im guten deutschen Land
Ein wackrer Trunk das beste Einheitsband!“

Frankfurt, am 5. März 1849,
als eben die Kündigung des Malmöer Waffenstillstandes
verkündet wurde.

Ferd. Haubenschmidt
aus Passau.

Darüber in sauberer Federzeichnung ein Bierseidel mit Doppeladler am Deckel und zwei sich gegenüber sitzende Figuren, die mit einander anstoßen: die eine mit Scepter und Krone, wahrscheinlich der Kaiser, die andere mit einer Nachtmütze, wohl der deutsche Michel.

Doch fehlt es auch nicht an Solchen, die sich mit derberer Faust eingetragen; so schreibt der Abgeordnete für Buchau, Dr. H. Neugebauer:

Das ganze Deutschland soll es sein,
Sonst schlag' das Donnerwetter drein.

Noch deutlicher ist Adolf von Herzog, genannt Tschitkow, aus Regensburg:

Ös (Ihr) Demo- und Bureau- und Aristokraten,
Ös (Ihr) Pfaffen und Herren von Gottes Gnaden,
Wär' ich der lieb Herrgott — nur anderthalb Taeg —
Kreuzmohrndunnerwetter und Teufel! — **die Schlaeg!!!**

Ueberwiegend aber ist der Zorn bei den Einen, die Klage bei den Anderen, daß fürderhin Deutschland und Oesterreich getrennt sein sollen. Der Abgeordnete für Wien, Dr. Hans Perthaler, sagt in einem längeren Gedicht:

Drängt die Zeit zum Schluß, so halt' nur, es ist weiser,
Fest am ganzen Reiche, nicht am deutschen Kaiser.
Längst gestorben ist er am gebrochnen Herzen,

Niemand hat geweckt ihn im vergangnen Märzen.
Hab auch nie vernommen, daß er sterbend Preußen
In dem Testamente erben hat geheißen.
Wer der Kaiserkrone raubte Macht und Würde,
Soll von uns nicht fordern sie zur eignen Zierde.

Ein anderer Oesterreicher, Wilhelm Schiedermeyer, Syndicus aus Frankenmarkt, läßt sich, noch unglimpflicher, also vernehmen:

Die Sandbewohner, welche Oesterreichs deutsche Söhne
Vom deutschen Einheitstempel auszustoßen suchen
Und frech das Vaterland zum ew'gen Riß verfluchen,
— — — — — — — — — — — —
Sie haben nicht ein Herz wie Deutschlands Alpensöhne.

Weniger trostlos, mehr dem Schmerz als der Entrüstung Ausdruck gebend, klingt es von deutscher Seite zurück. „Wir haben den Traum der deutschen Einheit geträumt," singt Franz Besgen aus Ahrweiler, „aber niemals war sie so fern wie jetzt" —

Doch dent' ich, es kehren noch einmal zurück
Die Träume von Deutschlands Einheit und Glück,
Und stellen sie wirklich sich nochmals ein,
So wird auch der Deutsche wohl klüger sein.

Desgleichen spricht Küntzel aus Ostpreußen von den zwei Brüdern, die darum nicht aufhören, Brüder zu sein, weil sie in verschiedenen Häusern wohnen. „Will's Gott, fällt einst die Zwischenmauer, die heute noch die Nachbarhäuser trennt." Dem Abgeordneten für Essen kommt die Versammlung in diesen Tagen des Zwiespalts vor „wie ein großes, mächtiges Schiff auf windstillem Meer mit zerrissenen Segeln und zerbrochenem Ruder". Aber auch das Versammlungslocal selber wird zum Ausgangspunkt der Betrachtung gemacht, und zwar — wie sich versteht — zunächst von den Theologen. Der katholische Remigius Vogel, Abgeordneter für Dillingen, schreibt: „In Liebe Dem nachfolgen, dessen Symbol über der Paulskirche glänzet, ist wahre Freiheit, gibt allein Frieden und führet zur bleibenden Freude." Weniger zuversichtlich klingt das Distichon eines evangelischen Amtsbruders aus Schlesien:

Paulus, der große Apostel, sagt uns: wo der Geist, da auch Freiheit:
Aber sein Tempel erschallt nicht von den zweien zu laut.

Und nun gar das Weltkind, Mitglied der württembergischen Kammer und Procurator beim königlichen Obergericht, Albert Schott aus Stuttgart:

Als in der alten Welt man das Volk der Freiheit beraubte,
Gaben die Herrscher Ersatz, sorgten für Spiele und Brot:
Aber die Könige jetzt (sie) nehmen das Brot und die Freiheit
Und auf die himmlische Lust weiset die Kirche uns an.

Sprechen also die Deutschen und selbst die Republicaner und Revolutionäre, die sich in dieses Buch eingetragen haben, wie Solche, die doch immer noch sich als Deutsche betrachten, so vernehmen wir eine ganz anders feindselige Sprache, sobald Diejenigen zu reden beginnen, die nur widerwillig in dieser Versammlung sitzen. Wir wissen, wie heftig man von Prag aus gegen jede Verbindung mit Deutschland protestirte; wie damals jene Agitation, wenn nicht begann, doch organisirt ward, die in unseren Tagen so gefahrdrohend

für das Deutschthum in Oesterreich geworden ist; die Wahlen in Böhmen waren theils ganz versäumt, theils nur unvollständig vorgenommen worden, und mehr als vierzig Bezirke verweigerten überhaupt jede Wahl zum deutschen Parlament[1]). Aber aus den Einträgen Derer, die gekommen sind, spricht Haß „gegen die gekrönten Volkswürger" im Allgemeinen und Haß gegen Preußen insbesondere. Die Erbkaiserlichen werden verhöhnt, daß sie „Macht in einer verrotteten Dynastie suchen, aber nicht finden"; und einer dieser Vaterlandsfreunde knüpft an das Erscheinen der Russen in Siebenbürgen die patriotische Mahnung an das böhmische Volk, „seinen Willen, als den in oberster Instanz entscheidenden, geltend zu machen".

Gemäßigter in der Form, gebildeter im Ausdruck, aber nicht minder fest in der Sache spricht der Abgeordnete für Riva und Arco am Gardasee, das ja noch immer von den italienischen Unversöhnlichen zur „Italia irridenta" gerechnet wird. Wobei hier einstweilen bemerkt sein mag, daß wir auf die „proposta famosa", von der im Nachfolgenden die Rede, sogleich des Weiteren zurückkommen werden:

La vostra famosa proposta sulle nazionalità vi dee procacciare la gratitudine di tutti i popoli non alemanni.

Io, come rappresentante di un popolo italiano, e che non vuole essere per niente affatto tedesco, desidero che un altr' anno la vostra proposta si estenda ad affrancare dalla schiavitù tutte le razze non alemanne; o per lo meno ad ottenere loro, come esige giustizia, anche l'uso della propria lingua nel confacimento delle leggi, e nei dibattimenti parlamentari.

Augurando alla futura vostra proposta la stessa brillante fortuna ch' ebbe la prima, vi mi raffermo piena di vera stima e di cordiale affezione[2])

Francescantonio Marsilli
deputato
per Riva ed Arco.

Francoforte li 5. Marzo 1849.

Auch der Deputirte für Limburg „près du Parlament allemand", Freiherr von Scherpenzeel, hatte seinen Platz nur unter Protest eingenommen; er schreibt:

La patrie n'est pas le coin de terre où l'on est né, mais la variété d'hommes, avec laquelle l'on est appellé à vivre; si cette variété est hostile à une partie de la population celle-ci a le droit de jeter bas le joug, ou bien de chercher une patrie nouvelle.

Wer aber war nun Mareck, dem dies Album mit all' seinen Inschriften einst dedicirt worden ist?

[1]) v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches. Bd. I, S. 167. — Haym, Die deutsche Nationalversammlung. Bd. I, S. 74.

[2]) Ihr berühmter Antrag in Bezug auf die Nationalitäten muß Ihnen die Dankbarkeit aller nicht germanischen Völker einbringen. Ich, als Vertreter eines italienischen Volkes, und der ich durchaus kein Deutscher sein will, möchte, daß in einem anderen Jahre Ihr Antrag sich dahin erweitere, alle nicht germanischen Stämme aus der Sklaverei zu befreien oder wenigstens, wie es die Gerechtigkeit fordert, ihnen auch den Gebrauch der eigenen Sprache in der Gesetzgebung und den parlamentarischen Verhandlungen zu erwirken. Indem ich Ihrem künftigen Antrag denselben glänzenden Erfolg wünsche, den der erste hatte, bekenne ich mich voll wahrer Hochachtung und in herzlicher Gesinnung ꝛc.

Im „Stenographischen Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, herausgegeben von Professor Franz Wigand“ [1]) wird Titus Mareck (nicht Marek, wie die Vorbemerkung zum Album irrthümlich schreibt) als Abgeordneter für Graz in der Steiermark aufgeführt. Daß er sich des allgemeinen Vertrauens erfreute, geht daraus hervor, daß er zum Secretär des Präsidenten der Nationalversammlung gewählt ward, und für seine allgemeine Beliebtheit spricht dieses Album selbst: nach den Prädicaten, die ihm in den Blättern desselben auch von seinen politischen Gegnern beigelegt werden, muß er eine warme, liebenswürdige Natur gewesen sein, während seine näheren Gesinnungsgenossen ihn enthusiastisch feiern:

Ein Freund des Volks, kein feiler Fürstenknecht,
Sprachst Du für Völkerglück und Menschenrecht,

besingt ihn Kohlparzer aus Neuhaus. In einem anderen Blatte wird er als Derjenige gefeiert, der „zur Anerkennung der Rechte der lang unterdrückten slavischen Volksstämme durch die Nationalversammlung den ersten, denkwürdigen Impuls gegeben habe“. Dieser „Impuls“, der lange noch fortwirkte, bezieht sich auf den Antrag, den Mareck, nur dies eine Mal bedeutsam hervortretend, gleich in den Anfangstagen des Parlaments, in dessen achter Sitzung, am 27. Mai 1848 stellte:

„Deutschland erklärt hiermit durch seine Vertreter feierlich: 1. daß es zur Unterdrückung irgend einer Nationalität nie die Hand bieten werde; 2. daß allen jenen Staatsbürgern eines mit Deutschland verbundenen Staates, welche nicht zum deutschen Volksstamme gehören, alle Rechte der deutschen Staatsbürger zukommen, und daß ihnen die Aufrechterhaltung und Achtung ihrer Nationalität garantirt sei; 3. die deutsche Sprache ist zwar Staatssprache, jedoch soll in jenen Kreisen, wo der größere Theil eine andere Sprache als die deutsche spricht, diese andere Sprache sowohl in Communal-Angelegenheiten, im Unterrichtswesen als auch als Gerichtssprache eingeführt werden“ [2]).

Dieser Mareck'sche Antrag ward in einer durch den Vorsitzenden des Verfassungsausschusses, Dahlmann, etwas abgemilderten Fassung in der Sitzung vom 31. Mai mit großer Majorität angenommen [3]); er kehrte, seinem Grundgedanken nach, wieder in dem am 27. October 1848, gleichfalls mit großer Mehrheit, angenommenen Ausschußantrage Dahlmann's und Droysen's: „Das Reich besteht aus dem Gebiete des Deutschen Bundes,“ d. h. also mit Einschluß Oesterreichs und seiner Kronländer, mit Ausschluß jedoch aller seiner übrigen Länder und Bestandtheile, namentlich Ungarns, das nur durch Personalunion mit ihm verbunden blieb. Durch das verhängnißvolle Schwarzenberg'sche Rescript, das den Eintritt Gesammtösterreichs mit Ungarn und den übrigen Ländern in das Deutsche Reich forderte, war jenem Beschluß der Nationalversammlung der Boden entzogen worden, und es trat nun wieder der damals abgelehnte Antrag von Gagern's und von Vincke's in den Vordergrund: Das außerösterreichische Deutschland bildet das Reich, also mit Aus-

[1]) Frankfurt a. M. Gedruckt bei Johann David Sauerländer. 1848. Bd. I, S. 6.
[2]) Wigand, Stenographischer Bericht, Bd. I, S. 118.
[3]) Das. S. 184.

schluß Oesterreichs, mit dem es in weiteren Bund tritt. Um diesen Gegensatz also wogte der Kampf in der Paulskirche hin und her in den Tagen, aus welchen die Blätter unseres Albums stammen. Hiernach wird man die folgenden Einträge besser verstehen:

Gleichberechtigung aller Stämme und aller Sprachen auf deutschem Bundesgebiete in Kirche, Schule und Staat; diesem großen von Ihnen gebrachten Gedanken stimmte einhellig und begeistert die ganze Nationalversammlung bei ... Damals war die Versammlung noch jugendlich frisch, noch jugendlich begeistert; sie hatte noch nicht vergessen, daß das deutsche Volk zur Gründung seiner Einheit, Größe und Wohlfahrt sie gesandt hatte. Nun mit dem Alter scheinen ihr die Erinnerungen daran geschwunden zu sein, denn sie ist nahe daran, diese Stämme und mit ihnen Millionen von Deutschen aus dem Reiche votiren zu wollen, weil sie in das enge Haus nicht passen, welches Viele um ihrer Behaglichkeit oder ihrer Verblendung willen anstatt des weiten, offenen Tempels aufzimmern wollen, den sie für das ganze deutsche Volk zu erbauen berufen worden sind. — Wir aber wollen diesen Tempel bauen ꝛc.

Joh. Fritsch,
Frankfurt, 6. März 1849. R. R. und Kreishauptmann
zu Ried in Oberösterreich.

So spricht der Oesterreicher, der Großdeutsche; hören wir nun den Kleindeutschen, den — nomen et omen — Gothaer:

Oestreich trete nur ein in Deutschlands engeres Bündniß:
Freudig nehmen wir's auf; trauern, scheidet es aus.
Aber es komme allein, mit Ungarn nicht und Croaten,
Nicht mit Italiens Volk: nimmer gedeiht sonst der Bund ꝛc. ꝛc.
Frankfurt a. M., den 7. März 1849. F. G. Becker aus Gotha.

Der folgende Eintrag führt uns von den Allgemeinheiten der großen schwebenden Frage zu den Persönlichkeiten Derer, die berufen waren, sie zu lösen und den Parteigruppen, deren Ansicht sie vertraten:

Das ganze Deutschland soll es sein.
O deutscher Michel, schlage drein,
Verjag die Professoren doch,
Die schlimmer als Croaten noch!
So soll es sein,
So soll es sein:
Ganz und von Professoren rein.

Dem Verfasser des Mareck'schen Antrages und Präsidenten des aufgelösten Clubs Mareck-Zeil, Mitgliede zu verschiedenen Zeiten der Clubs „Zum steinernen Hause", „Zum Württemberger Hofe", „Zum deutschen Hofe" und „Zum Donnersberge", seinem lieben Croaten

zur Erinnerung an frohe Stunden und
Frankfurt a. M., 4. März 1849. zum Gedächtniß der Freundschaft
A. Rösler aus Oels.

Beiläufig bemerkt: Der immer in Gelb gekleidete und darum der „Reichscanarienvogel" genannte Abgeordnete für Oels („Singt wenig — spricht viel — lebt von Diäten" hieß es von ihm in einer Caricatur) scheint sich hier einen Witz mit seinem Freunde Mareck erlaubt zu haben, indem er ihn einen wahren politischen Seelenwanderungsproceß von der äußersten Rechten durch alle zwischenliegenden Clubs bis zur äußersten republicanischen Linken durchmachen läßt. In der That hat Mareck, so weit wir unterrichtet sind, unentwegt zur gemäßigten Linken gestanden. Daß Rösler ihn seinen „lieben Croaten" nennt,

geht wohl auf seinen Antrag, der auch die Croaten in das deutsche Reichsgebiet mit einbeziehen wollte; und daß schlimmer noch als diese die „Professoren" seien, war der etwas übertriebene Ausdruck für die Stimmung der eigentlichen Linken. Sie war, wie Haym uns berichtet[1]), zu ihrem Leidwesen nicht stark im Verfassungsausschuß vertreten, der vielmehr von den mehr rechts gewandten, schließlich zur preußischen Kaiseridee neigenden Professoren, wie Dahlmann, Beseler, Droysen, Waitz und Welcker, beherrscht ward; diese mußten sich daher manches böse Wort der gegnerischen Parteien gefallen lassen, und ihnen gelten auch die beiden nachstehenden Invectiven:

68 Professoren!
Vaterland, du bist verloren!

Auch ein Professor, der aber nicht
Frankfurt, den 4. März 1849. unter obige 68 gerechnet werden möchte,
Frisch aus Stuttgart.

Wäre ich Gott, nicht eine Stunde lebte ein Waitz.
Paulskirche, dem (sic!) 5. März 1849. Dr. Albert Trampusch,
für Weidenau in östr. Schlesien.

Warum der Abgeordnete für Weidenau gerade den besonnenen Historiker, der damals eben von Kiel nach Göttingen berufen worden war, so sehr aufs Korn genommen hat, wissen wir nicht; nach den Worten, die Waitz in unser Album geschrieben, stand er dem von Mareck vertretenen Gedanken nicht fern, wenn er gleich, wie Haym ihn charakterisirt, auch in diesem Falle mehr der Mann war, „die Schwierigkeiten zu zeigen, als sie zu lösen":

Mit den Grundrechten haben wir die Straße gepflastert, auf der auch die nicht deutsch redenden Volksstämme mit uns wandeln können.
Frankfurt, den 8. März 1849. Georg Waitz,
Abgeordneter des IV. holsteinischen Wahlbezirkes.

Die „Professorenpartei" bildete das rechte Centrum, und ihr Versammlungslocal war das Casino am Hirschgraben. Von ihren Mitgliedern finden wir an erster Stelle den Sänger des deutschen Vaterlandsliedes, Ernst Moritz Arndt. Ein neunundsiebzigjähriger Greis damals, hatte er sich doch, wie es in einer Schilderung aus jener Zeit heißt, das jugendliche Feuer noch ganz bewahrt: „Noch immer tönt seine Stimme lebendig in die Gegenwart herein; er hat Alles erlebt, gesehen, durchgefühlt und durchgefochten, was seit fünfzig Jahren in Deutschland gelitten, geschaffen und erstrebt worden ist, und was sein Inneres bewegt, dem gibt noch heute sein beredtes Wort Ausdruck und Farbe"[2]). Einst wegen demagogischer Umtriebe verfolgt, seiner Bonner Professur entsetzt und erst nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's IV. rehabilitirt, hatte er sich jetzt, gleich so manchen seiner Gesinnungsgenossen, im Parlament der Rechten angeschlossen und ward darum von den Radicalen nicht eben mit günstigen Augen angesehen. Sein erstes Auftreten wird denn

[1]) R. Haym, Die deutsche Nationalversammlung, S. 229—231.

[2]) Biographische Umrisse der Mitglieder der deutschen constituirenden Nationalversammlung. Frankfurt a. M., Schmerber'sche Buchhandlung. 1848. S. 161.

auch von dieser Seite in höchst liebloser Weise dargestellt: „Er redete so wundersam durch einander, so confus und würdelos zugleich, daß die ganze Paulskirche in Alarm gerieth. — ‚Wer hat Den hergeschickt? was ist das?‘ rief der Unwille da und dort. Der Sprecher sah sich genöthigt, die Rednerbühne zu verlassen, und Venedey bestieg sie — um zu sagen: Wenn das Haus gewußt hätte, daß dieser Mann der deutsche Arndt gewesen, so hätte es sich wohl anders benommen; und er beantrage zu seiner Genugthuung, daß dem Dichter des Liedes: ‚Was ist des Deutschen Vaterland?‘ die Versammlung eine besondere Anerkennung beschließe“[1]). — Einer anderen Scene gedenkt Arndt selbst in seinen Briefen aus Frankfurt an seinen Freund Brandis in Bonn. Es war in der Sitzung vom 23. Juni 1848, als zu Frankfurt über die Wahl eines deutschen Reichsverwesers debattirt ward, während in Paris sich die blutigen Vorgänge des Juniaufstandes abspielten. „Ich bin bei Gelegenheit ihrer zu einigem Ansehen gekommen, indem ich bei einem kurzen parlamentarischen Wortgefecht einem Preiser der französischen Republik und des hochgebildeten und geistig so hochgesitteten Volkes, das nimmermehr einen soldatischen Herrn vertragen werde, indem ich diesem demokratischen Maulhelden vor einigen Tagen etwas laut zurief: ‚Sie werden bald wieder einen haben‘“[2]).

Der „Maulheld“ war Arnold Ruge, und der alte Arndt hatte nur zu gut prophezeit: am 24. Juni fand die Straßenschlacht statt, in welchem Cavaignac das Arbeiterheer niederschlug und damit dem kommenden Mann, dem dritten Napoleon, den Weg bahnte. Schreiber dieses entsinnt sich aus einem der damaligen sehr „rothen“ Witzblätter (waren es die Casseler „Hornisse“ oder die Münchener „Leuchtkugeln“?) folgender Verse:

Und des Trauerspieles letzter Act,
Wie erbärmlich ist er zu lesen!
Die Franzosen werden ge-cavaignact,
Und Deutschland wird bald — verwesen.

Wie herrlich zwischen diesen Zweiflern und Spöttern steht der verehrungswürdige Greis, der von den Idealen seiner Jugend nicht läßt, an dem Glauben ihrer dereinstigen Verwirklichung festhält und mit seiner kräftigen, schönen, altmodischen Handschrift in das Mareck'sche Album schreibt:

Man schilt mein Deutschland einen Greis,
Zu kalt und zu verständig,
Ich aber schelt', er ist zu heiß,
Der Junge, zu unbändig:
Ein Junge noch, doch hoffnungsvoll
Bei allen tollen Streichen.
Und darum grade darf und soll
Die Hoffnung mir nicht bleichen.
Kann man den wilden Jugendmuth,
Der überschäumt, nur binden,

[1]) Zimmermann, Die deutsche Revolution. S. 583.

[2]) Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXXI, S. 120: „Briefe von Ernst Moritz Arndt aus dem Frankfurter Parlament“. — Vergl. dazu: Stenographischer Bericht ꝛc., S. 481.

So wird er das verlorne Gut,
Die Freiheit, wieder finden.

Zur freundlichen Erinnerung
an
Ernst Moritz Arndt aus Rügen.

Frankfurt den 5. des
Lenzmonds 1849.

Ein Anderer von den Alten, nicht weniger populär als Arndt und ebenso wie Dieser ein Opfer der Immediatcommission von 1819, von Festung zu Festung geschleppt, dann unter polizeiliche Aufsicht gestellt, von der ihn gleichfalls erst der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. befreit hatte, war der Turnvater Jahn. Auch er, der — wie es in einem Berichte der Bundestagscommission hieß — „die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht", hatte sich hier in Frankfurt der gemäßigten Rechten angeschlossen. So sehr unterschied sich der romantisch angehauchte Begriff der „Freiheit, die ich meine", wie Max von Schenkendorf sie besungen und diese Vormärzlichen als „süßes Engelsbild" heilig gehalten hatten, von dem Bilde, das die Züge der französischen Revolution an sich trug! Auch in seinem Aeußeren muthete Vater Jahn „mit dem ungeheuren weißen Bart, dem langen weißen Haar und dem schwarzen Sammtmützchen, dem altdeutschen Rock und dem weit herausgeschlagenen weißen Hemdenkragen"[1]), wie ein Stück Vergangenheit an; und seltsam — alterthümlich, bis zum Gesuchten — wie seine Tracht, ist auch sein Stil, der an die „Runenblätter" seiner jüngeren Jahre erinnert. Er schreibt in Mareck's Album:

Alle alte Völker kennen zuerst nur zwei Völkerunterschiede — sich selbst und die anderen. Unsere Nachbarn seit undenklicher Zeit, die sämmtlichen Wenden, so genannt, weil sie an Deutschlands Enden und Wenden wohnen, nennen sich vom Wort, uns von der Stummheit. So theilen sie die Menschen in Leute, mit denen man reden und mit denen man nicht reden kann. Hoffen wir, daß die Zeit nicht fern ist, wo sie wieder mit sich reden lassen, und daß sie dann auf der Wigstatt (Kampfplatz) im Welterneuerungskriege mit uns wieder, gegen die Ungethüme des Nachtlandes Turan, mit allen Völkern von Iran, dem Lichtlande, tapfer zusammen stehen und die letzte Schlacht schlagen helfen.

Friedrich Ludwig Jahn,
geboren 11. August 1778 zu Lanz in der Westpriegnitz, Mark Brandenburg, wohnhaft seit 1825 in Nordthüringen zu Freiburg an der Unstrut.

Frankfurt a. M., den 5. März 1849.

Der Casinoclub am Hirschgraben war der numerisch stärkste — die Zahl seiner Mitglieder schwankte zwischen hundert und anderthalbhundert —, und durch das Gewicht der in ihm vereinigten Persönlichkeiten auch der einflußreichste. Ihm gehörten die durch Kenntnisse, Bildung und Charakter ausgezeichnetsten Männer an, die, wenn sie gleich nicht sämmtlich Professoren waren, der Partei doch den Namen gaben[2]).

Aus dieser Gruppe war der Antrag gekommen, der den Sturm entfesselte, zum Bruch mit Oesterreich und dem Beschluß trieb, den König von Preußen zum deutschen Kaiser zu wählen. Der Antragsteller war der berühmte ehemalige

[1]) Zimmermann a. a. O., S. 744.

[2]) Heinrich Laube, Das erste deutsche Parlament. Bd. III, S. 11. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1849.

Rechtslehrer Karl Theodor Welcker, der bis dahin Großdeutscher, nunmehr durch die Logik der Thatsachen zum eifrigsten Vorkämpfer der Erbkaiserlichen wurde, so daß man wohl auf ihn selbst anwenden kann, was er in unser Album schrieb: „Der Mensch denkt's, Gott lenkt's," — ein Wort, in dem er sich mit dem später noch zu erwähnenden Reichensperger begegnete.

Wir lassen nun einige mehr von den bekannteren Mitgliedern des Casinos, die in unserer Sammlung vertreten sind, folgen und beginnen mit dem, nächst Dahlmann, wichtigsten Mitgliede der „Professorenpartei", dem Schleswiger Georg Beseler, der, später nach Berlin berufen, sein Heimathland noch im deutschen Reichstage vertreten konnte, während sein Bruder, der ehemalige Regent von Schleswig-Holstein, Curator der Universität Bonn ward. Er sagt wesentlich dasselbe wie sein Landsmann, Freund und Gesinnungsgenosse Waitz:

> Das Deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des deutschen Bundes —:
> Den österreichischen Bundesländen wird der Zutritt offen gehalten. —
> Entwurf der Reichsverfassung, Abschnitt I, § 1.
>
> St. Paul, den 19. März 1849. G. Beseler aus Greifswald.

Wie eine authentische Interpretation zu diesem etwas enigmatischen Satz aus dem Entwurf einer nie zu Stande gekommenen Verfassung liest sich der Ausspruch, der in seiner apodiktischen Form den Rechtsanwalt verräth:

> Eine Frau kann nicht zweien Männern zugehören; so auch nicht ein Land zweien Staaten. Es bleiben nur andere Verbindungen übrig.
>
> Frankfurt, Paulskirche 8. März 1849. Briegleb aus Coburg.

In einer verbindlicheren Sprache, wiewohl den Unterschied des Parteistandpunktes zwischen sich und Mareck nicht minder stark betonend, empfiehlt sich dem Andenken der Parlamentsgenossen Einer, der, damals achtundzwanzigjährig und Abgeordneter der beiden Mansfelder Kreise, heute noch, geliebt und verehrt von seinen Schülern, in rüstigem Greisenalter als Hallenser Professor der Philosophie und neueren deutschen Literaturgeschichte lehrt, am 29. Juli 1900 sein fünfzigjähriges Docentenjubiläum und am 5. October desselben Jahres seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat, — Rudolf Haym, der Mitbegründer und erste Herausgeber (1858—1863) der „Preußischen Jahrbücher", den weitesten Kreisen bekannt als Verfasser des unübertroffenen Werkes über „Die romantische Schule", der Biograph Wilh. von Humboldt's, Hegel's und Herder's. Seine Erstlingspublication: „Die deutsche Nationalversammlung bis zu den Septemberereignissen" (Frankfurt, Jäger, 1848) bezeichnet er selbst als einen „Bericht aus der Partei des rechten Centrums"[1]). — Er schreibt:

> Politische Concessionen machten wir uns gegenseitig wohl nie. Gern dagegen die, Einer dem Anderen eine freundliche Erinnerung zu bewahren, und dies um so lieber in einem Momente, von welchem wir hoffen, daß er die Parteien zu einem letzten gemeinsamen Entschlusse zusammenführen werde.
>
> Paulskirche, 13. März 1849. Haym
> aus Halle.

[1]) Sie bildet den ersten Theil des von uns bereits erwähnten, bis zur Schlußkatastrophe von Stuttgart fortgeführten Werkes über „Die deutsche Nationalversammlung". Die beiden anderen Theile erschienen 1849 und 1850 (Berlin, Gaertner).

Der nun kommt, ist der schwergeprüfte Marburger Professor, dem einst, als er wegen „Nichtverhinderung eines Complotts" in Untersuchungshaft genommen (1840) ward, Franz Dingelstedt sein schönes „Osterwort" gesungen:

Du erkennst ihn? — Ihn erkennen! Kann ein Hesse sein vergessen?

Fünf Jahre lang ein Gefangener, war er, kränklich und körperlich gebrochen, in der Stunde der Noth eine Stütze seiner Regierung geworden, die ihn, der so viel von ihr erduldet, jetzt als ihren Bevollmächtigten nach Frankfurt sandte, so daß sich auch an ihm das Wort des Götz von Berlichingen bestätigt hat: „Es wird eine theure Zeit werden; Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen und verfolgen." Sein Gedenkspruch lautet:

Die innere sittliche Besserung und Kräftigung ist die sicherste Grundlage der äußeren politischen Freiheit, ihrer Dauer und ihrer Fortbildung.

Frankfurt, am 5. Februar (sic!) 1849. Sylvester Jordan.

Die festen, großen und charakteristischen Schriftzüge des nachfolgenden Blattes gehören einem Manne an, der in unser Aller Gedächtniß lebt, der — trotz der ihm widerfahrenen Maßregelung — einen Ehrenplatz einnimmt in der preußischen Verfassungsgeschichte, und dem es, als Abgeordnetem zum norddeutschen Reichstag, noch vergönnt war, an der Verwirklichung dessen mitzuarbeiten, was er zwei Decennien früher so ausgesprochen hat:

Ich erkenne an, daß eine starke österreichische Gesammtmonarchie ein deutsches wie ein europäisches Bedürfniß, ein Bedürfniß sei für den Fortschritt der germanischen Cultur und Gesittung nach Osten; aber ich verlange auch, daß man uns zugebe, wie der starke deutsche Bundesstaat nicht nur ein deutsches, sondern ebenso ein europäisches Bedürfniß sei für die Befestigung von Recht und Freiheit, von Humanität und Sitte unter den Völkern der Erde.

Fr. a/M. 8/3 1848. Zur freundlichen Erinnerung an Lette aus Berlin.

Klein und zierlich dagegen ist die Handschrift des Mannes, dessen Name immer genannt werden wird als der eines festen politischen Charakters, der — auch er — in der bescheidenen Stellung eines Journalisten für die Freiheit seiner Meinungsäußerung viel gelitten und später, als badischer Minister, für die Entwicklung des deutschen Einheitsgedankens mehr gethan hat:

Die größte Freiheit ist in Rußland; es hat sie aber nur Einer. Je größer die Zahl der Theilnehmer, desto kleiner werden die Theile. Börne.

Börne ist ein politischer Ketzer; er sieht in der Freiheit nur die Befugniß, mit den Kräften und Mitteln Anderer nach Belieben zu schalten. Das geknechtete Volk büßt die Fehler der Könige, das freie nur seine eigenen. Das ist ein großer Unterschied.

Frankfurt, 13. März 1849. Zur Erinnerung an Karl Mathy.

Der Geschichtschreiber der „Hohenstaufen" läßt sich also vernehmen:

Willkür, die aus einem persönlichen Charakter hervorgeht, ist nicht so arg und dauerhaft als die aus falschen Grundsätzen hervorgeht. Jene fordert zum Widerstand auf, diese stellt sich an wie geheiligtes Recht. (Spreu 496.)

Frankfurt, 14. März 1849. Friedrich von Raumer.

Neben den Professoren und Advocaten finden in dieser Gruppe sich auch einige höhere preußische Militärs, die, wie sich versteht, von den Männern der extremen Linken nicht mit günstigeren Augen angesehen wurden als Jene. Daß

die böseste dieser Stimmen gerade aus Altenburg kam, wird weniger Wunder nehmen, wenn man sich erinnert, daß dort der Congreß des Thüringer Demokratenbundes (15. August 1848) den Beschluß gefaßt hatte, in ganz Thüringen die Republik auszurufen[1]):

Wann wird dem Vaterland
Ein neuer Morgen tagen?
Erst muß der freie Mann
Den Waffenknecht erschlagen.

Frankfurt a. M., den 5. März 1849. F. H. Schlütter
aus Sachsen-Altenburg.

Nicht lange mehr, einige Monate nur noch, und diese Beiden, „der Waffenknecht" und „der freie Mann" standen einander in Baden wirklich gegenüber; und fast wie eine Warnung klingt es, wenn der Erstere schreibt:

Möchten es die Freunde der Freiheit niemals vergessen, daß die Völker die absolute Gewalt der Anarchie vorziehen!

Stavenhagen,
Frankfurt, den 8. März 1849. Abgeordneter von Berlin und
Oberst im Generalstabe.

Es sollten Zeiten kommen, wo man mit Mißtrauen, wenn nicht mit Schlimmerem auf den preußischen Officier herabsah, der doch schließlich mit seinem guten Schwert den gordischen Knoten zerhauen hat. Daß man aber Unrecht that, anzunehmen, das Herz, das unter des Königs Rock schlug, sei den weiteren nationalen Interessen ein für allemal verschlossen gewesen, zeigt sich in den beiden nächstfolgenden Einträgen:

Wenn wir auch in politischen Ansichten aus einander gehen, im Streben nach Wahrheit, Recht und Freiheit werden wir immer zusammen stehen.

Teichert,
Frankfurt, den 5. März 1849. Major der preußischen Artillerie,
Abgeordneter.

Zwei Parteien stehen mit gleichem Schlachtrufe einander gegenüber:
Deutschland über Alles!
Welche braucht ihn mit Recht? Gebe Gott, daß es die Siegende sei, möge es die Ihrige oder die meinige sein.
Schrieb's am Tage vor der Schlacht zu freundlichem Andenken

Ihr Reck,
Frankfurt, 15. März 1849. preußischer Officier,
Abgeordneter aus Westfalen.

Der kriegerische Ton, der aus den obigen Zeilen spricht, ist bezeichnend für die Situation: leibhaftig personificirt stehen hier gegen einander der Preuße, der „am Tage vor der Schlacht" schrieb, und der Oesterreicher, für den das Blatt beschrieben ward; die „Schlacht" — diesmal erst die Redeschlacht — zwischen Preußen und Oesterreich begann am 17. März und endete wie siebzehn Jahre später die Schlacht von Königgrätz. Wer aber hätte damals an diesen blutigen Ausgang gedacht? Einstweilen blieb es, mit Schimpf und Glimpf, bei den Worten. —

[1]) Sybel a. a. O., Bd. I, S. 211.

Der viel genannte Name jener Tage, der unter dem folgenden Blatte steht, ist der des badischen Liberalen und Vicepräsidenten der Nationalversammlung. Sein Antlitz, wie Laube es abconterfeit, „ein Vollmondshaupt von der Glatze bis auf den Mund und übrigens von der Wolke eines vollen Bartes umschattet", schien aus seinen Worten hervorzulächeln, mit deren Vertrauensseligkeit die gleichfalls von Laube beigebrachte Thatsache, daß „unter seiner Leitung immer die Tumulte ausbrachen", recht wohl zusammenstimmt[1]):

Hat Jeder nur ein echtes deutsches Herz; hat Jeder nur die Augen offen; hat Jeder nur immer frischen, frohen Muth: dann steht es mit dem deutschen Vaterland noch lange gut.

Zur Erinnerung an
Frankfurt, den 5. März 1849. Soiron.

Von dem ausgezeichneten Latinisten, der als feiner Satiriker mit den „Novae Epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano" so glänzend debütirte und als begeisterter Patriot mit der „Bismarckias" und „Varzinias" so trefflich abschloß, haben wir diesen Eintrag:

Leider sollen die „Annales Ferdinandei" jetzt ihre Fortsetzung erhalten. Hoffen wir zu Gott, daß das wackere, herrliche österreichische Volk gegen eine solche Continuation eine haarscharfe Verwahrung einlegt.

Zur freundschaftlichen Erinnerung
Frankfurt a. M., 13. März 1849. an einen deutschen Parlamentsgenossen.
G. Schwetschke aus Halle.

Wir schließen hier drei Hannoveraner an, zwei davon Advocaten: Karl Nicol, Bruder des seiner Zeit nicht unrühmlich bekannten Dichters Günther Nicol, aus der Stadt Hannover, und August Grumbrecht aus Lüneburg. Dieser gehörte nicht zum Casino, doch in den Tagen, wo der Kampf zwischen den Erbkaiserlichen unter preußischer Führung und den Großdeutschen mit Einschluß Oesterreichs unsicher hin und her wogte, war er es, der nicht wenig zur Entscheidung mit beitrug. Den Gedanken, der ihn bestimmte, hat er in folgenden Worten ausgesprochen:

Wir werden nur ein ganzes Deutschland erhalten, wenn wir zuvor ein starkes **Deutschland** geschaffen haben.

A. Grumbrecht aus Lüneburg,
Frankfurt a. M., Abgeordneter des XII. hannoverschen Wahldistricts
den 15. März 1849. (Luchow).

Muthlosigkeit hatte die Versammlung ergriffen: „Wir verdanken es Grumbrecht von Lüneburg, daß er sie dieser entriß," sagt Haym[2]); und Laube berichtet über den Eindruck, den es machte, als dieser Hannoveraner erklärte: „Ihm und den Seinen sei wahrlich das preußische Kaiserthum etwas sehr Unerwünschtes . . Aber er könne sich nicht mehr verhehlen, daß die Mehrheit dieses Hauses Deutschland richtiger beurtheilt habe . . . Er stimme mit schwerem Herzen, aber er stimme für ein erbliches Oberhaupt"[3]).

Viel weniger hervorgetreten als sein Lüneburger Landsmann ist Nicol; aber auch ihm war es noch beschieden, den „entscheidenden Augenblick" zu erleben, von dem er hier spricht:

[1]) Das erste deutsche Parlament. Bd. I, S. 107; Bd. II, S. 106.
[2]) Haym a. a. O., Bd. II, S. 336.
[3]) Laube a. a. O. Bd. II. S. 275.

Die Deutschen verstanden es von jeher immer noch besser, frei als einig zu sein ... Allein auch die Einheit muß uns werden ... vielleicht und hoffentlich schon jetzt, sicher aber im nächsten entscheidenden Augenblicke.

Frankfurt a. M., den 7. März 1849. Karl Nicol aus Hannover.

Beide, Grumbrecht und Nicol, gehörten zehn Jahre später zu den ersten Mitgliedern und Mitbegründern des „Deutschen Nationalvereins", der, wie man weiß, unter Bennigsen's Führung von Hannover ausging und so viel zur Verwirklichung dessen gethan hat, was in Frankfurt erstrebt, aber nicht erreicht worden war.

Der dritte der von uns angeführten Hannoveraner, der berühmte Göttinger Staatsrechtslehrer, der sich hier mit einer ziemlich abstracten Betrachtung abgefunden hat, war nach der Annexion des Königreichs Vertreter der Particularisten im constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes und Mitglied des preußischen Herrenhauses für seine Universität:

Die Freiheit ist nur dann ein Rechtsbegriff, wenn man darunter die freie Bewegung des Individuums innerhalb der vernünftigen, durch die Natur der socialen Verhältnisse gebotenen Schranken versteht.

Frankfurt a. M., in der Paulskirche 13. März 1849. Dr. H. Zachariae aus Göttingen, Abgeordneter des VI. hannoverschen Wahlbezirks.

So schattirt sich hier schon lange im Voraus der Gegensatz der Parteien ab, der herrschenden welfischen und der verfolgten nationalen, der mit dem Siege der preußisch-deutschen Politik und der Einverleibung Hannovers endete. —

Doch kehren wir zu den Frankfurter Clubs zurück. Im Casino herrschte der akademische Ton vor, der Ernst, die Gewissenhaftigkeit, die Vorsicht des deutschen Gelehrten.

Ganz anderen Gestalten begegnen wir, romantisch angehaucht die Einen, ironisch die Anderen und eine vornehmere Sphäre, in der es stark nach Weihrauch duftet, umfängt uns, wenn wir das „Steinerne Haus" (Café Milani) betreten. Hier fand sich die äußerste Rechte zusammen, deren markanteste Persönlichkeit wohl der General von Radowitz war, „der geschickte Garderobier der mittelalterlichen Phantasie des Königs" (Friedrich Wilhelm's IV.), wie Fürst Bismarck ihn genannt hat[1]). „Um ihn bewegten sich der kirchliche Adel, Alles, was aus den höheren Kreisen der Gesellschaft mittelalterlich dachte und strebte"[2]). Sein Verslein lautet:

Dictum Melanchthonis.
Wüchs' Laub und Gras
So gut als Neid und Haß,
So hätten die Schaf' und Rinder
Dies Jahr einen guten Winter.

Frankfurt a. M., den 13. März 1849. Zur Erinnerung an das erste deutsche Parlament. v. Radowitz.

[1]) Gedanken und Erinnerungen, Bd. I, S. 64.
[2]) Zimmermann a. a. O., S. 589.

Nicht Viele seiner Partei haben sich in das Album eingeschrieben; aber die Wenigen sind, Jeder in seiner Art, Charakterköpfe: der katholische Professor Deiters aus Bonn, der Münchener von Lasaulx, „der Dreisteste von den Ultramontanen“[1]), August Reichensperger, damals ein Anfänger in der Politik, später neben Windthorst vielleicht das bedeutendste Mitglied des Centrums, das aus der von ihm (1852) gestifteten katholischen Fraction hervorging, und Merck, der Chef des großen Hamburger Handelshauses, der sich unter dieser „Pfaffheit“ allerdings ein wenig seltsam ausnimmt. — Was er schreibt, ist auch wirklich ohne Belang, wenn man nicht etwa sagen wollte, daß es den Kaufmann verräth:

Die Freiheit ist das höchste aller Güter — aber sie kann uns die übrigen Güter des Lebens nicht ersetzen: sie ist nur der Schlüssel dazu! —

Zur freundlichen Erinnerung an
Paulskirche, 13. März 1849. Ernst Merck,
Abgeordneter von und für Hamburg.

Energischer ist der Folgende, „der Professor im Priesterrock“, der — charakteristisch genug — den „Magus aus dem Norden“ citirt:

Wer nicht von Brosamen und Almosen noch vom Raube zu leben und für ein Schwert Alles zu entbehren weiß, ist nicht geschickt zum Dienste der Wahrheit: der werde frühe ein vernünftiger, brauchbarer, artiger Mann in der Welt oder lerne Bücklinge machen und Teller lecken: so ist er für Hunger und Durst, für Galgen und Rad sein Leben lang sicher. Hamann II, 49.

Frankfurt, 5. März 1849. Ernst v. Lasaulx,
Abgeordneter für Abensberg in Niederbayern.

Ein unbestimmtes Vorgefühl, als ob er noch einmal aus der Vorbereitungsclasse des Frankfurter Parlaments in die höheren Ordnungen des preußischen Abgeordnetenhauses und deutschen Reichstags versetzt werden könne, mag dem damaligen Landgerichtsrath von Trier die Feder geführt haben:

Dazu wird jedenfalls der Cursus, welchen wir in der Paulskirche durchmachen, dienen können, uns vor Selbstüberschätzung zu wahren und den alten Satz aufs Neue uns einzuprägen: Der Mensch denkt, Gott lenkt!

Um ein freundliches Andenken bittet August Reichensperger,
Frankfurt, den 5. März 1849. Abgeordneter aus Rheinpreußen.

Man merke wohl auf das Datum: es ist der 5. März; und noch am 9. schreibt der Folgende:

Grundrechte des deutschen Volkes.

§ 47 (der alten Zählung). Den nicht deutsch redenden Volksstämmen Deutschlands ist ihre volksthümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, so weit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, dem Unterrichte, der inneren Verwaltung und der Rechtspflege.

Dieser zunächst auf den Mareck'schen Antrag sich beziehende Satz mag Herrn Collegen Mareck gelegentlich den unterzeichneten Collegen in freundliche Erinnerung bringen, der auch eine gewisse Beziehung zu den Grundrechten gehabt hat.

Frankfurt, den 9. März 1849 Deiters von Bonn.
(Schlußtag der zweiten Lesung des Restes der Grundrechte). Abgeordneter des XVI. rheinpreußischen Wahlbezirks.

[1]) Laube a. a. O., S. 301.

Aber die an eben diesem Tage, dem 9. März, erfolgte Schwarzenberg'sche Note brachte eine völlige Umwandlung hervor, und derselbe Deiters, der hier noch den österreichischen Landen den Eintritt in Deutschland offen halten will, erscheint am Abend des 15. im Casino mit der Botschaft: der Verfassungsausschuß habe mit 14 gegen 6 Stimmen beschlossen, dem Welcker'schen Antrag auf Einsetzung des preußischen Erbkaiserthums beizutreten![1])

Von dem Letzten dieser Gruppe, der sich hier eingetragen hat, Johann Hermann Detmold, sagt Haym: „Ein eigenes Schicksal, daß er an einer Verfassung schaffen helfen soll, an die er nicht glaubt und an der er eigentlich nur das Interesse hat, daß nichts aus ihr werde!“[2]) Wer das Hannover der vierziger und fünfziger Jahre gekannt hat, der erinnert sich wohl auch noch des kleinen, verwachsenen Mannes, der nicht größer war als ein Knabe, dessen feines, blasses Gesicht mit den dunklen Augen und dem sarkastischen Zug um den Mund aber etwas dämonisch Fascinirendes hatte. Er war Advocat und im hannoverschen Verfassungsstreit (1839) so scharf vorgegangen, daß er, unter polizeiliche Aufsicht gestellt und zu einer hohen Geldstrafe verurtheilt, als der Einzige vom König Ernst August nicht begnadigt wurde. Was freilich nicht hinderte, daß er es in Frankfurt bis zum Reichsminister brachte und nach Reactivirung des Bundestags noch eine Zeitlang (bis 1851) hannöverscher Gesandter bei demselben war. Mehr aber noch als durch seine politischen oder diplomatischen Erfolge hatte Detmold sich durch seine künstlerischen und literarischen Neigungen hervorgethan.

Er war der Freund Heine's, dessen an ihn gerichtete Briefe vom Jahre 1827 bis zu des Dichters Tode reichen[3]). Ja, in der ersten Ausgabe von Heine's Nachlaß finden sich sieben Sonette diesem zugeschrieben, die später als von Detmold herrührend nachgewiesen worden sind[4]). Zumeist bewundert und gefürchtet war er als Kritiker, seitdem er (1834) mit der überaus witzigen Schrift: „Anleitung zur Kunstkennerschaft oder die Kunst, in drei Stunden ein Kenner zu werden“ debütirt hatte. Daß ein Beobachter wie Detmold in den Verhandlungen der Paulskirche dankbaren Stoff zur Satire fand, wird man hiernach wohl verstehen. „Er ging wie ein Gnom in der Paulskirche umher,“ sagt von ihm Heinrich Laube, „wie ein überlegener Gnom, welcher die ganze politische Bestrebung dieses großen Parlaments innerlich verspottete“[5]); und ohne Frage sind die von ihm verfaßten und von dem Düsseldorfer Adolf Schrödter illustrirten „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Mayn von J. H. D. u. A. S., Professoren der Fresco-

[1]) Haym a. a. O., Bd, II, S. 328.

[2]) A. a. O., Bd. II, S. 231.

[3]) Veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau“, 1885, Bd. XLII, S. 427 ff.: „Heinrich Heine und Johann Hermann Detmold. Mit bisher ungedruckten Briefen H. Heine's“. Von H. Hüffer.

[4]) Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine. S. 65—71. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1869. — Elster, Heine's sämmtl. Werke. II, 495.

[5]) Erinnerungen 1841—1881. S. 123. Wien, Braumüller. 1882.

malerey" das Geistreichste, was jene Zeit auf dem Gebiete der Caricatur hervorgebracht hat. Auch heute wird man sich des Lachens nicht erwehren können, wenn man Herrn Piepmeyer auf seiner Laufbahn begleitet, ihn zuerst als Candidaten vor seinen Wählern sieht, denen er Freizügigkeit und Zunftzwang, Freihandel und Schutzzoll, die constitutionelle Monarchie und die Republik verspricht, worauf er einstimmig gewählt wird, bis er zuletzt, nach mancherlei Erlebnissen und Abenteuern, deren Komik — nur ins Politische übertragen — nicht selten an den unsterblichen Mr. Pickwick erinnert, für das Erbkaiserthum stimmt, sich seiner Märzerrungenschaften entledigt — d. h. den wildgewachsenen Bart abschert — und als eleganter Herr nach Berlin reist, „um etwas zu werden". Detmold ist seinem Piepmeyer auf diesem Wege nicht gefolgt:

Einst hieß er nur das „Revolutiönchen",
(Man nennt ihn auch „das kleine Laster"),
Fast riß er auf der Leinstraß' Pflaster,
Zu stürzen seines Königs Thrönchen.
Jetzt ist er ein stilles Reactiönchen[1]).

Wenn man sich diesen Mann vorstellt und die Zeile liest, die sich damals (ich weiß nicht, ob heute noch) nur Confirmanden und junge Mädchen ins Stammbuch zu schreiben pflegten, so bedarf das Folgende keines weiteren Commentars:

Wand'le auf Rosen und Vergißmeinnicht.
Paulskirche, den 5. März 1849. Detmold aus Hannover.

Als Herr Piepmeyer von einer kurzen Fahrt in die Heimath wieder nach Frankfurt zurückkehrt, wird er für einen neu ankommenden Deputirten gehalten und von den versammelten Abgesandten der verschiedenen Gasthöfe umringt. „Ich empfehle Ihnen den ‚Württemberger Hof', mein Herr!" ruft ein sanft aussehender Kellner; „es wird Ihnen bei uns gefallen. Sie können bei uns wohnen, wo Sie wollen, rechts oder links; bei uns kehren die zukünftigen Minister ein, ehe sie weiter links reisen." Der „Württemberger Hof", mit dem später davon abgezweigten „Augsburger Hof", bildete das linke Centrum. „Treffliche Männer saßen da," sagt Heinrich Laube, selbst ein Mitglied dieses Clubs und hierin anderer Meinung als der oben citirte Kellner: „jene zahlreichen Mitglieder des Parlaments, welche ihre Principien mäßigten und mäßigten, . . welche täglich dies Opfer brachten."[2]) Gar beweglich klingen gleich die Zeilen eines jungen Oesterreichers, der treu zur Partei stand, bis er in diesen Märztagen, als es zur Oberhauptsfrage kam, sicherlich schweren Herzens, ausscheiden mußte: des damals kaum dreißigjährigen, später zu hohen wissenschaftlichen und amtlichen Ehren gelangten Geschichtschreibers seines Vaterlandes, Alfred Ritters von Arneth:

[1]) Reimchronik des Pfaffen Maurizius. S. 92. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (J. Rütten). 1849.

[2]) Erinnerungen, S. 130.

Treibt nicht mit Principien Schacher,
Denn dann seid Ihr bald bankrott,
Jenseits seht Ihr dann die Lacher,
Und Euch bleibet nur der Spott.

Zu freundlicher Erinnerung an Einen, der, wenn er Ihnen gleich im parlamentarischen Leben meistens gegenüber gestanden, doch das Wohl und die Freiheit des Volkes nicht minder redlich gewollt hat.

Paulskirche, 13. März 1849. Alfred Arneth,
Abgeordneter für Neunkirchen in Niederösterreich.

Ein anderer Historiker, der als Einundzwanzigjähriger im Wallmoden'schen Corps im Treffen bei der Göhrde (1813) mitgekämpft hatte und schwer verwundet worden war, nunmehr Breslauer Professor und vornehmlich bekannt durch seine „Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern" und die „Geschichte des preußischen Staates", der „sanguinische Stenzel", wie Laube ihn genannt hat, schreibt:

Wenn die beiden Markgrafen im Osten — Oesterreich und Brandenburg — anstatt über die Krone Deutschlands zu streiten, sich gegen den Osten vereinigten, wozu sie berufen sind, dann würde es um Deutschland besser stehen als so. Deutschland wird indessen, während es lange Zeit durch Oesterreichs und Preußens Zusammenhalten bestand, auch trotz ihrer Spaltung nicht zu Grunde gehen, weil Deutschland mehr ist als Oesterreich und Preußen, und weil es eben auch mehr Deutsche als Oesterreicher und Preußen gibt.

Zu freundlicher Erinnerung an
Frankfurt a. M., 5. März. Gustav Adolf Stenzel aus Breslau,
Abgeordneter des Neumarkter und Striegauer Kreises in Schlesien.

Einer der wenigen aus jener Zeit noch Ueberlebenden ist der, dessen Name deutlich sagt, was er in allen Lebenslagen gewesen ist: als Schriftführer und Vicepräsident der Nationalversammlung, als Professor, als Zeitungsredacteur, „ein feiner Sachse", nach Laube's Ausdruck[1]), immer wieder empor schnellend, wenn man ihn gebeugt zu haben meinte, zur Feder greifend, wenn das Wort ihm verboten ward, damals in seinem besten Mannesalter, heut ein Veteran, der mit Befriedigung auf seine „Fünfzig Jahre im Dienste des nationalen Gedankens" (1892) zurückblicken darf:

Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Wenn man uns ermahnt: wir müssen nicht das Volk von Oesterreich entgelten lassen, was die österreichische Regierung gefehlt habe, so sollte man doch bedenken, daß wir in dem Verhältnisse von Staat zu Staat es immer nur mit der herrschenden Politik im Ganzen zu thun haben . . . Zeigen Sie uns ein solches — allgemeines und thatkräftiges — Bestreben in der deutschen Bevölkerung Oesterreichs, und wir werden dann zu anderen Resultaten kommen!

Karl Biedermann,
Frankfurt, den 5. März 1849. Abgeordneter zur verfassunggebenden Reichsversammlung für den XI. sächsischen Wahlbezirk.

Aus härterem Holze, der typische Sohn seiner Heimath, war der „Bevollmächtigte der Schleswig-Holstein'schen Regierung bei der Centralgewalt":

[1]) Erinnerungen, S. 132.

Willst Du zu Ehren,
So mußt Du Dich wehren!

Unter dem Eindrucke der Octroyirung der österreichischen Verfassung.

Paulskirche, 13. März 1849.

Francke
aus Schleswig.

Lange noch, und wie hier gegen Oesterreich, hat Francke später, als Minister des Herzogs Friedrich von Augustenburg, diesen Wahlspruch auch gegen Bismarck bethätigt. Aber er versöhnte sich mit der vollzogenen Thatsache der Einverleibung seines Vaterlandes in Preußen, in dessen Abgeordnetenhaus er seine politische Laufbahn abschloß. Heinrich Laube schildert ihn[1]) als einen „Diplomaten von sarkastischer Intelligenz", während er von dem Folgenden, dem Düsseldorfer Advocaten und Unterstaatssekretär der Justiz im ersten deutschen Reichsministerium, sagt: er habe alle Beweglichkeit und Wärme des Rheinweines besessen, welcher die Herzen fröhlich erschließt:

Die Zeit ist eine Seidenraupe: wollt Ihr Seide spinnen, so dürft Ihr nicht warten, bis sich der Schmetterling entfaltet. Börne.

Schaffen wir nicht rasch den einigen, starken Bundesstaat, so kriecht der Schmetterling des neu aufgebauten Staatenbundes aus der Puppe — und mit der edlen Seide ist's vorbei. Widenmann.

Geschrieben in der Paulskirche am 13. März 1849,
am Tage nach dem Welcker'schen Antrag,
die Verfassung durch eine einzige Abstimmung
anzunehmen.

Man sieht, auch die Heiterkeit des rheinischen Naturells nimmt einen ernsteren, dringenden Ton an in diesem kritischen Moment, der die Männer der Paulskirche zu einem raschen Entschlusse fortreißt. „Noch einmal," sagt Sybel über die dem Welcker'schen Antrage folgenden Verhandlungen[2]), „erhob sich der geistige Schwung der Versammlung zu der Höhe der früheren schönen Tage: noch heute ist es unmöglich, die Reden Gagern's und Riesser's ohne Bewunderung der geistigen Kraft, der idealen Begeisterung und der patriotischen Leidenschaft zu lesen." — Gabriel Riesser, eine der politischen Koryphäen der vor- und nachmärzlichen Jahre, war Hamburger Advocat, hoch angesehen in der Bürgerschaft seiner Vaterstadt. „Ein echter Gabriel!" ruft Laube[3]), der sonst nicht so leicht warm wird; „er gehörte in Lessing's ‚Nathan', — dieser himmlisch christliche Jude! Er war unser bester Redner."

Die wahre Einigkeit in der Gesinnung ist die, welche den Widerspruch der Meinungen erträgt, und die höchste die, die sich aus dem Kampfe ehrlicher Ueberzeugungen heraus arbeitet. Wie in roheren Zeiten der Krieg dazu gedient hat, die Völker einander näher zu bringen, so dient in unseren Tagen der Kampf der Geister, um die Gemüther zu nähern.

Zur Erinnerung an
Ihren herzlich ergebenen Collegen
G. Riesser.

Frankfurt a. M. in der Paulskirche,
13. März 1849.

[1]) Erinnerungen, S. 132.
[2]) Begründung des Deutschen Reiches, Bd. I, S. 300.
[3]) Erinnerungen, S. 132.

Heinrich Laube selbst, der in einem böhmischen Bezirke gewählt war, und trotz seiner politischen Vergangenheit jetzt dicht vor seiner Berufung als Director des Burgtheaters nach Wien stand, hat sich mit Schriftzügen eingetragen, die sich bis an sein Lebensende kaum geändert haben, diesen determinirten Schriftzügen, die seiner eigenen robusten Persönlichkeit so sehr entsprachen:

> Politik ist die Kunst des Handelns. Dafür muß man Anlage oder wenigstens Uebung haben: erstere scheint wenigstens nicht stark zu sein. Wundern wir uns also nicht, daß wir nicht sogleich Wunder zu Wege bringen; und Deutschland zu einigen in einem Rucke bis in die Türkei hinein, das wäre kein geringes Wunder.
>
> Frankfurt, den 13. März 1849. Laube.

Laube, der nicht lange nachher Frankfurt verließ, „aussichtslos, wie ich gekommen", gestand dreißig Jahre später, als er in seinen „Erinnerungen" [1]) auf diese Zeit zurückblickte: „Resignation war das Stichwort, welches in der Stille von Einem zum Andern ausgesprochen wurde."

Aus gleicher Tonart sind die Verse, deren Verfasser ebenso wie Laube der ecclesia militans der damaligen Journalistik angehörte: Laube's „Zeitung für die elegante Welt" und Lewald's „Europa" waren, neben dem Stuttgarter „Morgenblatt", in den dreißiger und den vierziger Jahren, bis sie alle drei von Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" und Freytag-Schmidt's „Grenzboten" überholt wurden, die vorzugsweise tonangebenden belletristisch-kritischen Blätter in Deutschland. August Lewald, der Oheim Fanny Lewald's, obwohl er mit Laube die Passion fürs Theater theilte, hat es in einem unruhigen Wanderleben schließlich dennoch nicht weiter gebracht, als bis zum Regisseur des Stuttgarter Hoftheaters und ebenso wenig in der Literatur ein bleibendes Andenken hinterlassen. Sein Name, wenn überhaupt, wird wohl nur noch in Verbindung mit der von ihm begründeten Zeitschrift genannt, die später in den Besitz Gustav Kühne's überging und erst in den sechziger Jahren zu existiren aufhörte [2]). Auch in der Paulskirche weilte Lewald nicht als Abgeordneter, sondern wohl nur als journalistischer Zuschauer; doch ist sein in Mareck's Album eingetragenes Gedicht so charakteristisch, daß wir uns nicht versagen mögen, es hier mitzutheilen:

> Der Alpen Glühn, der Firne Silberschein,
> Der Matten Grün, der blauen Seen Spiegel:
> Laß diese Farben unsre Farben sein,
> Der wahren Freiheit kräftig-altes Siegel.
>
> Das Schwarz gehöret stets der trüben Nacht,
> Ob weiß-, ob gelbgestreift man Dir es reiche:
> Drum höher, Freund, zu Deiner Berge Pracht —
> Kein Schlagbaum mehr in Gottes weitem Reiche. —
>
> Die Brust, sie zieht die Luft so wonnig ein;
> Fühlst Du Dich frei? Fühlst Du Dich neu geboren?
> Für diese Wahrheit suchtest Du den Schein:
> Gesteh es nur, Du hast ein Jahr verloren!
>
> Paulskirche, im März 1849. August Lewald.

[1]) S. 133.

[2]) Unter Gustav Kühne wechselte die „Europa" dreimal den Verleger: auf Georg Wigand und Heinrich Hübner war (seit 1859) Karl B. Lorck gefolgt, von dem sie als Letzter Ernst Keil erwarb. Vergl. „Gustav Kühne, sein Lebensbild" ꝛc. Von Edgar Pierson. S. 176.

Das Facit aus all' diesen melancholischen Betrachtungen zu ziehen, war Friedrich von Römer bestimmt, ein alter Liberaler, württembergischer Justizminister, Mitglied des linken Centrums: als der Rumpf des Parlamentes nach Stuttgart übersiedelte, ließ er diesen letzten Rest der Frankfurter Nationalversammlung mit Militär auseinander sprengen.

Preußische und österreichische Noten — beide sind gleich geeignet, die deutsche Einheit zu verkümmern.

Paulskirche, den 8. März 1849. F. Römer aus Stuttgart.

Wenden wir uns nun zur „Westendhall", dem Club der gemäßigten Linken, so sind wir alsbald wieder mitten in der actuellen Politik der bewegten Sitzungen:

Weg von Moritz Mohl und seinen Gemeindewaldungen schweifen meine Gedanken. Da begegnen sie jenem siebenköpfigen Ungeheuer mit neun Mäulern und — erstarren.

Frankfurt in der Paulskirche, am 8. März 1849. Friedr. Eversbusch aus Altena in Westfalen.

Offenbar bezog sich dies auf die Forderungen Oesterreichs: anstatt des Kaisers ein Directorium von sieben Mitgliedern unter dem alternirenden Vorsitz von Oesterreich und Preußen[1]). Dies war „das siebenköpfige Ungeheuer", dem Ludwig Uhland das folgende, aus seinem Nachlaß veröffentlichte Distichon gewidmet hat[2]):

1849.

In der Paulskirche.

Schlagen das Haupt wir ab des unseligen erblichen Kaisers,
Flugs, wie der Hydra, stehn sieben der Häupter am Platz.

In seiner zierlichen, feinen Schrift schrieb der „Fragmentist", der doch mit so grausamer Hand den schönen Mythus vom Fortleben der hellenischen Nationalität zerstört hat, und, ebenso radical in der Politik wie in der Wissenschaft, mit dem Rumpf nach Stuttgart ging, dann nach kurzem Exil amnestirt ward und still in München endete:

Je größer die Gleichheit, um so unparteiischer ist das Uebel ausgetheilt, und es wird um so leichter, da so Viele daran zu tragen haben — also eine Republik?!

Paulskirche, den 24. März 1849. Fallmemayer.

Und nun gar „der Bannerträger Cölns", „der Scheinpreuße! der Cölner! der die ganze Stadt Cöln hinter sich hat, wie der Rattenfänger von Hameln"[3]) — der gleich im Anfang erklärt hatte: er finde es ganz begreiflich, daß man die Republik wolle, er wolle sie auch; aber man dürfe eine solche Veränderung nicht jählings betreiben! Es war ein heimathliches Wort, das er eintrug, wenngleich es nicht ganz dazu stimmte, daß er, drei Monate später, einer der fünf Stuttgarter Reichsregenten war:

Halt fass am Rich do kölsche Boor.
No mag et falle söös of soor! —

Frankfurt a. M., 5. März 1849. Zur Erinnerung an F. Raveaux.

[1]) Sybel a. a. O., Bd. I, S. 298.

[2]) Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe, auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. Stuttgart 1898. Bd. I, S. 473.

[3]) Laube, Das erste deutsche Parlament. Bd. 1 S. 13, 14.

Weniger in der Paulskirche hervorgetreten, als man nach seinen Antecedenzien erwartet hätte, ist der damalige Tübinger Professor Fr. Vischer. Wenn sein Biograph von ihm sagt, daß „ihn das Studium der Künste und ihrer Geschichte nicht dem politischen Leben der Völker entfremdet" habe, ja, „daß ein Vorgefühl des Sturmes, der im Frühling 1848 ausbrach, insbesondere durch den zweiten, im Sommer 1847 geschriebenen Band seiner Aesthetik" gegangen sei[1]): so spricht im Gegentheil aus seiner nachfolgenden Aeußerung der Mann, der auch in der Politik vom ästhetischen Empfinden geleitet ward:

> Die preußische Kaiseridee ist wesentlich ledern, philiströs, athmet Stubenluft. Die Anschauung, welche das österreichische Volk mit seinem großen Horizont nach Osten, den Intriguen seines Todfeindes, seiner Regierung, zum Trotz, in einen wahren deutschen Bundesstaat ziehen will, ist lebendig, jugendlich, athmet Luft des Himmels und Meeres.
>
> Frankfurt, den 5. März 1849. Fr. Vischer.

Nicht minder populär als „der alte Arndt" auf der Rechten war „der alte Itzstein" auf der Linken, der eigentlichen Linken, wie die Mitglieder des „Augsburger Hofes" im Unterschiede von denen der „Westendhall", der gemäßigten Linken, hießen. Johann Adam von Itzstein, lange Jahre Führer der badischen Radicalen, der Freund Friedrich Hecker's, der Gesinnungsgenosse Robert Blum's und Präsidentschaftscandidat seiner Partei, die statt des Reichsverwesers ein republikanisches Directorium wollte, war den demokratischen Ueberzeugungen seiner Jugend auch als Greis consequent treu geblieben, folgte dem Rumpfparlament nach Stuttgart und brachte noch, kurz vor seinem Ende, mehrere Jahre im Exil zu. Mit dieser catonischen Unbeugsamkeit seines politischen Charakters verband sich eine Wärme des Herzens und persönliche Liebenswürdigkeit, wie man sie wohl auch in den mit der unsicheren Handschrift des Alters eingetragenen Zeilen erkennen mag:

> Preis Denen, die, fest in Gefahren, der Freiheit die Treue bewahren! Und so denkt und handelt mein neuer Freund Marek! Und wohnt er auch fern von mir im großen deutschen Vaterlande, so ist er doch meinem Herzen und meinem Gefühle als Ehrenmann, als braver und entschlossener Mann nahe. —
>
> Ich werde ihn in der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe, nie vergessen, und stets sein treuer Freund bleiben. — Deswegen schreibe ich ihm diese Zeilen zum Andenken an mich und schließe mit der Bitte: Vergesse nicht, lieber Marek, in Deiner Heimath, wenn hinüber gegangen ist zur Ewigkeit den alten
>
> Frankfurt a. M., den 13. März 1849. J. A. Itzstein aus Mainz.

Wenn Itzstein eine durchaus sympathische Natur war, so läßt sich dies von Carl Vogt kaum sagen: mögen auch seine wissenschaftlichen Verdienste zugegeben werden, man gewinnt doch den Eindruck, als ob es ihm selbst damit niemals recht Ernst gewesen sei. So charakterisirt ihn auch Laube: „Vogt war die überlegene Frivolität im Parlament, dieser wohlgenährte Mann, welcher fließend, geistreich sprach und oft sprach, aber immer nur sprach, um die schwache Kehrseite der Dinge spöttisch aufzuweisen, nie aber um etwas Positives anzuerkennen ... geradezu widerwärtig war er mir, weil er einen Schatz von Geist und Kenntnissen zum witzigen Spaß verwendete in den

[1]) Biographische Umrisse der Mitglieder ꝛc. S. 148.

wichtigsten vaterländischen Fragen“ [1]). Ganz in Uebereinstimmung hiermit ist, was er in unserem Album beigesteuert hat:

> Vor einem Jahre glaubten wir an ein Bündniß Oesterreichs mit der Demokratie — jetzt sehen wir ein Bündniß desselben Staates mit dem Absolutismus ... Oesterreich muß halt noch eine Revolution machen ... Ich möchte ihm gerne helfen und die deutsche Demokratie wohl mit mir, wenn's nur ginge.
>
> Frankfurt, Idus des Märzen 1849. C. Vogt.

Ernster, ehrlicher, wenn vielleicht täppischer, ist der Verfasser der „Vier Jahreszeiten“ und zahlreicher anderer, volksthümlich gewordener Schriften zur Naturkunde:

> Die über allen Begriff unvernünftigen Staatseinrichtungen, aus denen heraus zu kommen das deutsche Volk leider zu wenig ernstlich gemeinte Anstrengungen macht, erfüllt vor Allem den Naturforscher mit bald wehmüthiger, bald ingrimmiger Erbitterung, denn er fühlt in jeder Blutwallung die, ich möchte sagen naturhistorische Nothwendigkeit der
>
> Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.
>
> Frankfurt a. M., den 5. März 1849. E. A. Roßmäßler aus Tharandt bei Dresden.

Und damit wären wir denn bei der äußersten republicanischen Linken angelangt, dem „Donnersberg“, welchen der dienstbeflissene Kellner oder Hausknecht dem angereist kommenden Deputirten Piepmeyer mit den Worten anpreist: „Kommen Sie in den Donnersberg, Bürger Volksvertreter! sehr gute Wirthschaft, Brüderlichkeit, Gleichheit und Bayrisches Bier, angenehmes Local, hinten heraus die Aussicht auf den Main und die Republik“ [2]).

Hier gleich hat sich Einer eingeschrieben, der nicht lange darauf, am 14. August 1849 als Civilcommissar im badischen Aufstand zu Mannheim gefangen genommen und standrechtlich erschossen worden ist:

> Durch die Freiheit zur Einheit!
>
> Wilhelm Adolph von Trützschler
>
> Frankfurt a. M., den 8. März 1849. aus Dresden,
>
> Abgeordneter des XIII. sächsischen Wahlbezirks.

Trützschler ist eine der rührendsten Figuren in dem blutigen Drama jenes Sommers. Aus einer hohen Beamtenfamilie stammend, selbst in schon angesehener Stellung beim Dresdener Appellationsgericht und in glücklichster Ehe lebend, ist der nicht mehr als Einunddreißigjährige muthig in den Tod gegangen für den Gedanken, den er in obigen Worten ausgesprochen hat. Seiner Gemahlin schrieb er, nachdem ihm das Todesurtheil eröffnet worden war: „Meine Ansichten mögen falsch gewesen sein, aber in meinem Herzen hat nie eine falsche Ader geschlagen; ich gehe, ohne gegen irgend Jemand Groll zu hegen aus dieser Welt;“ und seinen Eltern am Abend vor seiner Erschießung: „ich weiß, daß Euer Herz gebrochen ist durch meinen Tod, aber nehmt die Ueberzeugung als Stärkung Eurer Kraft, daß ich geglaubt habe, recht zu handeln, und daß kein falsches, selbstsüchtiges Motiv mich geleitet hat.“ Mit

---

[1]) Erinnerungen, S. 135.

[2]) Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Nr. 36.

dem Ruf: „Es lebe Deutschland, es lebe die Freiheit!“ brach er auf dem Sandhaufen zusammen [1]).

Was Moritz Hartmann, „der schönste Mann des Parlaments“, einschrieb, läßt sich, auch heute noch, nur mit Gedankenstrichen wiedergeben:

> Gestern las ich den Anti-Macchiavelli von Friedrich dem Großen ... So ist es immer, wenn Könige schlecht vom Absolutismus sprechen.
>
> Paulskirche, den 5. März 1849. Moritz Hartmann.

Während seiner vielen Flüchtlings- und Wanderjahre ist der liebenswürdige Dichter von der Politik zur Poesie und dann auch endlich in die Heimath zurückgekehrt, wo er jedoch allzu früh den Leiden erlag, die er sich in der Fremde geholt. In seiner Frankfurter Zeit — ein Böhme, war er auch von einem böhmischen Wahlbezirk, Leitmeritz, hierher entsandt worden — schrieb er die „Reimchronik des Pfaffen Maurizius“, die, damals (1849) in Heften erscheinend, ein ungemeines Aufsehen erregte und weite Verbreitung fand. Es war eine bittere Satyre auf das Parlament und seine Größen, namentlich die „Professorenpartei“, eine Verherrlichung der Revolution, erfüllt von der ganzen Leidenschaftlichkeit Desjenigen, der kurz zuvor, in den Wiener Octobertagen, neben Robert Blum und Julius Fröbel gestanden hatte und nur wie durch ein Wunder der standgerichtlichen Execution entgangen war. Der Pfaff Maurizius hatte nichts von dem feinen Witz des Herrn Piepmeyer; wenn man seine „Reimchronik“ heute liest, wird man sie ziemlich geschmacklos finden und nur in den lyrischen Stellen, wie z. B. der Todtenklage um Robert Blum, den Dichter von „Kelch und Schwert“ wieder erkennen. Sie war ein politisches Pamphlet und ist als solches zu ihrer Zeit verstanden worden.

Der Genosse Moritz Hartmann's in Wien, Julius Fröbel, entging — auch er — dem Tode nur, weil er, seiner großdeutschen Gesinnung wegen, von Windischgrätz begnadigt wurde. Daraus erklärt sich sein folgender Eintrag:

> Es lebe die deutsche Nationalversammlung in Wien!
>
> Frankfurt a. M., den 5. März 1849. Julius Fröbel.

Nach mannigfachen Schicksalen in der Alten und Neuen Welt lebte Fröbel zuerst wieder in Wien, dann in München, wo er die „Süddeutsche Presse“ (1867) begründete, und beschloß, mit der neuen Ordnung der Dinge ausgesöhnt, seine wechselvolle politische Laufbahn als Consul des Deutschen Reiches in Algier.

Zu den „Besten“ dieser extremsten Partei rechnet Laube [2]) den Trierer Advocaten Ludwig Simon. „Der kleine, schlanke Mann mit schmalem Kopfe und eindringender Stimme,“ so schildert er ihn, „sprach mir stets zu Danke, wenn ich mir auch immer sagen mußte: Es geht nicht! Wir können nicht thun, was er verlangt.“ Aber „Wissen, Geist und Talent strömten in Ludwig Simon zusammen und kamen aus einem edlen Herzen, welches mich immer entzückte“. Auch er hielt mit dem Stuttgarter Rumpfparlament bis zuletzt

[1]) Neuer Netrolog der Deutschen. Siebenter Jahrgang 1849. S. 643. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt. 1851.

[2]) Erinnerungen, S. 134.

aus, flüchtete nach dessen Zersprengung, ward in contumaciam zum Tode verurtheilt und starb (1872) in der Verbannung. Neben seinem, der gemäßigten Linken (Westendhall) angehörenden Namensvetter Heinrich Simon aus Breslau, dem in der zeitgenössischen Literatur als Freund Fanny Lewald's und der Gräfin Ida Hahn-Hahn Vielgenannten, war dieser Simon einer der interessantesten Charakterköpfe der Frankfurter Nationalversammlung und, was die Persönlichkeit anbelangt, gewiß eine der anziehendsten. Denn daß er über der Parteipolitik die höheren allgemeinen Ziele nicht aus dem Auge verlor, zeigt sein Eintrag:

Es bilden Viele sich so Vieles ein,
Drum bilden Viele sich so wenig aus.

Frankfurt a. M., Paulskirche den 5. März 1849. Ludwig Simon von Trier.

Der Letzte, der sich eingeschrieben hat, und der Letzte auch dem Alphabete nach ist Wilhelm Zimmermann, Verfasser einer auch heute noch nicht ganz vergessenen „Geschichte des großen Bauernkrieges". Wogegen sein dickes, weiter oben bereits mehrfach citirtes Werk über „Die Deutsche Revolution", noch mitten in ihren Stürmen und vom einseitigsten Parteistandpunkte geschrieben, allerdings keinen Anspruch auf Objectivität machen kann, aber überall da doch nicht ohne Werth ist, wo Zimmermann aus eigener Anschauung schildert, wie z. B. „das Aeußere der Nationalversammlung" [1]). Temperament hatte dieser Mann, wie denn auch für einen Theologen — ein solcher war er seines Zeichens — das, was er seinem Freunde ins Stammbuch schrieb, etwas bedenklich lautet:

Bald wird der dritte und letzte Zusammenstoß zwischen den Völkern des Ostens und des Westens statt haben, und eine neue Art Freiheit, aber auch eine neue Religionsform wird die Frucht des letzten großen Kampfes sein . . . und das ganze Leben des verjüngten Europa . . . wird von der Schönheit der Religion des Geistes geweiht erscheinen, wie das der alten Griechen von der Schönheit der Religion des Sinnlichen geweiht war.

Frankfurt a. M., den 8. März 1849. Wilhelm Zimmermann aus Stuttgart.

Friedlich beschloß Zimmermann seine Tage als württembergischer Stadtpfarrer (1878). Aber in seinen jüngeren Jahren war er ein rabbiater Politiker gewesen und in den „Epistolae obscurorum virorum" läßt ihn Schwetschke (S. 5) als „Guilelmus Lignifaber cognominatus ‚Amor et deliciae generis humani'" seinem Arnold Ruge einen Brief schreiben, der mit einem Gruß an den „Molitorem Tiliae", den wohl (oder übel) bekannten Lindenmüller in Berlin schließt.

Und hiermit wären denn auch wir an das Ende unseres Albums gelangt. Was noch übrig, ist bald erzählt. Am 1. April langte die von dem damaligen Präsidenten der Nationalversammlung, Eduard Simson, geführte Kaiserdeputation in Berlin an; am 3. ward sie von König Friedrich Wilhelm IV. empfangen, dessen Erklärung — wie Sybel sich ausdrückt [2]) — kein Ja und

[1]) A. a. O., S. 742 ff.

[2]) Begründung des Deutschen Reiches, Bd. I, S. 308.

kein Nein war und nach des Königs eignen Worten (in einem Schreiben an Bunsen)[1]) auch nichts Anderes sein sollte: „Ich kann Euch weder ja noch nein antworten. Man nimmt nur und schlägt aus eine Sache, die geboten werden kann, und Ihr da habt gar nichts zu bieten: das mach' ich mit meines Gleichen ab." — Erfüllt von den Ideen des historischen deutschen Kaiserthums, widerstrebte ihm doch in der innersten Seele der Gedanke, eine Krone anzunehmen, an der, nach seinen Anschauungen, der Flecken ihres revolutionären Ursprungs haftete. Er schob die Antwort auf „bis nach näherer Prüfung der Verfassung und Anhörung der deutschen Fürsten". Hierauf wurden, am 5. April, die österreichischen Abgeordneten von ihrer Regierung abberufen, und aus den nun folgenden Tagen sind Aeußerungen des Königs, in einem Gespräch mit Beckerath, bekannt geworden, wie die Antwort auf dessen Rath, die Kaiserkrone anzunehmen: das sei ein Rath, wie der dem Propheten Daniel gegebene, getrost in die Löwengrube hinabzusteigen, Gott werde ihm helfen, — er aber sei nicht der Prophet Daniel[2]). Oder der Schluß der Unterredung, als Beckerath den König an den Ausspruch Arndt's erinnerte, daß die Gefahr stets eine sieglockende Sonne für Preußen gewesen sei: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen gerichtet hätten, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent"[3]).

Demgemäß lehnte Preußen am 21. April die Reichsverfassung und damit die Kaiserkrone ab Camphausen abdicirte, die gemäßigten Mitglieder schieden am 20. Mai aus der Nationalversammlung aus, der Rumpf unter den fünf „Reichsregenten", Carl Vogt, Heinrich Simon, Raveaux, Schüler und Becher, siedelte nach Stuttgart über, tagte hier vom 6. bis 18. Juni, ward dann mit Militär aus einander gejagt, — und, wie es im Nibelungenliede heißt: „hie hat die mär ein ende . . ." Doch Einer ist noch nachzutragen. Neun Jahre, nachdem alle diese Dinge geschehen, schrieb Derjenige, der der erste Präsident der „Deutschen constituirenden Nationalversammlung" gewesen war, auf ein Blatt, das um so viel später als alle anderen diesem Album beigefügt ward:

Mein Namen, um den es sich handelt — für mich, daß er unbefleckt sei — ist
Heidelberg, den 6. December 1858. H. Gagern.

[1]) Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen, S. 272.
[2]) Ebenda S. 277.
[3]) Sybel a. a. O., S. 313.

Die Central-Pyrenäen.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Rasch rollte am steilen Abhang der Wagen zu Thal. Er folgte im weiten Bogen dem Fuße des Piméné. Dichte Bestände von Alpenrosen reichten bis an den Weg. Mit hellerem Laube ausgeschmückte Wacholderbüsche schmiegten sich an das Gestein. Stellenweise streifte das Auge über röthlich schimmernde Flächen von blühendem Haidekraut. Zu unserer Rechten ragte der eine Vorsprung des Piméné wie ein steiler Kegel zum Himmel empor. Seine auffällige Gestalt hat ihm den Namen „Zuckerhut" (Pain de sucre) verschafft. Ein krystallheller Bach folgte plätschernd und polternd, in schäumenden Wellen sich überstürzend uns nach. Ungestümer Jugenddrang trieb ihn aus der einsamen Gebirgswelt hinaus in das belebte Thal. Wohl hatten die Nymphen seiner Quellen ihm schon verrathen, daß er zu großen Thaten berufen sei, daß er reich beladene Schiffe zum Meere tragen und stolze Städte widerspiegeln werde. — Aus dem Thal von Ossone, im Westen, leuchteten die Gletscher des mächtigen Vignemale uns entgegen; dann wurden sie durch die jähen Abstürze des Soum Blanc de Sécugnac verdeckt. Im Süden, hinter uns, schloß die Felsenmauer des Cirque de Gavarnie den weiten Himmel ab. Es lag nun hinter uns, dieses erhabene Ziel unserer Reise; doch der gewaltige Eindruck, den wir empfangen hatten, sollte fortleben in unserer Phantasie. Scharf stach jetzt ab vom blauen Himmel am oberen Rande des Circus die eckige Scharte, die der tapfere Ritter Roland mit der Durendal in den harten Stein einst schlug. Er bahnte sich mit seinem Schwert den Weg, um durch die Felsenmauer von Spanien nach Frankreich zu gelangen. So hat hier die üppige Sage die Thaten des märchenhaften Paladins Karl's des Großen ausgeschmückt und sie bis zu den obersten Gipfeln der Berge getragen. Der Béarner Kutscher, der meinen Wagen lenkte, wies mit dem Peitschenstiel auf eine hufeisenförmige Vertiefung hin, die eine Felsplatte am Wege zeigte: „Das soll," sagte er, „die Spur sein, welche ein Huf von Roland's Maulthier zurückließ, als es

den Sprung von der Scharte bis zu dieser Stelle that.“ Fürwahr, ein mächtiger Sprung, etwa zwei Meilen weit durch die Lüfte! Gegen diese Möglichkeit sträubte sich aber der moderne Sinn meines Kutschers, er lächelte überlegen und fügte hinzu: „Vous savez, on dit cela pour amuser les étrangers.“ Schwerlich ahnte dabei dieser Mann, daß in der That der Roland-Sage durch die wissenschaftliche Forschung der Boden entzogen zu werden droht, und daß man es sogar unternommen hat, ihren Ursprung in andere Lande zu verlegen. Mich kümmerte das aber in diesem Augenblick nur wenig; ich fand es viel schöner, mir dieses Ideal des christlichen Ritters, so wie es das Volkslied gestaltet hat, so wie es von Bojardo und Ariost besungen wurde, jetzt vorzustellen. In dieser Umgebung schien es Wesenheit zu gewinnen, und so tauchte es auch bald vor meiner Einbildungskraft auf.

Der Wagen rollte unaufhaltsam dahin. Er folgte jetzt in weiten Windungen dem Fuße des Coumélie. Bald war der Gavarni'sche Circus von einer Bergkette verdeckt, und wir setzten unseren Weg nun in dem „Chaos“ fort. Ein mächtiger Vorsprung des Berges hatte sich vor undenklicher Zeit vom Gipfel losgelöst und seine Trümmer über das Thal geschüttet. Mit solchen Felsblöcken wie diese müssen sich einst die Titanen bewaffnet haben, um das Himmelsgewölbe zu stürmen; gleich gewaltige Steinmassen hat nach Herodot's Schilderung auch der Parnaß entleert, als die Armee des Xerxes dem Tempel der Minerva sich näherte. Hier muß aber ein Zauberwort plötzlich die sich abwärts wälzenden Felsen in ihrer Bewegung aufgehalten haben, denn sie blieben wie gebannt am Abhang stehen, jeder Fels in der Lage, wie sie der Zufall ihm gab. So entstand eine Stadt von Stein mit gewundenen Straßen, gewaltigen Burgen und Domen, die das Volk als Chaos oder „Peyrade“ bezeichnet. Manche Felstrümmer waren bis zur Sohle des Thales gelangt und hemmten dort den Bach in seinem Lauf. Doch der Bach wand sich zwischen den Felsen wieder durch. In kühnem Thatendurst stürmt er auch heute noch die Hindernisse. Er sucht den Stein zu unterwühlen, benagt seinen Rand, wirft sich gegen seine Flanken. Oben am Coumélie ist aber die klaffende Wunde noch sichtbar, die jener Sturz in die Berglehne einst riß; es reichte die Zeit noch nicht aus, um sie zu vernarben.

Hoch stand die Sonne am Himmel, und in duftigem Schimmer glänzten die Abhänge. Durch die grünen Matten der Saussa eilten zahlreiche Bäche zu Thal. Sie glichen Silberfäden in grünem Sammet. Hier und dort an steilem Fels lösten sich einzelne dieser Fäden in zarte Nebelschleier auf. Häuser tauchten am Wege auf — wir waren nach Gèdre gelangt. Der Gave de Héas drängt sich hier zwischen zwei hohe Granitfelsen hindurch, um in das Thal von Gavarnie zu gelangen. Eine kühle Frische herrscht in dieser wilden Schlucht, die von üppigem Pflanzenwuchs geschmückt wird. Ein viereckiger Glockenthurm aus alter Zeit taucht an der Straße auf; im Hintergrunde zeigen sich wieder schneebedeckte Gipfel; unten im Thale vermengen beide Bäche ihre Fluthen auf einer grünen Matte, die dunkellaubige Buchen beschatten.

Wir waren an einen der schönsten Punkte des Weges gelangt. Das Thal verengt sich hier stark und sendet beiderseits dunkle Felsmassen steil empor zum Himmel. In der Tiefe hörten wir den wilden Gave rauschen. Er stürzt dort über Felsen in Wasserfällen. Hin und wieder konnten wir seine schäumenden Kämme erblicken, dann schwand er wieder im Abgrund. Zarte Nebel entstiegen solchen Stellen, und das Sonnenlicht breitete die Farben des Regenbogens über sie aus. Linden und Elsbeerbäume (Sorbus torminalis) neigten ihre Kronen hinab, um dem Bache nachzuschauen. Einzelne Wasserstrahlen trafen ihr Laub und erhielten es in schwankender Bewegung. Thränen gleich fielen die Wassertropfen von den Aesten wieder zum Bach hinab. Aus dem grünen Rasen am Wege blickten einige rosenrothe Lilien (Lilium Martagon) hervor. Sie blühten hier etwas verspätet, an kühler, schattiger Stelle. Näher rückten die Felsen noch zusammen, steiler noch stiegen sie auf. Weißblumige Steinbrecher und Kreuzdorn klammerten sich an den Stein und hingen herab zum Wege. In Fels gesprengt läuft dieser hoch über dem Bach. In früheren Zeiten mußte man diese Stelle mühsam erklimmen. Sie hieß „le Pas de l'Échelle" und war von einem festen Thurm bewacht, der den Uebergang nach Spanien zugleich beherrschen sollte. Von jenem Fort de l'Escalette sind nur noch einige Mauerreste, in Pflanzenwerk verhüllt, am Abhang aufzufinden.

Auf der gewundenen Landstraße kam jetzt eine lange Procession uns entgegen, Männer und Frauen in dunkler Tracht. Ein Bannerträger schritt voran. Es waren Pilger, die zur Mutter Gottes von Héas zogen. Schon aus der Ferne ertönte ihr monotoner Lobgesang, der sich an den schroffen Felsen des jenseitigen Ufers in wiederholtem Echo brach. Sie kamen aus dem Aure-Thal, hoch oben im Gebirge, aus Ortschaften, die von der übrigen Welt ganz abgeschieden sind. Und sie stimmten wohl dieselben Lieder an, die einst während der Religionskriege hier ertönten, zur Zeit jener Kämpfe, an welchen das Béarn so leidenschaftlichen Antheil nahm. Ich stieg aus dem Wagen und ging an dem Zug vorbei. Ich betrachtete die Pilger. Es waren Menschen mit sonnverbrannten Gesichtern und scharf geschnittenen Zügen. Die Männer trugen das baskische Barett auf dem Haupte und waren nach spanischer Art glatt rasirt. Die Frauen sahen abgearbeitet aus, und Schönheit war nicht gerade ihr Erbtheil. Dunkle Augen und Haare herrschten vor, waren aber durchaus nicht allein vertreten. In endlosen Strophen setzte sich der Lobgesang fort, mit rauher, etwas näselnder Stimme vorgetragen. Sie sangen jetzt die Strophe:

Quand nous fûmes au pont qui tremble,
Hélas, mon Dieu!
Nous ne trouvâmes point d'église
Pour prier Dieu;
Les Huguenots l'avaient détruit
En grande malice;
C'est en dépit de Jésus-Christ,
Et de la vierge Marie[1]).

[1]) Ich entnehme diese Strophe dem Buche von Chausenque: „Les Pyrénées, ou voyages pédestres dans toutes les régions de ces montagnes depuis d'Océan jusqu'à la méditerranée". Bd. I. 1834. Die Aufzeichnung stammte aus dem Jahre 1827.

Lange schon hatte ein Bergvorsprung die Pilger uns verdeckt, und noch immer widerhallten die Felsen drüben von ihrem Gesang. Zeitweise ging der Ton ganz verloren, dann schwoll er von Neuem an und kehrte mit ursprünglicher Kraft wieder. — Ich folgte dem Rande der Straße und schaute hinab in den tobenden Bach. Dann richtete ich meine Blicke zurück auf den grünenden Abhang, wo aus hängendem Brombeergebüsch sich dunkelgrüne Stechpalmen vordrängten. Da fiel mir an einem steilen, schattigen Felsen ein großblüthiges Pflänzchen auf, das zu erreichen mir auch gelang. Mit Freuden begrüßte ich in ihm eine Ramondia pyrenaica, die ihre violetten Blüthen verspätet entfaltet hatte. In der Nähe von Gavarnie, besonders im Thale von Ossone, hatte ich Blattrosetten dieser Pflanze schon gefunden, doch ihre Blüthezeit war vorbei. Denn sie fällt in den Juni und Juli, während wir uns in der ersten September-Hälfte befanden. Um so willkommener war mir dieses verspätete Exemplar. Denn Ramondia pyrenaica gehört zu jenen Pflanzen, die für die Pyrenäen besonders charakteristisch sind. Man hat sie lange Zeit für die einzige Vertreterin ihrer Gattung angesehen, bis vor Kurzem noch drei andere Arten aufgefunden wurden. Zwei derselben (Ramondia serbica und Ramondia Nathaliae) bewohnen die serbischen Berge, die dritte Art (Ramondia Heldreichii) den thessalischen Olymp. In anderen Gebirgen sind diese Pflanzen unbekannt, und der Ebene fehlen sie ganz. Die vier bekannten Arten stehen einander recht nahe, doch stimmen sie nicht überein. Das sind sehr lehrreiche Thatsachen, aus denen der Naturforscher wichtige Schlüsse zieht. Denn die Annahme liegt für ihn nahe, daß diese vier Arten von einer einzigen abstammen, daß diese Art vor Zeiten einen weiteren Verbreitungsbezirk hatte und nur ihr Rest in einzelnen Bergregionen noch fortbesteht. Dort erst, nach vollzogener Trennung, paßten sich die auf einander folgenden Generationen allmählich den besonderen Bedingungen an, um schließlich als eigene Arten einander gegenüber zu stehen. Wäre es bei dem ursprünglichen Zusammenhang geblieben, so hätten auftretende Abweichungen durch Kreuzung sich ausgleichen können, die Spaltung in verschiedene Arten sich vielleicht nicht vollzogen. Ramondia pyrenaica findet in der subalpinen Region der Pyrenäen ihre eigentliche Wohnstätte; doch sie steigt nicht selten auch tiefer hinab. Das Interesse an ihr wird dadurch noch gesteigert, daß sie zu der Pflanzenfamilie der Gesneriaceen gehört, deren sonstige Vertreter viel wärmere Himmelsstriche zu bewohnen pflegen. Europa hat außer Ramondia nur noch eine einzige Gesneriaceen-Gattung aufzuweisen, die im Balkan durch die Art Haberlia rhodopensis vertreten ist. Diese Haberlia ist der Ramondia sehr ähnlich, und so dürften denn auch diese beiden Gattungen aus einer gemeinsamen älteren hervorgegangen sein. Durch ihr eigenartiges Aussehen fällt Ramondia pyrenaica selbst dem Laien auf. Ihre verhältnißmäßig große Laubrosette ist dem Boden angeschmiegt. Die Blätter sind fast ungestielt und rhombisch, am Rande eingekerbt, dunkelgrün, mit runzeliger Oberfläche. Ihrer Unterseite entspringen rostfarbige, seidig glänzende Haare, die auch am Blattrande sichtbar werden. Aus der Mitte der Blattrosette wachsen braune Blüthenschäfte hervor, um mit einer oder mit mehreren

leuchtend violetten Blüthen abzuschließen. Dem Grunde der zusammenneigenden Staubblätter entspringen orangerothe Haarbüschel und zieren die Mitte der Blüthe. Nicht unähnlich ist dieses Bild jenem der Kartoffelblüthe, besonders wenn letztere im Hochgebirge sehr dunkle Färbung erlangt.

Die Schlucht, in der wir abwärts fuhren, begann sich zu erweitern. Hohe Bäume beschatteten jetzt unseren Weg — nach der brennenden Sonnengluth eine wahre Erquickung. An die herrlichen Alleen der Pyrenäen, die sich Meilen weit von den Badeorten aus erstrecken, denkt jeder Reisende sehnsuchtsvoll zurück. Von einzelnen Stellen der Straße tauchte unser Blick bereits in den weiten Thalkessel, in welchem Saint-Sauveur und Luz liegen. Bald hatten wir ihn erreicht, und ein mächtiger Brückenbogen geleitete uns über den Gave, der Pont Napoléon, den Napoleon III. im Jahre 1860 erbauen ließ. Er hatte 1859 in Saint-Sauveur geweilt, nach dem italienischen Feldzug, im Höhepunkt seiner Glorie. Er wollte durch einen gemeinnützigen Bau sein Andenken an diesem Orte verewigen, wofür ihm dann das dankbare Thal eine zwölf Meter hohe, mit riesigem Adler gekrönte Granitsäule neben der Brücke setzte. Doch die Inschrift auf der Säule ist bereits verwischt, wird auch nicht erneuert, denn Niemand gedenkt hier gern des gefallenen Herrschers.

II.

Zwischen dem steil aufsteigenden Som de Laze und dem in der Tiefe fließenden Gave ist Saint-Sauveur eingeengt, im Wesentlichen nur eine sich mondsichelförmig am Berge hinziehende Straße. Ein kleiner Badeort von ephemerer Existenz, der heute überfüllt, morgen fast menschenleer ist. Die Saison war schon vorüber, daher nur noch wenige, gelangweilte Menschen zwischen den halb geschlossenen Hôtels sich bewegten. Die Quellen von Saint-Sauveur soll der Bischof von Tarbes, Gentien Belin-d'Amboise, im Jahre 1569 entdeckt haben, als er, vor den Protestanten flüchtend, sich in Luz niederließ. Es ist eine der Schwefelthermen, an welchen die Pyrenäen so reich sind, besonders, so scheint es, geeignet für nervöse Menschen. Ein üppiger Thalkessel ist es, dessen Rande man, am Berge entlang, nunmehr folgt: grün, frisch und lieblich, von unzähligen Wasserfäden durchströmt, die dem Gave entgegen eilen. Lange Reihen schmächtiger Pappeln begleiten die größeren Wasserläufe, und im Hintergrunde blickt Luz aus dichtem Baumschmuck hervor. Hohe Berge umfassen uns von allen Seiten: der Pic de Nère, der Bergons, Culaus, Camp de Milh, der Viscos, und wie sie alle heißen. Von den dunklen Berglehnen blicken freundliche, helle Dörfer herab, darunter auch Sère, heute ein ebenso bescheidenes Dorf wie die anderen, das sich aber einst rühmen konnte, die Hauptstadt des Thales von Barèges zu sein. Aus Luz ragt die burgartige Kirche hervor, deren Ursprung in das zwölfte Jahrhundert zurückreicht. Sie diente lange Zeit den Tempelrittern und wurde dann während der Religionskriege von einer crenelirten Mauer umgeben. Auf Vertheidigung eingerichtet, gleicht sie weit mehr einer Festung als einem Gotteshause. — Ueber Luz erhob sich einst das Schloß Sainte Marie, dessen Ruinen

einen weiten Ausblick gestatten über Berg und Thal. Von hier aus beherrschte der König von England einst das Bigorre. Heute sind die verfallenen Thürme von Gartenanlagen umfaßt. Nach Sère stieg Luz zur Hauptstadt des Thales von Barèges empor. Alle Ortschaften dieses Thales waren zu einer Art föderativer Republik verbunden. Je vier oder fünf Dörfer bildeten zusammen einen „Vic", deren Vertreter sich in Luz zu gemeinsamer Berathung versammelten. Das Thal gehörte zur Grafschaft von Bigorre, doch erfreuten sich seine Bewohner einer fast unbegrenzten Unabhängigkeit, die sie sich auch zu erhalten wußten, als die Grafschaft von Bigorre durch Philippe le Bel im Jahre 1310 mit dem königlichen Dominium vereint wurde. Doch hatten sie von nun an eine Lehensgebühr von 5 Livres jährlich zu entrichten. Als im Jahre 1784 der Intendant der Generalität von Auch dem Syndicus des Thales befahl, ihm die alten Register vorzulegen, kam dieser mit zwei Karren „Totchoux" an, Hölzern, in welche die Höhe der Abgaben in römischen Zahlen eingekerbt war[1]). Sowohl am französischen wie am spanischen Abhang hat das pyrenäische Land im Mittelalter sich auffallend frei von feudaler Bedrückung zu halten gewußt. Schon vom zehnten Jahrhundert an stand die persönliche Freiheit in Béarn, Navarra, Aragon, Catalonien und dem Roussillon unter gesetzlichem Schutz. Diese Staaten lenkten frühzeitig in den Constitutionalismus ein, und die Machtbefugnisse des Herrschers wurden in ihnen erst anerkannt, nachdem dieser auf die „Fors" oder „Fueros" des Landes sich verpflichtet hatte. Ueber diesen wachten aber die „cours majours" oder „cortes", die Rechte des Einzelnen beschirmend und die Höhe seiner Abgaben bestimmend. Die „Fors" der schwer zugänglichen Thäler zeichneten sich durch besonderen Freisinn aus. Dort bestanden kleine Republiken, die unter einander Bündnisse schlossen und Krieg führten, wenn es galt, Besitzthum oder ihr Weidrecht zu schützen. Die ältesten Urkunden über die in den verschiedenen Thälern des Béarn geltenden Rechte reichen bis in das elfte Jahrhundert zurück. Im Jahre 1551 wurden die Gesetzverordnungen aus den alten Idiomen in das Béarnische übertragen. So bestanden sie zu Recht bis ins Jahr 1789. Dann erst wurden sie aufgehoben. Sie erhielten sich in dem kleinen Freistaate Andorra, der, in den Bergen ganz verloren, zwischen Frankreich und Spanien eingekeilt, von keinem der beiden Länder einverleibt wurde. Dieser Freistaat darf sich einer mehr als tausendjährigen Vergangenheit rühmen; zu einiger Berühmtheit ist er freilich erst durch Halévy's Oper „Le val d'Andorre" gelangt und durch die Begehrlichkeit der Spielpächter, die er wiederholt schon zu wecken wußte. Das Land liegt in den östlichen Pyrenäen und ist nicht schön genug, um auf weiten und beschwerlichen Wegen viele Reisende anzuziehen. Ich begnügte mich daher auch, die Berge von Andorra in blauer Ferne von dem Port de la Picade und dem Pic du Midi de Bigorre zu betrachten. So ließ ich mir also nur berichten, daß die Hauptstadt Andorra ein Dorf ist, etwa 600 Einwohner zählt, und daß ein Palast, in dem die Regierungsgewalten tagen, zwar einen Thurm und Schießscharten

[1]) J. Dusaulx, Voyage à Barèges et dans les hautes Pyrénées fait en 1788. Paris 1796. I, p. 86.

besitzt, aber nur drei ungleich große Fenster in der Front. Doch das genügt den bescheidenen Ansprüchen der aus Bauern und Hirten bestehenden Bevölkerung, deren Zahl genau zu ermitteln noch nicht gelang. Ueber Zehntausend dürfte sie wohl kaum hinaus gehen. Das Land steht unter dem Protectorate von Frankreich, des spanischen Bischofs von Urgel und des Papstes. Es wählt selbst auf die Dauer von vier Jahren einen Präsidenten. Spanien und Frankreich ernennen je einen Landvogt und abwechselnd einen Civilrichter. Auch muß das Ländchen einen jährlichen Zins von 425 Francs an den Bischof von Urgel und unter Zusicherung zollfreier Getreideeinfuhr 960 Francs an Frankreich entrichten. Es ist fraglich, ob das biedere Volk dieses Ländchens, falls die Spielpächter darauf zurückkommen sollten, es zur Spielbank zu entsittlichen, sich dem Ansinnen fügen würde. Bis jetzt sträubt sich die dortige Regierung sogar gegen die Verwerthung der Mineralquellen, weil sie keine Badeanstalten in dem Lande haben will; auch die Ausbeutung des silberhaltigen Bleiglanzes hat sie bis jetzt nicht gewährt.

Mit den alten Gerechtsamen hängt es auch zusammen, wenn ein so vornehmer Badeort wie das heutige Cauterets immer noch von dem „Syndikat" des mehr als bescheidenen Thales von Saint-Savin abhängt. Das Verhältniß reicht bis auf das Jahr 945 zurück. Der nivellirende Hauch der französischen Revolution brach sich am Hochgebirge. Zum Mindesten vermochte er nicht, dort Alles auszugleichen und den unabhängigen Sinn der Bergbewohner unter die communale Verwaltung zu beugen. Diese verlangte in der That eine ganz künstliche Vertheilung von Grund und Boden, die weder den Bedürfnissen noch den Wünschen der Hirtenbevölkerung der Berge entsprach. Denn im Winter deckt der Schnee die Höhen und macht ausgedehnte Strecken des Landes unwirthbar; im Sommer hingegen ziehen zahlreiche Herden in die Hochthäler, während die ausdorrende Tiefebene aufhört Nahrungsmittel zu spenden. Daher eine Summe gemeinsamer Interessen einst alle Dörfer eines Thales mit einander verband. Das war der Ursprung der Syndikate in den Pyrenäen und die Ursache, die ihre Macht begründet hat. Sie verkörpern noch einen Rest der alten „Fors", auf welche das Land in früheren Zeiten so stolz war. Das Syndikat von Saint-Savin im Thale von Argelès, selbstbewußt und reich, verstand den Herrschern von Béarn stets Achtung einzuflößen. Und heute noch dauert dieses merkwürdige Verhältniß fort, so daß die Gemeinde von Cauterets weder den Grund besitzt, auf dem der Badeort erbaut ist, noch die Thermen, die ihrem Boden entspringen. Cauterets muß daher auch zusehen, wie seine Hülfsmittel sich über alle die kleinen Dörfer des Syndikats zerstreuen, und kann nur einen Theil seiner Einkünfte zur Vervollkommnung seiner Heilmittel und zur Verschönerung seiner Anlagen verwerthen. Mit der Zeit dürfte das immerhin anders werden, weil in diesem Kampf mit dem Syndikat der Staat auf Seiten der Gemeinde steht. Eaux-Bonnes hat sich bereits befreit; ist dies aber allgemein geschehen, dann wird auch der letzte Rest des „Fors" aus den Pyrenäen verschwunden sein[1]).

[1]) Vergl. „De Pau au Pic d'Ossan et à Gavarnie", von der Section Pau des französischen Alpenclubs im Jahre 1897 veröffentlicht.

Am Schlosse Sainte-Marie mündet das Thal des Bastan. Dort geht die Straße ab nach Barèges, so steil, daß der Wagen fast zwei Stunden braucht, um die nur acht Kilometer lange Strecke zurückzulegen. Wer besondere Naturgenüsse in Barèges erwartet, wird sich enttäuscht fühlen; anders vielleicht, wenn er dort Genesung sucht; denn die Schwefelthermen von Barèges gelten als die kräftigsten der Pyrenäen. Der Ort ist 1232 Meter hoch gelegen, er hat ein rauhes Klima, und selbst im Sommer wechselt oft starke Hitze mit empfindlicher Kälte. Im Winter richten vielfach Lavinen großen Schaden an und fegen ganze Gebäude vom Boden hinweg. Selbst das Casino wurde zu Beginn des Jahres 1895 das Opfer einer solchen Katastrophe. Daher im Winter der Ort fast unbewohnt ist; nur vereinzelte Wächter bleiben in den Häusern. Großartige Erdarbeiten wurden ausgeführt, um die besonders exponirten Stellen zu schützen; sie haben sich mehrfach auch schon bewährt. Zugleich sucht man die kahlen Abhänge der Berge neu zu bewalden und mit Rasen zu bedecken, was dem Thale bereits ein freundlicheres Aussehen verleiht. Früher stürzten auch zur Sommerszeit, nach Platzregen, solche Wassermengen von den kahlen Höhen ins Thal, daß der ganze Ort oft gefährdet war. So berichtet der Geologe Pasumot[1]) über ein Gewitter des Jahres 1788, das Barèges von der übrigen Welt völlig abgeschnitten hatte. Die Badegäste mußten 2122 Meter hoch über den Col du Tourmalet nach Bagnières de Bigorre befördert werden. Damals, wo noch keine Fahrstraße über diesen Col führte, war das keine leichte Aufgabe. Der Transport erfolgte in zweiundvierzig „Berlines", die an dicken Seilen zunächst bis zum Col herauf gezogen, dann in gleicher Weise herab gelassen wurden. Von den Reisefreuden jener Zeit kann man sich nach diesem Bilde eine Vorstellung machen. — Die Thermen von Barèges sind seit mehreren Jahrhunderten bekannt; sie erlangten aber erst einen größeren Ruhm, als im Jahre 1675 Guy Crescent de Fagon, Leibarzt Ludwig's XIV., den jungen Herzog du Maine, in Begleitung der Frau von Maintenon, damals noch Erzieherin bei den königlichen Kindern, dorthin sandte. Die zwölf Hauptquellen von Barèges tragen jetzt sehr zahme Bezeichnungen, zum Theil nach den Namen von Besuchern, welche den Ort illustrirten. Anders war es zur Zeit der französischen Revolution, als die Wellen politischer Erregung auch in den Pyrenäen sehr hoch gingen. Da gab es unter den Quellen eine Douche républicaine, eine Douche nationale, einen Bain de l'égalité und auch einen solchen de la fraternité. Barèges brüstete sich einst, einen ganz besonderen Bestandtheil in seinen Quellen zu besitzen, dem eine eminente Heilkraft zugeschrieben wurde. Es handelte sich um einen weißen Schleim, den man Baregine nannte, und der netzartig den Boden der Quellen überzieht. Später ergab es sich, daß er in allen schwefelhaltigen Quellen enthalten ist, und daß er nicht nur in den Pyrenäen, sondern auch an anderen Orten vorkommt. Die mikroskopische Untersuchung lehrte, daß er

[1]) Voyage physique dans les Pyrénées en 1788 et 1789, histoire naturelle d'une partie de ces montagnes, particulièrement des environs de Barège, Bagnières, Cauterets et Gavarnie. 1797.

von feinen, zarten Fäden gebildet wird, die kriechende Bewegungen ausführen, sich um ihre Achse drehen und hin und her pendeln. Diese Organismen werden den Bakterien angereiht und sind durch einen sehr eigenen Stoffwechsel ausgezeichnet. Sie zersetzen den Schwefelwasserstoff der Thermen, indem sie ihn unter Sauerstoffaufnahme zu Schwefel oxydiren und diesen in kleinen, glänzenden Körnchen aufspeichern. Dann verbrennen sie den Schwefel zu Schwefelsäure, die sie in Form eines schwefelsauren Salzes in das umgebende Wasser ausscheiden. Diese Oxydationsvorgänge vertreten bei den Beggiatoen die Athmung. Sie schöpfen aus ihnen die zur Unterhaltung ihres Lebens nothwendige Energie. Die Schwefeloxydation spielt bei ihnen somit die nämliche Rolle wie bei den höher organisirten Pflanzen und Thieren die Verathmung der Kohlehydrate. Die Schwefelbakterien sind durchaus nicht auf die Schwefelthermen beschränkt, ihre Verbreitung ist vielmehr eine sehr große. In dem klaren, durchsichtigen Wasser der Schwefelthermen fallen sie nur besonders leicht auf, finden dort auch besonders günstige Bedingungen für ihre Entwicklung. Sie kommen aber auch in allen solchen Gewässern vor, wo durch Fäulniß abgestorbener Thiere und Pflanzen Schwefelwasserstoff frei wird. Selbst den Grund des Meeres können sie auf weite Strecken überziehen und ihm eine röthliche oder gelbliche Färbung verleihen.

Mehr wohl noch als die Thermen hat den Namen von Barèges ein Gewebe durch die Welt getragen, das in diesem Thale seinen Ursprung fand: eine Art Gaze, sehr durchsichtig und leicht, die zuerst für bäurischen Putz als Hausarbeit in Luz aus Handgarn hergestellt wurde. Große Industriecentren übernahmen dann ihre Fabrication; der Ursprungsort zog dabei keinen Nutzen.

Doch wir eilten an der Mündung des Bastan-Thales vorbei und waren bald wieder in einer engen Schlucht, die nach Pierrefitte abwärts führt. Da rücken die Berge von Neuem zusammen, und oft ist zwischen ihren Gipfeln der blaue Himmel auf einen leuchtenden Streifen beschränkt. Stellenweise nehmen die Felsen drohendes Aussehen an, neigen sich über den Weg und beängstigen fast den Wanderer. Durch unser Nahen aufgeschreckte Ziegen stürmen den steilen Abhang hinauf, und oft sieht man sie, über den Felsenrand geneigt, neugierig in unseren Wagen fast senkrecht hinab schauen. Schlingpflanzen hängen zum Wege herab, und wir streifen oft beim Weiterfahren ihre Zweige. Ueberall drängt sich der Buchsbaum heran und erfüllt die Luft mit seinem würzigen Dufte. Er gehört zu den Charakterpflanzen der Pyrenäen und begleitet den Reisenden in fast allen Thälern des Centralgebirges, an eine bestimmte Höhenzone sich dort haltend. — Merkwürdig ist die weite geographische Verbreitung des Buchsbaumes, der über das Mittelmeer nach Kleinasien und Persien sich verfolgen läßt, selbst dem Himalaya nicht fehlt und auch China und Japan bewohnt. Sogar nach Mitteleuropa reicht er hinauf, kommt stellenweise im Jura vor und ziert auch einzelne Orte des Moselthals, wo er im Volksmunde den Namen „Palm" führt[1]). Als Gartenpflanze ist

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXIV, S. 45: „Botanische Streifzüge an der Riviera".

der Buchs auch sonst überall verbreitet, was für seine große klimatische Anpassungsfähigkeit zeugt. Besonders in Zwergform dient er zur Einfassung von Wegen und Beeten. So fand er Verwendung schon bei den Römern. Auch wurde er dort von den topiarii und viridarii zu mannigfachen Gestalten, selbst Thierbildern und Buchstaben, zugestutzt[1]).

Das Thal von Luz wird schließlich so eng, daß der Weg über den schäumenden Gave sich neigt; er läuft auf künstlichen Unterbauten. Starke Verengungen und plötzliche Erweiterungen der Thäler sind in den Pyrenäen sehr häufig und bestimmen mit den Charakter der Landschaft. Trotz der Enge dieses Thales wird eine elektrische Bahn in ihm gebaut, und sie versucht es, sich am Fahrweg vorbei zu drängen. Sie wird freilich den größten Theil ihres Weges in Tunnels zurücklegen müssen. Ist sie erst vollendet, so wird man von Pierrefitte nach Saint-Sauveur, Luz und Barèges ebenso rasch wie jetzt schon nach Cauterets gelangen können. Der Genuß an dem schönen Weg geht dem Reisenden dann allerdings größtentheils verloren.

III.

Plötzlich rücken die Berge von Neuem aus einander, und das weite Thal von Argelès ist erreicht. Ein einziger Gletscher füllte zur Eiszeit dieses Thal aus. Als das Klima dann milder wurde, nahm ein weiter See seine Stelle ein. Auch dieser schwand im fortlaufenden Wechsel der Erdentwicklung, und nahrungspendende Triften, Fruchtgärten und Felder decken heut den fruchtbaren Raum. Freundliche Städte und Dörfer breiten sich in der Thalsohle aus und steigen empor an den Abhängen der Berge. Zwischen die Thäler von Luz und von Cauterets keilt sich im Süden der mächtige Pic de Soulom ein. Eine herrliche Aussicht bietet die Capelle de Piétad, die man auf schönem, schattigem Wege von Pierrefitte in kurzer Zeit erreicht. Seltene Anmuth und Harmonie herrschen in dem Bilde. Seine Farbenpracht wurde jetzt noch erhöht durch die warmen Töne, die der nahende Herbst über die Berge legte. Aus dem dunklen Tannengürtel traten die nackten Gipfel hervor, die frischer Schnee zart bepudert hatte. Der breite Gave de Pau folgt der Mitte des Thales, stellenweise strahlend in dem Glanz der Sonne, dann auf weiten Strecken nur das Blau des Himmels widerspiegelnd. Von allen Seiten eilen ihm klare Silberbäche zu und schwellen seine Fluthen. Erlen, Eschen und Weiden folgen ihrem Lauf; hier und dort erheben hohe Pappeln ihre schlanken Stämme; am Fuße der Berge breiten fruchtbeladene Edelkastanien ihre Laubkronen aus. Von der Schönheit dieses Thales war einst auch Thiers entzückt, der — was Wenigen bekannt sein dürfte — auch ein Werk über die Pyrenäen veröffentlicht hat[2]), — Eindrücke einer Reise, die er im November und December 1822 im Süden von Frankreich unternahm. Es behandelt freilich mehr die socialen Verhältnisse und schwingt sich nur selten zu Naturschilderungen empor. Doch gerade das Thal von Argelès wußte

[1]) Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere. Fünfte Auflage. 1887. S. 191.

[2]) Les Pyrénées et le Midi de la France. Par A. Thiers.

auch diese anzuregen. Thiers leitet den Ausflug in dieses Thal mit Betrachtungen ein, die für die Beurtheilung seiner Persönlichkeit vielleicht nicht ohne Interesse sind. Er hatte damals erst das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht, aber bereits seine Advocatur in Aix niedergelegt, um sich in Paris der Politik zu widmen. Er war Mitarbeiter am „Constitutionnel", dem damals vornehmsten Organ der liberalen Partei; ein Jahr später sollte die Herausgabe seiner „Histoire de la Révolution française" beginnen. Im Thal von Argelès meinte er den Punkt erreicht zu haben, wo er die Berge und das Hirtenleben schildern müsse[1]). Doch er wisse, daß hierzu das Publicum nunmehr zu ernst sei und auch in einem Buche über die Pyrenäen nach anderen Dingen als Felsen und Hirten suche. Jene gute Zeit sei vorüber, wo in vergoldeten Salons mit Carmin und Bleiweiß geschminkte Coquetten ihren auf rothen Absätzen stolzirenden Bewunderern nur von Alpenlandschaft, von der Frische holder Schäferinnen und von deren ehelicher Treue vorschwärmten. Man stehe der Natur nicht mehr so nahe und zöge es vor, als echte „Bourgeois" den Geschäften nachzugehen und materielle Interessen zu pflegen. So wolle er denn weder den Pic du Midi noch Barèges, noch Gavanie, noch die Rolandsbresche beschreiben und über alle diese schönen Dinge schweigen. Man würde aber doch gut thun, sie sich einmal anzusehen, bevor man nach der Schweiz oder nach Schottland reise und drei bis vier Mal größere Strecken zurücklege, um etwas zu schauen, was nicht französisch ist. Mit dieser Einleitung führt sich Thiers im Thale von Argelès ein. Er findet es „admirable" mit seinem Hintergrund von Wäldern, von Wiesen, von strömenden Gewässern und von Dörfern; er bewundert die Berge, die das Bild einfassen, bis zum Gipfel grünen oder mit Schnee und Gletschern gekrönt sind. Als er am frühen Morgen nach Saint-Savin hinauf stieg, verhüllten dichte Nebel das Thal, und als diese dann schwanden, lag es wie eine frisch entfaltete Rose zu seinen Füßen. Und „süße und tröstliche Gedanken stiegen auf in seiner Brust und erfüllten sie mit Liebe zur Natur und mit Vertrauen zu ihren Werken"[2]).

Zwischen uralten Edelcastanien verborgen liegt am Bergesabhang der Ort Saint-Savin. Er birgt die einst mächtige Abtei, von der Canterets heute noch abhängt. Sie soll auf den Ruinen des römischen Palatium Aemilianum sich erheben, und ihr Ursprung wird auf Karl den Großen zurückgeführt, dessen Paladin Roland hier die gottlosen saracenischen Riesen Alabaste und Passamont erschlug und das Kloster von ihren Angriffen befreite. Sicher ist, daß diese Abtei schon im Jahre 817 bestand, denn sie wird in dem Verzeichniß genannt, das Ludwig der Fromme von allen Abteien jener Zeit aufnehmen ließ. Sie führt ihren Namen nach dem heiligen Savin, der — Sohn eines Statthalters von Barcelona — sich als Einsiedler in diese Berge, nach Pouey-Aspé zurückgezogen hatte, einem Orte, der etwas höher am Abhang liegt, wo ihm zu Ehren auch eine kleine Capelle erbaut worden ist. Dort verrichtete er zahlreiche Wunder und starb im Geruch der Heiligkeit. Die

[1]) Ausgabe von 1877, S. 213.
[2]) l. c., S. 228.

Mönche brachten seinen Leib in das Kloster, und der Ort, der Villabencer hieß, erhielt nunmehr nach ihm den Namen. Das ursprüngliche Kloster wurde im Jahre 843 von den Normannen verbrannt, als diese das Bigorre überschwemmten. Raymond I., Graf von Bigorre, baute die Abtei im Jahre 945 von Neuem auf. Er war es, der ihr das Thal von Cauterets zum Geschenk machte. Acht Orte des Thales von Saint-Savin verbanden sich dann zu einer föderativen Republik, in welcher der Abt von Saint-Savin den Vorsitz führte. Dieser Freistaat verstand es schon damals, das Problem der politischen Gleichberechtigung der Frauen zu lösen: sie hatten dort volles Stimmrecht, und die Geschichte berichtet, daß einmal eine „Nachbarin" — denn die Bürger dieser Republik werden als „voisins", die Bürgerinnen als „voisines" bezeichnet — namens Gualhardine de Fréchou ihr Votum gegen den Beschluß aller „voisins" durchsetzte. Es lohnt sich, die Kirche von Saint-Savin zu besuchen, in der das Marmorgrab des Heiligen sich befindet. Es soll aus dem neunten Jahrhundert stammen, während die Kirche selbst, im schlichten, romanischen Stil erbaut, in das zehnte Jahrhundert zurückreicht. Bilder auf Holz, deren Ursprung man in das fünfzehnte Jahrhundert verlegt, stellen, zu beiden Seiten des Altars, Scenen aus dem Leben des heiligen Savin dar.

Die Strecke von Pierrefitte nach Lourdes legt man rasch mit der Bahn zurück. Man eilt an mancher historischen Stätte vorbei, denn wie das Béarn hatte auch das Lavedan in den ersten Jahrhunderten unserer Aera den Anprall der Vandalen, Alanen, Visigothen, Franken, Vasconen, Normannen und Aragonesen auszuhalten. Dann wurde dieses Land durch die Religionskriege verheert, die um die Burg von Lourdes, wie um einen Mittelpunkt, sich bewegten. Denn der Boden war hier gut und von jeher begehrenswerth. Der Gletscher hatte ihn durchfurcht und der spätere See mit fruchtbarem Schlamm ausgekleidet. Oestlich in den Bergen erheben sich über Beaucens die Ruinen des Schlosses, das den Vicomtes du Lavedan als Sitz diente. Und rechts und links am Abhang zeigen verfallene Thürme und Mauerreste die Spuren einstiger Macht. Doch der Fremde pflegt auf dieser Strecke seine Reise kaum noch zu unterbrechen, es sei denn, daß er sich Argelès betrachten will, einen Ort, der jetzt auch anstrebt, eine thermale Station zu werden. Von der Bahn selbst blickt man fortdauernd in eine üppige Landschaft, auf Dörfer, die in Obstgärten sich verstecken, Gelände, in denen der Weinstock an Bäumen empor rankt. Die Berge werden zusehends kleiner, doch kurz vor Lourdes versucht es der kahle Pic de Jer noch ein Mal, durch seine Höhe zu imponiren. Er steigt unvermittelt bis zu 950 Metern empor. Auf seinen Gipfel wird demnächst eine Drahtseilbahn führen und es den Pilgern ermöglichen, einen Blick in die hohen Berge bis zum schneebedeckten Vignemale zu werfen. Bald taucht für einen Augenblick der spitze, weiße Thurm der Basilica von Lourdes auf, und es zeigt sich die Burg, die den Schlüssel zu den sieben Thälern des Lavedan bildete. Elektrische Trams durchkreuzen die Eisenbahnlinie, es beleben sich die Straßen, man eilt an langen Häuserreihen vorbei, entfernt sich wieder von der Stadt und erreicht in weitem Bogen den Bahnhof von Lourdes.

Hier gibt es ein reges Treiben. Pilger aus allen Ländern drängen sich an den Zug. In ein benachbartes Coupé wird mit großer Mühe ein Kranker getragen, der also ungeheilt, um eine Hoffnung ärmer, nach Hause zurückkehrt. In mein Coupé steigt ein mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion geschmückter Herr. Alles das vollzieht sich in größter Eile. Die meisten Reisenden bleiben zurück, um den nächsten Zug zu erwarten; denn der, mit dem wir fahren, ist ein „Rapide", der nur erste Classe führt. Ein gaunerhaft aussehendes Individuum versucht im letzten Augenblick noch, sich einzudrängen, offenbar um ohne Fahrkarte durchzuschlüpfen, verschwindet aber alsbald wieder vor dem inspicirenden Beamten. — Der Vorfall hatte meinem Reisegefährten die Zunge gelöst, und er erzählte mir, wie Lourdes zur Zeit der Wallfahrten von einem derartigen Gesindel überfüllt sei. Diese Leute, sagt er, lauern dem Pilger auf, um ihn auszuplündern, und benutzen im Besonderen den Augenblick, wo Kranke im Gebet versunken sind oder in Extase gerathen, um ihnen die Taschen zu leeren. Wie Raben über Schlachtfeldern, so kreisen sie um die Basilica und die Wundergrotte; der Menschenzudrang habe den Ort ganz entsittlicht. Auch dieser Herr war mit seiner Frau und seinem kranken Kinde nach Lourdes gekommen, um die Heilung des Kindes zu erflehen. Das Kind sei leider noch kränker geworden, und so hätte die Frau sich entschlossen, Hülfe bei den Aerzten in Cauterets zu suchen. Er könne es fern von Paris nicht lange aushalten, er wäre nach Lourdes gekommen, um seiner Frau nicht zu widersprechen, die ihr Beichtvater zu dieser Reise bestimmt hätte; auch lebe er in einem Milieu, das ihm gewisse Rücksichten auflege. Im Grunde genommen sei er aber ein „Esprit fort", doch in Frankreich müsse man sich jetzt zwischen Weihwasser oder Petroleum entscheiden, und da zöge er das erstere vor.

Unser Zug hatte sich inzwischen von Lourdes entfernt. Wie eine kurze Vision war in einiger Entfernung die weiße Basilica an uns vorbei gezogen; wir sahen die zahllosen Kerzen in der Wundergrotte glühen; dann trennte uns eine Hügelreihe von dem Ort und von den hohen Bergen. Wir eilten an zahlreichen Ortschaften, an Blumengärten, Obstpflanzungen und ganzen Wäldern von Edelcastanien vorüber. Immer mehr entfernten wir uns von der Kette und sahen schließlich auf der Höhe zu unserer Rechten die palastähnlichen Gasthöfe von Pau aufleuchten. Die ganze Fahrt von Lourdes hierher hatte nur etwa vierzig Minuten gedauert.

IV.

Eine Stunde später schritt ich den Boulevard entlang, der sich am Rande des Plateaus hinzieht, auf dem Pau erbaut ist. Dieser Boulevard erstreckt sich jetzt über mehr als einen Kilometer und verbindet das alte Schloß, in welchem Heinrich IV. geboren wurde, mit dem Park von Beaumont, in dem sich das neue Casino befindet. Einzig schön ist diese Promenade mit dem freien Blick auf die ferne Gebirgskette und auf das nahe Thal, welches der Gave de Pau durchströmt. Lamartine erklärte diese Aussicht für die schönste der Welt und wollte neben ihr nur die von Neapel als gleich vollkommen

gelten lassen. Das mag übertrieben erscheinen, selten schön ist aber unter allen Umständen dieses Bild. So empfand es auch Taine[1]). Ihm wuchs das Herz in diesem unermeßlichen Raume; diese Luft zu athmen, war ihm eine Wonne; er fühlte sich wie geblendet von der Lichtfülle, die dem feurigen Himmelsgewölbe entströmte; der dahinfließende Strom erschien ihm wie ein Gurt von Edelsteinen. Voll Entzücken blickte er auf die bläuliche Kette der Pyrenäen, die einem Wolkenzug glich, duftigen Luftgebilden, Phantomen, die in der Ferne mit dem Horizont verschwimmen. Nichts war drohend und hart in diesem Bilde; seine Schönheit erschien ihm heiter, sein Genuß ganz rein. — Auch Graf Henry Russel, ein begeisterter Gebirgsfreund, fand diese Ansicht der Pyrenäen so unvergleichlich, daß er sich in Pau niederließ, nachdem er zuvor die ganze Welt durchstreift hatte. Er gibt in seinen Reiseerinnerungen[2]) an, daß er die Pyrenäen den Alpen vorziehe. Er findet ihre Töne wärmer, den Gegensatz von Licht und Schatten, von Schnee und Sonne stärker, ihre Blumen farbenreicher. Die Liebe freilich mache blind, gibt er selbst zu; er habe die Pyrenäen in sein Herz geschlossen. Ihm seien sie das Sinnbild der höchsten Poesie, eines so vollendeten Zusammenwirkens von Formen und Farben, wie er es in keinem anderen Gebirge finde.

Einen reinen Genuß verschaffte auch mir jener Abend, an dem ich im Anblick der Pyrenäen auf dem Boulevard von Pau mich niederließ. Die Sonne war bereits untergegangen, doch ihr Widerschein färbte grell den westlichen Himmel. Diese Gluth spiegelte sich in dem breiten Fluß, dessen leuchtende Wellen am Horizont in das Lichtmeer des Himmels sich zu ergießen schienen. Ueber den grünen Hügelzügen im Vordergrund des Bildes lag ein röthlich goldener Schimmer. Jenseits der Brücke, im Jurançon, strahlten die weißgetünchten Häuser rosenfarbig aus dem dunklen Laub der Bäume hervor. Ueber der Hügelreihe stieg, wie eine zackige Mauer, die gewaltige Kette der Pyrenäen empor. Dunkelblau getönt, zeichnete sie sich mit scharfem Umriß von dem erblassenden Abendhimmel ab. Jeder einzelne Gipfel in der langen Kette ließ sich unterscheiden, jeder mit Namen belegen. Achtzig Kilometer weit schweifte das Auge bis in jene Fernen, in welchen die Höhen in duftigem Nebel sich lösten. Vor allen anderen Gipfeln fesselte der Pic du Midi d'Osseau den Blick, weil er so steil, so unvermittelt über die Umgebung hinaus ragt. Man schätzt seine Entfernung von Pau auf fünfzig Kilometer, doch da er das Bild so beherrscht, nimmt man ihn gern für sich in Anspruch und pflegt ihn Pic du Midi de Pau zu nennen. Diese stolze Felspyramide hat von jeher zu Bergsport gereizt. Ihre Besteigung wurde daher lange noch vor der Zeit unternommen, in der das ästhetische Empfinden den Wanderer in die Berge zog. Der Pic du Midi d'Osseau fällt um so mehr in dem pyrenäischen Gebirgszug auf, als dieser sonst nur schwach gegliedert ist, weit weniger als die Schweizer Alpen. Während die mittlere Höhe der pyrenäischen Gipfel weit hinter der der Schweizer Alpen zurückbleibt, ergibt die Berechnung eine be-

[1]) Voyages aux Pyrénées. Neuvième Édition 1881. p. 78.
[2]) Souvenir d'un Montagnard. Pau 1888. p. 197, 456.

bedeutendere Höhe für die pyrenäischen Pässe. So kommt es, daß die Pyrenäen weit mehr den Eindruck einer zusammenhängenden Mauer machen, als dies bei den Alpen der Fall ist. Auf der ganzen Strecke des Gebirges, die längs der Départements der Haute-Garonne und der Ariège über mehr als hundert Kilometer sich erstreckt, gibt es nur einen einzigen Uebergang von Frankreich nach Spanien, der unter 2000 Metern zurückbleibt; die meisten anderen Pässe liegen zwischen 2400 und 2500 Metern. Dieser Umstand ist es, der den Centralpyrenäen ein so majestätisches Aussehen verleiht, der es auch bedingt, daß so viele Thäler dieses Gebirges in einem Riesencircus zwischen steil abfallenden Felsenmauern beginnen.

Der 2504 Meter hohe Pic d'Anis schließt das erhabene Bild nach Westen ab. Er ist der letzte Gipfel, der dort noch empor steigt. Seine anmuthige Gestalt und seine stolze Haltung fesseln das Auge, und am Abend leuchtet er in den dunklen Farben des Purpurs. Er bewacht die Grenze der baskischen Lande, und von seinem Gipfel kann man die Wellen des Oceans sich an den Küsten brechen sehen. Die Basken nennen ihn „Ahunmendi", was so viel wie „Gemsenberg" bedeutet. Jenseits des Pic d'Anis gibt es nur noch einen Gipfel, den Pic d'Orhy, dessen Höhe zweitausend Meter überschreitet[1]). Mit ihm hören die Centralpyrenäen auf, und es folgen die Westpyrenäen, ein weniger grandioses Land, dem aber seine grünen Thäler und bewaldeten Berge einen eigenen Zauber verleihen. In östlicher Richtung finden die Centralpyrenäen am Col de la Perche, erst jenseits von Andorra, ihren Abschluß; die Ostpyrenäen setzen die Kette in gewaltigen Massen bis zum Mittelmeer fort. Der letzte hohe Gipfel im Osten, der von Pau aus noch achtunggebietenden Eindruck macht, ist der Pic du Midi de Bigorre. Wie ein vorgeschobener Posten wacht er am Rande des Gebirges. Nur wenige schneebedeckte Gipfel ragen aus der Kette hervor, und vor Allem sind es wieder die Gletscher des 3298 Meter hohen Vignemale, des obersten unter den französischen Gipfeln, welche den Blick in südöstlicher Richtung auf sich lenken. Weiter noch im Osten breitet der Pic Long seine schneebedeckten Schultern über den blauen Bergen aus und hebt stolz sein kegelförmiges Haupt in den Himmel. In ästhetischer Beziehung beeinflussen die Schneemassen, die im Hochsommer und Herbst die höchsten Gipfel decken, nur in begrenztem Maße das Gesammtbild. Man begreift das leicht, wenn man erwägt, daß die Pyrenäen nur mit wenigen Gipfeln die Höhe von 3300 Metern überschreiten, der ewige Schnee auf ihrer Nordseite durchschnittlich aber erst bei 2728 Metern, auf der Südseite sogar erst bei 3046 Metern beginnt[2]). Das verhältnißmäßig trockne Klima der Pyrenäen ist einer größeren Ansammlung von Schnee überhaupt nicht günstig; besonders hat der spanische Abhang nur geringe Niederschläge aufzuweisen. Dazu kommt auf beiden Seiten der Kette die große Steilheit der Kämme, an denen der Schnee nicht haftet, und eine bestimmte Wirkung der Winde, die ihn von den Gipfeln wegfegen.

---

[1]) Er mißt 2016 Meter.

[2]) Camena d'Almeida, l. c. S. 318.

Inzwischen nahte die Nacht. Die purpurnen Töne des Westens erblaßten; der Gave färbte sich jetzt schwarz wie ein Trauerband. In Jurançon und in Gelos begannen einzelne Lichter aufzutauchen, Leuchtkäfern gleich, die plötzlich im Rasen erglimmen. Immer schärfer zeichnete sich die Mondsichel am Abendhimmel und senkte sich langsam zum Gave, spiegelte sich in seiner dunklen Fläche und schien mit ihren silbernen Strahlen die Wellen wieder aus dem Schlaf zu wecken.

Ich habe wiederholt in Pau geweilt, und jedes Mal hielt mich der Ort gefangen. Im Hôtel Gassion ist man so gut aufgehoben. Außerdem stellte ich zu meiner Freude fest, daß der Besitzer des Hôtels, Alphonse Meillon, als Archivar der Section Pau des französischen Alpenclubs über eine Bibliothek pyrenäischer Literatur von seltener Vollständigkeit verfügt. Die Mehrzahl der hier vorhandenen Werke hätte ich mir an anderen Orten nur schwer verschaffen können. Selbst bei Regen und bedecktem Himmel verging mir daher die Zeit sehr rasch, und die günstige Lage von Pau gestattete es auch dann, jeden günstigeren Augenblick zu einem lohnenden Spaziergang auszunutzen. Ich folgte entweder dem langen Boulevard bis zu den Gärten des Casino oder wanderte in entgegengesetzter Richtung innerhalb des schönen Parks, der vom Schloß sich am Flusse über einen Kilometer weit hinzieht. Alte Buchen und Eichen beschatten dort die Wege und bezaubern den Wanderer stets von Neuem durch ihre Pracht. Daher ich auch Pau in jenen Jahreszeiten den Vorzug gebe, in welchen sein schöner Park belaubt ist. Besonders anziehend fand ich den Ort im Herbst, wenn die große Hitze des Sommers geschwunden ist und die Buchen des Parkes sich herbstlich zu tönen beginnen. Freilich ist Pau dann leer und müßte diejenigen enttäuschen, welche nach den Freuden der Casinos schmachten. Denn die Saison von Pau fällt in den Winter. Die Pyrenäen sind dann mit Schnee bedeckt und gewähren in der That einen großartigen Anblick; doch der Contrast fehlt, denn die Landschaft ist kahl, die Bäume ohne Blätter. Was an immergrünen Gewächsen auf den Plätzen und in den Gärten von Pau sich findet, kommt für den Gesammteindruck nicht in Betracht. In dem Park strecken aber die entlaubten Bäume trauernd ihre kahlen Aeste zum Himmel empor. Dafür gibt es Theater, Concerte, Hazardspiel, alle Arten von Sport bis zum Fuchstreiben, und die Hôtels füllten sich mit vornehmer Gesellschaft, die besonders England entsendet. — Wer im Mai in Pau etwa weilen sollte, würde das Thal im Frühlingsschmuck und die Gebirgskette in ihrem Winterkleid sehen. Doch wer vermag in dieser Zeit zu reisen! Auch ist das Innere des Gebirges dann noch unzugänglich.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Ueber den Entwurf eines neuen Gesetzes,

betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst.

[Nachdruck untersagt.]

Der seiner Zeit im Reichs-Justizamt ausgearbeitete Entwurf eines Gesetzes, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, ist nunmehr, nachdem er der Prüfung und Beurtheilung der betheiligten Berufskreise unterbreitet und daraufhin in verschiedenen Punkten einer nochmaligen Umarbeitung unterzogen ist, dem Reichstage zugegangen.

Der Entwurf ist das Ergebniß eingehender Berathungen, an denen Schriftsteller aus den Gebieten der schönen Literatur und der Wissenschaft, Vertreter der Tagespresse und der Zeitschriften-Literatur, Buch- und Musikalienverleger, Componisten und Concertunternehmer Theil genommen haben; er soll die Grundlage für ein neues, gemeinsames deutsches Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst bilden, welches, im Wesentlichen auf den bewährten Grundsätzen des bisherigen Nachdrucksgesetzes vom 11. Juni 1870 aufgebaut, dem gegenwärtigen Stande der Reichsgesetzgebung und den jetzigen berechtigten wissenschaftlichen Anschauungen auf dem Gebiete des Urheberrechts entsprechen und zugleich der Entwicklung angepaßt sein soll, welche das internationale Urheberrecht inzwischen erfahren hat.

In Bezug auf die Anordnung des Stoffes weicht der Entwurf von dem bestehenden Gesetz insofern ab, als er zur Vermeidung von Wiederholungen und fortgesetzten Hinweisungen auf vorhergehende Bestimmungen die einzelnen Gattungen der geschützten Geisteserzeugnisse, d. h. Schriftwerke, wissenschaftliche und technische Zeichnungen und musikalische Compositionen, nicht mehr besonders behandelt, sondern die Vorschriften in Betreff sämmtlicher Werke thunlichst vereinigt und auch die Befugniß zur öffentlichen Aufführung dramatischer, musikalischer oder musikalisch-dramatischer Werke nicht mehr für sich, sondern in Verbindung mit den sonstigen Befugnissen des Urhebers als Ausfluß eines und desselben Rechtes behandelt.

Inhaltlich zerfällt der Entwurf in fünf Abschnitte, von denen der erste die Voraussetzungen des Urheberschutzes, der zweite die Befugnisse des Urhebers und der dritte die Dauer des Schutzes feststellt, während der vierte Abschnitt von den Rechtsverletzungen handelt und der fünfte eine Reihe von Schluß- und Uebergangsbestimmungen enthält.

Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Bestimmungen des Entwurfes genauer zu erörtern oder einer eingehenderen Kritik zu unterziehen; es wird genügen, die wesentlichsten Abweichungen des Entwurfes von dem bestehenden Rechte hervorzuheben. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Objecte des Rechtsschutzes dieselben bleiben sollen wie bisher, d. h. also Schriftwerke und dem Zwecke der

Erbauung, der Belehrung oder der Unterhaltung dienende Vorträge oder Reden, Werke der Tonkunst und Abbildungen (jetzt auch plastische Darstellungen) wissenschaftlicher oder technischer Art, welche nicht ihrem Hauptzwecke nach als Kunstwerke zu betrachten sind. Eine Begriffsbestimmung des „Schriftwerkes" hat auch der neue Entwurf nicht gegeben; es kann aber einem Zweifel nicht unterliegen, daß auch künftig, dem bisherigen Recht entsprechend, grundsätzlich nur solchen literarischen Erzeugnissen der Schutz gegen Nachdruck gewährt werden soll, welche sich als das Product einer eigenen geistigen Thätigkeit ihres Verfassers darstellen.

Die Befugnisse des Urhebers sind gegenüber dem bestehenden Recht nicht unwesentlich erweitert und verstärkt. Während das Gesetz vom 11. Juni 1870 dem Urheber nur das ausschließliche Recht der mechanischen Vervielfältigung gewährt, gibt der Entwurf dem Urheber die ausschließliche Befugniß zu jeder Art der Vervielfältigung und gewerbsmäßigen Verbreitung. Auch soll der Urheber, so lange nicht der wesentliche Inhalt des Werkes öffentlich mitgetheilt ist, ausschließlich zu einer solchen Mittheilung befugt sein. Das Urheberrecht an einem Bühnenwerk oder an einem Werke der Tonkunst soll ferner auch die ausschließliche Befugniß enthalten, das Werk öffentlich aufzuführen, ohne daß es, wie nach dem bestehenden Gesetz, bei Werken der Tonkunst eines besonderen Vorbehaltes bedarf, und jeder Urheber eines schutzberechtigten Schriftwerkes oder Vortrages soll fortan auch, so lange nicht das Werk erschienen ist, die ausschließliche Befugniß haben, das Werk öffentlich vorzutragen. Diese ausschließlichen Befugnisse, die dem Urheber in Ansehung des Werkes selbst zustehen, sollen sich auch auf die Bearbeitungen des Werkes, insbesondere auf die Uebersetzung in eine andere Sprache oder in eine andere Mundart derselben Sprache, auch wenn die Uebersetzung in gebundener Form abgefaßt ist, auf die Rückübersetzung in die Sprache des Originals, die Wiedergabe einer Erzählung in dramatischer Form oder eines Bühnenwerkes in Form einer Erzählung, sowie auf die Herstellung von Auszügen aus Werken der Tonkunst, sowie von Einrichtungen solcher Werke für einzelne Instrumente oder Stimmen erstrecken. Im Uebrigen soll die freie Benutzung eines fremden Werkes wie bisher zulässig sein, wenn dadurch eine eigenthümliche Schöpfung hervorgebracht wird, wobei jedoch zu bemerken ist, daß bei einem Werke der Tonkunst fortan jede Benutzung unzulässig sein soll, durch welche erkennbare Melodien dem Werke entnommen und einer neuen Arbeit zu Grunde gelegt werden. Die Interessen der Zeitungen und Zeitschriften sind im Entwurf in ausreichender Weise gewahrt. Thatsächliche Mittheilungen, die zu den Tagesneuigkeiten oder vermischten Nachrichten gehören, sollen, wenn der Abdruck ohne wesentliche Aenderung des Inhalts geschieht, aus Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt werden können, und ebenso soll, aber nur mit Quellenangabe, der Abdruck einzelner Artikel aus Zeitungen gestattet sein, wenn die Artikel nicht mit dem Verbote des Nachdrucks oder einem allgemeinen Verbote des Nachdrucks versehen sind. Der Abdruck von Ausarbeitungen wissenschaftlichen oder unterhaltenden Inhalts soll wie bisher in jedem Falle unzulässig sein. Im Interesse des allgemeinen literarischen Verkehrs hat endlich auch der neue Entwurf die Ausnahmen von dem strengen Nachdrucksverbot, die sich in dem jetzigen Nachdrucksgesetze vorfinden (Citiren, Aufnahme kleinerer Theile ꝛc.), im Wesentlichen aufrecht erhalten. Zu bedauern ist nur, daß der Entwurf die Herstellung von Anthologien, Commersbüchern u. dergl. ganz wesentlich dadurch erschweren will, daß fortan die Genehmigung der einzelnen Autoren zur Aufnahme ihrer Gedichte ꝛc. in diese Sammlungen erforderlich sein soll. Mehrfache Anträge betheiligter Kreise, es in dieser Beziehung bei den bewährten Bestimmungen des jetzigen Gesetzes zu belassen, sind leider ohne Erfolg geblieben.

Der Schutz des Urheberrechts soll im Allgemeinen endigen, wenn seit dem Tode des Urhebers dreißig Jahre und außerdem seit der ersten Veröffentlichung des Werkes zehn Jahre abgelaufen sind. Nur für die ausschließliche Befugniß zur öffentlichen Aufführung eines Bühnenwerkes oder eines Werkes der Tonkunst soll

an die Stelle der Frist von dreißig Jahren eine fünfzigjährige Frist treten. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man in dieser Ausnahmebestimmung eine Concession an die Musikalienverleger erblickt, die andererseits eine ganz wesentliche Einschränkung ihrer bisherigen Rechte dadurch erleiden sollen, daß es fernerhin als Nachdruck eines Werkes der Tonkunst nicht angesehen werden soll, wenn das Werk nach seinem Erscheinen auf Vorrichtungen (auswechselbare Scheiben, Platten, Walzen, Bänder u. dergl.) für solche Instrumente übertragen wird, welche zur mechanischen Wiedergabe von Musikstücken dienen.

Was die Bestrafung der Rechtsverletzungen anlangt, so hat der Entwurf in Abweichung von dem bestehenden Rechte leider die Bestimmung getroffen, daß nur der vorsätzliche Nachdruck bestraft werden soll. Der Entwurf schließt sich hierin dem neuen österreichischen Urheberrecht an, übersieht aber durchaus, daß er mit der Ausschließung der strafrechtlichen Verfolgbarkeit des fahrlässigen Nachdrucks thatsächlich die Interessen des deutschen Buchgewerbes ebenso sehr wie diejenigen der Autoren schädigt. Der deutsche Juristentag hat sich bei seiner letzten Tagung einstimmig für die Beibehaltung der Strafbarkeit des fahrlässigen Nachdrucks ausgesprochen; es ist zu hoffen, daß auch der Reichstag den Standpunkt des bestehenden Rechtes wahrt und auch die fahrlässigen Eingriffe in das Urheberrecht einer criminellen Bestrafung unterwirft. Die sonstigen Strafbestimmungen des Entwurfes sind zum Theil unnöthig hart und bedürfen wohl einer wesentlichen Herabminderung; es zeugt offenbar von einem unbegründeten Mißtrauen gegen den Verleger, wenn derselbe wegen Vornahme vorsätzlicher Aenderungen an dem Titel eines Werkes, von Kürzungen oder sonstigen Aenderungen mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark bestraft werden soll.

Von derartigen Bestimmungen abgesehen kann man aber den neuen Entwurf des Urheberrechts durchweg als einen solchen bezeichnen, der die Interessen des Buchhandels und der Autoren in gleicher Weise ausreichend wahrt und seinen Zweck, eine feste Grundlage für ein einheitliches Urheberrecht zu bilden, durchaus zu erfüllen im Stande ist. Von besonderer Bedeutung ist es in dieser Beziehung auch, daß der Entwurf das altbewährte Institut der Sachverständigen-Vereine beibehalten hat, die bisher wesentlich zur Ausbildung fester, gleichmäßiger Gesetzesauslegung beigetragen haben und ohne Zweifel diese ihre Aufgabe auch fernerhin erfüllen werden.

De.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte December.

Der deutsche Reichskanzler, Graf von Bülow, hat bei der ersten Berathung des Budgets im Reichstage zu wiederholten Malen Veranlassung genommen, Aufklärungen über das Verhalten gegenüber der Reise des Präsidenten Krüger zu geben. Hierbei unterließ der leitende Staatsmann nicht, auf die maßgebenden Grundsätze hinzuweisen, die ihm bei der Behandlung aller Fragen der auswärtigen Politik im Interesse der Zukunft und der Sicherheit des deutschen Volkes als Richtschnur dienen müssen. Da aus Anlaß der an den Präsidenten der südafrikanischen Republik gerichteten Benachrichtigung, er könne in Berlin vom deutschen Kaiser nicht empfangen werden, von den „alldeutschen" Organen mit besonderem Nachdrucke an die im Frühjahr 1896 an den Präsidenten Krüger gerichtete Depesche erinnert worden ist, wies der deutsche Reichskanzler nach, welche politische Lage für Deutschland damals sich unmittelbar ergeben habe. „Ich begehe keine diplomatische Indiscretion," betonte Graf von Bülow, „wenn ich sage, daß dieses Telegramm jedenfalls das Verdienst gehabt hat, durch die Aufnahme, welche es fand, nicht in Deutschland, sondern außerhalb Deutschlands, die Situation insofern für uns aufzuklären, als diese Aufnahme gar keinen Zweifel darüber ließ, daß wir im Falle eines Conflicts mit England in Südafrika auf unsere eigenen Kräfte angewiesen sein würden." Man wird mit einiger Sicherheit annehmen dürfen, daß insbesondere der diplomatische Vertreter Frankreichs in London damals sich dem englischen Premierminister gegenüber in einem Sinne äußerte, der auf Alles eher schließen ließ als ein gemeinsames Vorgehen mit Deutschland. Die Depesche bezog sich auch gar nicht auf den regulären Krieg zwischen Großbritannien und den südafrikanischen Republiken, sondern auf das Flibustier-Unternehmen Jameson's, das von der englischen Regierung selbst verurtheilt worden ist.

Entscheidend für das ganze Verhalten des Leiters der deutschen auswärtigen Politik mußte in der That die Zukunft und Sicherheit des eigenen Landes sein. Mit welchen Mitteln hätte wohl eine active Unterstützung der südafrikanischen Republiken erfolgen sollen? Dieselben Erwägungen stehen auch jetzt einer Vermittlung oder Intervention entgegen, die von England mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden. Um auch nicht den leisesten Schimmer trügerischer Erwartungen zu erregen, ließ der deutsche Kaiser den Präsidenten Krüger bereits in Paris davon in Kenntniß setzen, daß er in Berlin auf keinen officiellen Empfang und auf keine persönliche Begegnung rechnen könne. So wurde eine klare Situation geschaffen, die zu keiner Mißdeutung Anlaß bieten kann. Daß das deutsche Volk für den Präsidenten Krüger und die tapferen Buren innige Sympathien hegt, ist eine so offenkundige Thatsache, daß diese keiner weiteren Kundgebungen bedurfte. Diesen durchaus berechtigten Sympathien hat auch der deutsche Reichskanzler Ausdruck geliehen. Nur durfte die Staatsraison, die salus publica, als oberstes Gesetz hinter solchen Gefühlen nicht zurückstehen.

Am 18. Januar feiert das preußische Königshaus den zweihundertjährigen Gedenktag der Erhebung des Kurfürstenthums Brandenburg zum Königreich Preußen. Wie bedeutsam auch dieser Tag für die Geschichte Preußens sein mag: zu einer geräuschvollen Feier liegt um so weniger Veranlassung vor, als deutsche Soldaten fern von der Heimath unter den Waffen stehen, um, falls die Verhältnisse es erheischen, in weiteren Kämpfen treueste Pflichterfüllung zu bethätigen.

Wohl darf die Hoffnung gehegt werden, daß es nun endlich gelingen wird, auf diplomatischem Wege das angestrebte Ziel einer ausreichenden Genugthuung für die von chinesischer Seite verübten schweren Verletzungen des Völkerrechts, sowie sichere Bürgschaften für die Zukunft zu erlangen. Ob der Gesammtheit der an China zu richtenden Forderungen die Bezeichnung als „décision irrévocable“ oder ein anderer Name beigelegt wird, erscheint von untergeordneter Bedeutung, vorausgesetzt, daß alle betheiligten Mächte keinen Zweifel an der Unverbrüchlichkeit ihrer Willensmeinung bestehen lassen. Auch in der Botschaft, die der neu gewählte Präsident der Vereinigten Staaten am 2. December an den Congreß gerichtet hat, wird als Nothwendigkeit betont: „ein Exempel zu statuiren durch die Bestrafung Derjenigen, durch deren Schuld wir und andere Nationen schwer geschädigt worden sind; denn die wahren Schuldigen sind die schlechten Rathgeber, die das Urtheil des Kaisers von China getrübt und dessen Autorität zu ihren eigenen verwerflichen Zwecken gemißbraucht haben“.

Ueber die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland enthält die Botschaft Mac Kinley's bemerkenswerthe Mittheilungen, indem als der Grundton dieser Beziehungen der auf beiden Seiten herrschende „good will“ bezeichnet wird. Wie hervorgehoben wird, daß die Regelung der Samoa-Angelegenheit gute Ergebnisse hatte, darf auch der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß in den übrigen schwebenden Fragen nicht minder eine Einigung erzielt werde. Jenseits des Weltmeeres verhehlt man sich ebenso wenig wie in Deutschland, daß die beiden großen Nationen durch zahlreiche Interessen mit einander verknüpft sind, die sowohl auf politischem als auch auf wirthschaftlichem Gebiete liegen.

Um die rechtzeitige Fertigstellung des Budgets zu ermöglichen, was bisher regelmäßig nicht der Fall war, hat die französische Deputirtenkammer beim Beginne ihrer außerordentlichen Session ein sehr verständiges Arbeitsprogramm beschlossen, nämlich ihre Vormittagssitzungen im Wesentlichen der Berathung des Staatshaushalts zu widmen. In den Nachmittagssitzungen sollten dann die verschiedenen von der Regierung eingebrachten Gesetzentwürfe zur Erörterung gelangen, in denen die seit geraumer Zeit angekündigten Reformen der Staatsverwaltung ihre Verwirklichung finden würden. Ein Tag der Woche werde für die aus der Initiative der Deputirtenkammer selbst hervorgehenden Anträge offen gehalten. Von Anfang an fehlte es jedoch nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden konnte, daß alle guten Vorsätze an der Taktik der Oppositionsparteien scheitern werden. Schon die Amnestievorlage, die am 6. December auf der Tagesordnung der Deputirtenkammer stand, sollte zu Zwecken derselben dienen, wogegen aber der Conseilpräsident Waldeck-Rousseau überzeugend ausführte, er habe die allgemeine Amnestie deshalb nicht beantragt, weil die Regierung nicht das Land einer neuen Erregung aussetzen wolle. In den letzten Monaten hat sich in der That gezeigt, daß in Frankreich ein Zustand der Beruhigung eingetreten ist. Nicht minder ist durch die Niederlage des Präsidenten des Pariser Gemeinderathes, Grébeauval, bei der Wahl in Toulon erhärtet worden, daß das Land, im Gegensatze zur Hauptstadt, dem das Ausland nicht minder als die constituirten Gewalten im Inneren herausfordernden Nationalismus durchaus nicht blind ergeben ist.

Als ein typisches Beispiel darf in dieser Hinsicht die Rede bezeichnet werden, die der frühere Kriegsminister General Mercier am 4. December im Senate bei der Discussion der Marinevorlage gehalten hat. Diese Ausführungen gipfelten in dem Hinweise, daß Frankreich sich auf den Offensivkrieg gegen England vorbereiten

müsse. Ohne der Rede des früheren Kriegsministers eine übermäßige Bedeutung zuzuschreiben, da er dem activen Dienste nicht mehr angehört, darf man sich doch nicht verhehlen, daß General Mercier die in den nationalistischen Kreisen Frankreichs herrschenden Anschauungen wiedergibt, die auch während des Aufenthaltes des Präsidenten Krüger in Paris mit ihrer gegen England gerichteten Tendenz zum lärmenden Ausdrucke gebracht wurden. Der frühere französische Kriegsminister beschränkte sich nicht darauf, theoretisch die Frage eines Krieges gegen England und die Möglichkeit der Landung eines französischen Expeditionscorps jenseits des Canals zu erörtern, sondern er schlug ganz ernsthaft eine Resolution des Inhalts vor: „Der Senat fordert die Regierung auf, die Bestimmungen über die Mobilisirung der Streitkräfte des Landheeres und der Marine durch die Vorbereitung alles desjenigen zu vervollständigen, was nothwendig ist, um so rasch wie möglich ein Expeditionscorps einzuschiffen." Mit Entschiedenheit wies der Senatspräsident Fallières allerdings darauf hin, daß der Marineminister und die Regierung niemals eine solche Resolution annehmen würden. Daß ein solcher Vorgang sich jedoch inmitten einer parlamentarischen Körperschaft abgespielt hat, die besonders berufen erscheint, in maßvoller Weise zu wirken, zeigt, wie leicht durch die nationalistischen Ausschreitungen in Wort und That die internationalen Beziehungen Frankreichs gefährdet werden könnten. Der französischen Regierung gebührt die Anerkennung, daß sie bisher den Nationalisten stets ein Paroli zu bieten vermocht hat.

Freilich fehlte es diesen bisher an einem entschlossenen Führer, aber aus gewissen Anzeichen darf man folgern, daß gerade im bonapartistischen Feldlager Bemühungen gemacht werden, die auf eine Beseitigung der bestehenden republikanischen Einrichtungen abzielen. Nur ist es, wie mehrfach angenommen wird, nicht der Prinz Victor, sondern der Prinz Louis Napoléon, auf den ein Theil der imperialistischen Partei seine Hoffnungen setzt. Da nach dem von den parlamentarischen Körperschaften Frankreichs gegen die „Prätendenten" erlassenen Gesetze nur die Häupter des orléanistischen Königshauses und des bonapartistischen Kaiserhauses aus Frankreich verbannt sind, war der Prinz Louis Napoléon, der der russischen Armee als General angehört, unlängst wieder zu längerem Aufenthalte in Paris. Dort ist es insbesondere die Prinzessin Mathilde Bonaparte, die Tochter Jérôme's, des ehemaligen Königs von Westfalen, die in unauffälliger Weise für den russischen General als Wiederhersteller des Kaiserreiches Stimmung machen soll, während sie diesen zugleich von jedem Schritte zurückhält, der den Argwohn der republikanischen Machthaber erregen könnte. In bonapartistischen Blättern wird der Plan einer Vermählung der Tochter des russischen Großfürsten Wladimir, Helene, mit dem Prinzen Louis Napoléon erörtert, und noch in diesen Tagen fehlte es nicht an Andeutungen über die Rolle, welche die Prinzessin Mathilde, die selbst früher mit dem russischen Fürsten Anatolij Demidoff vermählt war, dabei spielt. Da die Prinzessin , die, wie aus jedem Bande des „Journal des Goncourt" erhellt, früher mit Vorliebe einen literarischen Salon hielt, in den letzten Jahren zu den Nationalisten in Frankreich gute Beziehungen pflegt, müßte das Gelingen des Heirathsprojectes die Aufmerksamkeit der französischen Republikaner in nicht gewöhnlichem Maße beschäftigen.

Auch in Spanien ist es die bevorstehende Vermählung der Prinzessin von Asturien, der älteren Schwester des Königs Alfons' XIII., mit dem zweiten Sohne des Grafen von Caserta, wodurch nicht bloß die öffentliche Meinung, sondern nicht minder ein politisches Interesse erregt wird. In Anbetracht des noch nicht gefestigten Gesundheitszustandes des jungen Königs von Spanien ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Prinzessin von Asturien nach spanischem Thronfolgerecht zur Regierung berufen würde. Ohne den Empfindlichkeiten, die in Italien im Hinblick auf den Grafen von Caserta als Mitglied des früheren Königshauses von Neapel geweckt werden könnten, allzu großes Gewicht beizulegen, haben doch Persönlichkeiten wie Sagasta mit ihrem Bedenken nicht

zurückgehalten, da gerade der Graf von Caserta aus seinen Sympathien für Don Carlos vor Jahren kein Hehl machte. Daß Romero Robledo, der seiner Zeit dem conservativen Ministerium angehörte, in den Cortes selbst Einwendungen gegen das Eheproject erhob, fällt minder schwer ins Gewicht, weil dieser conservative Dissident seit geraumer Zeit um jeden Preis Opposition macht. Immerhin haben verschiedene Vorgänge unlängst gezeigt, daß die Regierung im Interesse der Dynastie es nicht an Vorsicht fehlen lassen darf.

Sogar eine carlistische Schilderhebung wurde aus Catalonien gemeldet, und unzweifelhaft ist, daß daselbst zahlreiche Verhaftungen erfolgten, daß Waffenniederlagen aufgefunden und mit Beschlag belegt wurden. Andererseits erscheint bemerkenswerth, daß der Generalcapitän von Madrid, General Weyler, der selbst von seiner früheren Wirksamkeit als Generalcapitän Cataloniens her die Verhältnisse dort sehr genau kennt, die carlistische Gefahr für beseitigt erklärte. Nur schien dieser Optimismus schlecht im Einklange mit dem Verhalten des dem General befreundeten Ministeriums Azcarraga zu stehen, das die constitutionellen Garantien im Lande suspendirte und diesen Zustand auch jetzt noch, nachdem die carlistische Schilderhebung vollständig gescheitert ist, aufrecht erhält.

Das Vorgehen des Ministeriums Azcarraga wurde unter Anderem in der Weise gedeutet, daß durch die strengen Maßnahmen gegen die Carlisten jeder Verdacht entkräftet werden sollte, wonach die Vermählung der Prinzessin von Asturien mit dem Sohne des Grafen von Caserta ein Zugeständniß an den Carlismus bedeuten würde. Gute Kenner Spaniens halten dafür, daß es in diesem Lande nicht an Zündstoff fehle, und wenn auch augenblicklich eine unmittelbare Gefahr für die Dynastie nicht vorhanden, so ist doch unleugbar durch das in der spanischen Presse lebhaft erörterte Vermählungsproject vielfach Mißtrauen hervorgerufen worden und hierfür bezeichnend, daß Romero Robledo, der seit Jahren nach einer Gelegenheit ausschaut, um wieder politischen Einfluß zu erlangen, in den Cortes dieses Project offen bekämpft hat, indem er sich auf den Widerspruch der früheren Königin Isabella berief und verlangte, daß die Volljährigkeit des Königs Alfons' XIII. abgewartet werden sollte. Daß die Regierung selbst mit der offenkundig bestehenden Mißstimmung im Lande rechnet, erhellt deutlich aus der Zurückhaltung, mit der sie ankündigen ließ, die an die Cortes zu richtende Botschaft würde nicht einmal die nähere Bezeichnung des Bräutigams enthalten. Hierdurch soll der Vermählung gewissermaßen der Charakter eines Familienactes gewahrt werden, wie denn auch der Gatte der Prinzessin von Asturien keine Apanage aus der Civilliste erhalten und nur zum „infante honorario" ernannt werden soll.

Die Besorgnisse der Regierung finden wohl auch darin ihre Erklärung, daß die Unión nacional, die Vereinigung der spanischen Handelskammern und anderer gleich dieser umfassende Reformen in der Staatsverwaltung anstrebenden Körperschaften, ihre gegen das gegenwärtige Régime eingeleitete Bewegung unter der Führung ihres Chefs Paraiso fortsetzt. Muß daher der Marineminister, nachdem im Kriege gegen die Vereinigten Staaten ein großer Theil der Flotte eingebüßt worden ist, für den Bau neuer Kriegsschiffe eintreten, so erscheint es als ein Gebot der Staatserhaltung, andere Budgets zu ermäßigen. Wie die conservativen Staatsmänner haben aber auch die liberalen nicht den Muth, das übermäßige Cultusbudget, die Dotationen der hohen Geistlichkeit einzuschränken. Angesichts all' dieser mannigfachen Schwierigkeiten der Lage wird angenommen, daß der liberale Parteiführer Sagasta nach der Vermählung der Prinzessin von Asturien wieder ans Staatsruder berufen werden könnte. Ob Sagasta bei seinem hohen Alter — er ist am 21. Juli 1827 geboren — im Stande sein würde, auf allen Gebieten der Staatsverwaltung Reformen durchzuführen, muß immerhin zweifelhaft erscheinen.

Die parlamentarische Stellung des italienischen Ministeriums Saracco gilt gleichfalls als sehr problematisch. Abgesehen davon, daß der italienische Conseilpräsident, durch sein hohes Lebensalter an thatkräftiger Initiative behindert, bisher

nicht das Geringste zu leisten vermocht hat, kann er auch die Geister, die er bei der Uebernahme der Regierung rief, nicht mehr los werden. Damals stützte sich der Ministerpräsident unter Anderem auf die Socialisten, denen vor Allem daran gelegen war, die gegen ihre parlamentarische Obstruction gerichtete Geschäftsordnung beseitigt zu sehen. An Zugeständnissen an die äußerste Linke ließ Saracco es nicht fehlen; nur hätte er sich von Anfang an nicht verhehlen dürfen, daß es mit der Freundschaft der antimonarchischen Gruppen sogleich ein Ende haben würde, wenn diese nicht mehr ihren Willen durchzusetzen vermöchten. Allerdings übermittelte das Ministerium vor der Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten dem Könige einen Bericht, in dem eine Art Regierungsprogramm entwickelt werden sollte. In Wirklichkeit enthielt dieser aber keinen einzigen fest umrissenen Entwurf, der als Lösung eines der zahlreichen Probleme gelten könnte, die seit geraumer Zeit den italienischen Staatsmännern am Herzen liegen müssen. Wie seiner Zeit der Fall Notarbartolo auf der Insel Sicilien auf das verbrecherische Treiben der Mafia grelle Streiflichter fallen ließ, ist unlängst in der städtischen Verwaltung Neapels eine Corruption enthüllt worden, die jedes Maß übersteigt und das Gegenstück der sicilianischen Mafia, die Camorra, in drastischer Weise zur Anschauung brachte. Hier hätte also vor Allem der Hebel angesetzt werden müssen, da die Verhaftungen und eingeleiteten Processe, die sowohl aus Sicilien als auch aus Neapel gemeldet wurden, nach den bisher gemachten Erfahrungen keineswegs verbürgen, daß der aus der Zeit der Bourbonenherrschaft überlieferte Krebsschaden einer verbrecherischen Corruption endlich beseitigt werden wird. Das Regierungsprogramm Saracco's fiel dagegen durch seine Farblosigkeit auf.

Wie wenig das Ministerium auf eine geschlossene Regierungsmehrheit im Parlament zählen kann, ergibt sich unter Anderem daraus, daß es von seinen Freunden der äußersten Linken durch eine Abstimmung überrascht wurde, die die Militärgerichte ohne Weiteres für beseitigt erklärte und dem Kriegsminister nahe legte, seine Entlassung zu nehmen. Das Haus war so schwach besucht, die Mehrheit, mit der der Antrag zur Annahme gelangte, so gering, daß von einer ernsthaften parlamentarischen Niederlage der Regierung allerdings nicht die Rede sein konnte. Trotzdem schien es zunächst, daß der Kriegsminister aus der gleichsam eine Ueberrumpelung darstellenden Abstimmung der Deputirtenkammer ernsthafte Consequenzen ziehen würde. Das Votum hatte auch unzweifelhaft einen politischen Charakter, da die Socialisten die Militärgerichte dafür büßen lassen wollten, daß sie nach den socialistischen Ruhestörungen in Mailand auf allzu strenge Strafen erkannt hatten. Da diese später in der Berufungsinstanz von den competenten Civilgerichten gemildert, ja in einzelnen Fällen sogar völlig aufgehoben worden waren, fanden sich in der Deputirtenkammer auch in anderen Parteigruppen Mitglieder, die unter dem frischen Eindrucke eines solchen freisprechenden Urtheils dem Antrage auf Beseitigung der Militärgerichte zustimmten. Der Senat wird sich jedoch kaum bereit finden lassen, einer ebenso impulsiven wie den monarchischen Einrichtungen Italiens kaum entsprechenden Politik seine Genehmigung zu ertheilen.

Da aber Saracco und sein Ministerium auch in Zukunft ihre Existenzbedingungen nicht werden verleugnen können, vielmehr stets in einer gewissen Abhängigkeit von der äußersten Linken bleiben werden, gilt in den parlamentarischen Kreisen Italiens als sicher, daß eine Krisis in absehbarer Zeit unvermeidlich ist.

Literarische Rundschau.

Einige neue Bücher.

[Nachdruck untersagt.]

4.

Neapolitanisches Volksleben. Vier Erzählungen von Charles Grant Autorisirte Uebersetzung. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1900.

Die letzten Vorgänge in Neapel, die den Anschein einer gewissen Unheilbarkeit auf die städtische Verwaltung der Häuser- und Menschenmassen werfen, welche „Parthenope's schattigen Busen" umdrängen — ich setze hinzu: wie Schlegel einst sang, denn Schlegel fängt an, vergessen zu werden —, lassen ein Buch an Interesse zunehmen, welches als Uebersetzung eines englischen kürzlich erschienen ist, ein Buch, das ich mit Theilnahme zu lesen begann, dann, weil es mich in eine unangenehme Stimmung versetzte, fortlegte, darauf doch wieder aufnahm und, nachdem sich dieser Wechsel einige Male wiederholte, zu Ende brachte. Goethe's Wort: „Zu viel Wahrheit ist ein fataler Genuß," paßte hier durchaus. Diese Lectüre bringt die Verführung mit sich, nicht nur das Leben der neapolitanischen Bevölkerung, sondern gleich das gesammte irdische Dasein als hier in nackter Wirklichkeit geschildert zu sehen. Denn in den Beweggründen, aus denen die Menschen überhaupt handeln, mischen sich hohe und niedrige Gedanken hier wie vielleicht überall sonst. Ein Engländer, Mr. Charles Grant (ein Freund Dohrn's, des naturwissenschaftlichen Beherrschers des Golfes von Neapel), hat eine Reihe seiner jugendlichen Jahre dort gelebt, als in seinen Neigungen unsteter Weltbeobachter Umgang in den unteren Schichten der Bevölkerung Neapels gesucht und gefunden und aus den in ihm sich ausstauenden Erlebnissen ein Phantasiegebäude wahrhaftiger Art zusammengeschichtet, in das jene neuesten Begebenheiten, von denen die Zeitungen berichten, hineinpassen, als seien sie Capitel des Buches. Man empfindet, daß Grant den Hintergrund gemalt habe für alle Ausbrüche des moralischen Kraters Neapel, die in Vergangenheit und Zukunft liegen, daß die von ihm geschilderten Menschen beider Geschlechter und aller Altersstufen Typen seien, wie sie von jeher vielleicht dort walteten und in tausend Jahren noch unter anderen Namen porträtähnlich ihr Wesen treiben könnten. Das Wort „widerwärtig" darf hier nicht ungebraucht bleiben, da Alles in diesen Verhältnissen und Menschen unserer germanischen Natur zuwider ist und doch gerade unserer verständnißvollen germanischen Natur, der die Ereignisse so leicht als historisch nothwendig erscheinen, erträglich ist. Denn es wird das Abscheuliche sogar mit Antheil von uns verfolgt, und es bewahrt trotzdem und alledem Neapel und sein Volk den Reiz, der in Jedem bei uns erweckt wird, der „Santa Lucia" an Ort und Stelle, sei es aus dem Munde noch so verwerflichen Gesindels, zur Mandoline einmal singen hörte. 1857 bin ich selber zum ersten Male dahin gekommen.

Noch bestand zu jener Zeit das Regno der Bourbonen, noch nichts aber von der heute schon voll ausgebildeten Welteleganz dort. Nichts von den gemeinnützigen Hafenbauten, die das Ufer des Meerbusens in den harten steinernen Weg verwandelt haben, der Dohrn's Institut von den Gewässern trennt, aus denen der märchenhafte Inhalt seiner Glaskästen gefischt wurde. Dicht heran tänzelten damals die Wellen, und auf ihrer Fläche spiegelte sich der freundliche kleine Bau, dessen obere Hallen Desmaree's Fresken schmücken. Weltentrückt fühlte man sich. In den Giardini reali spielte Abends die Militärmusik der Garden des Rè Bomba, und zum Balkon meines Hôtels dicht dabei, in dem ich (im Monat August!) der einzige Fremde damals war, dröhnte alle Stunden der Nacht derselbe Lärm empor, dieselbe feuchte Hitze und derselbe Gestank, und über Alles hinaus der langgestreckt sich ins Meer hinab ziehende feurige Streifen, der die eine Seite des Vesuv zeichnete.

Ich hatte einige Monate der allmächtigen Stille hinter mir, wie sie Rom, in den Zeiten Antonelli's und Pio Nono's, damals ausathmete. Wie glücklich war ich dort gewesen! Der einzige Mensch vielleicht, der sich jenerzeit in Rom um die Werke Michelangelo's kümmerte. Ich war immer ganz allein, wenn ich zu ihnen pilgerte. Das Wort „Kunstgelehrter" fing erst an, gebraucht zu werden, und wen man so anredete, wehrte den Titel lieber ab. Ich machte mich zur Abwechslung für einige Wochen nach Neapel auf. Meine paar Bücher lagen im Koffer obenauf, Vasari's Band XIII (Ed. Lemonnier 1843) mit der Vita des Michelangelo bot sich breit den Blicken dar, als er dem Oberhaupte der Dogana von Neapel geöffnet zugeschoben wurde. Der Herr war breitschultrig, hoch, trug einen eleganten Frack, weiße Halsbinde und ragte unter den anderen Beamten hervor, etwa wie ein berühmter Chef eines Orchesters. Er deutete fragend auf das Buch und sah mich durchbohrend an. „Ein Wink," dachte ich, „und der Koffer verschwindet für immer vor Deinen Augen." Doch hatte ich in Italien bereits gelernt, daß festes Auftreten nöthig sei. Ich begegnete dem Blicke, steckte die eine Hand in die Hosentasche und deutete mit der linken gleichfalls auf das Buch. „Non c'è rimedio?" fragte ich („Steht die Sache denn so ganz hoffnungslos?"). „C'è!" antwortete er ernstmajestätisch und streckte mir die Rechte entgegen, in welche ich ein Fünffranestück legte. Etwas wie eine Verbeugung, und abermals ein Wink: mein Koffer wurde zugeklappt und dienstfertig fortgetragen. Die Sache hat mir einen lebendig bleibenden Eindruck gemacht, ihrer feierlichen Würde und Natürlichkeit wegen. Und solcher Begegnungen erlebte ich noch viele.

Ich blieb vierzehn Tage und Nächte, die eine in die andere verlaufend, in der glühenden Stadt mir selbst überlassen, jeden Augenblick anderen Bildern und zugleich im Wachen und Traum demselben Eindruck einer mich beherrschenden fremden Gewalt anheimgegeben. Ich gedenke jenes seltsamen Zustandes. Ich war in Rom nach wenigen Tagen wie zu einem festen Theile der Stadt und des römischen Volkes geworden. Als ich damals auf nur kurze Zeit von Rom wieder fortging, war es wie ein Losreißen für immer, als versuchte eine Gewalt mich festzuhalten, Stimmen mir zuzuflüstern, ich solle doch nicht fortgehen. Und hatte doch meist mit Leuten auf der Straße, in Kaffeehäusern ꝛc. verkehrt, die mir nach wenig Tagen schon eine uralte Gewohnheit waren. In Neapel dagegen steigerte sich ein Gefühl von Fremdheit mehr und mehr, und als ich es wieder verließ, war das wie eine Befreiung. Und hatte doch gelebt wie in Rom und war mir nichts Böses zugestoßen. Diese Menschen waren gänzlich anders als ich. Keine der unendlichen Figuren erweckte Zutrauen oder den Wunsch näherer Bekanntschaft. Für Rom und Neapel finden die erklärenden Formeln dieser Differenz sich aber leicht. Viele haben Gleiches erfahren und sich darüber ausgesprochen: die echte, überzeugende Darstellung des aus Entzücken und Abscheu gemischten Gefühles jedoch, dem wir dort anheimfallen, hat mir doch erst Grant's Buch gegeben. Der englische Beobachter hat die Geheimnisse der Neapolitaner tiefster Stufe, welche die Straßen bevölkern, nicht bloß geahnt, sondern erfahren, mit ihnen gelebt, gegessen, getrunken, gelacht und

vielleicht sogar geweint, und in sie den Typen einer Erzählung hingestellt, die scheinbar theilnahmslos berichtend, hohe Theilnahme in uns erweckt. Man sagt sich, diese Schicksale und Charaktere müssen sich wiederholen, und zwar gerade so. Es sind nur eine beschränkte Anzahl von Situationen, die auf immer neuer Reproduction gleich empfindender und handelnder Persönlichkeiten beruhen. Der Wärter eines zoologischen Gartens, von hier nach London versetzt, würde dieselben Löwen dort wieder finden, dasselbe Gebrüll, dieselbe Mordlust, den gleichen Anschein adliger, nachdenklicher Ruhe und sich anschmiegender, herablassender Freundschaft, der die Bestien des Andronicus und des Hieronymus einst beseelte. Zugleich aber wiederholt in Grant's Buche sich unter leichter Veränderung der Nationalität vielleicht sogar allgemein Menschliches und wenn auch bei uns alle Männer ihre sämmtlichen Erlebnisse austauschten, würden sie auf wenige, mit diesen neapolitanischen Charakterzügen fast übereinstimmende Tricks sich vereinigen, mit denen das Leben uns überrascht, wo man immer seine Erfahrungen sammelt. In Italien aber scheint die Sonne das Geschehene in grelleres Licht zu bringen. Berlin, Hamburg und Wien sind in ihren Bevölkerungen lange nicht so verschieden wie Florenz, Rom und Neapel. Hätte Grant in Florenz und Rom sich festgesetzt und seine Erlebnisse dichterisch verkörpert, so würden nicht so wilde Gestalten und Verwicklungen zum Vorschein gekommen sein. Das Raubthiermäßige der Neapolitaner zeigt sich besonders darin, wie einsam und auf versteckten Wegen Jeder geht. Mit welcher Kunst er die Spuren seines Ganges austilgt. Wie Jahrzehnte hindurch einmal in der Seele angefachtes Feuer unsichtbar fortglüht. Wie unbemerkt er sein Opfer beschleicht, und wie er es vernichtet, nur um es zu vernichten. Wie er edle Selbstverleugnung übt, wenn diese ihm dem Abziel seines Hasses näher bringt, bei dessen Verfolgung ihm der Maßstab für Gut und Böse verloren geht. Unbegreiflich daneben ist wieder, wie Grant, ein junger frischer Mann, sich als Naturforscher in das Gewühl dieser Leidenschaften hinein begibt, nur um zu beobachten. Stand er den Menschen so nah in scheinbarer Wärme und blieb so kühl? Hat er niemals verhindernd oder rettend eingegriffen? Es scheint manchmal, daß er den Menschen und Dingen ihren Lauf ließ, um seine exacte Beobachtung nicht zu trüben. Er lebte mit den Leuten so eng zusammen, daß sie ihm schließlich ihr Vertrauen schenkten, und machte die so gewonnene Macht niemals zum Guten geltend! Doch vielleicht hat er es gethan und darüber geschwiegen. Es treten einige Figuren zartempfindender hülfreicher Geistlichen auf, mit denen er hier und da vielleicht sich selbst einführt.

Ich habe gesagt, seine Arbeit errege das Gefühl, als sei es immer in Neapel so hergegangen und werde nie anders hergehen. Hier muß jedoch in Betracht kommen, daß die Aufmerksamkeit des beobachtenden Fremden in früherer Zeit auf Anderes hingelenkt wurde als heute. Vergleichen wir, mit wie frohem Erstaunen vor mehr als hundert Jahren Goethe in Neapel eintraf. Die allgemeine gegenseitige Beraubung der Leute, die um zu leben einander bestehlen und betrügen, faßt er mit Humor als eine Besonderheit dieses in seiner Bedürfnißlosigkeit glücklichen Volkes, dem Stehlen ein Scherz ist. König und Königin sind damals nicht der Meinung, ihre Unterthanen seien als heimliche Aufrührer anzusehen und man habe vor ihnen auf der Hut zu sein. Das Dasein in der glücklichen Stadt erscheint dem deutschen Dichter wie eine ewige Oper mit Ballet und Feuerwerk. Kein leiser Anflug bedrängten Gefühles überkommt ihn: ohne Zweifel aber, hätte er damals in die Tiefe gegraben wie heute Grant, würde er die gleichen Erfahrungen gemacht haben. Damals bedeuteten sie nichts. Sehr wahrscheinlich, daß in abermals hundert Jahren wiederum andere Seiten des nationalen Lebens in Neapel an die Oberfläche treten. Als ich zuerst dort war, führte noch keine Eisenbahn dahin. Man kam zu Schiffe oder zu Wagen langsam heran und saß dann fest. So mag auch Grant's Neapel zum Theil noch gewesen sein, denn bereits steckt auch diese Stadt im gleichmachenden Weltverkehre Erholung suchender Nichtsthuer. Bei Grant's Neapolitanern spielen die Zeitungen

noch nicht mit. So rein, wie er sie beobachtete, können Menschenschicksale dort schon nicht mehr gezüchtet werden. Das Hauptphänomen des neuesten Tages: das Ineinanderwachsen aller Völker zu einem einzigen Staate, war damals noch nicht fühlbar. Grant's Figuren würden jetzt auch in ihrer Vaterstadt zu viel Verführung begegnet sein, sich vernünftiger durch das Leben zu helfen. Dennoch, wenn wir den Don Antonio seiner Erzählung, den Mann, dem es auf unbekannte Weise gelungen ist, von allen Denen, die im Umkreise seiner Aufmerksamkeit irgendwie ein öffentliches Geschäft betreiben, eine feste Abgabe zu erheben, die Keiner ihm verweigert, mit dem in den Zeitungen neulich beschriebenen, in brillanter Equipage fahrenden Herrn vergleichen, an dessen Secretär ein Jeder, der in Neapel irgend etwas erreichen wollte, eine Summe Geldes zu zahlen hatte, so gleichen sie einander durchaus. Und auch die Kreise, die sich von solchen Menschen beherrschen lassen, scheinen unverändert fortzubestehen. Dies Phänomen indessen ist doch auch ein internationales, das Goethe aus eigener Erfahrung schon als ein allgemein menschliches dahin formulirt hat: „es müsse Jemand, wenn er das Publicum beherrschen wolle, diesem nur einzureden wissen, daß es von ihm beherrscht werde". Im Geschäftsleben dürften solche Don Antonios in Deutschland wohl kaum vorkommen; auf dem Gebiete der geistigen Arbeit aber ist der Fall nicht so selten, daß berühmte Männer von scheinbar tief fundamentirter, auf Gegnern und Anhängern schwer lastender Autorität kurze Tage nach ihrem Verschwinden schon mit all' ihrer Macht zu nützen und zu schaden vergessen sind.

Der mit der Camorra zusammenhängende, räthselhaft mächtige, unbarmherzige, doch aber auch wieder gutmüthige, endlich im Busen von Neapel Nachts sich ertränkende Don Antonio ist die interessanteste der Gestalten, die Charles Grant mit Genauigkeit durchführt. Die anmuthigste die des Knaben, der für sein Schwesterchen arbeitet, das nur ihn, Peppiniello, seinen leidenschaftlich an ihm hängenden Bruder, im Leben hat. Die Art, wie dieser arme Junge, selber fast noch ein Kind, mit unerschöpflicher Schlauheit immer wieder Wege findet, das seiner brüderlichen Liebe aufgebürdete kleine Mädchen empor zu bringen und zu beschützen, wird in jedes Lesers Gedächtnisse lebendig bleiben. Das ist das Eigenthümliche des menschlichen Daseins, daß in schmutzigem Gerölle sich die Diamanten finden. —

Man merkt dem Buche nicht an, daß es in einer fremden Sprache geschrieben ist. Der Uebersetzer hätte sich nennen dürfen.

Herman Grimm.

«ρ. **Die Kreuzzüge und das heilige Land.** Von Ed. Heyck. Monographien zur Weltgeschichte. Band XII. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Die Reise des Kaisers nach Jerusalem beginnt nun auch wissenschaftlich fruchtbar zu werden. Heyck's geistvolle Schilderung des Zeitalters der Kreuzzüge zeigt auf jeder Seite, daß die Theilnehmer jener Reise Anschauungen von derselben mitgebracht haben, die nun bei der Erzählung der Geschichte dieses schicksalsvollen Mittelmeerwinkels eine ganz andere Farbe und Deutlichkeit ermöglichen, als sie ihre Vorgänger, die nur nach literarischen Quellen arbeiteten, ihrer Darstellung zu geben vermochten. Wie Renan's Leben Jesu und der Apostel durch den sinnlich greifbaren Hintergrund die Leser entzückte, so hat Heyck's Schilderung der Kreuzzüge den Vorzug, daß der feinsinnige Beobachter die geographischen und klimatischen Bedingungen dieser Geschichte ebenso genau gegenwärtig hat, wie der Gelehrte die literarischen Nachrichten über die Personen und ihre Schicksale. Die Art, wie er die Lebensbedingungen des christlichen Colonialstaates in der östlichen Ecke des Mittelmeeres entwickelt, erinnert vielfach an Victor Hehn, der namentlich in seinem Buche über Italien ebenso zu Werke ging. Eine ganz besondere Gabe des Verfassers zum Essay beweisen die auf jeder Seite uns entgegentretenden, mit wenig Strichen außerordentlich charakteristisch gezeichneten geschichtlichen Porträts, die zugleich eine souveräne Beherrschung des Stoffes darthun. Die Helden des ersten Kreuzzuges, die Gestalten der Könige von Jerusalem wie die führenden Fürsten des Abendlandes werden uns alle überzeugend deutlich vorgeführt, und hochdramatisch sind die Schilderungen der bekannten Situationen der in Antiochien belagerten Kreuzfahrer 1098, der berühmten Kreuzpredigt des heiligen Bernhard im Speierer Dom, des Endes Barbarossa's im Salef, des Blendwerks des Kinderkreuzzugs, des thörichten Kampfes der Curie gegen den siegreichen Kaiser Friedrich II. und endlich der letzten Kreuzzüge des frommen Ludwig IX. mit ihrem traurigen Ausgang. Die genaueste Kenntniß der Quellen verbindet sich hier mit einer ungewöhnlichen stilistischen Begabung und poetischen Auffassung eines wahrhaft großen Stoffes, so daß ein ebenso lehrreiches wie erfreuliches Werk vorliegt. Schließlich ist mit besonderem Danke auch der Auswahl der illustrirenden Bilder und Faesimilia zu gedenken, die zum Theil zum ersten Mal hier publicirt sind und von einer Reihe merkwürdiger Localitäten und Documente die klarste Vorstellung geben.

ε. **Meine Wanderungen.** Von Eugen Wolf. I. Im Innern China's. Mit 67 Illustrationen, einer Karte und dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1901.

Der durch seine Zeitungscorrespondenzen in weiteren Kreisen bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden Bande eine Schilderung seiner in den Jahren 1896 und 1897 in China ausgeführten Reisen, die ihn von Peking nach Hankau, von dort nach Yungtschau in Hunan, auf dem Yangtsze bis hinter Ichang, den Strom hinab und nach den bedeutendsten Küstenplätzen des Reiches geführt haben. Die Ergebnisse dieser Forschungsreisen — denn das waren sie wenigstens zum Theil, besonders in Hunan — würden voraussichtlich weit erheblichere gewesen sein, wenn der Verfasser, wie so Viele vor ihm und so Manche nach ihm, weniger Werth auf Aeußerlichkeiten gelegt hätte. Die Beschreibung seines Einzuges in Hankau ist charakteristisch für sein ganzes Auftreten im Reiche der Mitte. „Unsere Karawane erregte Aufsehen. Ich ritt an der Spitze . . . . Vor meinem Pferde vier chinesische Soldaten in Gala, grün, gelb, roth angezogen, mit an beiden Seiten der Oberschenkel herabwallenden Tuchflügeln aus schwarzem Sammet behängt. Hinter mir die kaiserlich chinesische Flagge aus gelber Seide mit eingesticktem blauem Drachen, der den rothen Mond anbellt (sic!): der Standartenträger, flankirt von zwei Soldaten, von denen jeder eine meiner Büchsen geschultert trug; dahinter mein Hund, ausnahmsweise an der Kette . . . Dann folgten die fünfzig Träger im Gänsemarsch, dahinter die Aufseher, ein Yamenbeamter zu Pferde in hellblauer Seide, der Reitknecht mit Packtaschen, umgeschnalltem Patronengürtel. Den Schluß bildete mein Dolmetscher, der Missionar . . ." Wer Wolf's Berichte über seine Reisen im schwarzen Erdtheil gelesen hat, wird die Aehnlichkeit nicht verkennen. Als Jugendlectüre und zur Nachahmung ist das Buch aber nicht zu empfehlen, denn es gibt einerseits einen durchaus falschen Begriff von den Zuständen in China, und andererseits könnten Epigonen bei dem Versuch, ihrem Vorbilde nachzueifern, schlechtere Erfahrungen als der Verfasser machen. Die Ausstattung des Werkes entspricht dem Rufe der Verlagsfirma.

βλ. **Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei.** Von Dr. A. Grünwedel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1900.

Die vorliegende, mit 188 Abbildungen geschmückte Veröffentlichung ist „ein Führer durch die lamaistische Sammlung des Fürsten E. Uchtomskij". Dieser selbst hat ein Vorwort dazu geschrieben, welches neben der künstlerischen, auf der Orientreise des gegenwärtigen Kaisers von Rußland gewonnenen Ausbeute die dabei verfolgten politischen Ziele betont. Darin wird Transbaikalien als der Schlüssel zum Herzen Asiens, der culturhistorische Vorposten Rußlands an der Grenze des noch unter prähistorischen Verhältnissen lebenden „gelben Orients" bezeichnet. Es ist das Hauptverbindungsglied, welches das noch halbwilde Volk der Buräten mit den Schätzen der uralten indischen Weisheit verknüpft. Innerhalb Rußlands bekennen sich einige hunderttausend Nomaden und Halbnomaden, Kalmücken, Buräten und Tungusen zu den Glaubensformen des tibetischen Buddhismus. Fürst Uchtomskij hält in Folge dessen den Augenblick für gekommen, das

Interesse der russischen wissenschaftlichen Welt auf das Studium des Lamaismus zu lenken. Dem gelben Orient soll klar gemacht werden, „daß er seltsamer Weise auch durch religiöse Vorstellungen mit mystischen Banden an uns geknüpft ist". Der Dalai-Lama zu Lha-sa, dessen politisch-religiöse Machtstellung sein Suzerän in Peking seit Jahrhunderten zu Gunsten des himmlischen Reiches ausnützt, könnte mit der Zeit bewogen werden, auch einer anderen fremden Macht directe Einwirkung in Tibet zu gestatten. Das mögen recht fern liegende und wohl auch schwer ausführbare Zukunftsträume sein. Sie bestätigen indeß, wie zielbewußt russische Staatsmänner und Politiker Asien beobachten. Wir unsererseits dürfen dem Fürsten Uchtomskij dankbar sein für die werthvolle Bekanntschaft mit einer Menge kostbarer Broncen, Vignetten, Miniaturen und Götterbilder, die, meist seiner eigenen oder den kaiserlichen Sammlungen entnommen, im vorliegenden Werke abgebildet und von Dr. A. Grünwedel mit interessanten, erläuternden Texten versehen sind. Sie gewähren einen lehrreichen Ueberblick über das buddhistische Pantheon in Indien und Tibet und sind künstlerisch außerordentlich schön ausgeführt.

βλ. **Cent ans d'Histoire intérieure 1789—1895.** Par André Lebon. Paris, Armand Collin. 1899.

Der Zweck des vorliegenden Bandes ist, einen zusammenhängenden Ueberblick der inneren Geschichte Frankreichs in diesem Jahrhundert zu geben und die in unzähligen Specialgeschichten zerstreuten Einzelheiten unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt in anschaulicher Kürze zusammen zu fassen. Die Revolution und das Kaiserreich, so erklärt er den Gang der Entwicklung, haben das Princip der bürgerlichen Gleichheit durchgeführt, jedoch alle auf die politische Organisation bezüglichen Probleme übergangen, deren Lösung die auf dem Plan erschienene Demokratie forderte. Der erste Versuch einer Wandlung war die Uebertragung der Macht an das aus engstem Wahlcensus hervorgegangene bürgerliche Element. Diese Phase schloß mit zwei Revolutionen, deren erste 1830 von der Bourgeoisie gegen die Machtansprüche der Krone, deren zweite 1848 von der Demokratie gegen die zu Recht bestehende Regierung gerichtet wurde, die sich zu schwach und zu kurzsichtig erwiesen hatte, um zu geeigneter Zeit das Wahlrecht zu erweitern. Zwischen 1848 und 1870 folgt die zweite Phase, während welcher das zur Herrschaft gelangte allgemeine Stimmrecht zu Gunsten eines Dictators auf dieselbe verzichtet, lieber als sie von den alten politischen Parteien in Frage gestellt zu sehen. Noch einmal wird die Freiheit zu Gunsten der politischen Gleichheit beeinträchtigt. Nach dem Ruin des zweiten Kaiserreiches kehrt die Freiheit zurück, ohne die Gleichheit aufzuheben, und ihre Verschmelzung zur Verwirklichung des demokratischen Fortschrittes ist die Aufgabe des gegenwärtigen Frankreichs. Sie ist behindert durch den Rückstand in der Erziehung des Volkes und in der politischen Bildung der Volksvertretung, die für die Existenz der Republik einstehen mußte, statt an der ruhigen Ausbildung ihrer Institutionen fortarbeiten zu dürfen. — Keinem Kenner der französischen und überhaupt der politischen Verhältnisse dieses Jahrhunderts wird die Einseitigkeit der hier angewendeten Methode entgehen. Sie läßt alle Geschichte an einem willkürlich von ihr festgesetzten Zeitpunkt beginnen und hält nur die Epochen der Entwicklung für historisch berechtigt, die ihrem eigenen Standpunkt entsprechen. Glücklicher Weise ist es durchaus nicht nothwendig, die klare und übersichtliche Darstellung des Verfassers im Sinne seiner Parteistellung zu deuten.

βλ. **Fibra. Pagine di Ricordi.** Di Angelo de Gubernatis. Roma, Forzani. 1900.

Der italienische Gelehrte, Dichter und Literarhistoriker, der hier sechzig Jahre seines Lebens schildert, ist vor Allem ein Idealist. Er hat Dramen gedichtet und Sanskrit gelehrt, hat in Berlin, Paris und Oxford zu Füßen großer Lehrer gesessen; er hat den Orient bereist und berühmte Zeitgenossen in allen Ländern Freunde genannt. Fast alle Gebiete der Literatur hat er betreten, und nichts, was seine Zeit bewegte, ist ihm fremd geblieben. Aber sein höchster Cultus galt dem Idealismus, und der Geist Manzoni's hat auf diesem Piemontesen geruht. Es ist auch für Deutsche der Mühe werth, ihn zu hören, wenngleich Manches ihm fern liegt, was nach italienischer Art mit übermäßiger Breite in diese Erinnerungen mit eingeflochten ist.

γ. **Napoleon I.** Von Dr. Gustav Roloff, Privatdocent an der Universität Berlin. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Diese Lebensbeschreibung gehört zu einem Sammelwerk, das unter dem etwas seltsamen Titel „Vorkämpfer des Jahrhunderts" die bedeutendsten Männer des 19. Jahrhunderts vorführen soll. Der dabei, wie es scheint, auf etwa 12—13 Bogen festgesetzte Umfang gestattet bei einem Stoff, wie ihn das Leben Napoleon's darbietet, natürlich nur eine gedrängte, auf das Allernöthigste sich beschränkende Behandlung; der Krieg von 1805 wird z. B. auf nicht viel über zwei, der von 1806—1807 auf 6 bis 7 Seiten — einschließlich aller diplomatischen Vorgänge — dargestellt; der Königin Luise und ihrer Begegnung mit Napoleon in Tilsit geschieht keine Erwähnung. Innerhalb der gesteckten Grenzen erhalten wir aber eine von guten und selbständigen Studien zeugende Erzählung, wie denn Roloff auch bereits tüchtige Einzelarbeiten über das Napoleonische Zeitalter geliefert hat. Der Ausdruck ist zwar nüchtern und schmucklos, aber faßlich und sachgemäß. Manchmal stört allerdings eine gewisse stilistische Flüchtigkeit, wie S. 111 das Fürwort „sein" (Einbruch in Deutschland) gänzlich ohne Beziehung auf das dazu gehörige Wort (Napoleon) ist und S. 112 der Name Austerlitz gerade da, wo er zu setzen war, fehlt und erst nachträglich erscheint. Im Ganzen ist Roloff für Napoleon günstig gestimmt; er betrachtet ihn nicht als unersättlichen Eroberer, sondern leitet

seine Kriege von der Nothwendigkeit her England, das er bei dem Versagen seiner Schlachtflotte im Sommer 1805 nicht (durch eine Landung) niederschlagen konnte, durch völlige Isolirung von ganz Europa zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Dagegen müssen wir Roloff's Darstellung der Ursachen des Krieges gegen Preußen 1806 als zu apologetisch für Napoleon entschieden ablehnen; da ist selbst Thiers der Wahrheit näher gekommen. Preußen hätte allerdings 1806 dem Krieg noch entgehen können, aber um den Preis seiner Ehre und nur für Zeit.

γ. **Graf Hertzberg als Minister Friedrich Wilhelm's II.** Von R. Krauel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Der frühere kaiserliche Gesandte R. Krauel hat seine Muße benutzt, um über den Grafen Hertzberg im königlich preußischen Staatsarchiv Forschungen anzustellen, und er bietet uns in dieser Schrift eine formell wie inhaltlich reife Frucht dieser Studien dar. „Hertzberg's Vaterland," sagt Krauel, „war der preußische Staat, dessen europäische Großmachtstellung er mit allen Mitteln zu sichern und zu befestigen suchte;" gestützt auf eine solche Großmachtstellung, sollte Preußen dann der deutschen Freiheit und Verfassung ein kräftiger Beschützer (mittelst des Fürstenbundes) sein. Man begreift, daß ein Staatsmann von solchem Zuschnitt unter Friedrich Wilhelm II. nicht mehr an seinem Platze war, weil er es nur zu sehr war; von allen seinen Nachfolgern bis 1807 hat ihm kaum einer das Wasser reichen können. Es war aber kein würdiges Verfahren, daß der König dem alten Staatsmann, der nur den Befehl des Königs erwartete, um seinen Posten zu verlassen, durch Entziehung der dienstlichen Correspondenz gleichsam aushungern und 1791 zu einer schimpflichen Capitulation nöthigen ließ (S. 77). Das wird auch dadurch nicht entschuldigt, daß Hertzberg's mit den Jahren zunehmender Eigensinn dem König unerträglich wurde, und daß man dem König die Ansicht beibrachte, Hertzberg sei mit seinen sechsundsechzig Jahren körperlich gebrechlich, und „es wäre für ihn selbst wie für den Staat besser, wenn er Emeritus würde" (S. 81). Am meisten durfte über Hertzberg's Sturz Fürst Kaunitz triumphiren, der jetzt statt eines erprobten Staatsmannes in Bischoffswerder einen unfähigen Dilettanten sich gegenüber hatte, und Friedrich Wilhelm II. besaß nicht die Eigenschaft, wie Friedrich der Große, sein eigener Kanzler zu sein (S. 83). Noch aus der Verstoßung heraus suchte Hertzberg durch Denkschriften auf den Gang der Politik in lauterstem Patriotismus einzuwirken, ward aber vom König schroff abgewiesen und starb tief vergrämt am 17. Mai 1795 in Berlin.

β. **Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie.** Festrede, gehalten am Stiftungstage der Kaiser Wilhelm-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen am 2. December 1899 von C. Stumpf, ord. Professor an der Universität Berlin. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. 1900.

„Nach Philosophenart von oben herab (d. h. aus der Vogelperspective) Umschau zu halten über den Siegeszug der Entwicklungsidee" das ist, seinem eigenen Geständniß zu Folge, der Zweck, den der Redner verfolgt, und zwar, wie wir hinzufügen dürfen, in höchst fesselnder und anregender Weise. In großen Zügen wird der Einfluß des Entwicklungsgedankens auf die verschiedenen philosophischen Disciplinen, insbesondere auf die Psychologie, die Erkenntnißlehre und die mit der letzteren im engsten Zusammenhang stehenden sogenannten letzten oder höchsten Fragen der metaphysischen Weltauffassung geschildert. Dem Laien wird damit in gemeinverständlicher Weise ein ungefährer Ueberblick über den heutigen Stand der wissenschaftlichen Erkenntniß den erwähnten Problemen gegenüber geboten.

βλ. **Der Pessimismus der Anderen.** Von Kurnig. Leipzig, Max Spohr. 1899.

Auf 28 Seiten sind von Herrn Kurnig „Geflügelte Worte" und Citate vereinigt, die alle darin übereinstimmen sollen, einer pessimistischen Weltanschauung das Wort zu lassen. Bei einigen derselben ist es nicht absolut nothwendig, einen so düsteren Sinn damit zu verbinden. Es sind zuweilen sehr ergötzliche Eindrücke mit Voltaire's Inschrift auf dem Sockel einer Statuette Cupido's verknüpft: „Qui que tu sois, voici ton maître: il l'est, le tut, ou le doit être." Und auch der Satz von Molière: „Le monde, chère Agnès, est une étrange chose," oder der Ausspruch, daß der Glaube selig mache, setzen nicht nothwendiger Weise die Empfindung der Trauer voraus. In Bezug auf ein S. 18 ohne Quellenangabe, aber allerdings unrichtig wiedergegebenes Citat können wir dem Sammler zu Hülfe kommen. Maxime Du Camp führt es, so viel uns erinnerlich, im ersten Bande seiner Erinnerungen an und nennt einen Jugendfreund als Urheber dieser Zeilen, die, richtig wiedergegeben, folgenden Wortlaut haben: „On entre, on crie, et c'est la vie. On pleure, on sort, et c'est la mort."

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. December zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adickes. — Kant contra Haeckel. Erkenntnisstheorie gegen naturwissenschaftlichen Dogmatismus. Von Erich Adickes. Berlin, Reuther & Reichard. 1901.

Allmers. — Dichtungen von Hermann Allmers. Jubiläums-Ausgabe. Vierte, stark vermehrte Auflage. Herausgegeben zu des Dichters achtzigstem Geburtstage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Apelt. — Die Steuerlosen. Schauspiel in vier Aufzügen von Willibald Apelt. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1900.

Bandtß. — Das Erdbeben in Windeby und Anderes. Von Sophus Bauditz. Leipzig, Gebrüder Reinecke. 1900.

Benndorf. — Hymnen an Zarathustra und andere Gedichtkreise von Friedrich Kurt Benndorf. Leipzig, C. G. Naumann. 1900.

Bernouilli. — Seneca. Novelle von Carl Albrecht Bernouilli. Zürich, Schultheß & Co. 1901.

Bernstein. — Zur Geschichte und Theorie des Socialismus. Gesammelte Abhandlungen von Eduard Bernstein. Berlin u. Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 1901.

Beyer. — Auf dem Niederwalde. Culturgeschichtlicher Roman aus großer Zeit. Von E. Beyer. Leipzig, Gustav Fock. 1900.

Bismarck. — Fürst Bismarck's Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit einem Titelbild nach Franz von Lenbach und zehn weiteren Porträtbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Bornstein. — Der Tod in der modernen Literatur und andere Essays von Paul Bornstein. Berlin und Leipzig, Johannes Cotta. O. J.

Brandes. — Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem 19. Jahrhundert. Von Georg Brandes. Vierte, von Neuem durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit einem Gruppenbild. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1901.

Büchner. — Koleidoskop. Skizzen und Aufsätze aus Natur- und Menschenleben. Von Ludwig Büchner. Mit Vorwort: „Zur Geschichte der volksthümlichen Naturforschung" von Wilhelm Bölsche. Gießen, Emil Roth. 1901.

Burckhardt. — Griechische Culturgeschichte. Von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Dritter Band. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Dahn. — Stilicho. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Von Felix Dahn. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Dehmel. — Fitzebutze. Allerhand Schnickschnack für Kinder von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Berlin, Im Insel-Verlag von Schuster & Löffler. 1900.

Doepler. — Fünfundsiebzig Jahre Leben, Schaffen, Streben. Eines Malersmannes letzte Skizze. Von Carl Emil Doepler dem Aelteren. Berlin, Schuster & Loeffler. 1900.

Duboc. — Die Lust als socialethisches Entwicklungsprincip. Ein Beitrag zur Ethik der Geschichte. Von Julius Duboc. Leipzig, Otto Wigand. 1900.

Dutmeyer. — Einer für Alle. Eine Tragödie in fünf Acten. Von Friedrich Dutmeyer. München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 1901.

Ebner. — Eine Fortsetzung von Lessing's „Nathan" und ihr Dichter. Von Theodor Ebner. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm J. F. Richter). 1900.

Eckstein. — Rauhreif. Neue Novellen von Ernst Eckstein. Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1901.

Ermatinger. — Jenseits des Tages. Gedichte von Emil Ermatinger. Zürich, Schultheß & Co. 1900.

Eyssenhardt. — Severetta Zaluga. Von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1900.

Falke. — „Sie". Roman von Baronesse Falke. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Falkenhorst. — Die Helden vom Baal. Eine Geschichte aus dem südafrikanischen Kriege. Der reiferen Jugend und dem Volke erzählt. Von C. Falkenhorst. Illustrirt von R. Trache. Dresden und Leipzig, Alexander Köhler. O. J.

Fedderſen. — Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande. Von F. A. Fedderſen. Hanau, Clauß & Fedderſen. 1900.

Finot. — La philosophie de la Longévité. Par Jean Finot. Paris, Schleicher frères. 1900.

Fischer. — Adalbert Falk, Preußens einstiger Cultusminister. Blätter aus der Einsamkeit. Von Hans R. Fischer. Hamm i. W., E. Griebsch. 1901.

Florenz. — Japanische Dramen. Terakoya und Asagao. Uebertragen von Karl Florenz. Leipzig, C. F. Amelang. — Tokyo, T. Hasegawa. O. J.

Frommel. — Das Frommel-Gedenkwerk. Dritter Band. Briefe aus Amt und Haus von Emil Frommel aus den Jahren 1849—1896. Herausgegeben von Amalie Frommel. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Garner. — Die Sprache der Affen. Von R. L. Garner. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von William Marshall. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1900.

Gessen. — Vielverleumdete. Roman von Viktor Gessen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Goethe's Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. Dritte, umgearbeitete Auflage, besorgt von Julius Wahle. Zweiter Band. Mit einem Titelbild der Frau von Stein, zwei Silhouetten und je einem facsimilirten Goethe- und Stein-Brief. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1900.

Haas. — Die irdische Gerechtigkeit. Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Haas. Zürich, Caesar Schmidt. 1901.

Haeckel. — Kunstformen der Natur. Fünfzig Illustrationstafeln mit beschreibendem Text von Ernst Haeckel. Fünfte Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Haentzsche-Valett. — Gib mir Dein Herz. Ernste Lieder von Henny Haentzsche-Valett. Hermannsburg, Druck und Verlag der Missionshandlung. 1901.

Halbe. — Ein Meteor. Eine Künstlergeschichte von Max Halbe. Berlin, Georg Bondi. 1901.

Hansjakob. — In der Karthause. Tagebuchblätter von Heinrich Hansjakob. Illustrirt von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1901.

Hanstein. — Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte. Dargestellt von Adalbert von Hanstein. Mit 113 Schriftsteller-Bildnissen. Buchschmuck von Emil Büchner. Leipzig, R. Voigtländer. 1900.

Hartmann. — Der königlich hannoversche General Sir Julius von Hartmann. Eine Lebensskizze, mit besonderer Berücksichtigung der von ihm nachgelassenen Erinnerungen aus den Feldzügen auf der pyrenäischen Halbinsel 2c. 1808—1815. Entworfen von v. Hartmann. Zweite, unveränderte Auflage. Mit einer Lebensskizze des Verfassers von Heinrich v. Sybel, einem Anhange und einer Uebersichtskarte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Hebbel. — Friedrich Hebbel's Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayer's von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in zwei Bänden. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1900.

Helmolt. — Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Siebenter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Herrmann. — Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Entstehungs- und Bühnengeschichte. Von Max Herrmann. Nebst einer kritischen Ausgabe des Spiels und ungedruckten Versen Goethe's sowie Bildern und Notenbeilagen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1900.

Heyse. — Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1900.

Hittell. — Reform or revolution? By John S. Hittell. San Francisco. Copyright by John S. Hittell. 1900.

Hock. — Die Vampyr-Sagen und ihre Verwerthung in der deutschen Literatur. Von Stefan Hock. Berlin, Alexander Duncker. 1900

Hügli. — Gedichte von Emil Hügli. Zürich, Caesar Schmidt. 1901.

Hülter. — Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. Herausgegeben von Carl Hülter. Essen, G. D. Baedeker. 1901.

Jadassohn. — Ruth von Felseck. Eine lustige Pensionsgeschichte von Beata Jadassohn. Illustrirt von Veronica Kretschmann und A. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Jansen. — Die Katharinen. Drama in fünf Aufzügen. Von Friedrich Jansen. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Jastrow. — Fact and fable in psychology by Joseph Jastrow. Boston and New York, Houghton, Mifflin & Company. 1900.

Junghans. — Junge Leiden. Roman von Sophie Junghans. Braunschweig, George Westermann. 1900.

Kaufmann. — Leiden des modernen Werther. Roman von Max Kaufmann. Zweite Auflage. Zürich, Caesar Schmidt. 1901.

Keller. — Eine Sinai-Fahrt. Von Albert Keller. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen und einer Karte der Sinai-Halbinsel. Frauenfeld, J. Huber. 1901.

Klaatsch. — Grundzüge der Lehre Darwin's. Allgemein verständlich dargestellt von Hermann Klaatsch. Zweite Auflage. Mannheim, J. Bensheimer. 1901.

Klitscher. — Schönheit! Verse von Gustav Klitscher, mit Buchschmuck von Herm. Hirzel. Berlin, Fischer & Franke. 1900.

Knorr. — Peter Tschaikowsky. Von Iwan Knorr. Berlin, „Harmonie". 1900.

Kobell. — Farben und Feste. Culturhistorische Studie. Von Louise v. Kobell. Mit 15 Illustrationen. München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G. (vorm. Jos. Albert). 1900.

Kohlmünzer. — Der Stuhlrichter. Ungarischer Volksroman von Ernst Kohlmünzer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Krauß. — Der Förster von Konradsrauth. Roman von Nicolaus Krauß. Berlin, F. Fontane & Co 1901.

Krufe. — Seegeschichten. Von Heinrich Krufe. Neue Folge. Leipzig, S. Hirzel. 1900.

Kügelgen. — Marie Helene von Kügelgen, geb. Zöge von Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Richard Wöpke. 1900.

Kullberg. — Was ist Wahrheit! — Ein Zusammenbruch! Novellen von Emil Kullberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Küttner. — Unter dem Deutschen Rothen Kreuz im südafrikanischen Kriege. Von H. Küttner. Mit einer Heliogravüre und 110 Abbildungen im Text. Leipzig, S. Hirzel. 1900.

Lamsbach. — Hilko. Roman aus den Befreiungskriegen Germaniens. Von Fedor Armin Lamsbach. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Lehmann. — Erziehung und Erzieher. Von Rudolf Lehmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1901.

Levy. — Abraham Levy's Philosophie der Form. Berlin, E. Ebering. 1901.

Liliencron. — Ausgewählte Gedichte. Von Detlev v. Liliencron. Dritte Auflage. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1900.

Lübke-Semrau. — Die Kunst des Mittelalters. Von Wilhelm Lübke. Zwölfte Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Max Semrau. Mit fünf farbigen Tafeln und 436 Abbildungen im Text. Stuttgart, Paul Neff. 1901.

Luckau. — Herbstblüthen. Lieder eines schlichten Mannes. Von Wilh. Heinr. Luckau. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Marcks. — Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marcks. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Marshall. — Zoologische Plaudereien von William Marshall. Mit Zeichnungen von Etzold, E. de Maes u. A. Dritte Sammlung der Plaudereien und Vorträge. Leipzig, A. Twietmeyer. O. J.

Mau. — Pompeji in Leben und Kunst. Von August Mau. Mit 278 Abbildungen im Text, 12 Heliogravüren und Vollbildern und 6 Plänen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900.

May. — Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma. Von Heinrich May. Berlin, Alexander Duncker. 1900.

Meier-Graefe. — Die Weltausstellung in Paris 1900. Mit zahlreichen photographischen Aufnahmen, farbigen Kunstbeilagen und Plänen. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von A. J. Meier-Graefe. In zehn Lieferungen. Paris und Leipzig, F. Krüger. 1900.

Merck. — Unser Liederbuch. Die beliebtesten Kinderlieder, ausgewählt von Friederike Merck, mit Bildern von Ludwig von Zumbusch, für Kinderstimmen gesetzt von Fritz Volbach. Mainz, B. Schott's Söhne. 1900.

Meschwitz. — Boxer und Blaujacke. Eine Kriegsgeschichte aus China von Heinrich Meschwitz. Dresden, Alexander Köhler. O. J.

Meyer's historisch-geographischer Kalender 1901. Fünfter Jahrgang. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Meyer's Conversations-Lexikon. — Fünfte Auflage, zwanzigster Band, Jahres-Supplement 1899 bis 1900. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Meyer's Reisebücher. Griechenland und Kleinasien. Fünfte Auflage. Mit 13 Karten, 23 Plänen und Grundrissen und 2 bildlichen Darstellungen. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1901.

Meyer. — Ueber Museen des Ostens der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Reisestudien von A. B Meyer. Band I. Mit 45 Abbildungen im Texte. Berlin, R. Friedländer & Sohn. 1900.

Meyer. — Wesen und Geschichte der Theorie vom Mikro- und Makrokosmos. Von Adolph Meyer. Bern, C. Sturzenegger. 1900.

Miethe. — Lehrbuch der praktischen Photographie. Von Adolf Miethe. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit vielen Abbildungen. Erstes Heft. Halle a. S., Wilhelm Knapp. 1901.

Molin. — Entwurf einer modernen Religionslehre für Volksschulen. Von Johann Molin. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1900.

Museumalmanach Marburger Studenten. — Herausgegeben von Ernst Thesing und Wolfgang Lehmus. Deckelzeichnung und Buchschmuck von Otto Arndts. Marburg, N. G. Elwert. 1901.

Netto und Wagner. — Japanischer Humor. Von C. Netto und G. Wagner. Mit 257 Abbildungen, darunter 5 Chromotafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1901.

Nietzsche. — Gesammelte Briefe Friedrich Nietzsche's. Erster Band. Herausgegeben von Peter Gast und Arthur Seidl. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1900.

Otto. — Fürst Bismarck's Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt von Berthold Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1901.

Otto. — Lehrgang der Zukunftsschule, nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer, dargestellt von Berthold Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1901.

Pasqué. — Ernstes und Heiteres. Erzählungen von Ernst Pasqué. Breslau, S. Schottlaender. 1901.

Pastor. — Berlin, wie es war und wurde. Von Willy Pastor. Zur Geschichte der Stadt Berlin. Zur Geschichte der menschlichen Arbeit. Mit mehr als 60 zumeist authentischen Bildern. Berlin, Georg Heinrich Meyer. O. J.

Paulsen. — Parteipolitik und Moral. Vortrag von Friedrich Paulsen. Dresden, v. Zahn & Jaensch, 1900.

Perfall. — Der Freihof. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1901.

Perinello. — Giuseppe Verdi. Von Carlo Perinello. Berlin, „Harmonie". 1900.

Pflugk-Harttung. — Napoleon I. Revolution und Kaiserreich. Herausgegeben von Julius von Pflugk-Harttung, unter Mitwirkung von Karl v. Bardeleben, August Keim u. A., mit Illustrationen von Andreas, Bellangé, Berthault u. A. Berlin, J. M. Spaeth. O. J.

Pöhlmann. — Geschichte des antiken Communismus und Socialismus von Robert Pöhlmann. Zweiter Band. München, C. H. Beck. 1901.

Presber. — Vom Theater um die Jahrhundertwende. Zwölf Capitel von Rudolf Presber. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1901.

Report of the Commissionar of Education for the year 1898—99. Volume I. Washington, Government printing office. 1900.

Reinecke. — „Und manche liebe Schatten steigen auf." Gedenkblätter an berühmte Musiker von Carl Reinecke. Leipzig, Gebrüder Reinecke. 1900.

Ring. — Julie Eberhard. Novelle von Max Ring. Zweite Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1901.

Roland. — Gedichte von Emil Roland. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Rollet. — Schatten. Ernstes und Heiteres. Von J. Rollet. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Rosen. — Der Mönch von Sanct Blasien. Die Geschichte eines Glaubens von Franz Rosen. Illustrirt von Marie Elisabeth Pinoff. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Rumpe. — Wie das Volk denkt. Allerlei Anschauungen über Gesundheit und Krankheit. Vom Standpunkte des Arztes beleuchtet von Robert Rumpe. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1900.

Salus. — Reigen. Von Hugo Salus. München, Albert Langen. 1900.

Schanz. — Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz. Zweiter Theil. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1901.

Schanz. — Herdfunken. Neue Sprüche und Sinngedichte. Von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1901.

Schiller. — Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch von Herman Schiller. Zweiter Band. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901.

Schlösser. — Rameau's Neffe. Studien und Untersuchungen zur Einführung in Goethe's Uebersetzung des Diderot'schen Dialogs. Von Rudolf Schlösser. Berlin, Alexander Duncker. 1900.

Schmidt. — Der Kampf um die „Welträthsel". Ernst Haeckel, die „Welträthsel" und die Kritik. Von Heinrich Schmidt. Bonn, Emil Strauss. 1900.

Schmidt. — Sternbergersee-Geschichten. Cultur- und Lebensbilder von Maximilian Schmidt. Zwei Theile. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. O. J.

Schneider. — Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Lebenserinnerungen von Karl Schneider. Berlin, Wilhelm Hertz. 1900.

Schubart. — Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates in gedrängter Darstellung. Mit alphabetischem Sachregister. Von P. Schubart. Fünfzehnte, neu durchgesehene Auflage. Abgeschlossen October 1900. Breslau, Wilh. Gottl. Korn. 1900.

Schubin. — Slavische Liebe. Zwei Erzählungen von Ossip Schubin. Braunschweig, George Westermann. 1900.

Schurtz. — Urgeschichte der Kultur. Von Heinrich Schurtz. Mit etwa 420 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 14 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung und 1 Karte. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Seidl. — Moderner Geist in der deutschen Tonkunst. Vier Vorträge von Arthur Seidl. Berlin, „Harmonie". O. J.

Sienkiewicz. — Sturmfluth. Historischer Roman von Henryk Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung von Clara Hillebrand. Zwei Bände. Leipzig, O. Gracklauer. 1900.

Sonderegger. — Vorposten der Gesundheitspflege. Von L. Sonderegger. Fünfte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers durchgesehen und ergänzt von E. Hasster. Berlin, Julius Springer. 1901.

Spemann's Hausknnde. — Spemann's goldenes Buch der Kunst. Eine Hauskunde für Jedermann. Herausgegeben unter Mitwirkung von F. Becker, Wilhelm Bode, M. Brinckmann u. v. A. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901.

Spemann's Hauskunde. — Spemann's goldenes Buch der Sitte. Eine Hauskunde für Jedermann von Graf und Gräfin Baudissin. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Stangen. — Dunkelflammen. Neue Gedichte von Eugen Stangen. Zürich, Cäsar Schmidt. 1901.

Stenglin. — Junker Hans. Roman von Felix von Stenglin. Berlin, Albert Goldschmidt. 1901.

Stursberg. — Die Sonne. Roman von P. Stursberg. Leipzig, Paul Kretzschmar. 1900.

Stübe. — Johann Carl Bertram Stüve, nach Briefen und persönlichen Erinnerungen. Von Gustav Stüve. Zwei Bände. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1900.

Suchier und Birch-Hirschfeld. — Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Hermann Suchier und Adolf Birch-Hirschfeld. Mit 143 Abbildungen im Text, 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und 12 Facsimile-Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Syrutschek. — Der Bachernjäger. Eine Dichtung aus den südsteierischen Bergen. Von Julius Syrutschek. Illustrirt von Arthur Schreyer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Tinseau. — Durch fremde Schuld. Roman von Léon de Tinseau. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Alwina Visscher. Stuttgart, J. Engelhorn. 1900.

Trowitzsch's Damenkalender auf 1901. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzsch's Volkskalender 1901. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Vandal. — Les voyages du Marquis de Nointel. (1670—1690). Par Albert Vandal. Avec quatre héliogravures. Paris, Librairie Plon. 1900.

Verdy du Vernois. — Im Hauptquartier der Zweiten Armee 1866 unter dem Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Erinnerungen von J. v. Verdy du Vernois. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1900.

Viebig. — Das tägliche Brot. Roman in zwei Bänden von Clara Viebig. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

Vogt. — Die schlesischen Weihnachtsspiele. Von Friedrich Vogt. Mit Buchschmuck von W. Wislicenus, sowie 4 Gruppenbildern der Bethdorfer Weihnachtsspiele. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Voß. — Amata. Neue römische Novellen von Richard Voß. Illustrirt von Curt Liebig. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1901.

Voß. — Psyche. Roman von Richard Voß. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1901.

Voßler. — Italienische Literaturgeschichte. Von Karl Voßler. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen. 1900.

Walter. — Tannenreis. Fünf Novellen von Gerhard Walter. Berlin, Albert Goldschmidt. 1901.

Walz. — Früh am Morgen. Studien von Gallus Walz. Leipzig, Robert Baum. O. J.

Weber. — Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene. Von Emil Weber. Göttingen, Franz Wunder. O. J.

Weise. — Lebensfreude. Sonnige Geschichten von Lisa Weise. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Wichern. — Briefe und Tagebuchblätter D. Johann Hinrich Wichern's. Herausgegeben von J. Wichern. Erster Band. Mit dem Jugendbildniß Wichern's nach einer Zeichnung von E. Specker. Hamburg, Agentur des „Rauhen Hauses". 1901.

Wiegand. — Gedichte. Von F. Wiegand. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1900.

Wieland's Werke. Herausgegeben von Gotthold Klee. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. (O. J.)

Wilamowitz-Moellendorff. — Reden und Vorträge. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1901.

Wildberg. — Die Sehnsüchtigen. Erzählungen und Skizzen von Bodo Wildberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Wildenow. — Theodor Körner's Grabstätte. Bestattung des Dichters in Wöbbelin, Geschichte seines Grabes und die Feiern an seinem Begräbnißplatze. Von Eugen Wildenow. Mit einem Porträt des Dichters und sechs in den Text gedruckten Abbildungen. Dresden, E. Heinrich. 1901.

Wille. — Materie nie ohne Geist. Von Bruno Wille. Berlin-Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften (Dr. John Edelheim). 1901.

Winkelmann. — Eduard Winkelmann's Allgemeine Verfassungsgeschichte als Handbuch für Studirende und Lehrer herausgegeben von Alfred Winkelmann. Leipzig, Dyck'sche Buchhandlung. 1901.

Wissmann-Kuhnert. — In den Wildnissen Afrika's und Asiens. Jagderlebnisse von Dr. Wissmann. Mit 28 Vollbildern und 42 Textabbildungen von Wilhelm Kuhnert. Berlin, Paul Parey. 1901.

Witt. — Der heilige Krieg. Von Martin Witt. Zürich, Caesar Schmidt. 1901.

Woermann. — Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. Erster Band. Mit 615 Abbildungen im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Wolf. — Meine Wanderungen. Von Eugen Wolf. I. Im Innern China's. Mit 67 Illustrationen, einer Karte und dem Bildniss des Verfassers. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1901.

Wolzogen. — Ein königliches Weib und andere Geschichten vom Münchener Fasching von Ernst von Wolzogen. Illustrirt von F. v. Reznicek. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Wrede. — Allerlei Liebe. Ein Geschichtenbuch von Richard Wrede. Berlin, R. Wrede. 1900.

Zeitler. — Nietzsche's Aesthetik. Von Julius Zeitler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1900.

Ziel. — Ausgewählte Gedichte von Ernst Ziel. (Ausgabe des Verfassers.) Mit Porträt. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.

Zobeltitz. — Ein bedeutender Mann. Roman von Hanns von Zobeltitz. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Drei Parabeln.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

[Nachdruck untersagt.]

Naturerscheinung.

Im Traume sah ich mich in eine geheimnißvolle, eine unabsehbare Werkstätte versetzt. Um mich her war ein Keimen und Werden, eine leise Ruhelosigkeit. Schatten glitten, Dämpfe qualmten, formlose Gebilde ballten sich langsam, träge, aber ohne Stillstand. Das kroch und schwebte, schlich und sickerte und platzte. Und ein Großartiges, Unnennbares schien Ausgangspunkt dieser Regsamkeit zu sein.

Es ragte aus den Tiefen, es durchdrang die Höhen. Ich glaubte, ein Haupt zu entdecken — war das ein Haupt? Und geschlossene Augen — waren das Augen? Und eine gebieterische Gebärde glaubte ich wahrzunehmen. Sogleich entstand eine heftige Bewegung in einem Theilchen des Unermeßlichen. Durch Fernen, die mein Blick, wunderbar geschärft, durchflog, sah ich Menschen im Kampfe. Kaum dem Kindesalter entwachsene Jünglinge, Männer, Greise, Frauen. Sie rangen in blutigem Schweiß, bauten, meißelten, musicirten und schrieben. Auf ihren Stirnen thronte der Hochmuth der Titanen. Ehrwürdige Trümmer und die Kuppeln und Zinnen hehrer Tempel und Paläste, reich an Kunstwerken und Büchereien, bildeten den Boden, auf dem sie standen; aber verächtlich blickten sie über ihn und über die Schätze, die er ihnen darbot, hinweg. Buntes, Blendendes, Unverständliches schufen sie in fieberhafter Thätigkeit. Einige übergossen gediegenes Gold mit ätzenden Giften, bemüht, es in Flittergold umzuwerthen. Viele zerrten geheime Häßlichkeiten ans Licht, traten das Schöne und Reine mit Füßen und trugen aus dem Kampfe mit den unüberwindlichen Mächten unheilbare Wunden davon. Zerfleischt und verstümmelt, ruhten sie nicht; schon überwunden, hielten sie sich für Sieger und stimmten sterbend Triumphgesänge an.

Ein herzzerreißendes Mitleid ergriff mich, und ich schrie zu ihr, die mir die Ursache alles Regens schien: „Welch einen Kampf hast Du mit einem Wink entfacht! Ist Einer unter diesen Ringenden, der nicht fruchtlos ringt? Einer, dessen in Liebe und Qual geschaffenes Werk leben wird?“

Die blinde, stumme, taube Allmutter verstand meine Frage und ich ihre lautlose Antwort:

„Keiner."

„Umsonst also triebst Du diese Opfer ins Gemetzel, gabst ihnen Kraft, Können und Wollen umsonst?"

„Umsonst ist nichts."

„Und wer gewinnt durch die ungeheure Vergeudung von Menschenarbeit und Menschenglück? Was wächst hervor aus diesem Todtenfeld, auf dem unsägliches Leiden begraben liegt?"

„Eine neue Schattirung auf dem Bilde der Kunst, eine kleine Erweiterung ihres Gebietes."

Offenbarung und Wissenschaft.

Der Schöpfer sprach: „Die Rose werde!" Und eine herrliche Rose entfaltete sich auf sein Geheiß.

Der Schöpfer sprach: „Die Rose werde!" Und ein Keimchen entstand. Es schwoll und trieb, es machte ungezählte Wandlungen durch, und nach unermeßlichen Zeiträumen entfaltete sich eine herrliche Rose.

Der traurige Engel.

Es gibt einen Engel in den himmlischen Scharen, der still in sich versunken steht, wenn alle anderen jubeln und lobpreisen. Nie stimmt er ein in ihren jauchzenden Chor, nie erhellt ein Lächeln sein schönheitverklärtes Angesicht. Die seligen Geister ehren sein Schweigen und neigen sich seiner Trauer. Denn er ist der Engel, der die unausgesprochenen Leiden der Menschen in seinem Herzen sammelt, sie auszuschütten vor Gottes Thron.

Bis in das dritte und vierte Glied.

Novelle

von

Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

Da ich nun aus frohem, gesichertem Abendfrieden heraus mein Leben überblicke, liegt meine Jugend vor mir wie ein graues, aufgeregtes Meer. Hier und da tauchen Höhepunkte empor, von der Erinnerung überstrahlt wie Felsenspitzen von der Abendsonne. Sind es warnende Klippen, die so aufragen? Oder tröstende Weiser? Meine Gedanken fliegen wie Noah-Tauben darüber hin und rasten auf jeder.

Zuerst meine Kinderzeit!

Da finde ich mich an einem blauen Sommertage vor, wie ich in unserem kleinen Hofe spiele. Ich sitze auf der schwanken Stange, die allwöchentlich zum Teppichklopfen benutzt wird. Das Gesicht habe ich dem Hause zugewendet. Hinter mir drüben das Gärtchen. Ich baumle mit den Beinen und freue mich meines Lebens. Die Sonne scheint.

Am dunkeln Gazefenster der Speisekammer sitzt ein Spatz und äugt hinein. Vor Großvaters Fenster sind die Jalousien zur Hälfte niedergelassen. Es sieht aus wie müde zuschauende Augen. Nebenan bewegt sich Tante Carolinens silberblondes Haupt als ein sanfter, wehmüthiger Halbmond über den Blumentöpfen.

Minna, das Kindermädchen, steht hinter mir und gibt Acht, daß ich nicht falle, wenn ich mich mit einem möglichst unerwarteten Ruck hinten über schwinge. Deutlich entsinne ich mich des Gefühls von übermüthiger Kraft, mit dem ich mich rücklings hinab schnelle. Mein Haar streift den Boden, meine Hände berühren die kühlen, runden Bachkiesel des Pflasters, mein Kleid fällt wie eine lichte Glocke über mich.

Nun blicke ich nach dem Garten hinüber. Wie schön da Alles ist! Das Gras viel grüner als sonst, die Birken so merkwürdig hoch. Wie silberne Säulen stehen sie in den Himmel hinein. Ihr Laub zittert über ihnen. Es sieht aus als hüpften grüne Vögel auf einer blauen Wiese. Und hier unten die Büsche ganz schwarz, die Tülpchen wie Flammen.

Ach, wie schön, wie schön ist es heute!

Mein kleines Herz ist ganz erfüllt von einer starken, frischen Wonne, die sich in einem lustigen Schrei Luft macht. Zugleich schnelle ich mich wie ein hurtiges Silberfischlein zur Höhe zurück.

„Um Gottes willen, was fehlt Hanna?"

Tante Caroline hat jäh das Fenster aufgestoßen, so daß die Blumentöpfe in Gefahr gerathen. Zu gleicher Zeit schiebt sich Großvaters Kopf unter der Marquise hervor: „Es ist dem Kinde doch nichts zugestoßen?"

„Gar nichts, Herr Professor. Sie spielt nur."

„Soso, das ist recht. Spiele Du nur immer."

Tante Caroline schüttelt den Kopf. „Einem solchen Schrecken einzujagen! Kleine Mädchen müssen überhaupt nicht so ungebärdig sein."

Sie will streng erscheinen, aber ihre Stimme ist unsicher.

Verdutzt bin ich von meiner Stange herab geglitten. Alle Freude ist verflogen. Unentschlossen gehe ich in den Garten hinein und schleife mit den Füßen in den Kieswegen. Ich weiß auf einmal nicht mehr, was ich spielen könnte? Es ist unter den Blicken der beiden alten Geschwister etwas Lähmendes über mich gekommen. Ich habe das Bewußtsein aller meiner Glieder. — Noch heute sehe ich sie da am Fenster stehen und mit sorgenvoll umschatteten Gesichtern in meinen Sonnenschein hinaus spähen, ob mir etwa Gefahr drohe?

Ein anderer Tag wieder steht mir vor der Seele, an dem ich, etwa siebenjährig, um den Tisch herum gehe und gesegnete Mahlzeit sage. Es ist Winter. Draußen Alles voll Schnee. Es ist Besuch da. Zwei Damen und ein Herr. Ich werde von Einem zum Andern geschoben. Man stellt mir Fragen, gibt mir Liebkosungen und Leckerbissen.

Mit der schweigsamen Vornehmheit der Kinder nehme ich Alles hin und besehe mir die Anwesenden ernsthaft der Reihe nach.

Die ältere Dame streichelt mir das Haar, aus dem sich das Zopfband zu lösen beginnt. Die dicken, elastischen Strähnen schwingen mir über Hals und Ohren. Die Dame faßt sie mit beiden Händen.

„Was sie für lustige Locken hat! Und eine Farbe wie Mahagoni! Das ist merkwürdig zwischen den sanften, goldenen Madonnenköpfen Ihrer Familie. Und wie kräftig sie scheint! Viel breiter, als Therese war in diesem Alter."

„Ja, nicht wahr, sie sieht ihrer Mutter nicht ähnlich?" sagt Großvater. Es ist gerade, als freute er sich darüber.

Der fremde alte Herr, der eine sehr große Brille trägt, betrachtet mich aufmerksam. Er sagt irgend etwas Langsames über Haare und Nebel und Sonne, und daß ich ja in der Nähe des Meeres geboren sei. Dann sprachen sie über meinen Vater. Er war weit von hier im Kriege gestorben, das hatten sie mir oft erzählt.

„Und während er da vor Sebastopol lagerte, wurde ihm in England sein Töchterchen geboren," sagte Tante. „Ja, Hanna hat in England das Licht der Welt erblickt."

Mich interessirt aus dem ganzen Gespräch nur das eine Wort: England. Engel-Land! Wie wundervoll, daß ich mit meiner Mutter dort war! Ob ich mit den Engeln spielte? Ob der liebe Gott damals auch dabei war?

„Nicht wahr, ich kann auf Wolken gehen?“ frage ich begeistert.

Niemand antwortet. Alle sehen mich an. Es ist so still, daß ich Lust bekomme, zu weinen.

„Sie müssen das Kind vor Erregung hüten,“ sagt die alte Dame endlich.

Ich fühle, daß sie mich nicht verstehen, und in diesem Augenblicke komme ich mir klüger vor als sie alle zusammen.

Großvater nimmt mich zärtlich an seine Knie. Mit den alten, ungeübten Gelehrtenfingern flicht er mir das Zopfband wieder ein. „Kleine Zigeunerin! Siehst Du, jetzt wirst Du wieder schön gemacht, daß die Raben rufen können: ‚Glattkoppchen, Glattkoppchen‘.“

„Wie lange befindet sich Ihre Frau Tochter nun schon in der Anstalt?“ fragte der Herr ziemlich leise. Seine Frau zeigt mit den Augen nach mir: „Pst!“

Wieder wenden sich alle Blicke auf mich. In hülfloser Verwirrung schlinge ich beide Arme um Großvaters Hals und reibe meine Stirn an seiner glatt rasirten Wange.

„Aber Hannekind, Du verbiegst mir ja die Brille.“

Tante Caroline kommt mir zu Hülfe. „So, jetzt lauf nur wieder und spiele.“

Nachdenklich gehe ich den langen Corridor hinunter, in dessen glänzend gebohnten Streifen, seitlich des grünen Läufers, sich die gelben Messinggriffe der Thüren widerspiegeln wie goldene, schwimmende Blumen. Vor meinem Zimmer bleibe ich eine Weile stehen. Ich habe noch etwas in mir klar zu machen, ehe ich hinein gehen kann, um wieder mit meinen Puppen zu spielen. Warum sollte ich das nicht hören, das von der Anstalt? Und immer sind sie so seltsam, wenn sie von meiner Mutter sprechen! Einmal sagen sie, sie ist todt, und dann wieder reden sie von ihr, als ob sie lebt?

Ich mache eine kleine Schwenkung nach der Schrankkammer hin. Dort sitzt die alte Frau Nietschmann und flickt. Seit dreißig Jahren kommt sie hier ins Haus. Mit ihrem großen Kopf und dem alten, viel zu kleinen Körper erscheint sie mir immer wie ein kluger Hausgnom, der Alles weiß, dem man ein wenig Furcht und viel Vertrauen entgegen bringt.

Ich laufe auf sie zu. „Warum ist Mutter in der Anstalt? Ist das im Himmel bei Vater? Wohnen da die todten Menschen?“

Die dunkeln Augen in dem kartoffelfarbigen Gesicht sehen mich über die Brille herüber prüfend an. „Herrjeh, das Kind,“ sagt sie dann bedächtig. „Warte, bis Du groß bist, dann weißt Du's selber.“

Und dann fing sie an, mir Märchen zu erzählen. Sie erzählte mit flüsternder, eindringlicher Stimme, in der das Alter manchmal ein seltsames Knarren anhub.

Ich setzte mich auf den Fenstertritt ganz nahe an die alte Frau heran. Der Dunst von heißem Kaffee aus ihrem Munde, ihren Kleidern mischte sich

mir traulich mit der Vorstellung von der warmen, schützenden Hütte, in der das verzauberte Rehlein mit seinem Schwesterchen Unterschlupf findet.

Und weiter erzählte sie dann von der jungen, todten Königin, die allnächtlich ihr verlassenes Kindchen wiegt: „Nun komm' ich noch dreimal, dann nimmermeh'."

Mitten aus der Geschichte heraus holte mich Tante Caroline ins Wohnzimmer. Die Gäste waren fort, ich sollte lernen.

Sie unterrichtete mich jeden Nachmittag etwa eine Stunde. Genau das Pensum, das meine Altersgenossen Vormittags in der Schule durchgenommen hatten. Meine Cousine Wanda Manderscheid kam täglich auf dem Schulwege heran, um die Aufgaben zu zeigen. Was Die immer für lustige Classenerlebnisse hatte! Ich beneidete sie schrecklich darum.

Tante Caroline vertröstete mich auf später. Jetzt wäre ich noch zu klein dazu, regelmäßig so früh aufzustehen und Stunden lang zuzuhören.

Aber Wanda durfte doch? Und ihre Freundinnen?

Im Wohnzimmer war schon Alles zur Stelle. Die Lampe stand auf dem Tisch, Tafel und Stift lagen bereit. Unlustig erkletterte ich den Kissenberg auf dem Stuhle und quietschte mit dem Griffel zwischen den Doppellinien. Ich dichtete an meinem abgebrochenen Märchen weiter. Ganz stumm in mich hinein, denn Tante wollte ja nichts von Zauberinnen und Hexen hören. Ich war sehr zerstreut.

Ein Streifchen Laternenlicht, das hinter dem zu schmalen Rouleaux hervor glänzte, reizte mich. Es war so schön, wie beständig einzelne große, große Schneeflocken den Laternenschein kreuzten oder an ihm herunter schwammen wie in einem feinen, hellen Strome. Manche hoben sich wieder empor, ganz überglänzt. Sie sahen aus wie weiße Schmetterlinge. Vielleicht flogen die jetzt irgend wohin, an einen sicheren Ort, verträumten da die Kälte, und im Sommer —

Ich schrak zusammen. Eine leichte, glatte Hand hatte sich über meine Augen gedeckt.

„Kind, starre nicht so nervös. Sammle Dich. Es ist nicht gut, so ins Licht zu sehen. Da bekommt man Kopfschmerzen."

Sie befühlte meine Stirn, meine Hände. „Du bist so warm. Hast Du umher getobt? Nein? Aber dann begreife ich nicht. — So. Nun versuche noch einmal, recht aufzupassen. Kleine Mädchen dürfen sich nicht immer so nachgeben. Das ist gar nicht gesund."

Großvater ist herein gekommen. Seine guten blauen Augen blicken noch ein wenig fern, wie immer, wenn er von der Arbeit kommt. Die goldene Brille hat er quer übers Ohr gehängt. Sie wiegt sich bei jedem Schritt und wirft bunte Prismen über sein Gesicht. Er besieht meine schiefen Buchstaben, meine schläfrigen Augen. „Wenn sie sich momentan nicht concentriren kann, solltest Du sie doch nicht anstrengen, liebe Caroline."

Sie sprechen leise mit einander. Ueber' mich, wie ich sehr genau merke.

„Na, dann wollen wir es heute lassen," heißt es schließlich. Seelensvergnügt packe ich zusammen. Im selben Augenblicke klopft es, und Plücker,

der Portier, kommt ins Zimmer. Er wolle nur sagen, allein könne er den Schnee nicht fortschaffen. Er habe sich Hülfe besorgt zu morgen. Leute aus der Anstalt. Anstalt! Da war das Wort wieder.

Unheimliche Vorstellungen drängten sich schweigsam in mir zusammen.

Ob meine Mutter auch kommen würde, morgen?

Tags über verspielten sich diese Ideen, Nachts aber fuhr ich plötzlich mit einem Schreck in die Höhe. Mir war, als hätte ich Wichtiges versäumt.

In meinem langen Nachthemdchen mit bloßen Füßen lief ich nach der Vorderstube. Ich wollte sehen, ob die Leute aus der Anstalt schon da wären. Ich kletterte auf das Fensterbrett, mitten zwischen die Hyacinthengläser, die da standen.

Es hatte aufgehört, zu schneien. Der Mond schien hell in den Garten hinein. Die weiß umformten Schneebäume glitzerten. Einsam lag der Hof unter mir mit seinen dunkeln Hohlwegen zwischen den beschienenen Schneemauern.

Da schrie etwas hinter mir.

Es war Minna. Sie hatte mich vorüber huschen sehen, als sie schlaftrunken aufblickte, und war mir gefolgt. Wie sie mich nun ganz hoch und weiß zwischen den Blumen am Fenster sah, glaubte sie vielleicht, sie erblicke ein Gespenst. Ihre Verwirrung steckte mich an. Ich wußte ihren aufgeregten Fragen nichts Zusammenhängendes zu entgegnen. Nur, daß ich die Männer im Schnee sehen wollte.

„Hast Du denn den Mond so gern?“ fing Tante Caroline am anderen Morgen an, als ich sehr spät erwachte. „Wolltest Du ihn sehen in dieser Nacht?“

Ich schwieg. Ihre Stimme hatte etwas Vorsichtiges, das mich stutzig machte.

„Weißt Du was, Liebchen?“ fuhr sie in derselben überredenden Weise fort, „heute Vormittag bleibt unsere Hanna hübsch im Bett. Nicht wahr?“ Ich schüttelte energisch den Kopf. Männe Plücker hatte versprochen, mir heute zu zeigen, wie man einen Schneemann macht. Das wollte ich nicht versäumen.

„Du wirst noch auf Manches verzichten müssen in Deinem Leben, mein armer Liebling. Wir Alle müssen das. Glaube mir, Hanna, je früher Du Dich an Entsagen gewöhnst, desto besser ist es für Dich.“

Angesichts dieser grauen Tröstung begann ich erst recht zu schluchzen. Ich fühlte mich recht von Herzen unglücklich.

Am Nachmittag durfte ich mit der Köchin einkaufen gehen.

„Wie war denn das heute Nacht?“ fragte sie auf der Treppe. „Bist Du wirklich gewandelt? Ich habe nämlich eine Freundin gehabt, die war auch mondsüchtig. Wenn Vollmond war, stand sie auf, kletterte im bloßen Hemde zum Fenster raus und lief auf den Dächern 'rum. Am nächsten Morgen wußte sie von nichts. Sie ist denn auch nachher gestorben.“

„Sie kletterte aufs Dach?“ fragte ich entsetzt.

Friederike sah sich schnell um. Sie begann mit einem Zipfel ihrer Jacke an dem Thürschilde unten im Hof herum zu putzen, das Großvaters Namen trug: „Professor Johann Gottlieb Meckel".

„Frage nicht so viel," sagte sie unwirsch, „sonst heißt's nachher wieder, man regt Dich auf."

An der Mauer stand Plücker und schippte Schnee in eine Karre. Neben ihm ein paar andere Männer mit Schaufeln. Sie hatten plumpe Stiefel an und unförmige Handschuhe. Unter den Mützen blickten rothe, stopplige Gesichter hervor. Mürrisch thaten sie ihre Arbeit.

„Sind es Männer aus der Anstalt?" fragte ich leise.

„Ja, das sind sie wohl."

Aengstlich sah ich zu ihnen hinüber.

Sollte ich hingehen? Sie nach meiner Mutter fragen?

Ich fürchtete mich.

Am anderen Ende der Stadt, dort, wo der Flußarm eine Reihe alter Erbgrundstücke von den neuen Anlagen des Verschönerungsvereins trennt, besaß ich noch ein zweites, freieres Zuhause, in dem alle Geister des Lebens für mich ihre Schalen hielten. Dort lag der große, mit herrlichen alten Bäumen geschmückte botanische Garten, dessen Director mein Onkel Felix Manderscheid war, der Bruder meines Vaters. Es war etwas Ueberschüssiges, Rücksichtsloses in seinem Gebahren, das mir instinctiv gut that gegen die abgetönte Milde meiner täglichen Umgebung. Auch die süddeutsche Färbung seiner Sprache gefiel mir. Sie schien mir wärmer als unser Preußisch. Gerade so hätte mein Vater gesprochen, sagte man mir.

„Und siehst Du, Lutz war noch ein ganz anderer Kerl als ich," pflegte Onkel zu äußern, wenn er mit mir unter dem großen Stahlstich stand, der meinen Vater in bayerischer Officiersuniform darstellte.

Um Onkel Felix herum trieb eine Schar schöner Kinder ihr Wesen, die Aeltesten bereits erwachsen, Alle ungebärdig, begabt und etwas eingebildet. Nur die Jüngste, meine Altersgenossin Wanda, war aus Art geschlagen. Bei ihr „hatte es nicht mehr gereicht", wie Onkel sagte. Sie war ein blasses, unzulängliches Kind, das schon jetzt, der liebenswürdigen Frechheit seiner Geschwister gegenüber, sich manchmal ins Gouvernantenhafte rettete. Mit mir vertrug sie sich vortrefflich. Ich erfand ihr, die sich leicht langweilte, wunderschöne neue Spiele, erzählte ihr Geschichten, putzte sie und mich phantastisch heraus; sie wieder that mir einfach Alles zu Gefallen.

Von Tante Manderscheid habe ich nur die Erinnerung, daß sie groß und gut aussah, immer Butterbrote schnitt, und so lachen konnte, daß ihr die Thränen aus den Augen liefen und man all' ihre hübschen Zähne sah.

Nahe am Hause war ein ansehnlicher, abgeschlossener Platz, der Privatgarten der Familie. Er war durch den schmalen Streifen des halb versunkenen Vorstadtkirchhofes begrenzt, dessen schwarz-grüne Cypressen und graue, steinerne Trauerurnen ernst zu uns herüber blickten. An einer Stelle bog die Grenzmauer des botanischen Instituts ein gutes Stück in den Gräberhof hinein,

um ein Grab einzulassen, das man so dem Garten einverleibte. Großvater hatte dies Stück Friedhof gekauft. Meine Großmutter, die im Flusse ertrunken war, lag dort begraben.

Wir Kinder scheuten uns ein bißchen vor dem Platze. Nur im Juni, wenn die weiße Rosenhecke dort in Blüthe stand, gingen wir manchmal an das Gitter heran und betrachteten ernsthaft die Sandsteinurne und den dichten Epheu auf dem Hügel. Vetter Ernst renommirte manchmal vor seinen Kameraden mit „Großonkel Meckel, der ein Stück Kirchhof gekauft hat, wozu nicht Jeder die Erlaubniß kriegt!"

Ernst war vier Jahre älter als Wanda und ich. Er wurde allmählich mein eigentlicher Spielgefährte, denn Wanda ließ mich oft im Stiche, wenn ich ihr gar zu wild wurde.

Und ein Unband war ich damals wirklich. Ich tanzte und tollte auf dem Rasen umher wie ein junges Thier. Das Lachen saß mir so locker in der Kehle, daß es kaum der Gelegenheit bedurfte, um hervor zu springen. Mein Kopf steckte beständig voll übermüthiger Streiche. Ein Wunder, daß ich aus jedem noch heil heraus kam.

Ich entsinne mich eines heimlichen Rittes durch die Pferdeschwemme, bei dem ich fast ertrunken wäre. Ernst hatte mich verleitet. Wanda und ich ertappten ihn eines Tages, wie er am Mühlwehr mit den Müllerknechten in den Fluß hinein ritt.

„Willst Du auch?" fragte er mich über die Schulter zurück.

„Ja, das muß himmlisch sein."

Wanda weinte vor Furcht. Aber sie half mir doch die Röckchen in die Höhe binden.

Einer der Männer hob mich aufs Pferd, so daß ich hinter Ernst zu sitzen kam. Das kleine, muthige Mädchen machte ihnen Spaß. Wanda stand am Ufer und hielt sich die Augen zu.

Zuerst war's greulich, wie das kalte Wasser mir die Beine herauf kroch, und ich schrie vor Schreck, als das Pferd den Boden verlor und zu schwimmen begann, dann aber überkam mich eine jähe Wärme und ein Uebermuth. Die nassen, dunkeln Leiber der Thiere, fast blau erscheinend in der klaren Luft, das antreibende Geschrei der Männer, der scharfe, warme Dunst, der uns umhüllte, Alles hatte etwas erregend Wildes, das mich berauschte.

Unversehens bog ich mich vor und biß Ernst in seine kurzen, harten Nackenhaare, daß es knirschte. Er bog lachend den Kopf zurück, als wollte er nach mir schnappen. Dabei verloren wir das Gleichgewicht, wir sanken. Irgendwie wurden wir ans Ufer gebracht.

Tante Manderscheid wollte sich todtlachen über uns. Die ganze Familie wurde zusammengerufen. Man sollte uns besehen. Zuletzt wurde eine lustige Sammlung für mich veranstaltet. Jeder mußte irgend ein Kleidungsstück beisteuern und mich damit costümiren. Es sollte komisch aussehen, Tante Carolinen über das Aengstigen hinaus bringen. Wir tobten Alle wie die Wilden. So überschäumend war ich damals noch!

Ernst und ich hatten eine Vorliebe für die hohe Schaukel neben der Familienlaube, mit der man sich an die Wipfel der Apfelbäume schwingen konnte. Kam man nah genug, gelang manchmal ein Griff in die Zweige hinein, so daß man ein rosiges Bouquet, eine Frucht erhaschte. Das war dann jedes Mal wie ein Sieg, der mit lautem Jauchzen verkündet wurde, und auf den ein bereitwilliges, vielstimmiges Hurrah folgte. Denn irgend welche Familienglieder saßen immer bei irgend welcher Mahlzeit da unten.

Manchmal, ganz selten, erreichten wir es, daß wir über die Bäume hinüber blicken konnten. Im Fliegen schrien wir uns dann glückselig die Namen der Punkte zu, die wir entdeckten.

„Da, die Burg Giebichenstein."

„Eben konnte ich bis zur Haide sehen."

„Hast Du auch da hinten die Irrenanstalt in Dölau bemerkt?"

„Welches denn?" fragte ich neugierig.

„Da, die mit den hohen Mauern. Die sind gehörig eingesperrt, die Verrückten. Das ist auch gut. Nicht wahr?"

„Ernst! Rede doch nicht so dummes Zeug," rief die älteste Schwester von unten. Dann wandte sie sich gegen mich. „Komm, liebe Hanna, soll ich Dir ein schönes Honigbrot geben? Willst Du?"

Ich wurde still. Der seltsam mitleidige Ton, den das lustige Mädchen auf einmal für mich hatte, bedrückte mich. Er erinnerte mich an verschiedene Scenen, die sich in gleicher Weise zwischen uns abgespielt hatten und mir immer ein unklares Gefühl von Beschämung hinterließen.

Genau so war es zum Beispiel gewesen, als sie von meinem todten Brüderchen sprachen. „Es war gut, daß er starb," sagten sie; „er war nicht normal."

Ich verstand das Wort nicht. Aber in ihrem Tone hatte dabei etwas Verurtheilendes gelegen, das mir weh that.

Und neulich redeten sie von meiner Großmutter, die aus dem Zimmer ging, wenn Besuch kam. „Sie war menschenscheu. Das war der Anfang." Zweimal hatten sie das gesagt und dabei so merkwürdig auf mich hingesehen, gerade als ob ich ihnen leid thäte. Und plötzlich empfand ich es, mitten in diesem sonnendurchströmten, grüngoldenen Garten, unter all' den heiteren Menschen, wie einen Schauer, daß ich nicht ganz sei, wie die Anderen, und daß irgend ein Fremdes, Dunkles über mir sei, um das man mich bedauern mußte.

Seit meinem zehnten Jahre ging ich, wie die Anderen, zur Schule.

Anfangs hatte ich allerlei Kümmernisse durchzumachen. Meine unregelmäßige Vorbildung hinderte mich überall. Das Schlimmste war, daß ich fremd zwischen diese kleine Schar gerieth, die bereits eine geschlossene Gesellschaft bildete. Wanda war die Einzige, die zu mir hielt. Erst nach und nach eroberte ich mir mein Feld. Mein großes Bedürfniß nach Liebe, das sich in allerlei freiwilligen Hülfeleistungen Luft machte, half dazu. Ich war kräftig und daher mütterlich, trug den Schwächeren die Schulmappen nach Hause,

lief und holte, wenn sie etwas vergessen hatten, und entzückte dadurch, daß ich für meine Classe bei Großvater die Erlaubniß erbettelte, das zoologische Museum zu besuchen, dessen Director er war.

Als nun noch Wanda von meiner „Mondsucht" erzählte, stieg meine Wichtigkeit unendlich. Man fand mich unheimlich interessant und hätte am liebsten Proben gesehen. Das machte mich ehrgeizig.

„Wer von Euch kann mit geschlossenen Augen sehen?" fragte ich triumphirend in der Zwischenstunde.

„Kann man denn das? Wie denn?"

„Ich sehe, was ich will. Ich mache die Augen zu, und dann — wartet mal. Ich sehe eine blaue — nein, ich sehe eine grüne Wand. Jetzt lauter Bienen. Sie fliegen umher und saugen aus blauen Blumen."

„Ich sehe lauter Roth. Erdbeeren," überschrie mich Eine, die gleichfalls die Augen geschlossen hatte. „Und jetzt ein paar Strümpfe — und jetzt —"

Ich war etwas enttäuscht, daß sie auch „sah". „Aber ich sehe jetzt jede Nacht etwas. Jede! Und Morgens fragt mich Tante ab. Dann erzähle ich ihr. Manchmal ganz lang. Und einmal — einmal hat sie sogar geweint."

Voll Bewunderung sahen mich Alle an. Seitdem war mein Sieg errungen. Ich blieb die Hauptfigur der Zwischenstunde.

Zu Hause lebte ich weit gedämpfter. Ich hätte nicht sagen können, worin das lag.

Schon wenn ich die Thür öffnete, kam es wie ein leiser Druck über mich. Die sanften Stimmen meiner beiden Alten, der Duft von Veilchenpulver, reiner Wäsche und gutem Tabak, der unserem Hauswesen eigenthümlich war, dazu die steifen, groß geblumten Lehnsessel, deren Seide sorgfältig geschont werden mußte, vor Allem aber die altmodische Glasservante, mit ihren mannigfachen „Andenken" an Verstorbene stimmten mich nachdenklich. Da waren Bilder meiner Eltern, meiner Großmutter auf Döschen und Tassen, Flacons und Fächer, die sie benutzt hatten, und ihre Kinderspielsachen. Immer wieder betrachtete ich diese wohlbewahrten Heiligthümer und versuchte mir die Personen vorzustellen, die sie berührt hatten. Es war mir beinahe ein Genuß, mir recht beweglich auszumalen, wie ich weder Vater noch Mutter, noch Bruder mehr hatte und nun so ganz verlassen hier herum ging.

So stand ich kleines, lebhaftes Ding Stunden lang und hielt Zwiesprach mit dem Schattenreiche.

In dieser Zeit war mir die Vorstellung meiner unbekannten, geheimnißvollen Mutter sehr nahe. Eine tiefe Scheu hielt mich ab, nach ihr zu forschen, aber Nachts, wenn ich im Bette lag, sah ich sie. Ein hohes, weißes Frauenwesen, das unbeweglich an der Thüre stand und die Hand nach mir ausstreckte: „Nun komm' ich noch dreimal, dann nimmermeh'."

So bald ich mich rührte, verwandelte sich die lange Gestalt in ein Kleid, ein Tuch, das am Nagel hing, oder sonst ein natürliches Gebilde.

Nicht, daß ich so recht eigentlich an die Erscheinung geglaubt hätte, aber ich tändelte mit dem Gedanken, daß meine todte Mutter zu mir käme und

mich segne. Die Vorstellung war allmählich ein feiner, lieblicher Bestandtheil meiner Phantasie geworden.

Eine Einzige gab es, aus jenem Kreise nie gesehener Zugehöriger, die noch auf der Welt war. Meine Pathe, Balbine Wagner. Ihre Existenz hatte für mich etwas Erfreuliches, obgleich ich nicht sagen könnte, worin dieses Wohlgefühl eigentlich bestand? Man hatte mir erzählt, sie sei eine Schullehrerin gewesen. Ganz allein in einer kleinen Stadt. Da hatte mein Vater sie kennen gelernt, als er, während eines Manövers, bei ihr im Quartier lag. Sie war es, mit der meine Mutter nach dem Tode meines Brüderchens nach England reiste. Als ich dann dort geboren wurde, hatte sie bei mir Pathe gestanden. Bald darauf heirathete sie einen Doctor Wagner, der deutscher Arzt in der Nähe von London war. Mehr wußte ich nicht. Aber ich hatte eine Menge kurzer, lieber Briefchen von ihr. Ab und zu schickte sie mir die Photographien ihrer vielen hübschen Kinder; so lange ich klein war, manchmal Spielzeug, später Bücher oder kleine Toilettengegenstände. Mein Dank fiel, so in die Dunkelheit hinein, immer etwas unbeholfen aus.

Wenn ich aber aus der Schule heraus wäre, — das war von beiden Seiten beschlossen —, sollte ich nach London kommen und dort eine Weile im Hause meiner Pathe leben.

Es war einige Sommer später. Ich kam mit Wanda und den anderen Mädchen aus der Religionsstunde. Uebers Jahr sollten wir eingesegnet werden. Dann würden wir erwachsen sein.

Wir redeten von dieser Zeit wie von einem Feste voll geheimnißvoller Schönheit; dann sollte ja für uns „das Leben" anfangen.

Verheißungsreich und schweigsam lag es vor uns wie verschlossene Pforten. Leise Musik, goldenes Licht drang durch die Ritzen, und wir standen hier draußen, zitternd vor Erwartung.

Reihenweise, mit verschlungenen Armen gingen wir durch die Straßen und tauschten unsere Zukunftsträume aus.

Es war sehr schwül auf der Chaussee an jenem Nachmittage. Kleine Kehrichthaufen lagen längs des halbvertrockneten Grabens. Der warme Staubwind holte sich daraus Papier- und Strohstückchen zum Tanze. Wir lachten über die Schleifer und Wirbel, die er vollbrachte. Auf einmal zupft mich eins der Mädchen erschrocken am Aermel. „Sieh!"

Aus einer Seitenstraße stolpert eine Frau heraus. Sie trägt ein sauberes Kattunkleid, das an manchen Stellen frisch zerrissen ist. Gelblich-graue Haarsträhnen fallen ihr über das Gesicht. Ein Schwarm von Jungen und Mädchen läuft ihr nach. „Eine Besessene!" „Eine Verrückte!"

Sie spricht unruhig scheltende Worte vor sich hin. Die Kinder lachen. Sie spricht lauter, wie Eine, die zur Menge predigt. Sie sagt, sie sei die Königin von Frankreich, ihr Kleid sei aus weißen Straußenfedern gemacht, sie müsse es waschen.

Sie bückt sich in den Gossengraben hinab und beginnt, das faule, übelriechende Wasser auf ihr Kleid zu schöpfen.

Wir standen voll Furcht, dicht an einander gedrängt, und starrten auf die bleiche, taumelnde Erscheinung.

Da drängt sich Wanda an meine Seite. „Laßt Hanna weggehen. Sie darf so etwas nicht sehen. Komm, Hanna, sieh nicht hin."

„Warum nicht?" fragte ich und zu gleicher Zeit hinter uns eine Andere: „Warum denn gerade Hanna nicht?" Irgend Eine antwortete ihr. Wenige leise Worte. Die Erste macht ein Geräusch des Bedauerns. „Ihre Mutter? Das wußte ich gar nicht. Wie schrecklich!"

Auf einmal verstehe ich Alles: Meine Mutter ist wahnsinnig, und ich soll es nicht erfahren.

Ich weiß das so deutlich, als hätte man es mir entgegengeschrieen. Meine Mutter lebt also! Sie ging umher und sprach wirre Worte, wie die blasse, schreckliche Frau da im Gossengraben.

Wanda legte den Arm um mich, als wir weiter gingen. „Wie roh diese Kinder sind! Man sollte sie anzeigen."

An der Ecke verabschiedete ich mich. Langsam ging ich vollends nach Hause. Dort, in meinem Zimmer, setzte ich mich nieder, lehnte den Kopf über den kühlen Arbeitstisch und weinte.

So also war es mit meiner Mutter! Hier in diesem Raume, wo noch ihr Andenken fein und weiß umher floß, schmerzte das widrige Neue noch stärker. Und dann war es so unfaßbar, daß man es mir verschwiegen hatte. Alle hatten mich belogen, so lange ich lebte.

Mit heißen Augen ging ich umher und schluckte meine Thränen. Auf der Kommode standen ein paar Bilder meiner Mutter. Die betrachtete ich nun. Ich mußte gleichsam von Neuem Stellung nehmen zu ihnen.

Da war ein kleines, sonnenfleckiges Daguerreotyp: Großmutter in einem Sessel; hinter ihr steht meine Mutter. Beide haben dieselben hellen, etwas sinnenden Augen und die glatten Blondscheitel. Meine Mutter im artigen Haarnetz erscheint fast ebenso alt wie Großmutter.

Ich küßte das Bildchen. Wie sanft sie aussah, wie wunderhübsch! Es kam mir plötzlich wie ein Unrecht vor, daß ich ihr so wenig glich. Als wolle ich sie feige im Stiche lassen in ihrer Noth.

Da war ein Bild von ihr am Schreibtisch in Großvaters Zimmer. Sie war sein Secretär gewesen, hatte auch für ihn naturwissenschaftliche Schriften aus dem Englischen übersetzt. Damals kamen die Lehren auf, die Darwin später in ein System brachte. Eins der Bücher auf dem Schreibtische trug die Aufschrift „Lamarck".

Ich liebte diese alte, blasse Photographie. Wie oft hatte Großvater sie mit mir betrachtet, und dabei erzählte er jedes Mal, wie klug und verständig seine Therese war, und so gerecht in allem ihren Thun! Als ein hohes, leidenschaftsloses Wesen hatte ich sie mir immer vorgestellt. Und nun —!

Ich warf mich von Neuem auf den ersten besten Stuhl und weinte laut, wie verzweifelt. Da war denn gleich Tante Caroline zur Stelle, unsicher tröstend, rathlos umher fragend, was geschehen sei? Endlich, vor den Bildern, begriff sie. Sie setzte mich auf ihren Schoß, wie ein hülfloses kleines Ding, und redete auf mich ein.

Ja, sie hätten es mir verborgen. So lange als möglich. Großvater wollte das. Er wünschte ja immer, Trauriges fortzuschieben. Sie selber freilich dächte, das Leben bringe Schweres genug. Am besten wäre es, sich darauf vorzubereiten.

Ich sah mit großen, wehen Augen auf sie hin. Wie gelassen sie sprach! Ueber Grundsätze in dieser Stunde, die mir den Vorhang zerriß. Aber jetzt wollte ich erfahren, Alles. Ich ließ nicht nach. Und da erzählte sie mir denn die Tragödie meiner Mutter.

Ihre Melancholie nach Großmutters Tode, die Geburt des kränklichen kleinen Johann Gottlieb, der, drei Jahre alt, starb, während Vater im Krimkriege war. Beim Begräbniß des Kleinen sei meine Mutter so verzweifelt gewesen, daß sie sich vom Balcon herunter stürzen wollte; nur Balbine, die bei ihr war, hielt sie noch zurück. Danach kam dann die Reise nach England; meine Geburt. Einige Monate darauf kehrte meine Mutter mit mir nach Hause zurück, da Nachrichten vom Kriegsschauplatze Vaters baldige Heimkunft wahrscheinlich machten. In einem wahren Freudenrausche richtet sie Alles zu seinem Empfang, — da bekommt sie die Nachricht, daß er an der Cholera erkrankt und drei Tage darauf gestorben sei. Dieser furchtbare Wechsel von Hoffnung zu Leid hat sie einfach vernichtet. Als Großvater sie zu sich holte, war sie vollständig wirr, ganz gebrochen. Und eines Tages ging sie heimlich fort nach Cöln in eine Irrenanstalt, von der sie einmal gehört hatte. Seit vierzehn Jahren wird sie dort verpflegt. Zuerst durfte man sie noch besuchen, aber seit lange ist sie nun ganz apathisch. Sie kennt Niemanden mehr. Sie vegetirt nur noch.

Leise und eintönig tropften die Worte auf mich herab. Sie machten mich wunderlich müde. Müde und hülflos. Ich lehnte mit geschlossenen Augen an Tante Carolinens Schulter. Sie meinte wohl, ich wolle schlafen. Leise ließ sie mich in ihren Sessel gleiten und stützte mir Füße und Kopf mit Schemel und Kissen. Ich fühlte, daß sie mich mitleidig betrachtete, ehe sie hinaus ging.

Als sie fort war, wollte ich von Neuem leidenschaftlich Schmerz empfinden, aber ich fand keine Schärfe mehr, keine Klarheit. Alles war ermattet. Die Gefühle verschwammen mir.

Ab und zu hörte ich mich murmeln. Halbe, hülflose Sätze. Etwa so:

„Ich bin ganz allein. Es ist ein schreckliches Gefühl, mit Menschen zusammen zu leben, die man nicht kennt und von denen man nicht gekannt wird. Als ob man Nachts in eine fremde Stube träte, so wird man geboren. Die Anderen, die schon da sind, wissen Bescheid. Sie kennen alle Menschen, Kanten und Ecken, zwischen die man gestellt wird, aber sie sprechen nicht davon. Sie lügen. Ich weiß nicht mal, wer mir etwa am nächsten steht? Ich habe Angst, mich zu rühren. Es könnte mich Jemand anfassen, den ich nie gesehen habe. Denn nur allmählich findet man sie vor, die Anderen. Und sich zwischen ihnen. Wie das seltsam ist! Und einmal kommt der Morgen. Da sieht man sie genau. Meine Nächsten! Meine arme Mutter! Was werde ich noch entdecken, wenn es heller wird? Alles ist so seltsam. Ich fürchte mich."

Mit offenen Augen stierte ich vor mich hin. Irgend Jemand öffnete die Thür. Es war Großvater. Er machte ein lustiges Gesicht. „Naa, wollen wir heute mal ins Theater gehen? Sie geben Turandot."

Das Leben hatte begonnen, für mich sehr schön zu werden. Einfach dadurch, daß ich aufblühte. Kein Mann vermag uns das nachzufühlen, diesen Rausch verwunderter Seligkeit, mit dem solch ein junges Geschöpf des Morgens erwacht. Sie wandelt durch den Tag wie in goldener Wolke. In tausend willigen Seelen spürt sie die Echos ihres Reizes. Ernste Gesichter erhellen sich, wenn sie herein tritt. Jeder lächelt ihr zu. Sie fühlt, daß ihre Macht keine Grenzen hat. Verwirrt und dankbar genießt sie die Stunde. Ungeahnte Talente schwellen zum Licht wie Knospen am Frühlingsstrauch, brechen auf und werden zu Siegen. Was sie berührt, ist Glück.

Großvater war der Erste, der sich an meinen Triumphwagen spannte. Er machte sich zu meinem Cavalier, führte mich feierlich am Arme durch die Straßen und war glückselig, wenn man uns nachsah. Tante ging dann wie eine nachsichtige Schwiegermutter hinterher. „Mach Dir nicht zu viel Illusionen, Hanna, das Leben erfüllt Dir keine von allen. Sammle lieber Kraft, die Enttäuschungen zu tragen."

Die beiden Alten kamen jetzt manchmal mit ihren pädagogischen Principien unwirsch an einander. Tante vertrat die Resignation. Großvater konnte, seiner Natur nach, nur zum Heiteren Stellung finden. Er schuf sich aus diesem Bedürfniß heraus eine Philosophie mit dem Grundsatz, man müsse sich um seiner täglichen Pflichten und um seines Berufes willen die Heiterkeit des Geistes wahren. Persönliche Erlebnisse dürften niemals die Freude an dem Allgemeinen trüben. „Genieße nur Dein Leben, Hanna," sagte er. „Wer aus der warmen Stube kommt, spürt die Kälte weniger als Einer, bei dem nicht geheizt war."

Ich ließ sie beide reden, ohne mir viel Gedanken zu machen. Ich glaubte felsenfest an Glück für mich.

Unser tägliches Leben ging inzwischen einen sehr ruhigen Gang. Ich hatte angefangen, bei Großvater zu mikroskopiren. Ihm war es Bedürfniß gewesen, mir etwas von seiner eigensten Welt zu zeigen, und mir machte es Freude.

„Weißt Du, daß Du einmal Dein Brot damit verdienen kannst?" meinte Tante.

Ich lachte. „Wozu? Ich werde ja doch heirathen!"

Großvater räusperte sich und putzte an seinen Gläsern. Unter Tante Carolinens Augen traten rothe Flecke. „Heirathen? Sieh mal, Kind, es heirathen ja nicht alle Mädchen. Man kann doch nicht wissen —"

Ich sprang ihr an den Hals und küßte sie, daß sie stöhnte. „Ja, ja, ich werde heirathen. Verlaß Dich darauf."

„Sei nicht so ungebärdig, Hanna. Warte erst, ob überhaupt Einer Dich will."

Ich schüttelte mich vor Vergnügen. „Ich kann doch zum Beispiel Ernst heirathen," sagte ich aufs Gerathewohl.

„Solch ein Unsinn. Noch dazu Vetter und Cousine! Ich hoffe, daß das nichts als Kindereien sind, Hanna."

„Aber warum denn? Er hat ja schon sein Abiturientenexamen gemacht, jetzt wird er studiren und dann —"

Tante Caroline polirte aufgeregt ihren glatten Scheitel. „Ich werde jedenfalls mit Ernst reden." Großvater sagte kein Wort, aber er machte ein merkwürdiges Gesicht.

Am nächsten Tage, kurz vor Tisch, ließ Tante Ernst Manderscheid zu sich kommen. Ich sah ihn, wie er in ihr Zimmer ging, und wir nickten uns lustig zu. „Weißt Du, was sie Dir sagen wird?" Er zuckte die Achseln.

Ich paßte auf, als er wieder heraus kam. Er sah unbehaglich aus.

„Na, was hat sie gesagt?"

„Jetzt nicht, Hanna. Ich habe versprochen, nicht mit Dir zu reden. Aber ich schreibe Dir. Sei nachher um vier am Fenster. Ich werfe Dir den Brief in einem Schneeball zu. Und jetzt adieu. Ach, Hanna! Jetzt weiß ich erst, daß ich wirklich in Dich verliebt bin." Er küßte mich derb, und plötzlich, dann lief er mit rothem Kopfe die Treppe hinab. Ich sah ihm verblüfft nach. Dann wurde ich ganz roth. „Verliebt, verliebt," sagte ich leise vor mich hin. Das Wort brachte mir einen Luftstrom aus fremden, duftenden Gärten heran. Es war wie der leise Begleitwind wirklicher Erschütterungen. Schon eine Viertelstunde vor vier Uhr stand ich am Fenster und wartete — auf meinen ersten Liebesbrief.

Es war bitter kalt. Vom Dache wehte feiner Schneesand zu mir herunter. Ich fing ihn mit der Zungenspitze auf und schmeckte wohlig die Kälte. Mein Gesicht brannte. Endlich kam Ernst. In dem Augenblick wurde in der schmalen Gasse, auf die mein Fenster ging, eine Laterne angezündet. Der einsame Junge schien sehr lang da auf der weißen Straße. Er hielt den Schneeball in der Hand. Mit dumpfem Aufschlag fiel mir der aufs Fensterbrett, platzte auseinander und förderte sogleich seinen Kern zu Tage. Ernst machte irgend welche betheuernden Zeichen, aber ich hielt mich nicht recht dabei auf. Es war nur das Erlebniß, das mich erregte. Ernst selbst störte mich dabei fast ein wenig. Ich schippte den trockenen Schneestaub in die Hand, warf ihn hinaus und schloß das Fenster. Dann schob ich mein Sesselchen zum Ofen, setzte mich bequem zurecht, die Füße auf den Ofenrand gestützt. Der Schein eines guten Feuerchens schlüpfte behaglich über meinen Knieen hin und her.

Ich fühle die warme, sichere Stille um mich wie ein Streicheln. Niemand stört mich.

Großvater arbeitet in seiner Stube drüben, Tante ist zu einer kranken Dame gegangen, der sie die Memoiren der Gräfin Voß vorliest.

Immer noch lächelnd, mich gleichsam in der Wärme des Ereignisses dehnend, rolle ich den Brief auseinander und beginne zu lesen.

Vier enggeschriebene Seiten voll gewundenen Primanerdeutsches. Gleich der Anfang entzückte mich. Gerade so, in dieser geschraubten Weise mußten diese Gefühle einher schreiten, die sich zu den erhabenen rechnen wollten. Hätte mir Ernst als der frische, natürliche Junge geschrieben, der er war, ich wäre enttäuscht gewesen. Die Anfangsseite war durch eine allgemeine Betrachtung gefüllt, daß es traurig sei, wenn man zur Feder greifen müsse, um seine Gefühle auszudrücken. Dann kam unvermittelt eine Definition der antiken Schicksalstragödie, der sich eine kurze Abhandlung über Schopenhauer und Willensfreiheit anschloß. Grillparzer's „Ahnfrau" und Müllner's „Schuld" wurden leicht gestreift, und dann ging's mit kühnem Sprunge auf E. T. A. Hofmann über, und zuletzt auf die „Allerneuesten", die den Götterfluch oder das verhängnißvolle Mordinstrument der Schicksalstragödien durch die Idee der Vererbung „ausgelöst" hätten. Er aber, Ernst, sei zu anderen Resultaten gekommen als alle diese bedrückten und verängstigten Pessimisten; er glaube an die Kraft des Willens, die sich siegreich gegen die Bosheit der Götter und die Höllenmächte der Vererbung auflehnen könne.

„Und so kämpfe ich denn mit meinem jungen ritterlichen Muthe gegen das Götterverhängniß Eures Hauses. Ich kämpfe gegen das Gespenst der Selbstmörderin, die sich hier in unseren heimischen Gewässern im Wahnsinn den Tod gab, gegen das Gespenst der an ferner Heilstätte Eingekerkerten, und vor Allem gegen das Gespenst des Erbfluches, welches über Deinem unschuldigen Haupte schwebt und Dich zu vernichten droht. Harre geduldig aus, theure Dulderin, bis Dein Ritter kommt und Dich befreit. ‚Ich liebe Dich!' mit diesem Schlachtrufe will ich mich auf Deine Quälgeister stürzen und sie erwürgen. Ewig Dein Ernst."

„Ich soll nach München an die Landwirthschaftschule. Morgen Abend reise ich."

Der Geruch meiner Schuhe, an denen das Feuer leckt, weckt mich aus tiefer Erstarrung. Verstört blicke ich um mich. Mein hübsches Zimmerchen liegt vor mir, in verloschene Dämmerfarben gehüllt. Ich betrachte es wie ein Fremdes. Mir ist, als sei ich lange verreist gewesen.

Der Brief knistert in meinem Schoß. Ich kann seine Buchstaben nicht mehr erkennen. Aber das ist einerlei; ich weiß ihn auswendig. Nie wieder könnte ich ihn vergessen! „Jetzt ist auf einmal das Sonderbare erklärt, das über meiner Kindheit lag." Das ist mein erster klarer Gedanke. Hundert kleine Züge kommen mir in die Erinnerung. Alle Stacheln aus den Gesprächsabfällen der Erwachsenen, die sie achtlos in meine Seele geworfen haben, beginnen sich aufzurichten und Zusammenhang zu bekommen, bis sie mich wie eine einzige Stachelkette umschließen.

Ich springe auf und starre in der Dunkelheit umher. Gibt es denn gar keine Hülfe? Wie eine Gefangene laufe ich zum Fenster. Die Scheiben stehen grau und dunstig zwischen ihren Holzgerippen. Rinnende Tropfen schreiben lange seltsame Zeichen auf das Glas, die mich verwirren.

Endlich rasse ich mich zusammen. Ich habe solches Bedürfniß nach Menschen, die mich liebkosen würden, solches Bedürfniß, mich trösten zu lassen.

Mit brennenden Augen gehe ich zu Großvaters Zimmer hinüber. Alles still. Ich öffne. Hier ist's hell und golden. Die Hängelampe überm Ecktisch schwingt leise hin und her und versieht jedes der blanken Nickelschlösser an Großvaters Museumsschränken mit einem feinen rothen Pünktchen. Großvater liegt behaglich auf seiner grünen Saffian-Chaiselongue. Er hat Cigarre und Zeitung in der Hand und schläft.

Da steigt eine tiefe Erbitterung in mir auf. „Die können schlafen und schwatzen und wissen, was mir bevorsteht!" Wie eine unendliche Ferne liegt es zwischen mir und ihnen. Langsam schleiche ich hinaus. Im Flur bleibe ich stehen, als wisse ich nicht, wohin? Ich wickle meine Hände in die Schürze und friere vor Leid. Die Thränen laufen mir kalt in den Mund hinein. Ich fühle mich verkommen und verlassen. Eine Bettlerin vor fremden Thüren.

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, die jenem Briefstage folgt, sehe ich mich immer nur stier und verwundert durch die Tage hingehen, dann wieder mich verzweiflungsvoll abflattern gegen eine unsichtbare, undurchdringliche Scheibe. Die Meinen waren sehr gut gegen mich. Anfangs dachten sie, es sei der Abschied von Ernst, der mich traurig mache; nach und nach entdeckten sie wohl, was über mir lag. Gesagt habe ich ihnen nichts. Ich vermochte es nicht. Aber ich erlebte nichts als immer von Neuem mein Schicksal. Mir war, als übertrügen die stummen Gegenstände meiner Umgebung den Erbfluch auf mich. — Rein körperlich, wie eine Ansteckung.

Dort am Schreibkommödchen hatte meine Großmutter gesessen, eine Stunde, ehe sie hinging und sich ertränkte. Dort hatte sie den letzten Gruß an Großvater geschrieben. Das Bett, in dem ich schlief, war das meiner Mutter. In diese Kissen hinein hatte sie ihre Schmerzen geweint, als sie nach Vaters Tode wirr und krank heimkehrte.

Eine wahrhaft teuflische Begier, mich selbst zu quälen, hatte mich ergriffen. Ich las in allen Lehrbüchern, die ich erlangen konnte, über Geisteskrankheiten nach. Von jeder Krankheitsform, die da beschrieben stand, glaubte ich die Symptome bei mir zu entdecken. Ich las von Verfolgungswahnsinn, von Angstanfällen und Visionen und suchte mir die Ereignisse dazu in meinem Leben.

Wenn man doch nur entrinnen könnte! Ein Mal mit einem gesunden Hirn denken — ohne diese entsetzliche Angst. Aber gerade das war ja schon Krankheit. „Präcordialangst' nannte sie das Lehrbuch. Meine Mutter hatte auch daran gelitten. Jetzt war ich also schon bei diesem Stadium angelangt.

Es war nicht lange nach meinem achtzehnten Geburtstage, im Frühjahr. Tante Caroline kam in mein Zimmer, wo ich auf dem Sopha lag und träumte. „Hannekind, weißt Du was Schönes? Manderscheids wollen einen Tanz geben. Einen Knospenball. Das wird einmal hübsch werden!"

Sie hatte den seltsam munteren Ton, den sie jetzt meist mir gegenüber anschlug.

Noch am selben Tage wurden Vorbereitungen getroffen. Tante Caroline kramte alle Jugenderinnerungen heraus, Tanzkärtchen, Knallbonbonverse und zwei polirte Mahagonistöcke mit bunten Bändern. Die sollten zu einer Cotillontour benutzt werden, deren sie sich entsann.

Dann wurde ein rundes volles Veilchenkränzchen bestellt, das sollte ich aufs Haar setzen. Die Tanzsträußchen mußten Vergißmeinnicht bekommen, und die Orden für die Herren schnitten und klebten wir zu Hause selbst. Hierzu hatte Tante einen kleinen Vorbereitungskaffee geladen. Jedes Mädchen konnte dem Herrn, für den sie sich am meisten interessirte, einen besonders schönen Orden herstellen. Das war in Tantes Jugend so gewesen.

Anfänglich hatten diese Veranstaltungen nur den Zweck gehabt, mich zu erheitern. Nun aber geschah das Freundliche, daß Tante durch all' dies Zurückdenken ganz verjüngt und fröhlich wurde. Fast schien es, als sei sie das erwartungsvolle junge Mädchen, ich die Zuschauerin.

Am Tage der Gesellschaft kleidete mich Tante schon am frühen Nachmittage an. Sie war in starker Erregung.

„Es sitzt wirklich gut," sagte sie, indem sie mir das weiße Mullkleid noch ein wenig zupfte, hier glättete, dort aufbauschte. „Wirklich recht gut. Geh mal zu Großvater und zeige Dich."

Sie war noch aus der alten Schule und hätte es für unpädagogisch gehalten, mir zu sagen, daß sie mich reizend fand.

Großvater war entzückt. „Potz tausend, wie niedlich! Du wirst schönes Unheil anstiften heute Abend."

Als ich beim langen Flurspiegel vorüberging, blieb ich betroffen stehen. Meine Gestalt, wie sie mir da aus dem Düster entgegenkam, hatte etwas Frappirendes. Tante hatte mir das Haar unter der dicken blauen Veilchenkrone gelöst. Wie eine Fluth braungoldnen Herbstlaubs überschüttete es mir den Nacken.

Das weiße, schwermüthig vorgeneigte Gesicht, die brennend rothen Lippen — zum ersten Male sah ich, daß ich sehr schön war. Seltsam schön. Ein Rausch der Freude kam über mich.

Ich war wie eine kleine Bacchantin diesen Abend. Alle jungen Mädchen scandalirten über mich, und wo ich ging und stand, zog ich einen Schwarm junger Leute hinter mir her. Onkel und Tante Manderscheid amüsirten sich zuerst darüber, dann suchten sie mich zu beruhigen.

„Mädchen, Du tanzest ja wie eine Flamme," sagte Onkel Felix und nahm mich in den Arm. „Laß Dir doch für später auch noch übrig. Du verzehrst Dich ja."

Ich sah ihn mit weiten Augen an. „Heute will ich lustig sein, Onkel Felix. Laßt mich."

Mein beharrlichster Tänzer war ein junger Russe, Bartschikof.

Bei Tische saß er zwischen Wanda und mir. Er redete so eifrig auf mich ein, daß er ihr fast den Rücken drehte. „Pardon!" sagte sie spitzig. Sein Stuhl hatte eine Franse ihres Ballshawls festgehalten. Er entschuldigte

sich. Und da muß sie ihm ein Wort über mich gesagt haben, eine Bemerkung, — oder bildete ich mir das nur ein? Ich empfand plötzlich ein kühles Befremden in Bartschikof's Augen.

Er sprach den Satz weiter, den er angefangen hatte, aber er rückte seinen Stuhl gerade, so daß Wanda theilnehmen konnte.

„Fürchten Sie sich vor mir?" fragte ich lachend. Ich hörte selbst, daß es ungraziös klang. Der Russe erwiderte rasch eine galante Phrase und wendete sich wieder zu Wanda.

Wahrscheinlich ist absolut nichts über mich gesprochen worden damals zwischen ihnen. Aber mein Mißtrauen war aufgeweckt. Die ganze fröhliche Veranstaltung erschien mir mit einem Male widersinnig, fast beleidigend. Es stieß mich förmlich, sie zu verhöhnen, irgend etwas Grelles zu thun, das allen frohen Schein zerstörte.

„Wäre es nicht komisch, wenn ich jetzt auf einmal das Tischtuch herunter zöge, daß der Wein auf alle diese hübschen Kleider flösse?" fragte ich herausfordernd.

Wanda sah mich erschrocken an. „Aber Hanna!"

„Und warum wollen Sie das?" fragte der Russe unsicher.

„Warum denn nicht? Die Leute würden höchstens denken, ich wäre verrückt. Das wäre doch sehr amüsant?"

Ich lachte, daß mir die Thränen kamen.

„Hanna, trinke lieber keinen Wein mehr," sagte Wanda leise.

Ich ergriff mein Glas, das noch beinahe unberührt stand und leerte es auf einen Zug.

„Was schadet das, ob man es ein bißchen früher oder später denkt!" Ich wendete mich an meinen Nachbar. „Fürchten Sie sich vor Jemand, der so ist? Der ins Irrenhaus muß, meine ich." Ich hatte überlaut gesprochen. Alle hörten zu.

„Sie sollten sich nicht auf Paradoxen legen, gnädiges Fräulein," sagte Bartschikof verlegen. „Das kleidet junge Damen nicht, und so lange man noch so entzückend tanzen kann —"

Ich lachte laut auf. „Nein, freilich kleidet es nicht." Voll Haß sah ich in sein anmuthiges Gesicht. Auf einmal verließ mich alle Erregung. Ich sank zitternd in mich zusammen und weinte.

„Erbarmen, was haben Sie? Friert es Sie? Kann ich Ihnen —"

Ich schob, ohne aufzusehen, meinen Stuhl zurück. Mit überströmenden Augen, halb blind lief ich durch den langen, blanken Saal, alle Blicke auf meinem Rücken. In tödtlicher Verlegenheit erreichte ich die Thür, die ich rasch zuwarf. Der brutale Krach, mit dem sie sich schloß, machte mich ganz unglücklich. Ich stand athemlos und horchte. Zuerst war drinnen Alles still, dann begann ein lautes Durcheinanderreden.

Sprachen sie von mir? Mein junger Körper war ganz durchhämmert von Aufregung.

Das Geräusch allgemeinen Stuhlrückens erschreckte mich. Ich nahm das erste beste Tuch vom Kleiderriegel, schlang's um Kopf und Schultern und lief

davon. Im Garten, den ich durchrannte, hingen bunte, leuchtende Papierlaternen an den Bäumen. Sie kamen mir sehr sinnlos vor, wie sie da in der Einsamkeit schaukelten. Und sinnlos schien mir Alles auf den Straßen, denen nur der Tag ihren Zweck verleiht. Jetzt war es etwa elf Uhr. Schon spät für unsere Stadt. Die Häuser schliefen. An den Ecken brannten schwach die Richtlaternen. Da stand alles Tagesgeräth der Menschen und wartete. Leise tropfende Brunnen, ein unangespannter Wagen, Baugerüste an halbfertigen Häusern und über den geschlossenen Magazinen Schilder und Anpreisungen, die ich früher nie gesehen hatte.

War das immer so? Die ganze Nacht? Während man schlief und nichts von Allem brauchte, was sich da anbot?

Ich hatte den Eindruck, daß die ganze Welt dastand und auf ihren Zweck wartete. Ich auch. Aber mein Zweck war nicht Leben, sondern Absterben.

„Morgen gehe ich nach Cöln zu meiner Mutter," gelobte ich mir laut. Es war am besten, daß ich gleich morgen ginge. Nicht, um zu pflegen, wie ich mir oft gewünscht hatte, sondern um mit ihr zu leiden. Was sollte ich hier sitzen und warten? Ich paßte nicht mehr zu den Gesunden. Sinnlos, wie die stummen Tagesdinge um mich her, war ich hier.

Mechanisch ging ich weiter. Die Straße lag voll Thau. Mich fror in meinen dünnen Schuhen. Zwischen zwei Häusern kam ein magerer Hund hervor und sah mich an. Da packte mich eine entsetzliche Furcht. Ich wagte nicht, zu laufen, aus Angst, dieses ernsthafte, magere Thier würde mir nachkommen und mich beißen. Ich schüttelte mich vor Ekel. Stirn, Hals und Hände wurden mir feucht. Ich rührte mich nicht. Endlich kroch der Hund zurück zwischen seine beiden Häuser. Da lief ich denn — keuchend, wie gejagt. Meine Schuhbänder lösten sich. Ich stolperte, fiel, richtete mich auf und fiel wieder. Mir wurde glühend heiß. Um den Kopf legte sich mir eine harte, schmerzende Klammer. Das Blut schoß in starken Wellen in meine Augenhöhlen. Ich hätte mir am liebsten die Adern aufgebissen, um mich zu erleichtern.

Ich stutzte. Solche Ideen! War das schon Irrsinn?

Ja, ich mußte nach Cöln. Morgen schon. Ich dachte an Großvater und Tante. Sie würden von mir sprechen, wie sie es von meiner Mutter thaten: „Brief aus Cöln. Alles unverändert."

Ich hörte sie förmlich. —

Im Hause bei uns war noch Licht. Ich war zu aufgeregt, um mich darüber zu wundern. Tante kam mir entgegen. Sie hatte geweint. „Woher weißt Du es denn schon?"

„Ich? Was denn?"

„Deine Mutter ist gestorben."

Ein paar Wochen war ich krank. Ich hatte mich bei meiner Nachtwanderung erkältet, und während ich mit Fieber und Gliederschmerzen im Bette lag, reiste Großvater mit Onkel Manderscheid nach Cöln zum Begräbniß.

So wurde meine Mutter denn begraben, ohne daß ich sie nur ein einziges Mal mit Bewußtsein gesehen hatte. Der Gedanke quälte mich beständig.

Großvater kehrte völlig erschüttert aus Cöln zurück. Seiner Art entgegen sprach er unaufhörlich von seiner Tochter und ihren letzten Tagen. Seine Stimme war lauter als sonst und hatte etwas Anklagendes. Ich hörte ihn von meiner Krankenstube aus. Manchmal weinte er laut wie ein Kind, und ich in meinem Bette weinte mit. Um ihn, um meine Mutter und um mich, die untergehen sollte wie sie.

Mein einziger Trost in der nächsten Zeit waren Balbine Wagner's Briefe. Sie hatte nie aufgehört, mir zu schreiben, so karg und wesenlos meine Erwiderungen gewesen sein mögen; jetzt warb sie förmlich um mich. Endlich sei es an der Zeit, schrieb sie, daß wir uns persönlich kennen lernten. Sie würde Alles thun, sich mein Vertrauen zu erobern. Ihre Aufgabe als Pathin sei es, mir jetzt Mutter zu sein. So bald sie es irgend einrichten könne, käme sie zu mir, um mich wo möglich zu sich zu holen.

Es lag eine seltsame Leidenschaftlichkeit in ihrer unbegreiflich treuen Liebe zu mir. Sie bettete mich förmlich da hinein. Es schien, als habe sie nur auf den Augenblick gewartet, mich an ihr Herz zu nehmen.

Zu meinem ersten traurigen Geburtstage nach Mutters Tode schickte sie mir einen Ring, dessen schön geschnittene Camee ihr eigenes Profil zeigte. Ursprünglich sei er meiner Mutter bestimmt gewesen; deren Erkrankung aber hinderte das Geschenk. Nun sollte ich ihn tragen als doppeltes Andenken.

Der Sommer verging uns matt und eintönig. Onkel Felix hatte einen Ruf nach München angenommen und siedelte im Juli mit der ganzen Familie dorthin über. Das war ein großer Verlust für mich. Mir schien, als ginge eine Wärme nach der anderen fort aus meinem jungen Leben. Allmählich begann sich ein stiller, geduldiger Trübsinn über mich zu legen.

Tag für Tag saßen Tante und ich uns in unseren schwarzen Kleidern schweigsam gegenüber, auf irgend eine nutzlose Frauenarbeit gebückt. Niemand besuchte uns mehr, nachdem die Condolationsvisiten vorüber waren. Ich hatte das Gefühl, man scheue sich vor mir. Ich selbst verbarg mich hinter der Gardine, wenn Bekannte vorüber gingen. Und dann saß ich wieder und horchte argwöhnisch in mich hinein. Ich wußte es ja, es war Verfolgungswahnsinn, daß ich Allen so mißtraute, gerade wie bei meiner Großmutter und meiner Mutter, Hallucinationen, wenn ich meinte, die Menschen draußen über uns flüstern zu hören.

Großvater kränkelte seit seiner Reise nach Cöln. Er hüstelte und rauchte und versank in wache Träume. Jeder sann für sich. So verlief uns der Winter.

Am Ostermorgen lag ich im Bett und sah der Sonne zu, die hinter den Häusern aufstieg. Ein kühles Frühlingslicht strömte ins Zimmer. Die Gardinen blähten sich wie fröhliche Segel. Im Hausepheu hielten die Staare

lautes Gespräch. Man hörte sie durch einander flattern. Wie ein Wirbel von Hoffnung trieb es draußen. Ich vergrub mich zwischen meinen Kissen. Alles, was da lärmte und sich regte, that mir leid. Ich hatte nicht den Muth, aufzustehen, hinein zu gehen in diese frohe Welt, zu der ich nicht gehörte.

Tante stand an meinem Bette und redete in mich hinein: „Du mußt Dich ankleiden, Hanna. Man darf sich nicht so nachgeben. Denke doch, wohin das führt. Am Ende hörst Du überhaupt auf, wie ein civilisirter Mensch zu leben. Das geht ja nicht."

„Und warum geht es nicht, Tante? Jetzt noch nicht?"

Sie wurde roth. Ihre Bestürzung that mir leid. Ich ließ mich bereden, aufzustehen und sogar das graue Kleid anzuziehen, das seit Wochen statt des schwarzen für mich bereit lag.

Nachmittags gingen wir dann zu Dreien spazieren nach Moritzbrunn, dem kleinen Badeorte in unserer Nähe.

Der Tag war golden und duftend.

Großvater und Tante führten mich wechselweise am Arm. Sie hatten jetzt immer etwas gleichsam Dankbares, wenn ich mit ihnen ging, während wieder ich bemüht war, eine willige Hingebung in meine Schweigsamkeit zu legen. Die beiden guten Alten machten mich auf jeden Knospenstrauch aufmerksam und auf die bunten Festtagsleute, die mit uns schritten.

Allmählich thauten mir die Sinne auf und grüßten den Frühling.

In Moritzbrunn war es sehr voll. Wir standen inmitten des dicht besetzten Restaurationsplatzes und fühlten uns einsamer als zu Hause.

Tante Caroline empfand die Thatsache, daß für uns kein Stuhl frei war, fast als Beleidigung. Sie war in unserer kleinen Stadt gewöhnt, als Honoratiorendame berücksichtigt zu werden. „An Feiertagen sollte man gar nicht hierher kommen," sagte sie mit lauter, piquirter Stimme. „Niemand kennt Einen." Großvater hielt kurzsichtig und höflich Umfrage. Endlich gaben wir es auf. Das kleine Mißlingen verstimmte uns Einsiedler wie ein wichtiger Fehlschlag. „Sieh mal, da ist Platz für die Badegäste reservirt," sagte Tante Caroline, als wir an der Terrasse der Logirhäuser vorüber kamen. Mehrere Damen saßen dort zwischen den Kirschlorbeerkübeln und Epheugittern, stickten oder schrieben an ihren runden Tischchen. Ein Kinderwagen stand in der Ecke, zwei Spatzen pickten auf der Bodenmatte. Es sah gemüthlich aus.

Auf einmal kam ein reizendes, kleines Mädchen von etwa fünf Jahren die Stufen herunter, strahlend und eilfertig. Von der letzten Stufe sprang sie herab und warf sich mit einem Jubelrufe gerade in meine Arme: „Jessie!"

Danach sah sie mich verwundert an. Sie wurde purpurroth. Auf der Terrasse war jetzt Lachen und Fragen. Eine zierliche junge Frau kam dem Kinde nach.

„Aber Nina, Du irrst Dich. Da ist nicht Jessie. Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, die Kleine hat Sie verwechselt." Und sich wieder zu dem Kinde wendend: „Aber siehst Du denn nicht, daß dies eine erwachsene Dame ist? Die Jessie trägt ja noch einen Zopf und kurze Kleider."

Wir umstanden lächelnd das hübsche, kleine Ding, das tapfer mit seiner Verlegenheit kämpfte und zuletzt aufs Neue zu mir hinstürzte und das dunkle Köpfchen in meinem Kleide barg. Ich streichelte ihr warmes, weiches Haar. Das Zutrauen dieses Kindes erfüllte mich mit dankbarem Stolze. Als sei ich ein Geschöpf, vor dem am Thore sonst die Hunde bellen!

Zwischen der graziösen Dame und den Meinigen hatte sich ein rasches Hin und Her entsponnen. In Kürze saßen wir Alle zusammen auf der Terrasse, tranken Kaffee, redeten und hörten und spürten heimlich an einander herum.

Die Fremde war vom Rhein. „Gattin und Tochter des Seidenhauses Klinger-Nauen", wie sie lachend sagte. Sie war hier, um für ihre kleine Nina einen Ohrenarzt zu befragen. Tante machte ihr Muth. Sie hatte Beispiele gesehen — —

Ich saß indessen schweigsam, wie das meine Art geworden war, und ließ gleichgültig die Geräusche der Umwelt an mir vorbei gehen. Die Stimme der jungen Frau drang aber doch allmählich ein. Sie war klingend und jung und dabei voll Freundlichkeit. Ohne viel hinzusehen, merkte ich, daß die Dame gut gekleidet war. Sie hatte einen Hauch von Weltstadt über sich.

Großvater war bezaubert. Er suchte seine lieben, verstaubten Complimente heraus, über die die junge Frau sehr lustig lachte.

Es wurde rasch kühl auf dem Steinfußboden. Man fürchtete, sich zu erkälten, und machte Anstalten zum Aufbruch. Im Stehen war dann noch einmal von meiner Doppelgängerin, der Jessie, die Rede, einem vierzehnjährigen Mädchen, das letzten Sommer in einem englischen Seebade häufig mit der kleinen Nina gespielt hatte. Ihre Eltern waren Deutsche, der Vater Arzt irgendwo bei London.

Frau Nauen fand jetzt selbst, daß eine leichte Aehnlichkeit vorhanden sei. „Die Farbe vielleicht. Und bei gewissen Bewegungen." Sie entdeckte im letzten Augenblicke immer neue Uebereinstimmungen. Nur sei die Jessie ein dickbäckiges Kind gewesen und nicht so zart wie ich.

In frischer Stimmung trennte man sich. Die junge Frau, die flüsternd über die langweilige Badegesellschaft klagte, schien froh zu sein, eine Ansprache zu finden. Sie machte noch zuletzt in aller Eile Großvater gewaltig den Hof, so daß er auf dem ganzen Heimwege vor sich hinschmunzelte.

Es entspann sich in der Folge ein Verkehr aus dieser Begegnung. Jedesmal, wenn Frau Lotti mit Nina nach der Stadt zum Arzt mußte, machte sie bei uns Frühstücksstation. Großvater, der weitere Spaziergänge allmählich aufgeben mußte, fand im lustigen Scharmützel mit ihr Ersatz dafür. Tante spielte inzwischen glückselig mit der kleinen Nina. Ihr gegenüber war sie frei von Zukunftssorgen und pädagogischen Rücksichten. Der ganze Schatz ihrer Mütterlichkeit trat hier zu Tage. Nur ich allein blieb stumm, unzugänglich.

Die lebhafte Frau Nauen konnte das schwer ertragen. Sie schalt gutmüthig, daß ich junges Ding das Leben einer Matrone führe.

„Wie wäre es, wenn Ihre kleine, blasse Beauté eine Badekur in Moritzbrunn machte?" schlug sie vor. „Einfach bleichsüchtig scheint sie zu sein. Das

sind alle jungen Mädchen. Geben Sie sie zu mir. Sie sollen sehen, wie lustig sie wird. Ich werde mal mit Ihrem Arzte reden."

Wirklich kam sie nach einigen Tagen mit der Nachricht: „Doctor Würzenich hat es erlaubt." Tante nahm sie bei Seite und redete mit ihr. Ich ließ sie gleichgültig gewähren. Mochte sie es doch erfahren, die auch. Mir war Alles gleich.

Aber Frau Lotti war durchaus nicht erschüttert, als sie zu uns zurückkehrte. Sie setzte sich gelassen auf ihren alten Platz.

„Lassen Sie sich nur nichts einreden," sagte sie, „Vererbung! Das ist Unsinn! Freilich, wenn Sie den ganzen Tag dasitzen und darüber nachdenken! Das ist gerade wie mit der Seekrankheit. Manche setzen sich zu Anfang der Reise schon ganz still in die Cajüte und warten darauf. Die kriegen sie gewiß: Mein Bruder hat das hundertmal beobachtet auf seinen Fahrten. Das ist furchtbar komisch, solch' ein Schlachtopfer vor der Zeit."

Es war wie ein frischer Wind in die Schwüle hinein. Niemand noch hatte so mit uns gesprochen. Keiner wagte es bisher, das Gespenst mit Namen zu nennen.

Ich glaube, wir Alle fühlten uns erlöst.

Behaglich zurückgelehnt, saß Frau Nauen in dem alten Seidensessel, wippte ein wenig mit der glänzenden Schuhspitze und strich sich mit dem langen, weichen Handschuh, den sie ausgezogen hatte, spielerisch die Wangen hinab. In dem eleganten Kleide von hartem Stoff raschelte jede ihrer Bewegungen leise nach. Hier bei uns, in der schwerfälligen Stube, deren Wände wie ernste, verschwiegene Schmerzenswächter auf uns herab schauten, erschien sie als ein kleines Wunder. Draußen regnete es in dünnen Fäden. Die Bäume glänzten vor Nässe, die Dachrinne sang. Das machte uns das Drinnen doppelt freundlich. Ein kurzes Augenblickchen lang sprach Keiner. Aber dies Schweigen lastete nicht. Ehe es das konnte, knüpfte Tante Caroline unterhaltsam an irgend etwas Gleichgültiges an: „Haben Sie einen Bruder auf der See? Ist das sein Beruf?"

„Nein. Er ist nur viel gereist. Ein paarmal nach England, um dort die staatliche Hygienie kennen zu lernen; später war er dann Jahre lang in Asien wegen der Pest. Auch die Lepracolonie hat er besucht. Gräßlich, nicht wahr? Und wenn ich denke, wie er sich als Kind vor allem Widerwärtigen ekelte! Noch als Student in der Anatomie wurde er fortwährend ohnmächtig. Mein guter, alter Reinhard," murmelte sie zärtlich dem Abwesenden nach.

„Warum muß er denn gerade Medicin studiren?"

Frau Lotti dachte eine Weile nach. Dann sagte sie, unbehülflich wie immer, wenn sie von Dingen sprach, die in die Tiefe gingen:

„Ich denke mir — gerade weil ihm das Alles so schrecklich ist — Krankheit und Elend. Er grübelt ja beständig darüber, wie man dagegen ankämpfen kann. Und dann — ich weiß nicht, wie ich das erklären soll — er hat, glaube ich — eine Weltanschauung."

Sie sagte das mit einer komischen, halb bekümmerten Grimasse, daß wir lachen mußten.

„Ja, wirklich! Er hat Principien. Sie glauben gar nicht, wie unbequem das manchmal ist."

Ein hartes, tropfendes Geräusch vom Fenstertischchen auf den Boden unterbrach uns. Die kleine Nina hatte Perlen aufgereiht, nun riß ihr der Faden, und ihre schöne Kette zerfiel.

Auf einmal krochen wir zu Fünfen auf dem Boden herum und haschten den rollenden Glasperlen nach. Man stieß mit Händen und Füßen an einander und fand in all' dem Kindischen einen unerhörten Reiz.

Die alten Wände sahen uns verwundert zu.

Bald nach diesem Tage fing es an, mit Großvaters Gesundheit recht bedenklich zu werden. Er fiel ganz zusammen und wurde von einer quälenden Unruhe befallen. Er, der Eisenbahnen haßte, sah nun sein ganzes Heil im Reisen. Fröstelnd sah er in den ewigen, grauen Regen hinaus, hatte seinen Bädeker auf den Knieen und dachte an sonnige Plätze.

Das bißchen Fröhlichkeit in uns war wieder verglommen.

Mit einem Gefühl ungeheuren Grauens sah ich Großvaters gutes Gesicht klein und fremd werden und bemerkte, wie er abstarb gegen Alles, was er sonst liebte. Die Aerzte verordneten ihm Carlsbad. Eilig wurde gepackt. Nur hatte man Bedenken, mich mit zu nehmen. Der warme Boden und die Luft seien zu erschlaffend für meine Nerven, sagte der Doctor. So nahm man in der Hast und Noth Frau Nauen's Vorschlag an und beschloß, mich in Moritzbrunn im Kurhause einzumiethen. Der Gedanke an diese Trennung verstörte mich völlig. Tante Carolinens gespannter Heroismus, Großvaters Gleichgültigkeit, Alles das legte sich mit dumpfem Druck über mein Hirn. Mir war, als säße ich immer nur im Nebenzimmer und sähe regungslos den Anderen und mir selber zu. — Als sie reisten, stand ich mit Frau Klinger-Nauen am Bahnhofe. Der Regen tropfte eintönig auf unseren Schirmen. Ich weinte wie eine Verzweifelte. Der Zug verschwand mit seinen weißen Grüßen im schmutzigen Grau der Ferne.

Ich stand und sah ihm nach. Es kam mir vor, als hätte ich die beiden lieben Alten verloren für immer. So lange ich lebte, war ich noch keinen Tag von ihnen getrennt gewesen. Jetzt erst, da ich sie entbehren sollte, empfand ich ihre große, wandellose Liebe und die meine zu ihnen.

In einer kalten, knarrenden Droschke fuhren wir nach Moritzbrunn hinaus. Frau Lotti tröstete mich sehr lieb. So fand ich mich denn mit einem Sprunge in völlig neue Zustände versetzt.

Anfangs drang nur wenig in mich ein von all' dem Munteren, Neuen, das mir entgegen kam. Ich hatte entsetzliches Heimweh. Aber schon nach wenigen Tagen wurde es besser. Aus Carlsbad kamen gute Nachrichten. Das machte mich empfänglicher.

Das Zusammenleben mit der jungen Frau und ihrem Töchterchen that mir wirklich gut. Am besten hier überall die erinnerungslose Umgebung. Wir waren bei fortdauerndem Regenwetter auf Kursaal und Veranda angewiesen, dadurch bildete sich allmählich eine Art Connex zwischen den ver-

schiedenen Kurgästen heraus. Frau Lotti war der Mittelpunkt. Sie plauderte und trug am Clavier ihre Liedchen vor, sie arrangirte Charadenaufführungen, Wettzeichnen und Räthselabende. Es störte sie nicht weiter, daß sie lauter Minderwerthige mit ihren Geschenken überfiel. Vielleicht merkte sie es nicht einmal. Mich riß sie etwas gewaltsam mit hinein und freute sich meines „succès". Sie hatte meine Stimme entdeckt, und daß ich am Clavier begleiten konnte. Nun litt sie es nicht mehr, daß ich mich zurückzog. Am hübschesten aber war's doch immer oben in ihrem eigenen Zimmerchen. Es ging da nichts Besonderes vor. Wir unterhielten uns nicht einmal viel. Aber wir waren da ohne die Banalität einer größeren Gemeinschaft, die mich immer drückte. Und dann hatten wir das Kind mit seinen hundert kleinen Fragen, die beantwortet werden wollten. Es war mir förmlich Erholung, mich in die geschwinden Gedankenläufe dieses kleinen Wesens hinein zu begeben. Die Meinen hatten sich immer nur bemüht, mich im Gleichmaß zu erhalten. Dies war für mich wie Tanz. Manchmal hörte ich mich laut mit Nina jubeln. Erschrocken sah ich mich dann um. Aber Niemand wunderte sich.

Zwei Wochen war ich nun in Moritzbrunn. Wenige Tage vor Pfingsten saß ich Morgens am Kamin. Ich las eine dicke Doppelepistel aus Carlsbad. Großvater schrieb sehr heiter. Er fand förmlich Geschmack am „Weltleben", wie er es nannte. Die eleganten Ausländer amüsirten ihn. Die Kur bekam ihm gut. Er hatte Vertrauen. Ich las langsam, mit Pausen stillen, vegetabilen Wohlbehagens. Gedankenlos sah ich zu, wie das Fähnchen auf dem Musikpavillon seine kurzen, gleichsam kindischen Bewegungen machte, und wie die Spatzen mit Strohhälmchen im Schnabel vorbei flogen. Jetzt glitt an der Parkmauer der Oberkörper eines Kutschers entlang, der unten auf der Chaussee einen mir unsichtbaren Wagen lenkte. Der schwarze Wachstuchhut glänzte, der Mantelkragen wehte auf. Langsam glitt das rumpflose Phantom weiter. Nun hörte ich den Wagen halten. Es war Jemand angekommen.

So weit hatte ich mich doch schon in die Badeinteressen hinein gelebt, daß mich ein Zuwachs neugierig machte.

Draußen fragt eine Männerstimme nach Frau Nauen. Man gibt ihm Bescheid, sie kehre erst Mittags heim. Er will warten. Die Thür öffnet sich und läßt einen ersten blendenden Sonnenstrahl in den Saal hinein. Unwillkürlich erwartungsvoll schaue ich mich um und sehe eine hohe männliche Silhouette sich langsam in dem Lichtstreif vorbewegen.

Der Fremde mochte geblendet sein. Er sah mich nicht in meiner halb dunkeln Ecke. Mit ein paar gelassenen, sicheren Schritten ging er, wie ein Mensch, der sich allein weiß, zum Mitteltisch, nahm da ein Buch auf und las.

Sollte ich aufstehen? Mich bemerklich machen? Ich kam mir beinahe indiscret vor. Und doch konnte ich mich nicht entschließen, meine Situation zu ändern.

Inzwischen war der Sonnenglanz wieder verloschen. Die Spatzen auf der Veranda huben ein gewaltiges Lärmen an. Der Lesende sah auf, bemerkte mich und grüßte höflich. Er sah stattlich und klug aus. Eine schöne, breite Stirn, klare Augen, eine hochmüthige, kleine Nase und ein spitzer, dunkelblonder Bart.

Endlich stand ich zögernd auf. Immer wieder hatte ich Fremden gegenüber eine gewisse Verlegenheit zu überwinden. Aus Bestürzung über den Stuhl, den ich fast umgeworfen hätte, ließ ich den einen Brief fallen, bückte mich, verlor den anderen und stieß, als ich beide zusammenraffen wollte, mit dem fremden Herrn zusammen, der sich gleichfalls danach bückte. Draußen wurde ich noch einmal roth vor Scham, daß ich mich nicht wenigstens bedankt hatte.

Als ich Mittags ins Speisezimmer kam, fand ich meinen Unbekannten wieder.

Frau Nauen stellte vor: „Mein Bruder, Doctor Klinger. Und dies hier ist mein Pflegetöchterchen."

Sie schlang, während sie auf ihrem Platze sitzen blieb, den Arm um meine Taille und sah zu mir auf, als wolle sie errathen, wie ihr Bruder mich beurtheilen würde.

Doctor Klinger machte die Verbeugung, die ich an ihm kannte.

„Wir haben uns heute Morgen schon begrüßt," sagte er höflich. Ich wurde roth. Frau Lotti sah uns fragend an und lachte vergnügt, als Klinger unser „Zusammentreffen" erzählte. Dann zeigte sie einen kunstvoll gestickten persischen Shawl, den ihr Bruder mitgebracht hatte. „Ein Wunder, daß er ihn mir schenkt, und nicht irgend einem Museum. Darin ist er nämlich zum Verzweifeln. Nichts, nichts behält er für sich von all' den interessanten Dingen, die er von seinen Reisen mitgebracht hat. Alles geht an die Museen."

„Da kommt es Vielen zu Gute," erklärte er einfach; „zu Hause hätte ich's nur allein."

Bei Tische waren wir ein wenig entfernt von einander placirt. Nur Nina, die zu meiner Linken saß, konnte zwischen mir und den Geschwistern vermitteln. Ich hörte Tempo und Ton ihrer Unterhaltung. Neben der lebhaft zwitschernden Schwester klang Reinhard Klinger's Stimme wie eine tragende Cellobegleitung. Ich sah ihn ein paarmal neugierig an. Sein zusammen genommenes Wesen gefiel mir. Aber war dies der Mann mit der „Weltanschauung"? Frau Lotti's Grimasse hatte den Begriff eines lehrhaften Pedanten gegeben.

„Was schreiben Ihre Leute aus Carlsbad?" fragte Frau Nauen über den Tisch herüber. Ich beantwortete ihr das, ich weiß nicht mehr, mit welchen Worten. Mit der merkwürdigen Gabe der Frauen, zu sehen, ohne die Augen hin zu wenden, bemerkte ich, daß Klinger mich überrascht betrachtete.

„Singen Sie?" fragte er unvermittelt.

„Ein wenig."

„Sie müssen eine schöne Stimme haben."

Nach Tische nahmen wir den Kaffee auf der Veranda. Anfangs ging's still zu. Die Lust an der neuen Sonne beschäftigte Jeden. Man dehnte seine Geister. Dann erzählte Frau Nauen, wie wir bekannt geworden wären. Sie sprach von Nina und Jessie Wagner aus London. Der vollständige Name kam heute zum ersten Mal zu Tage und veranlaßte weitere Entdeckungen. Es wurde klar, daß Jessie eine Tochter meiner Pathe Balbine sei. Frau

Lotti entsann sich nun auch der stattlichen Mutter, die sie hier und da von fern gesehen, und ich erzählte, wie mein Vater sie in ihrer kleinen Stadt kennen gelernt hatte, Alles, was ich selber wußte. Ich zog meinen Ring ab und zeigte Balbinens Porträt. Klinger betrachtete es, blickte ein paarmal vom Stein zu mir und zurück und gab zuletzt den Ring schweigend weiter. Als ich ihn wieder erhielt, fiel es mir zum ersten Male auf, daß ich die gleichen breitlidrigen Augen, gleiche Gesichtsform und gleichen Mund hatte wie Balbine Wagner. Ich weiß nicht, welches Gefühl mich abhielt, das zu äußern, während ich doch empfand, Klinger habe das auch bemerkt. Immer noch fühlte ich seine beobachtenden Augen über meinem Gesicht. Unwillkürlich suchte ich mich dem zu entziehen wie einer allzu scharfen Sonne.

Ich ging zu Nina, die müde hinter den Lorbeerkübeln und dem Epheuspalier, das die Veranda theilte, bei ihrer Puppe hockte. Ich setzte mich mit ihr aufs kleine Korbsopha, hielt sie im Arme, und sie war bald fest an mir eingeschlafen.

In wohliger Verborgenheit blieb ich neben dem zusammengeschmiegten Kindchen. Meinen Zeigefinger hatte ich unter sein weißwollenes Jäckchen gesteckt und streichelte im Rhythmus einer Melodie, die mir im Ohre lag, sein Rosenblatthälschen. Mir war sehr froh. Von drüben hörte ich Frau Nauen den Bruder auf allerlei Schönheiten des Parkes aufmerksam machen.

„Und die rosa Blüthen da, sieht das nicht entzückend aus?"

„Die Tamariske? Wirklich ein schönes Exemplar."

„Sieh, die gelben Blumen! Jetzt bilden sie fast eine Wellenlinie auf dem Rasen. Ist das nicht komisch?"

„Da wird ein Wasserlauf vorhanden sein, dem sie folgen. Sumpfdotterblumen brauchen Feuchtigkeit."

„Hatte ich nicht Recht? Ist er nicht ein Constatirmensch?" rief Frau Nauen mir zu.

Sie kamen beide zu mir herüber, und da sie mich an meinen Platz gefesselt sahen, nahmen sie sich leise ein paar Stühle und setzten sich in meine Nähe. Dann ging ihre Unterhaltung weiter. Immer ein paar flinke Tönchen und ein klarer, ruhiger Accord.

Auch ich war ruhig geworden. Meine passive Thätigkeit da in meinem stillen Winkel gab mir ein Gefühl der Sicherheit, aus dem heraus ich gerne dem Gespräche folgte.

Unten im Garten gingen Leute vorbei, Hausgenossen. Frau Lotti mußte beständig grüßen. Sie fügte dann jedesmal für Klinger eine erklärende Bemerkung bei, denn sie wußte über alle Kurgäste genau Bescheid.

„Die, siehst Du, ist unglaublich elend. Sie hat sich zu sehr angestrengt bei der Pflege ihrer gelähmten Mutter, zwölf Jahre lang. Alle Heirathsanträge hat sie zurückgewiesen und immer nur gepflegt und gepflegt. Ja, sie ist ein herrlicher Charakter."

„Herrlich nennst Du das, wenn sich die heutige Generation von der absterbenden verzehren läßt?"

Sie sah ihn fragend an: „Aber es ist doch Kindespflicht, seinen Eltern Opfer zu bringen, besonders wenn sie hülflos sind?"

„Nazarenerpflicht, ja!" sagte er knapp. „Der Bibel ist die Aufopferung an sich eine Tugend, mir nur, wenn sie zur Kräftigung und Veredlung der Rüstigen, der Gesunden, beiträgt."

Trotzdem er zu seiner Schwester sprach, hatte er die Augen auf mich gerichtet, wie um meine Ansicht zu errathen. „Man sollte lieber schützen als stützen!" fügte er hinzu.

„Also einfach todtschlagen, was nicht kriegstüchtig ist, wie bei den Wilden?"

„Das wäre die äußerste Consequenz. Wir sagen: unschädlich machen."

Eine Pause entstand. Klinger's Blick suchte noch immer in meinem Gesicht. Es war wie ein sanfteres Nebengespräch, das er so mit mir führte, während er von Neuem begann: „Als Arzt habe ich viel über diese Dinge nachdenken müssen. Bei der Behandlung von Infectionskrankheiten zum Beispiel, bei denen man das Isolirsystem durchzuführen hat. Ich habe da Scenen erlebt, die herzzerreißend sind. Um fest zu bleiben, mußte ich mir immer wiederholen, daß alle diese Grausamkeiten nöthig sind zum großen Ziele."

„Zu welchem?"

„Das Menschthum zu heben."

„Aha, die Weltanschauung," dachte ich im Stillen, aber zugleich fühlte ich mich tief ergriffen von dem ungeheuern Ernste, der in Klinger's Augen lag. Und jetzt, da wir Frauen schwiegen, erröthete er.

„Das klingt vielleicht wie eine Phrase," sagte er dann, „aber es ist etwas ganz Bestimmtes, das ich im Sinn habe. Wenn man alle diese verheerenden, drückenden und entstellenden Krankheiten sieht, begreift man erst, warum wir noch so weit zurück sind auf unserem Wege zum Glück. Unserer Zeit war sogar der Begriff des Glückes verloren gegangen. Aber wir Neuen wollen ihn uns wieder erobern mit allen Kräften."

Es klang wie ein Gebet.

„Alle müssen dazu helfen, daß wieder Kraft und Schönheit in die Welt kommt — Gesundheit! Und hierfür, meine ich, sollte Jeder seine Opfer aufsparen." Dies Letzte sagte er sehr leicht und schnell, wie um den ernsten Eindruck zu verwischen, und jetzt fügte er ein verlegenes, hohes „Ja" hinzu, das Keiner von uns recht unterzubringen wußte. Frau Lotti machte ein nicht sehr kluges Gesicht. Es war ihr unbehaglich zu Muthe. Mir aber war's, als hätte sich zum ersten Mal ein Mensch die Mühe gegeben, mit mir zu sprechen.

(Schluß folgt.)

Conrad Ferdinand Meyer's „Petrus Vinea".

Von

Adolf Frey.

[Nachdruck untersagt.]

Die deutschen Kaiser, schon die aus Sachsenstamme, mit ihrem verhängnißvollen Geisteszuge nach dem Süden, nach dem Orient, ihre griechischen Frauen, die sie berührenden oder bestimmenden Einflüsse des niedergehenden Griechenthums und des mohammedanischen Morgenlandes, das Alles übte — so weiß sich die Schwester Betsy deutlich zu erinnern — auf Conrad Ferdinand Meyer seit seinen Jugendtagen einen mächtigen Zauber aus. In den Zeiten der Sehnsucht und des Verzweifelns an eigener Kraft, des lange vergebens sich Ausreckens nach immer wieder schwindenden Zielen gehörten namentlich Conradin von Schwaben und Otto III. zu den Gestalten, die ihn verlangend und quälend umkreisten. Wie leicht erklärt sich das!

In jenen sehr hoffnungsarmen und schweren Tagen las er der Schwester gerne die Platens Klage Otto's III. vor, die so ganz aus seiner eigenen schwermüthigen und gedrückten Stimmung heraus klang:

Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

Er summte und sprach sie vor sich her, so oft, daß auch die Schwester sie auswendig wußte. Sie gehen ihr noch heute zuweilen nach. Später, als er sich gekräftigt und aufgerafft hatte, erschien ihm gewiß Platen's Auffassung Otto's III. zu weich und zu lyrisch; er hätte ihn männlicher, größer gestaltet.

Auch der Hohenstaufe Friedrich II., dessen Fortleben nach seinem ungeglaubten Tode die Sage ebensogut festhielt, wie das Träumen Barbarossa's im Kyffhäuser, zählte, so berichtete Conrad Ferdinand Meyer der Schwester, unter seine poetischen Lieblingsfiguren, die ihn immer wieder in den Bannkreis ihrer verhüllten Probleme zogen. Die sicilianische Sage, daß der geistvolle, halbmohammedanische Kaiser nicht gestorben sei, sondern in einem lichten Tempel auf sonniger, einsamer Bergeshöhe wohne und übers blaue Meer un-

verwandt nach Osten blicke, diese Sage war einer seiner alten Balladenstoffe, hatte aber in seiner früheren, an die Romantik anklingenden Zeit und Gedankenwelt niemals feste Gestalt gewonnen.

Als dann das Deutsche Reich aus gewaltigen Siegen in strahlender Glorie erstand, da regten sich die alten Herrscher mit neuer Kraft in der Brust des Dichters. Er sagt in einer Recension aus dem Jahre 1873: „Hätte Dahn uns doch noch einen Heinrich IV., einen Friedrich II. geben wollen, jetzt, da diese altersgrauen Gestalten sich im Lichte der Gegenwart neu beleben." Und noch 1881 dachte er daran, wie er mir in einem seiner Briefe meldete, die Hochzeit des Mönchs im Nürnberg Barbarossa's spielen zu lassen. Möglicher Weise hat noch etwas Anderes zur Neubelebung der langvertrauten Schatten mitgewirkt: er las und besprach 1877 Hermann Lingg's Stück „Macalda", der seinen Stoff aus der von den Geistern der Hohenstaufen umwitterten sicilianischen Vesper gegriffen hatte.

In welchem Zeitpunkt aber die Erscheinung Friedrich's II. das Gemüth des Dichters in stärkere Unruhe zu versetzen begann, wann er nach ihr tastete, wann er zuerst ernstlich an ihr bildete und formte, das läßt sich nicht mit völliger Sicherheit sagen. Doch glaube ich nicht, daß es vor dem Jahre 1880 geschah. In den 1864 erschienenen Erstlingen, nämlich in den „Zwanzig Balladen", zeigt sich die Figur des Hohenstaufen nicht, ebensowenig in den Ende 1869 gedruckten „Romanzen und Bildern"; sie hat auch keine Stelle in den früheren Entwürfen, soweit ich sie kenne. Wichtig dünkt mich vor Allem das Folgende: Vom Herbst 1877 bis zum Frühjahr 1879, wo ich Zürich für Jahre verließ, hat mir Conrad Ferdinand Meyer des Oefteren in seinem Garten oder im Arbeitszimmer die imposanten Risse seiner noch unvollendeten Schöpfungen aufgerollt, zuweilen Stunden lang erzählend. Da war die Rede von dem tragischen Conflict zwischen Heinrich IV. und Heinrich V., vom Comthur Schmid, der mit Zwingli bei Kappel fiel, von dem letzten Toggenburger Dynasten, über dessen unseligem Erbe der schweizerische Bürgerkrieg aufloderte. Aber nie hörte ich damals eine Silbe über Friedrich II.

Ich glaube bestimmt, es war das Problem der „Richterin", das er nach dem Ende 1879 vollendeten „Heiligen" aufnahm, was den Dichter veranlaßte, sich mit dem Bild des staufischen Herrschers vertrauter zu machen als bisher. Er brauchte einen Richter über der Richterin, einen großen Entscheider, der den letzten Spruch thut. Dieser Richter sollte Friedrich II. sein, dessen Geschicke und Wesen er in Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" sorgfältig zu studiren begann. Als erste Frucht dieser Beschäftigung reifte endlich die Ballade „Kaiser Friedrich der Zweite" („In den Armen seines Jüngsten"); sie wurde, Winter 1880/81, zuerst in dem von Schorer herausgegebenen „Deutschen Familienblatt" gedruckt mit einer Illustration von A. Zick.

Wie so manchen, so versuchte Conrad Ferdinand Meyer auch den Stoff der „Richterin" zuerst in dramatische Form zu bringen, und die Arbeit rückte rasch vorwärts, drohte aber, wie es ihm bei den ersten Formulirungen leicht widerfuhr, zu gewaltige Dimensionen anzunehmen. Als er eines Tages seinen mehrjährigen Secretär und Verwandten, den Schriftsteller Dr. Fritz Meyer, be-

auftragte, die vorhandenen Verse zu zählen, ergab sich, daß das bis zum Ende des ersten (oder des ersten und des zweiten?) Actes gediehene Manuscript nicht weniger als anderthalbtausend Verse betrug. Da erschrak er und sah, daß er sich knapper gürten müsse, und wandte sich der Novellenform zu. Das dramatische Fragment aber wanderte später ins Feuer. In der Novelle sollten Friedrich II. und sein Kanzler Petrus Vinea aus politischen Gründen die Richterin, die Herzogin von Enna auf Sicilien, vor ihr Gericht zu ziehen suchen, indem sie der halbverlöschten Spur des von ihr begangenen Gattenmordes nachforschten. Die Arbeit gerieth ins Stocken, weil der Dichter erkannte, daß das Sicilien Friedrich's II. zu hell, so zu sagen zu gebildet sei, um für die ungewöhnliche Größe der Heldin den nöthigen Raum und die richtige wilde Beleuchtung zu gewähren. Diese Erkenntniß veranlaßte ihn, das Thema der „Richterin" zunächst wieder zurück zu legen und sich mit der „Hochzeit des Mönchs" zu befassen, die denn auch vorher fertig wurde.

Es mag noch eine andere Erwägung ins Spiel getreten sein, warum C. F. Meyer die Person Friedrich's II. aus der Handlung der „Richterin" ausschaltete. Es muß ihm der Gedanke aufgestiegen sein, daß das Verhältniß zwischen Friedrich II. und seinem Kanzler ein dankbarer Gegenstand und die Beiden die erlesenen Helden für eine Novelle oder ein Drama großen Stils sein möchten. Und wie er Friedrich II. aus dem Rahmen der „Richterin" herausnahm, so schob er ihn in der „Hochzeit des Mönchs" in den entferntesten Hintergrund zurück; denn auch hier hatte er ihm offenbar ursprünglich eine führende Rolle zugedacht, wahrscheinlich diejenige Ezzelin's.

Ende des Jahres 1883, nach der Publication des „Mönchs", schrieb er an seinen Freund François Wille in Mariafeld: „Es ist die erste von drei Kaisernovellen, welche ich entworfen habe."

Hier tauchen nun verschiedene, unter sich zusammenhängende Fragen auf: Welches sind diese drei Novellen? Nennt sie der Dichter „Kaisernovellen", weil in jeder ein anderer deutscher Kaiser auftreten sollte? Oder war für alle drei der Hohenstaufe in Aussicht genommen? Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß C. F. Meyer eine Novellentrilogie ins Auge gefaßt hat, deren einzig Gemeinsames Friedrich II. war. Damals nämlich, in den Jahren 1883 und 1884, hatte sich diese Herrschergestalt der Phantasie und des Schöpferbedürfnisses des Dichters in immer steigendem Maße bemächtigt. Immer deutlicher trat er vor ihn als der Typus der räthselvollen Größe, die über ihrer Zeit und wider ihre Zeit steht. Immer mehr lockten ihn die Freigeisterei des Helden, die keimende Renaissance mit ihrer Sicilien eigenthümlichen Mischung italienischer, germanischer und arabischer Naturen und Culturen und der tiefgreifende Gegensatz zwischen der wesentlich deutschen Imperialpolitik und der mehr nationalen italienischen.

Jene Novellentrilogie sollte wohl enthalten: „Die Richterin" nach dem ersten Entwurf, dann die „Hochzeit des Mönchs", und schließlich, denke ich, „Friedrich II. und Vinea". Nun ist allerdings vermuthlich nicht mehr auszumachen, ob am 16. November 1883, als Meyer das Wort über die drei Kaisernovellen an Wille hinwarf, Friedrich II. noch in der unabgeschlossenen

„Richterin" auftrat; schon am 10. December des nämlichen Jahres hatte er, wie er der Schwester schrieb, bereits den Entschluß gefaßt, die „Richterin" in eine „sehr frühe und wilde Zeit" zu versetzen, also an die Stelle Friedrich's II. Karl den Großen zu rücken. Es bleibt somit unentschieden, ob unter den Kaisern der „drei Kaisernovellen" dreimal die Gestalt Friedrich's oder einmal auch Karl der Große zu denken sei. Keine Spur aber leitet dahin, daß er damals schon den „Pescara" und somit auch schon Karl V. in Aussicht nahm.

Zweifellos hat er zu jener Zeit schon Friedrich II. und Vinea in einer großen Schöpfung als immer heftiger und schließlich unheilbar Entzweite einander gegenüber stellen wollen. Aber die Ueberfülle des Rohstoffes erschwerte die Arbeit und das künstlerische Maß, und so mußte denn der Hohenstaufe dem „Pescara" und der „Angela Borgia" den Vortritt lassen. Kaum war indessen das Druckmanuscript der „Angela" an die „Deutsche Rundschau" abgeliefert, so nahm im August 1891 der Dichter die zurückgelegten Vinea-Fragmente wieder zur Hand. Ihre Schönheit, schrieb er der Schwester, machte ihn betroffen, und er beabsichtigte nun ganz entschieden ihre Vollendung, wobei er sich sogar, um dem alten Widerstreit der epischen und dramatischen Gelüste auszuweichen, vorübergehend dem Traume hingab, Drama und Novelle neben einander aufs Papier zu bringen. Zuweilen störte ihn die Erwägung, daß auch hier wieder, wie im „Heiligen", König und Kanzler einander gegenüber ständen, und die Selbstbeschwichtigung, daß damals ein solcher Zwiespalt zwischen Kaiser Wilhelm II. und Bismarck vor aller Welt aufgedeckt liege, vermochte vor der Forderung nach einem decidirt neuen Motiv auf die Dauer nicht Stand zu halten. Schließlich entschied er sich für den letzten Toggenburger, den „Dynasten", was er mir am 1. November 1891 mittheilte: „Ich denke nach Ueberlegung den Dynasten zu wählen, weil er am Meisten ethischen Gehalt und eine gewisse körperliche Schwere besitzt."

Wenige Monate später brach seine Kraft zusammen.

Zwei nach mündlichen Mittheilungen des Dichters aufgezeichnete Skizzen bieten uns eine Vorstellung davon, wie er sich den Vorwurf Friedrich II. = Vinea zurechtgerückt hatte und wie er sich ihm unter den Händen gewandelt hat. Die eine stammt von Fritz Kögel, der am 1. October 1890 in Kilchberg vorsprach und das Gehörte kurz nachher mit der Feder festhielt. Nach meinem Dafürhalten sind seine Berichte (mitgetheilt in: „Die Rheinlande", Monatsschrift für Deutsche Kunst, Jahrgang I, Heft 1, 1900), einen Hörfehler abgerechnet, bis in den Bau der Sätze und bis in die einzelne sprachliche Wendung hinein völlig genau; es steht beinahe kein Wort darin, das ich nicht selbst aus dem Munde des Dichters gehört hätte. Fritz Kögel läßt Meyer sagen:

„Friedrich ist auch einer jener Räthselmenschen. Er vereinigt in sich, wie in seiner Politik, drei verschiedene Nationen, die er zu einem Weltreich zusammenschweißen will: germanische, italienische Natur, arabische Einflüsse. Seine Freigeisterei ist ganz modern. Dies zu malen ist eine sehr lohnende Aufgabe.

„Mein Stoff ist der Verrath des Pier delle Vigne, seines Kanzlers. Auch der ist dunkel, unaufgeklärt. Ich stelle dar die Entfremdung und den Bruch aus früherer innigster Freundschaft und Vertrautheit. Dies Problem, eins der Grund-

probleme der Dichtung, ist um so dankbarer, weil hier kein großer Schatten überhängt: Shakespeare hat es nicht behandelt. Der Bruch geht hervor und kann nur hervorgehen aus politischen Meinungsverschiedenheiten und verschiedener Ansicht über Lebensfragen des politischen Handelns. Ein vorher verdeckter grundsätzlicher Gegensatz ihrer Naturen kommt zum Ausbruch und trennt sie.

„Pier delle Vigne ist Italiener, Friedrich will Italien und Deutschland vereinigen, muß daher auf Deutschland Rücksicht nehmen. Dies Interesse theilt Vigne nicht, dem nur Italien am Herzen liegt. Es ist die gefährliche Zeit, wo Papst Innocenz, ein Ungeheuer, den Kaiser zur Verantwortung vor das Concil von Lyon ruft, wo der Kampf, der Friedrich ans Leben geht, aufs Heftigste entbrannt ist, wo es sonst in seinen Kämpfen schlecht für ihn steht, also jeder Schritt die schwersten Folgen haben kann und seine Lage fast verzweifelt ist. — Vigne hat nun ein Weib, das der Kaiser liebt. Von dieser Liebe finden sich in den Chroniken Andeutungen. Der Kaiser war klug genug, das seinem Kanzler zu sagen. Diese Frau läßt, ehe sie stirbt, beide an ihr Lager rufen und sagt ihnen: „Ich habe Euch beide geliebt und kann nicht sterben, Kaiser, ohne Dir zu sagen: ‚Dieser mein Mann weiß ein Mittel, Dich in Deiner gefährlichen Lage zu retten. Er spricht im Schlaf, und ich habe ihn Nachts das oft sagen hören. Er weiß eins und will es Dir nicht sagen.'" Hiermit stirbt sie, dem Kaiser den Stachel des Zweifels in die Seele senkend und den Kanzler zwingend, schließlich sein Geheimniß zu sagen. Dies ist: „Der Kaiser solle von all' seinen gegen den Papst behaupteten Ansprüchen und Rechten zurücktreten, um durch den Eindruck davon den Papst zu zwingen, das Gleiche zu thun. Hiermit sei der Streit zu Ende, und er siege der Welt gegenüber ob." Das ist nun ein gefährliches Mittel, das zu dem Charakter und den politischen Plänen des Kaisers nicht paßt. Und der ist mißtrauisch, ob dieser Rath aufrichtig oder hinterlistig sei. Er mißtraut, ob Jener ihn verderben wolle als Italiener aus Eifersucht. Hierin liegt der Keim zur Zerstörung ihrer Vertraulichkeit. Entfremdung tritt ein und frißt weiter. — Der Bruch trägt sich so zu. Der Kaiser ist unpäßlich. Vigne läßt ihm einen Trank geben, der ihn heilen soll. Aber Friedrich wagt nicht, den von Vigne kommenden Trank zu trinken. Da erhebt sich der Kanzler in Entrüstung: „Ich habe so lange Jahre für Dich gewacht, gesorgt, gearbeitet und erhalte als Lohn diese Kränkung. Trinke den Trank!" Aber Friedrich mißtraut, stößt den Becher von sich, so daß er umrollt und der Wein über den Tisch hin verschüttet wird. Dieser Trank war kein Gift. — Die Entfremdung ist nun da, Vigne's Untergang unvermeidlich. Er findet ihn auf würdige Weise. Der Kaiser ist wieder krank. Von der Aebtissin eines Klosters, die in päpstlichem Solde steht, kommt ihm ein Heiltrank. Friedrich will ihn trinken. Vigne steht in einer Nische, tritt hervor und sagt: „Trinke ihn nicht, Kaiser, es ist Gift!" Friedrich, der verdüstert, grausam geworden ist, will einen gefangenen Lombarden, einen Rebellen, den Trank vorkosten lassen. Der sagt empört: „Tödte mich, wenn Du willst, aber Dir vorzukosten, kannst Du mich nicht zwingen." Vigne beschwört den Kaiser, solche Grausamkeit nicht zu begehen. Der Kaiser geräth in Zorn, gibt den Befehl, den Lombarden sofort hinzurichten. Da tritt Vigne dazwischen: „So sollst Du Dich nicht selbst besudeln, ich werde den Becher für Dich kosten." Es ist Opferung, denn er weiß, daß es Gift ist. Er trinkt und sinkt todt um. In diesem Augenblick Trompetenschall: Botschaft einer von Manfred gewonnenen Schlacht, Botschaft, daß dem Kaiser ein Enkel geboren ist. Friedrich voll Rührung: „An der Leiche dieses Treuen grüß' ich Dich, Enkel! Mögest Du glücklicher sein als er. Ich grüße Dich mit dem Namen: Konradin!"

C. F. Meyer schrieb einmal an einen Freund, alle seine dichterischen Gestalten, selbst der verworfene Morone, hätten etwas von ihm selbst. Zu Friedrich II. hatte er eine ganz besondere persönliche Beziehung gewonnen. Er vertraute mir, er gedenke die Wandlungen und Stimmungen des Alters,

namentlich das Mißtrauen eines Alternden, an ihm darzustellen. Dieses Mißtrauen trat bei Meyer, wenn auch leise und verdeckt, ungefähr seit 1885 hervor, etwa mit dem sechzigsten Lebensjahr; er fing an zu wittern und zu spüren, und damals erst, wenn ich mich nicht täusche, wurde richtig, was er 1890 gegenüber Fritz Kögel äußerte: „Ich habe die Eigenschaft, die Menschen, mit denen ich umgehe, nicht besser zu sehen, als sie sind, sondern schlechter. Ich sehe in scharfen Zügen ihr Profil, ihr Skelett."

Von den politischen Differenzen, die den Bruch alter Freundschaft und Mitarbeiterschaft zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler verursachen, ist Meyer ausgegangen. Er suchte das Problem dadurch zu vertiefen und zu individualisiren, daß er als die eigentliche Wurzel des Zerwürfnisses das aufsteigende Mißtrauen des Alternden wählte, das er am eigenen Leibe empfand; dieses Mißtrauen erst trägt das Gift in die Gegensätze, die schon lange da sind. Daß er diese persönliche Färbung des Stoffes vor Fritz Kögel verschwieg, den er zum ersten Male sah, liegt nahe genug. Vielleicht war auch damals, im October 1890, dieser persönliche Zusatz noch schwächer als später.

Es lag in der tiefsten Natur C. F. Meyer's begründet, zunächst die großen Linien eines Problems und der Figuren zu ziehen und sie dann erst allmählich mit eigenem Blut zu füllen und zu färben wie Friedrich II. so auch den „Dynasten": so schrieb er im März 1886 an Wille über den „Dynasten": „Die *senile* Leidenschaft der Habsucht zu schildern, komme ich immer noch früh genug." Und im Jahre 1891 aber gestand er mir, er beabsichtige am „Dynasten", wie an Friedrich II., eine Alterserscheinung zu zeichnen: der letzte Toggenburger, der sein Leben ohne Frucht sieht, faßt in der dämonischen, durch das Aufblühen anderer Herrscherfamilien gesteigerten Verbitterung des Alters den Entschluß, die nach seinen Ländern lüsternen Nachbarn, die Schweizer, durch sein Testament hinter einander zu hetzen und zu verderben.

In jenem Jahre 1891, dem letzten seiner Arbeitsfähigkeit, unterhielt sich der Dichter häufig mit mir über dramatische Dinge. Stunden lang erging er sich über Shakespeare, Lessing, Schiller, vorwiegend jedoch über seine dramatischen Entwürfe, namentlich über Friedrich II. Ich weiß nicht mehr — ich habe nie etwas notirt — war es kurz vor oder nach der Beendigung der „Angela Borgia", als er mir das Zerwürfniß zwischen Kaiser und Kanzler erzählte und meine Meinung über Gliederung und Aufbau des Stoffes zu hören wünschte. Da ich einwarf, daß eine schriftliche Skizze den Ueberblick erleichtern würde, so reichte er mir Papier und Stift, und an seinem Tische zeichnete ich den Plan und die Linien der Begebenheiten auf, wie sie damals vor seinem Geiste standen. Ich lege ihn hiermit vor.

I. Act.

Es kommt Nachricht, daß Heinrich (VII.), Friedrich's rebellischer Sohn, in der Haft gestorben ist, vielleicht in Folge von Selbstmord. Der Kaiser, erschüttert und betrübt, kehrt gegen Vinea den Vorwurf, er habe den Unglücklichen eigentlich dadurch getödtet, daß er zu scharfen Maßregeln gegen ihn rieth.

II. Act.

Erste Scene.

Vinea's Frau, eine kluge, feine Griechin, fühlt den Tod herannahen. Sie läßt den Kaiser, den sie liebt, an ihr Lager rufen und eröffnet ihm, ihr Mann wälze sich Nachts schlaflos auf seinem Lager; sie glaube aus seinen Schlafreden errathen zu müssen, daß er ein Geheimniß hege, welches von größter Tragweite und für das Schicksal des Herrschers ausschlaggebend sei. Friedrich entfernt sich, Mißtrauen in der Seele. Vinea, später angekommen oder gerufen als der Kaiser, hält an der Leiche seiner Gattin einen Monolog, dessen Grundton ist: stoische Abwendung vom Leben.

Zweite Scene.

In dieser düstern Stimmung sitzt Vinea auf dem von Sternen überglühten Altan seines Hauses oder des Kaiserpalastes. Als Astrolog, der er ist, vermag er die Geschicke aus den Gestirnen zu lesen; er erklärt jedoch seine Kunst als eine nichtige, da er das Kommende doch nicht sagen darf, weil sein Herr nicht daran glaubt. Da erscheint Friedrich, von Neugier und Argwohn getrieben, und verlangt das Geheimniß. Vinea offenbart es: „Der Kaiser soll auf seine Ansprüche gegenüber dem Papste verzichten und gewisse unzweifelhafte Rechte fahren lassen. Der Eindruck dieser Handlungsweise wird vor der Welt ein solcher sein, daß dem Papst nichts Anderes übrig bleibt, als ein Gleiches zu thun. Dadurch ist der Kampf zwischen beiden geschlichtet, und der Kaiser erscheint als der eigentliche Sieger, weil er den ersten Schritt gethan hat, der diesen Friedensschluß herbeiführte. Ein solches Vorgehen ist das einzige Mittel, aus dem verderblichen Streite mit der päpstlichen Gewalt heraus zu kommen.“ Dieser Rath, der bisherigen Politik und dem Charakter des Kaisers völlig zuwiderlaufend, schürt das Mißtrauen gegen den Kanzler, und in Friedrich steigt der Gedanke auf, ob Vinea, vielleicht im verrätherischen Einverständniß mit den Gegnern, es mit diesem Vorschlag nicht darauf abgesehen habe, ihn zu verderben.

III. Act.

Von Sorgen und Staatsgeschäften ermüdet, ist der Kaiser entschlummert. Ein Bote von Ludwig dem Frommen, dem König von Frankreich, tritt auf und meldet, daß sein Herr die von Friedrich erbetene Hülfe nicht leisten könne. Er zieht den gleichfalls anwesenden Vinea auf die Seite und macht ihm Vorschläge, im Interesse Frankreichs und gegen seinen alten Herrn zu handeln. Da erwacht Friedrich und fährt auf Vinea, den er bei dem Gesandten stehen sieht, mit dem Rufe los: „Mörder!“ Jetzt wird auch die Nachricht gebracht, der Papst werde nächstens auf dem Concil zu Lyon die Absetzung Friedrich's aussprechen. Vinea soll als Gesandter das Concil besuchen und dort des Kaisers Sache verfechten nach den Gesichtspunkten, die dieser sofort entwickelt. Vinea weigert sich, den Auftrag zu übernehmen, weil er mit der Haltung des Kaisers nicht einverstanden ist, vor Allem aber, weil er fühlt, daß er das

Vertrauen seines Herrn nicht mehr besitzt. Es wird denn auch, was historisch ist, ein Anderer hingeschickt. Jetzt bricht der Kaiser auf gegen die rebellischen Lombarden.

IV. Act.

Friedrich steht mit seinem Heer in Norditalien. Seine Schwiegertochter, die Wittwe seines verstorbenen Sohnes Heinrich VII., erhält von ihm die Erlaubniß, den Schleier zu nehmen. Unterdessen hat der Papst zu Lyon die Absetzung des Kaisers ausgesprochen; die unheilvollen Folgen dieses Vorgehens machen sich allenthalben fühlbar und steigern auch die Entfremdung zwischen Friedrich und Vinea, der nicht mehr rathen will, weil er sieht: es ist zu spät. Friedrich's Abgesandter kehrt vom Concil zurück und verstärkt mit seinen Berichten den Eindruck der verschlimmerten Lage. Nun kommt die niederwerfende Kunde, daß des Kaisers Sohn Enzio von den Bolognesen gefangen worden ist. Der Kaiser bricht zur Schlacht auf.

V. Act.

Der Kaiser ist geschlagen und todtmüde. Vinea bringt ihm einen nervenstärkenden Trank, aber der Kaiser wittert Gift und stößt den Becher um. Vinea lodert zornig auf, daß er, der Jahrzehnte lang für den Kaiser gearbeitet, gesorgt und gewacht hat, diese Kränkung erleben muß, und tritt empört auf die Seite. Eine Saracene der kaiserlichen Leibwache erscheint mit einem Trank der Aebtissin des Klosters, in welchem die Scene vor sich geht. Diese Aebtissin ist aber keine Andere, als die Schwiegertochter Friedrich's, die Wittwe Heinrich's VII.; sie haßt ihren Schwiegervater tödtlich als den Verderber ihres Gatten. Der Kaiser greift arglos nach dem Trunke, aber Vinea eilt aus seiner Nische hervor und warnt: „Kaiser, es ist Gift!" Friedrich, den Alter und Mißgeschick verdüstert und grausam gemacht haben, läßt einen gefangenen lombardischen Empörer hereinführen, damit er den Trank versuche. Der Lombarde will lieber den Tod erleiden, als von dem Trank genießen. Vinea beschwört den Kaiser, nicht auf seinem Befehl zu beharren; der ergrimmte Hohenstaufe befiehlt die sofortige Hinrichtung des störrischen Lombarden. Vinea, der als Stoiker schon lange Selbstmordsgedanken getragen, will dem Kaiser ein Verbrechen ersparen. Er reißt den Becher an sich, von dem er weiß, daß er Gift enthält, leert ihn und stürzt zusammen. Erschüttert kniet der Kaiser bei dem Entseelten nieder. Da ertönen Harfenklänge und Freudenrufe: dem Kaiser ist ein Enkel geboren, Conradin!

Soweit die Belege vorliegen, zeigt dieser Entwurf das letzte von allen Entwicklungsstadien, welche das Motiv im Innern des Dichters durchgemacht hat; man darf fast mit Sicherheit annehmen, daß an diesem Plan zwischen der Beendigung der „Angela" und dem Entschluß, sich dem „Dynasten" zuzuwenden, kaum mehr etwas geändert und also überhaupt nicht mehr darüber hinausgegangen wurde. Ebenso zweifellos ist es wohl, daß der Dichter bei längerer Gesundheit noch unendlich hätte umbilden müssen, um eine Gestaltung

zu gewinnen, die vor seiner unerbittlichen Kritik aufrecht geblieben wäre. Ich glaube sogar, daß er trotz seiner Fähigkeit, seine ersten Entwürfe in unvergleichlicher Weise zu vertiefen und zu veredlen, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen wäre. Diese Schwierigkeiten halte ich deswegen für unüberwindliche, weil sie im Stoffe liegen.

Zunächst läßt das Motiv keinen irgendwie befriedigenden Schluß zu. Allerdings hat der Dichter vom historischen Vigne, der als Verräther eingekerkert und geblendet wurde, aus guten Gründen abgesehen; die geschichtlichen Helden zu heben, entsprach seinem innersten und unabweisbaren Bedürfniß. Sein Vinea ist im Gegensatz zu dem der Geschichte kein Verräther, er fällt bloß als das Opfer des kaiserlichen Mißtrauens. Aber weder der historische noch Meyer's poetisch geadelter Vinea gestatten eine Beendigung des an und für sich tragischen Conflictes, mit welcher sich seine eminente Kunstansicht und seine außergewöhnliche ethische Strenge hätten einverstanden erklären können.

Ganz dem aufs Heroische und ethisch Große gerichteten Geiste des Dichters entsprang freilich die schöne Erfindung, daß Vinea in dem Gefühl, das Vertrauen seines Herrn verloren zu haben und entbehrlich zu sein, freiwillig aus dem Leben scheidet, und daß er dies zugleich thut, um von dem Kaiser einen Makel fern zu halten. Nebenbei bemerkt, sollte sich auch in Vinea's stoischer Ergebung der eigene schmerzliche Verzicht des Dichters auf das erschütterte und schwindende Leben spiegeln, und es steht mir außer Zweifel, daß ihm aus diesem Grunde, wenn auch vielleicht nicht von Anbeginn an, Vigne die liebere Gestalt war, als der Kaiser. Aber so groß und würdig der Kanzler stirbt, die Schlußscene erhebt nicht, befriedigt nicht, weil der Schuldige ungestraft bleibt; auch die Trauer des Kaisers um den Freund vermag den Eindruck einer gewissen Mattigkeit nicht zu brechen, und unzureichend erscheint eine Sühne, die nur in der Erkenntniß des Unrechts besteht. Wirkt die Einbuße des Kaisers schwach, der den Geschiedenen lange vor dem Tod selbst aufgegeben und verloren hatte, so wirkt vielleicht noch schwächer die zuletzt eintretende Erhebung aus dem Verlust.

Da dem Dichter sich ein zufriedenstellendes, aus dem Motiv selbst herauswachsendes Ende nicht bieten konnte, so griff er für einmal zu einem äußerlichen Abschluß, dessen Werth über den einer historischen Decoration nicht hinausreicht: denn die Geburt Conradin's hat mit dem Zerwürfniß zwischen Friedrich und Vinea absolut nichts zu thun. Sie bedeutet auch keine eingreifende Verbesserung der momentan bedrängten Situation des Kaisers, sondern nur eine ferne Hoffnung, — denn sicher hat Meyer nicht beabsichtigt, auf das spätere Eintreten einer Art von historischer Gerechtigkeit durch Conradin's Hinrichtung hinzudeuten. Vielmehr schwebte ihm bei dieser günstigeren Wendung, wie sie sich im Leben Friedrich's nach schweren Schicksalsschlägen zu zeigen beginnt, eine Art Abbild seines eigenen Geschickes vor, das nach langer, hoffnungsloser Bedrängniß von günstigeren Sternen beschienen wurde. „Ich dachte daran," sagte er mir, „wie ein gleichsam verfahrenes und verpfuschtes Leben durch die Fügung wieder eingerenkt werden kann." Dieses Moment

wäre zweifellos als ein unorganischer Bestandtheil wieder ausgestoßen worden; aber es bleibt psychologisch interessant, wie auch dieses neue Element sich über der Arbeit einstellte, weil der Dichter dem Stoff einen neuen persönlichen Antheil abgewann oder sich vielleicht desselben erst bewußt wurde.

Der tragische Untergang wenigstens des Kanzlers war Meyer durch die Geschichte und die ganze Fabel in die Hand gedrückt, und er hat ihn, wie ich glaube, groß und glücklich geformt; die Hauptaufgabe lag aber nun darin, das Keimen und stufenweise Wachsthum jener Elemente und Kräfte von Act zu Act zu entwickeln, welche Conflict und Untergang mit Nothwendigkeit herbeiführen, wobei die tiefsten Gründe der Entzweiung in der Verschiedenartigkeit der beiden Naturen wurzeln.

I. Der erste, noch unter die Voraussetzungen des Stückes fallende Anstoß geht aus dem Zwiespalt des Kaisers mit seinem Sohn Heinrich (VII.) hervor. Vinea's Rathschläge, die auf Strenge zielten, haben die Machtstellung des Kaisers erhalten und gefestigt, doch sie haben das Herz des Vaters verwundet: Heinrich stirbt durch Selbstmord in der Gefangenschaft, eine rachedürstende Wittwe hinterlassend. Der Herr ist gegenüber dem Diener gereizt und mißstimmt.

II. Die Geschichte weist auf die Liebe Friedrich's zu Vinea's Frau. Der Dichter hat dieses Moment als zweite Voraussetzung verwendet, um einen Stimmungsuntergrund zu gewinnen, auf dem die Anfänge des Dramas ruhen. Entgegen der historischen Tradition erwidert der Kaiser die Gefühle der Frau nicht, wie mir C. F. Meyer ausdrücklich bemerkte (1891). Allerdings hat er nicht von Anfang an sich für diese Wendung entschieden: eine frühere ging dahin, daß Friedrich der Neigung mit gleicher begegnet, aber das leidenschaftliche Wesen von einer Schuld zurückhält. In beiden Fällen ist Vinea von dem Thatbestand unterrichtet, er verzeiht; doch ist es leicht denkbar, daß eine dunkle, vielleicht unbewußte Grundstimmung von Eifersucht zurückbleibt. Auf das Eifersuchtsmotiv verzichtend, beraubte sich der Dichter freilich eines starken Stimmungsmomentes; gleichgültig, ob er später wieder darauf zurückgegriffen hätte oder nicht — er wollte jedenfalls durch diesen Verzicht die Figur des Kaisers höher stellen. Möglicher Weise entschied die rein künstlerische Erwägung, daß die berechtigte oder auch unberechtigte Eifersucht höchstens als leise verstärkendes Nebengewicht wirksam werden durfte, sollte eine störende Gemination der Motive vermieden werden. Daher sehen wir auch Vinea's Frau nur auf dem Todtenbette. Daß der Dichter sie, der er im Leben keinen Raum mehr gönnt, als das Gefäß eines bedeutungsvollen Geheimnisses einführt, daß sie durch die Offenbarung desselben an den Kaiser die beiden von ihr geliebten Männer enger verketten will, sie aber in der Folge auseinanderreißt, ist eine feine und auf die tragische Wirkung wohlberechnete Erfindung.

III. Mit der Mittheilung des „Geheimnisses" beginnt das tragische Mißtrauen fühlbar zu werden und hebt die eigentliche psychologische Handlung des Stückes an.

Das „Geheimniß" Vinea's, der Gedanke, daß der Kaiser seine Machtansprüche aufgebe, um dadurch den Papst zu einem gleichen Verhalten zu

zwingen, gehört in die Sphäre der universalen Friedenstendenzen, wie sie schon dem Mittelalter nicht ganz fremd waren. Ob die Erinnerung an jene Strömungen in der abendländischen Christenheit des Mittelalters, ob die modernen Träume von einem allgemeinen Völkerfrieden dem Dichter die Stimmung zutrugen, aus der er dieses Moment geschöpft hat, vermag ich nicht zu sagen. Sicher ist, daß ihn, und zwar gerade in den Tagen der Vinea-Pläne, die Friedensidee erfüllt hat; in der dritten, 1887 erschienenen Auflage der Gedichte steht zum ersten Mal das verheißungsvolle „Friede auf Erden“:

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen alle Zeit;
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblüh'n mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

Vinea's Friedensplan geht so weit über Alles hinaus, was das Mittelalter an bestimmten Forderungen formulirte, daß es schwer fällt, zu denken, zwei ergraute Realpolitiker von der gewaltigen Weltstellung Friedrich's II. und seines Kanzlers würden in Wirklichkeit auch nur an die allgemeine Möglichkeit eines solchen Vorschlags geglaubt haben. Diese geschichtliche Möglichkeit ist übrigens für das Kunstwerk von untergeordneter Bedeutung, mag der Historiker davon halten, was er will. Vielmehr entscheidet sich die Frage, ob Vinea's Project ein so großes Gewicht in die Seele des Kaisers legen, ob es ein so ernstliches Mißtrauen erzeugen kann, wie der Dichter es braucht, weniger nach der allgemeinen Möglichkeit eines solchen Planes, als nach den Charakteren, die er dem Kaiser und dem Kanzler zuzuschreiben gedachte, beziehungsweise nach dem Verhältniß der poetischen zu den historischen Charakteren. Hier läßt uns nun das vorhandene Material ziemlich im Stiche und gestattet nur wenige Rückschlüsse. Vor Allem gewährt es uns kaum einen directen Anhaltspunkt über Vinea's Charakter, aus welchem wir einen Maßstab für die Aufrichtigkeit und subjective Wahrheit des Vorschlags gewinnen können. Soll aber das Mißtrauen des Kaisers begreiflich sein, so müssen in seiner Seele zwei Bedingungen erfüllt sein: einmal, er muß Vinea's Charakter und Geistesanlage einen solchen Plan ernstlich zutrauen; sodann: er muß überzeugt sein, daß das Project wirklich realisirbar und ihm gefährlich sein kann, zum Mindesten muß er für möglich halten, daß Vinea's Vorschlag für ihn dadurch zum Verderben ausschlagen könnte, daß die kaiserlichen Waffen

ruhen würden, während der Papst zettelte und seinen Vortheil weiter verfolgte; er selbst würde, so mißtraute er wohl, sich die Hände binden, während die des Papstes frei blieben. Immerhin wäre, da ja die Annahme oder Nichtannahme des Vorschlags bei ihm selbst steht, auch diese mißtrauische Furcht des Kaisers unerklärlich, wenn sie nicht auf einem Gefühl der zwingenden und als Last empfundenen Ueberlegenheit des genialen Kanzlers beruhte. Es ist also wahrscheinlich, daß der Dichter die Gestalt des Kanzlers nach der Seite der genialen Veranlagung, der überlegenen politischen Rechenkunst zu bevorzugen dachte, obwohl die Geschichte Friedrich II. als die gewaltigere Persönlichkeit erscheinen läßt. Ob er den kaiserlichen Helden dafür sympathischer auszustatten, ihm vielleicht die Vorzüge eines raschen, liebenswerthen, zu Enthusiasmus und schrankenloser Hingebung neigenden Temperamentes zu verleihen gedachte, das, einmal aus seiner Bahn geworfen, ebenso schrankenlos zu mißtrauen vermag, ob er etwa dieser blutwarmen Gestalt die nach Art des „Heiligen" blutlose des Kanzlers gegenüber zu stellen beabsichtigte — das Alles kann lediglich Gegenstand von Vermuthungen sein. Nur der unvermittelte Uebergang von äußerstem Mißtrauen zu unbedingtem Vertrauen im dritten Act gibt hier einen schwachen Anhalt. Ins Tragische konnte der Dichter unter Benützung des historischen Bodens das Motiv des „Geheimnisses" dadurch ausbiegen lassen, daß bei der politischen Lage des Kaisers, wo die Interessen der verschiedenen unter einer Krone vereinigten Nationen gegen einander anstrebten, die Möglichkeit eines Verrathes sozusagen in der Luft lag.

Auch wenn man die allgemeine historische Möglichkeit und die psychologische Bedeutsamkeit des „Geheimnisses" einräumt, wenn man die innere Nothwendigkeit seiner Wirkungen zugibt, Entsetzen, Furcht, Mißtrauen, Entfremdung begreift und in dem Mittel dieses Geheimnisses einen Hebel dramatischer Leidenschaft zu sehen vermag: die Frage bleibt offen, ob Vinea's Plan, von dem die ganze innere Evolution ausgeht, der die Achse bildet, um welche sich das ganze Stück dreht, ein wirklich dramatisch wirksames Mittel für den vorliegenden Stoff sei. Wir glauben diese Frage verneinen zu müssen: es läßt sich nicht bestreiten, daß sich dem Mittel dieses „Geheimnisses" fast keine sichtbaren, bühnenmäßigen Handlungen abgewinnen lassen. Nur wenn Vinea, über den Kaiser hinweg schreitend, sein Project zu verwirklichen beginnen würde oder, als das „Geheimniß" offenbar wird, zu verwirklichen schon begonnen hätte — mit welchen Einbußen an der dichterischen Conception seines Charakters, des ganzen poetischen Motivs, bleibe dahingestellt, — nur in diesem Fall ergäbe sich eine Kette von Conflicten und dramatischen Handlungen aus diesem eigentlichen Hebel des Stückes selbst. Es hat aber in dem Entwurf beim bloßen Plan sein Bewenden; er wird nur eingesetzt, um das fressende, zur Tragik treibende Mißtrauen des Kaisers wachzurufen; dann fällt er völlig aus dem Stück heraus, und es fehlt von nun an zwischen den beiden Helden ein eigentliches Kampfobject.

IV. Offenbar hat Meyer diesen Mangel deutlich empfunden. Vergleicht man den Plan, den er Kögel mittheilte, mit demjenigen, den ich an seinem

Tische aufschrieb, so sieht man auch, wie er ihm abzuhelfen suchte: mit dem dritten und vierten Acte tritt hier eine ganz neue Schicht hervor, von welcher in der Kögel'schen Skizze noch nichts wahrzunehmen ist. Von dem „Geheimniß“ und seiner Realisirung ist in diesen Acten in keiner Weise mehr die Rede; dagegen spielen eine ganze Reihe politischer und militärischer Ereignisse herein, die nur zum kleinsten Theil mit dem Verhältniß von Kaiser und Kanzler in Zusammenhang gebracht werden. Im dritten Act drängt sich Verrath an Vinea heran — er widersteht. In der Seele des Kaisers lodern unvermittelt und momentan wahnsinniges Mißtrauen und völlige Hingebung nach einander auf: Er fährt den ehemaligen Vertrauten mit dem Ruf „Mörder“ an und im nächsten Augenblick überträgt er ihm die über sein Leben entscheidende Mission nach dem Lyoner Concil. Wahrscheinlich war mit diesem Vertrauensbeweis ein retardirendes Moment beabsichtigt. Wie weit es der psychologischen Meisterschaft Meyer's gelungen wäre, diesen Sprung glaubhaft zu machen, läßt sich natürlich nicht mehr beurtheilen. Vinea's Ablehnung müßte den Riß nun unheilbar machen, und wir erwarten im vierten Act diese Thatsache in Erscheinung treten zu sehen. Statt dessen füllen ihn eine Reihe von Hiobsbotschaften, welche die äußere Lage des Kaisers allerdings noch tragischer gestalten, deren Wirkung auf das Verhältniß der beiden sich aber nicht erkennen läßt, obwohl eine Verschärfung des Gegensatzes vorauszusetzen ist.

V. Mit dem fünften Act scheint der ursprüngliche Plan wieder ins Recht zu treten. Die politischen Ereignisse weichen zurück, die rein persönliche Beziehung der beiden tritt wieder in den Vordergrund. Doch ist nicht ersichtlich, daß der tragische Abschluß des Conflictes mit den Hauptgeschehnissen des dritten und vor Allem des vierten Actes zusammenhänge. Jedenfalls ist die Variation mit dem Becher kaum eine für die Bühne glückliche zu nennen, obwohl der Dichter hier in der Umkehrung vielleicht ein tragisches Moment gesucht hat. Wie Wallenstein im letzten Act da, wo er Mißtrauen hegen sollte, verblendet traut, wo er glauben sollte, nicht glaubt, so verhält sich Friedrich zu den beiden Bechern. Nur schlägt der Irrthum zu Wallenstein's eigenem Verderben aus, bei Meyer zu dem des schuldlosen Andern.

Wie gesagt, fraglos hätte C. F. Meyer bei seiner ungewöhnlichen Fähigkeit umzubilden, den Entwurf noch gründlich geändert oder aber er hätte, wenn ihm das nicht gelungen wäre, die Hand ganz davon abgezogen. Ueber Richtung und Ziel dieser Veränderungen liegen einige Vermuthungen nahe.

Vor Allem hätte er vielleicht das „Geheimniß“ doch durch einen anderen Zug ersetzt, der mehr aus den persönlichen Verhältnissen, Temperamenten und Leidenschaften entsprang. Denn es bleibt, abgesehen von allen anderen Schwierigkeiten, unfaßlich, warum Vinea seinen Plan als *Geheimniß* behandelt; ein entscheidender Grund, den bloßen Gedanken geheim zu halten, liegt doch für den alten Berather des Kaisers nur dann vor, wenn er selbst das Project für ein gefährliches ansieht, was aber offenbar nicht vom Dichter vorausgesetzt wird; oder aber, wenn er *die* Wirkung von demselben befürchtet, die dann wirklich eintritt, daß das Mißtrauen des Kaisers dadurch erregt werden könnte. Auch diese Begründung ist in dem Entwurf nicht ausgesprochen;

die Motivirung des Schweigens damit, daß der Kaiser „doch nicht daran glaubt", würde freilich in sich schließen, daß der Sache überhaupt keine Wichtigkeit beigemessen und keine Folge gegeben würde — jedenfalls liegt hier ein nicht völlig lucider Punkt der Conception vor.

Vielleicht hätte der Dichter den dritten und vierten Act in der Weise durchgearbeitet und mit dem Uebrigen verknüpft, daß er das Fehlschlagen aller kaiserlichen Unternehmungen dem Umstand zuschob, daß sie nicht mehr von Vinea geleitet wurden; dann hätte das Mißtrauen nach außen auf Friedrich's Schicksal gewirkt, und die letzten Maschen des tragischen Netzes wären zusammengezogen worden; dann bestrafte sich die Schuld des Kaisers durch seine Mißerfolge und den Zusammenbruch seiner Kräfte im letzten Act. Aber der Schluß wäre auch so unheilbar geblieben.

Vielleicht hätte Meyer eine mit dem tragischen Motiv noch enger verknüpfte große Frauengestalt in das Stück gebracht oder der einen von den Beiden, welche er am Anfang und am Schluß kleine Nebenrollen zugetheilt, einen größeren Raum in der Haupthandlung gewährt.

Wie an diesen, so hätte gewiß noch an manchen anderen Punkten die Erfindung stärker gearbeitet und den historischen Rohstoff noch mehr zurückgedrängt oder souveräner tractirt: diese schrittweise Emancipation vom Historischen haben alle Schöpfungen Meyer's durchgemacht. Bezeichnender Weise bilden zwei große, bildmäßig gesehene und ausgearbeitete Scenen die Hauptstützen des entworfenen Werkes: am Anfang das Sterben der Frau Vinea's, am Ende sein eigenes. Beide Scenen sind ganz erfunden, und im Stile dieser beiden hätte der Dichter wohl den ganzen übrigen Stoff in wenige große Bilder zusammengetrieben.

* * *

Ich theile hier mit, was sich an Friedrich-Vinea-Fragmenten erhalten hat: zwei epische Anfänge und ein dramatischer. Sie stammen jedenfalls aus der Zeit vor dem Beginn der „Versuchung des Pescara", also vielleicht aus dem Jahre 1885.

Sichtlich zeigen die beiden epischen Fragmente Eingänge der Novelle, nicht etwa die Anfänge eines ersten und eines zweiten oder späteren Capitels. Es lag überhaupt in Meyer's Art, mit einer Arbeit vorn anzufangen. Daß wir Anfänge der Novelle vor uns haben, geht bei dem größeren Bruchstück aus der ganzen Haltung, bei dem kleineren aus der Art hervor, wie der Kanzler eingeführt wird. Das größere epische Fragment ist jedenfalls das jüngere, ob vor oder nach dem dramatischen entstanden, wage ich nicht zu entscheiden.

Das kleinere, frühere Fragment zeigt den ersten, fast zaghaften Versuch, eine Bildwirkung mit der Charakteristik Friedrich's zusammen zu bringen. Die Scene ist schön gesehen und ganz im Stile Meyer's; die geschichtsphilosophischen Gedanken allerdings, die Vinea über seinen schlafenden Herrn ausspricht, repräsentiren wohl eher eine Art erster historischer Rechenschaftsablegung des Dichters über den Helden. Meyer hat bald abgebrochen, vielleicht weil er das Unzulängliche rasch empfand.

Ganz anders schöpft das zweite epische Bruchstück aus dem Vollen, die reifen Vorzüge des Meisters zeigend: Das prachtvolle Landschaftsbild mit der Staffage des Reisezuges, die unheimlich ungewisse Abendbeleuchtung, die beiden einander gegenüberstehenden Felsklippen, die eine der Träger eines weltlichen, die andere eines diesem feindlichen geistlichen Sitzes, beide gleich im Anfang die feindlichen Weltmächte symbolisirend — Alles das ist im besten Stile Meyer's. Dann die bedeutenden, energischen Ansätze zur Charakteristik Vinea's, der sein bäumendes Pferd mit kluger Geduld behandelt, wie die Menschen, die er zu lenken hat, ferner Heinrich's VII., des halb Zerstörten und sich selbst immer mehr Zerstörenden, seiner leidenschaftlichen, rachsüchtigen Gattin! Man ermißt an den Tugenden dieses novellistischen Anfanges, wie viel Meyer bei einer Dramatisirung hätte daran geben müssen.

Das dramatische Fragment zeigt von dem mir 1891 mitgetheilten Plane insofern eine Abweichung, als es beide, Kaiser und Kanzler, am Lager der Sterbenden erscheinen läßt.

Petrus Vinea.

Novelle.

I.

Der Abend dämmerte an der calabrischen Küste, und auf einem Vorgebirg läutete im Kloster das Ave. An dem scharfen Umriß des gegenüberstehenden Felsens, der schroff in das Meer abfiel, wand sich ein Reisezug empor, dessen vorderste Gruppe schon Einlaß begehrte vor dem Thor des Thurmes, der diese Klippe krönte. Andere ließen ihre Thiere auf halber Höhe verschnaufen, und der Letzte, in weißem Mantel und auf weißem Rosse, hielt noch am Fuße des mächtigen Zackens und betrachtete die kerkerähnliche Burg, die er trug und die auf einem zornigen Gewitterhimmel stand. Dann stieg er ab und führte, den Dienst eines Begleiters zurückweisend, sein feines Roß, das von edelster Art schien, aber vor dem Wetterleuchten scheute, am Zaume mit unendlicher Sorgfalt die Krümmungen des Burgwegs empor, oft von einem Blitz überschimmert, der ihn in liebevollem Kampfe mit dem sich bäumenden Thiere zeigte.

Als er es endlich begütigend durch den niedrigen Thorbogen brachte, wurde er in dem engen und hohen Hofe von den Fackeln der Insassen und von seinem eigenen, mit zahlreichen Lastthieren vorangegangenen Gesinde aufs Ehrerbietigste empfangen und erfuhr, ohne Verdruß, von dem Castellan, König Heinrich, nach welchem er sich erkundigte und der der Gefangene dieser Burg sein mochte, habe heute Abend schon frühe sein Lager und die Ruhe gesucht. Dann gebot der Reisende seinen Leuten, ihm eine luftige Kammer und ein einfaches Mahl von den mitgebrachten Vorräthen zu bereiten, was den Zorn des verschmähten calabrischen Burgkochs erregte, der, die blanken Zähne knirschend, dem Gast den Rücken wandte. Zuletzt fragte er den Castellan in höflicher Art, ob ihn die Königin noch empfangen könne. Dieser ging, ihn zu melden, und brachte den Bescheid, Königin Margarethe bitte den Erlauchten, sie im Saale zu erwarten.

Er wurde in ein spärlich erhelltes, durch Gegenstände der Andacht, Bildwerke und Betstuhl verengertes Gemach mit lastendem Gewölbe geführt. Hier stellte er den Castellan zur Rede, der ihm heftige Gebärden, aber ein ruhiges Gesicht entgegen hielt. Wie befindet sich der König? fragte der Besucher.

Sehr ungleich, Erlauchter — wie sich eben ein Jüngling oder der es eben noch war, befinden kann, wenn man ihm die Freiheit nimmt. Abwechselnd verbringt er seine Tage mit wilden Ritten und Hetzen, wo ihm seine Wache kaum folgen kann, oder im nichtigsten Müßiggang und der vollständigsten Faulheit und Unthätigkeit. Nie berührt er eine Feder oder ein Buch, wie der Herr Kanzler wohl auch weiß. Mit seinem Weibe ist der König, fuhr er fort, äußerst zärtlich und erdrückt sie mit Liebkosungen; morgen zankt und streitet er sich mit ihr herum, ja, er mißhandelt und schlägt sie. Seine ihm genommenen Kinder vermißt er oft schmerzlich und jammert ihnen herzbrechend nach, bald vergißt er ihr Dasein. Mit seinem Vater, dem Kaiser, macht er sich viel zu schaffen, redet mit ihm im Selbstgespräch, des Tages, wenn er sich allein glaubt, und mehr noch nächtlicher Weile viel und heftig, sich anklagend und entschuldigend, aber immer mit großer Ehrfurcht und Ehrerbietung. Der Castellan machte eine Pause und schloß: Und dann huldigt der König dem Becher. Jetzt, zum Beispiel, liegt er trunken.

Der Kanzler, wie ihn der Castellan genannt, hatte den Bericht, der ihm nichts oder wenig Neues sagen mochte, ruhig angehört; dann fragte er: Wie war es hier während des Aufstandes der Barone?

Erlauchter, glaubt gerne, daß wir Tag und Nacht wachsam waren und Jeder auf seinem Platze stand oder schlich. Auch drängte sich weder offene Kunde noch geheime Botschaft ein. Doch durften wir die Königin nicht verhindern, drüben bei den Frauen — er wies in der Richtung des Klosters — Messe zu hören; und Erlauchter weiß besser als ich, wie alle Klöster des Reiches zusammenhangen unter sich und mit Rom, und wie die Engel und Mönche — er lächelte — zwischen ihnen fortwährend Boten laufen. So ist es nicht erstaunlich, wenn die Königin dem Könige die Anträge der Aufrührer zutrug und ins Ohr flüsterte. Da gab es aber Auftritte. Der König rief — und je mehr die Königin ihn bat, leise zu sprechen, desto lauter schrie er aus — nie werde er sich gegen den Kaiser verschwören, der ihm sonst genug zu vergeben habe. Er verfluchte sein Weib als eine Eva und Verführerin und schleifte sie an den Haaren.

Während er immer gedämpfter redete, hielt der Castellan sich halb gegen die Thür gewendet, durch welche er die Königin erwartete. — Und jetzt (erschien sie), ein auffallend schönes Weib. Sie schritt auf den Besuch zu und stellte sich ihm mit feindlicher, ja mit einer herausfordernden Gebärde und mit drohenden Augen gegenüber. Du hier, Petrus Vinea? sagte sie. Was willst Du gegen uns? Das Wort des heiligen Vaters wahr machen?

Ich weiß nicht, welches Wort des heiligen Vaters meine Herrin meint; wo steht es? erwiderte Petrus in bescheidenem Tone, aber auch seine Augen begannen zu lodern, denn er fühlte den Haß des Weibes.

Hier! sie wies ihm eine Rolle, die sie in der Hand hielt, in diesem neuesten Rundschreiben des heiligen Vaters an seine ganzen Cleriker. Nicht mit einem boshaften Lächeln oder einem höhnenden Worte, sondern mit dem Jubel eines offenen Hasses bot sie dem Kanzler das aufgerollte Blatt.

Tödtlich! frohlockte sie.

Der Kanzler ließ das Blatt sich wieder zurollen und schob es ungelesen in den Busen.

Was führt Euch her, Petrus? fragte die Königin.

Der Kaiser, antwortete dieser, trug mir auf, da mich einmal seine Angelegenheiten herüber geführt hätten, nach deren Beilegung auch . . . . . zu besuchen und mich nach Euren und des Königs Wünschen zu erkundigen.

Da wurde das junge Weib traurig und antwortete: König Heinrich hat keine Wünsche mehr, außer vielleicht, in seinen vernünftigen Stunden, das Ende und das Grab. Ihr habet ihn mir durch eure Schrecken und Kerker mehr als zur Hälfte zerstört. Meine Wünsche aber sind einfach — und der Zorn überwältigte sie wieder — ich wünsche von Herzen und weiß, daß es sich erfüllt: Kaiser Friedrich und sein ganzes Geschlecht möge böse zu Grunde gehen, wie mein lieber König Heinrich, nach einer unerschöpflichen Menge von Verrath und Greuel. Und auch Du, Petrus Vinea, mögest Deinen Kaiser schlimm verrathen, der Dich ja zuvor betrogen und zum Hahnrei machte, wie der heilige Vater jetzt haßvoll der ganzen Christenheit geoffenbart hat. Sie sprach das gemeine Wort ohne Spott und Bosheit aus, auf des Kanzlers Brust deutend, wo das Blatt (sich befand) und wohin auch er mit der Hand fuhr, tödtlich erblassend, obgleich es eine alte und völlig unwahre Geschichte war. Die Grausame weidete sich an der Verwundung und dem Erbleichen.

Der inzwischen leise eingetretene Saracene des Kanzlers machte eine Bewegung, seinem Herrn beizustehen, berichtete dann aber in seinem gebrochenen Italienisch, das Lager des Gebieters sei, der Kühle halber, da sich das Gewitter verzogen habe und die Sterne strahlen . . . . .

Petrus Vinea.

Unter der luftigen Kuppel eines hochgelegenen Sommersaales im Castell von Palermo schlummerte der Kaiser im kühlen Athem des Meeres, dessen Bläue die untere Hälfte der maurischen Fensterbögen füllte, die obere dem reinsten Himmel überlassend. Herabgebrannte Kerzen, deren bleiche Flämmchen wie ein endendes Leben im Morgenwinde flatterten, und eine den gelösten Fingern des Entschlafenen entglittene Pergamentrolle bewiesen eine durchwachte Nacht, und die gefurchte, vom Schlummer ungeglättete Stirn eine schwere Staatssorge und eine geschwundene Jugend. Und diese mochte lange, weit in männliche Jahre hinein, gedauert haben, denn der Körper, der hier ruhte, war von geschmeidigem Wuchse und seltener Wohlgestalt. Aber die Seele auf dem wohlgebildeten Antlitz zuckte unruhig, wie die flatternden Flämmchen im Morgenwind, und über die Stirn zogen Wolken, die dem reinen Himmel fehlten.

Jetzt näherte sich leise, aber ruhig, wie ein Vertrauter des Hauses, eine große Gestalt, die vor dem Schlummernden still hielt und ihn langsam betrachtete. Ein gebräunter, ernster Kopf mit antiken Zügen und krausem, leichtergrautem Haupthaar und Barte neigte sich näher über das schlummernde Haupt mit einem seltsam gemischten Ausdruck von Liebe, Mitleid und Abscheu. Sie mochten sich kennen, die beiden. In der That, der Lauscher war Petrus Vinea, der Vertraute des Kaisers, und das Selbstgespräch, das er mit verschlossenem Munde führte, lautete also:

Da liegt das Ungeheuer. Der Auszug und Widerspruch der Zeit! Ihr Kind und die Züge der Mutter verleugnend; ihr vorauseilend, hinter ihr zurückgeblieben, der Gründer des Staates und der Verächter .....

Alma. Schließe ich das Fenster, Herrin? Die Nachtluft weht kühl.

Euphemia. Nein, laß es offen, Alma; es ist so schwül. (Blickt nach dem Port.) Läuft kein Segel ein? Kein Stern glänzt — das Meer geht hohl — Schon den dritten Tag! Hast Du den Flaminio in den Port gesendet?

Alma. Er steht dort schon von Morgengrauen an Wache. Sei ruhig, Herrin! Er bringt Dir den Gemahl, sobald der Kanzler das Land betritt. Er ist treu und liebt Dich, wie wir Alle.

Euphemia. Den Kanzler und den Kaiser.

Alma. Gewiß beide, wenn sie zusammen reisen.

Euphemia. Ich fühle mich schwach, und mein Leben flattert, wie dort das Flämmchen an der Kerze. Der Wind bläst es aus. (Die Kerze erlischt.)

Alma. Jesus Maria!

Euphemia. Siehst Du wohl? Doch das erschreckt mich nicht. Ich bin nicht die Erste, die stirbt, und ich bin versehen und bereitet.

Alma. Aber — Herrin —

Euphemia. Was meinst Du?

Alma. Ihr habet Euch heute durch die Beichte gewaschen; nun seid Ihr rein vom Wirbel zur Zehe; hütet Euch vor jedem Flecken! Meine Liebe zu Euch heißt mich reden.

Euphemia. Was denkst Du Dir?

Alma. Ich meine — mit Huld und Erlaubniß —, Ihr thätet besser, den Kaiser nicht mehr sehen zu wollen. Euern Gemahl — ja. Das ist christlich. Aber den Kaiser — liebe Herrin, ich meine in meiner Einfalt — besser entschlüget Ihr Euch aller weltlichen Gedanken, und es wäre Eurer Seele nicht heilsam, mit einem fremden Mann im Herzen die dunkle Schwelle zu betreten.

Euphemia. Thörin! Wenn es einmal sein muß. Glaube mir nicht an das alberne Märchen!

Alma. Ich glaube auch nicht daran. Aber wir Weiber sind schwach, und es wäre schade, wenn Eure Seele den geringsten Schaden erlitte — und dann — der Kaiser ist, wie wir Alle wissen, ein Ungläubiger, und ich möchte, um nichts auf der Welt, an meinem letzten Pfühl, wenn Ihr denn

meint, daß er Euch bereitet ist, einen Ungläubigen stehen haben. Euer Engel könnte davor schaudern.

Euphemia. Plaud're nicht länger! Ich höre Schritte. Gehe entgegen und öffne! (Alma ab.)

(Allein, erhebt sich.) Eben noch so schwach und jetzt, mein Herz, klopfst du zum Zerspringen. Ruhig, mein Herz, es ist keine Schuld an dem, was ich thun will. Es ist Verrath, aber aus Liebe, und dann ist so wunderbar, daß es zu beiden weder zu tadeln noch zu loben ist. Und dann weiß ich nicht, warum ich es thue, und muß es thun. Und thäte ich es nicht, könnte ich die Erde nicht ruhig verlassen und müßte zurückkehren, um meine todten Lippen zu öffnen. Lieber noch die sterbenden! (Sie wankt.)

Kaiser. Vinea.

Vinea (fängt sie in den Armen auf): Mein liebes Weib! (Er küßt sie und führt sie an das Ruhebett.)

Kaiser. Edle Herrin! — — —

Vinea. Mein Liebstes, Dein Brief wurde mir von dem Schiffe, das uns nach Calabrien holte. Du riefest so dringlich, und ich verzweifelte fast, als der Sturm uns verschlug, und glaubte Dich im Ansturz der Wellen rufen zu hören. Hier bin ich und der, den Du mit mir herriefest.

Kaiser. Edle Frau, nicht minder als Petrus zürnte ich mit dem Winde, der uns von Euch wegriß; aber da sind wir, und da wir Euch noch lebend finden, so hoffen wir, daß Ihr noch eine Weile bei uns bleibet und uns nicht verlaßt.

Euphemia. Setzet Euch beide an mein Lager! Gebt mir die Hände! Bleibet unzertrennlich in meinem Andenken! Mein ganzes Leben seid Ihr beiden edlen Männer. Nehmet meinen Dank, daß Ihr mich vor mir selbst errettet habt. Du, Petrus, mit Deiner Großmuth, und Du, Kaiser, mit Deiner Selbstüberwindung. Ich war ein sündiges Weib, aber Ihr beide hieltet mich vom Abgrund zurück. Seit der Stunde, da Ihr mich mir selbst zurückgabet, habe ich nur den einzigen Gedanken gehabt, Euch zusammen zu halten und jeden Schatten zwischen Euch fern zu halten. Sagt mir es noch einmal, daß Ihr Euch liebet und Nichts zwischen Euch liegt, daß Ihr mit einander siegt oder untergehet. Vergieb, erhabener Herr, Dein Stern kann ja nicht untergehen, und wenn sich die Welt gegen Dich erhöbe; aber ich ängstige mich, ich sehe Dich bedroht . . . . . .

Aus Insulinde.

Malayische Reisebriefe

von

Ernst Haeckel.

[Nachdruck untersagt.]

I. Von Jena nach Singapore.

Als ich im Herbst 1881 den Hoffnungstraum meiner Jugend verwirklichen und in Ceylon die ganze Herrlichkeit der Tropennatur schauen konnte, ahnte ich nicht, daß es mir beschieden sein würde, neunzehn Jahre später diese Reise zu wiederholen, und sie noch weiter bis zum malayischen Archipel auszudehnen. Die freundliche Aufnahme, welche damals meine „Indischen Reisebriefe" gefunden hatten, sowie der Wunsch zahlreicher Freunde, ihnen auch von dieser zweiten Indienreise Mittheilungen zu senden, sind die Veranlassung zum Niederschreiben dieser Zeilen. Daß ich dieselben zuerst wieder in der „Deutschen Rundschau" veröffentliche, hat seinen Grund in meinen alten Beziehungen zu dieser Zeitschrift und in dem besonderen Wunsche ihrer Redaction. Ich möchte aber deshalb doch nicht versäumen, auch den anderen deutschen Blättern, die mich um Ueberlassung dieser „Malayischen Reisebriefe" ersuchten, für ihr Vertrauen meinen Dank auszusprechen.

Uebrigens fürchte ich leider, daß diese flüchtigen Skizzen aus „Insulinde" recht wenig den Erwartungen entsprechen werden, welche meine Freunde daran knüpfen; das gilt sowohl in objectiver als in subjectiver Beziehung. Zunächst muß ich in objectiver Hinsicht bemerken, daß mein Reiseziel, das gewaltige „Inselreich" des niederländischen Ostindiens, durch zahlreiche ältere und neuere Schilderungen in jeder Beziehung sehr gründlich bekannt ist. Natur und Menschenleben in diesem schönsten Theile des Tropengürtels sind vielfach so vortrefflich dargestellt, daß meine unvollkommenen Skizzen kaum etwas Neues von Bedeutung hinzufügen werden. Das herrliche Java namentlich, die Perle des malayischen Archipels, hat schon früher, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durch den deutschen Arzt Junghuhn eine ebenso gründliche als anziehende Schilderung erfahren. Seitdem der wundervolle

botanische Garten von Buitenzorg bei Batavia eine große biologische Station besitzt, seitdem alljährlich deutsche, österreichische, niederländische, englische und andere Botaniker und Zoologen dort ihre Studien machen, sind zahlreiche kleinere und größere Schriften darüber erschienen. Insbesondere hat der Grazer Professor Haberlandt in seiner „Botanischen Tropenreise" (1893) eine so vortreffliche Beschreibung des Gartens gegeben, daß ich ihr nichts Wesentliches hinzuzufügen wüßte. Die ausgezeichneten Reiseberichte von Alfred Wallace im malayischen Archipel haben schon vor dreißig Jahren dessen großartige Natur in ihrem ganzen Reichthum anschaulich vorgeführt. Im Laufe des letzten Decenniums haben zwei meiner besten eigenen Schüler ausgezeichnete Schilderungen dieser wundervollen Inselwelt geliefert; Richard Semon hat 1896 in seinem Werke „Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres" die interessanten „Reiseberichte eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken" mitgetheilt; ebenso hat in demselben Jahre Willy Kükenthal seine „Forschungsreise in den Molukken und in Borneo, im Auftrage der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft ausgeführt", mit vortrefflichen Illustrationen publicirt. Kurz vor Antritt meiner Reise erhielt ich ein kleines Buch „Kasana, Kamari"; dasselbe gibt eine lebendige Schilderung einer „Celebes-Fahrt", welche der Geologe Professor Fritz Rinne in Hannover zusammen mit seiner Frau Else vor zwei Jahren unternommen hat.

Ein umfassendes großes Werk über den ganzen Archipel und insbesondere seine reiche Fauna ist von meinem Freunde, Professor Max Weber in Amsterdam, zu erwarten; derselbe ist erst kürzlich von einem zweijährigen Aufenthalt in Insulinde zurückgekehrt, dessen wundervolle Naturgeschichte er in Gesellschaft seiner geistreichen Gattin Frau Anna Weber van Bosse (wegen ausgezeichneter botanischen Arbeiten zum Dr. phil. h. c. promovirt) nach allen Richtungen erforscht hatte. Weber's Werk über diese ergebnißreiche „Siboga-Expedition" wird voraussichtlich grundlegenden Werth behalten. So bleibt zwar noch im Einzelnen hier Manches zu erforschen; aber im großen Ganzen ist schon sehr viel geschehen, und neue Gesichtspunkte sind im malayischen Archipel ebenso schwer zu finden wie etwa in Italien.

Aber nicht nur in Beziehung auf die allgemeine Naturgeschichte von Insulinde, auch auf besondere einzelne Aufgaben derselben muß ich von vornherein meine verehrten Leser und Leserinnen bitten, hier nichts Neues von Bedeutung zu erwarten. Ebenso wenig werden in subjectiver Beziehung meine „Malayischen Reisebriefe" Besonderes bringen können. Als vor einigen Monaten eine Notiz von meiner bevorstehenden Reise nach Java zufällig in die Zeitungen gelangte, mußte ich bald darauf zu meiner Ueberraschung lesen, daß der Hauptzweck derselben die Forschungen nach dem fossilen Affenmenschen von Java seien, nach dem berühmten, 1894 von Eugen Dubois daselbst entdeckten Pithecanthropus erectus. Nun habe ich zwar über dieses interessante Bindeglied zwischen Affen und Menschen 1898 auf dem internationalen Zoologen-Congresse in Cambridge selbst einen Vortrag gehalten („Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen". Siebente Auflage.

Bonn 1900)[1]). Auch habe ich bei jeder Gelegenheit darauf hingewiesen, wie diese phylogenetische Zwischenform als das viel gesuchte „fehlende Glied" in der Ahnenreihe des Menschen betrachtet und als greifbarer paläontologischer Beweis für unser „Primaten-Descendenz" verwerthet werden kann. Allein die gefürchtete „Abstammung des Menschen vom Affen" — dieser wichtigste Folgeschluß der modernen Entwicklungslehre — besteht auch ohne den Schädel und Oberschenkel des fossilen Pithecanthropus ebenso sicher und klar wie mit demselben. Die ungleich stärkeren Beweisgründe der vergleichenden Anatomie und Ontogenie stellen jene viel bestrittene Abstammung für jeden sachkundigen und urtheilsfähigen Forscher viel klarer und sicherer fest, als es eine vollständige Reihe von fossilen Zwischengliedern zwischen Menschen und Menschenaffen vermöchte. Außerdem sind aber die spärlichen Reste des fossilen Pithecanthropus, welche Eugen Dubois nach vierjährigen mühsamen Ausgrabungen bei Trinil auf Java auffand, nur unter Aufbietung großer Hülfsmittel und zum Theil durch einen seltenen Zufall gewonnen worden. Es kann daher mir, der ich nicht über solche Zeit und Hülfsmittel gebieten kann, gar nicht in den Sinn kommen, die Ausgrabungen von Dubois fortzusetzen und neue Pithecanthropus-Reste aufdecken zu wollen. Wenn trotzdem einige Zeitungsberichte sogar von einer besonderen, von mir zu diesem Zwecke ausgerüsteten „Expedition" sprechen und daran große Hoffnungen knüpfen, so erweisen sie mir damit viel zu viel Ehre.

Die wissenschaftlichen Aufgaben, welche ich mir bei dieser „Insulinde-Reise" gestellt habe, sind vielmehr allgemeiner und zwar doppelter Art. Erstens wünsche ich endlich die ausgedehnten Plankton-Studien zum Abschluß zu bringen, welche seit sechsundvierzig Jahren ein Lieblingsgegenstand meiner Reisen an die Meeresküste geblieben sind. Seit ich im Herbst 1854, als zwanzigjähriger Student, in Helgoland zum ersten Male das Meer und seine unendlich interessante Lebewelt kennen lernte, seit ich dort durch meinen großen Meister Johannes Müller persönlich in dessen intimes Studium eingeführt wurde, hat sich mein lebhaftes Interesse an dem Formenreichthum dieser seltsamen, im Meere treibenden Thiere und Pflanzen stets unvermindert erhalten; insbesondere hat sich meine Vorliebe für ihre mikroskopischen, dem unbewaffneten Auge unsichtbaren Vertreter beständig nur noch gesteigert. Meine erste größere Arbeit galt vor vierzig Jahren den pelagischen Radiolarien, jenen zierlichsten aller Wesen, bei denen eine einzige einfache Zelle die wunderbarsten Schalen- und Gerüstformen in unendlicher Mannigfaltigkeit aufbaut. Später wurde ich durch meine intensive Theilnahme an den Arbeiten der englischen Challenger-Expedition mit so zahlreichen neuen Formen dieser „Strahlinge" bekannt, daß ich 1887 über viertausend Arten derselben beschreiben konnte. Aber auch andere Classen von treibenden Plankton-Thieren, insbesondere die schönen Medusen und Siphonophoren, haben mich viele Jahre hindurch an sich gefesselt. Dabei fand ich reiche Gelegenheit, den Wechsel in der mannigfaltigen Zusammensetzung des Plankton an Tausenden von verschiedenen Funden zu

[1]) Zuerst veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau", 1898, Bd. LXXXXVII, S. 179 ff.

studiren; Decennien hindurch blieb ich an die reizvolle Erforschung dieser eigenartigen Schatzkammer der Natur gebannt. Die allgemeinen Ergebnisse dieser „Vergleichenden Untersuchungen über die Bedeutung und Zusammensetzung der pelagischen Fauna und Flora" sind in meinen 1890 erschienenen „Plankton-Studien" zusammengefaßt. Indessen konnte diese kleine Schrift nur als eine vorläufige Mittheilung erscheinen; auch fand meine Auffassung und Beurtheilung der Lebensverhältnisse dieser „treibenden" Meeresbewohner von anderer Seite (besonders von der Kieler Schule) starken Widerspruch. Es blieb mir daher die Verpflichtung, meine Behauptungen durch eine große Zahl von gesammelten Thatsachen zu begründen und durch neue Beobachtungen zu ergänzen. Die Lösung dieser Aufgabe wurde durch neue Reisen an die Meeresküste in den letzten Jahren gefördert und soll nun endlich zum Abschluß gebracht werden.

Aber mit dem eigentlich wissenschaftlichen Theile dieser „Plankton-Studien", mit der Erforschung des Körperbaues, der Entwicklung und der Lebensverhältnisse der pelagischen Organismen ist noch eine andere Seite ihrer Betrachtung verknüpft, welche mehr in das Gebiet der Kunst als der Wissenschaft fällt: die Untersuchung und Darstellung der schönen Formen, in denen ihr Leben sich entfaltet. Gerade diejenigen Gruppen niederer Thiere, mit denen ich mich seit so vielen Jahren vorzugsweise beschäftigt hatte, Radiolarien und Medusen, zeichnen sich durch den Reichthum an zierlichen und seltsamen, meist sehr regelmäßig gebauten Gestalten aus. Bei den Versuchen, dieselben durch Zeichnung möglichst naturgetreu wiederzugeben, war ich schon vor langer Zeit auf die Bedeutung aufmerksam geworden, welche sie für die moderne Kunst gewinnen können: theoretisch für wichtige Fragen der Aesthetik, praktisch für die Anwendung auf Kunstgewerbe, decorative Malerei, Sculptur u. s. w. Um diese verborgenen, wenig bekannten Schätze größeren Kreisen zugänglich zu machen, habe ich 1899 unter dem Titel „Kunstformen der Natur" die Veröffentlichung einer Reihe von Heften (zu je zehn Tafeln) begonnen, in denen jede Tafel eine Zusammenstellung der schönsten und interessantesten Formen von je einer Gruppe gibt. Ich hoffe nun, auf dieser malayischen Reise mit Hülfe von Zeichnung und Photographie eine Anzahl neuer Gebilde jener Reihe hinzuzufügen; noch wenig ist bis jetzt für künstlerische Zwecke der Reichthum an eigenthümlichen Gestalten verwerthet, welchen die Tropensonne auf dem Lande und im Meere hervorgezaubert.

Die vielen Vorbereitungen, welche der Naturforscher vor Antritt einer Tropenreise treffen muß, wurden im Sommer 1900 ausgeführt und waren Anfang August vollendet. Den größten Theil meiner Ausrüstung schickte ich nach Bremerhaven voraus, damit sie rechtzeitig auf meinem Dampfer eingeschifft werden konnten: vierzehn Kisten mit zoologischen und physikalischen Instrumenten, photographischen Apparaten und Netzen, Gläsern und Flaschen mit Alkohol und Formol zum Sammeln, Büchern, Malzeug, Kleidung u. s. w. Die hoch entwickelte Technik der Neuzeit verlangt dabei an tausend Kleinigkeiten zu denken, deren Gebrauch für eine befriedigende Lösung unserer Aufgaben unentbehrlich ist; so wird man fast niemals „ganz fertig". Ich hatte mir

daher als letzten Termin zur Abreise den 21. August gesetzt, an welchem Tage ich meinem alten Freunde Carl Gegenbaur in Heidelberg meine Glückwünsche zu seinem vierundsiebzigsten Geburtstage persönlich darbringen wollte.

Als ich in der Morgenfrühe dieses Tages mein altes, liebes Jena verließ, hatte sich die Sonne bereits über den Hausberg — den „Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel" — erhoben und warf ihre goldenen Strahlen auf den grünen Forst und die heitere „Schweizerhöhe", zwei Lieblingsorte in der reizenden Umgebung von Jena, an denen ich während meiner dortigen akademischen Lehrthätigkeit — seit nunmehr vierzig Jahren — gar manchen heiteren Sommerabend im Kreise lieber Freunde verlebt hatte. Während mich das Dampfroß am Fuße dieser malerischen Muschelkalkberge vorüber führte und ich den letzten Abschiedsgruß dem kleinen Saal-Athen und seinen lieben Bewohnern zusandte, stiegen Gedankenbilder der verschiedensten Art in mir auf und weckten Betrachtungen über die vielen seltsamen Wendungen, in denen uns unser räthselvolles Geschick durch das wechselreiche Leben führt!

Die Strecke der Eisenbahn von Weimar nach Eisenach, mit den vielen kleinen Zweigbahnen und Wegen, die südwärts in die nahen grünen Thäler des Thüringer Waldes führen, ist für mich besonders reich an freundlichen Erinnerungen. Wie hat sich dieses blühende und romantische Gebirgsland im Herzen des deutschen Vaterlandes verändert, seit ich im Jahre 1849 dasselbe zuerst durchwanderte! Damals als munterer Gymnasiast in der fröhlichen Gesellschaft meines lieben Onkels Louis Mulder, des bekannten holländischen Geschichtschreibers, Lustspieldichters und Malers; später in der verschiedensten Begleitung und Stimmung. Mit ganz besonderer Andacht begrüße ich jedesmal im Vorüberfahren die Wartburg; sie ist durch eine Reihe von wundersamen Erlebnissen und unerwarteten Begegnungen für mich zu einer „Schicksalsburg" geworden. Als ich 1882 auf der Naturforscherversammlung in Eisenach meinen Vortrag über „Die Naturforschung von Darwin, Goethe und Lamarck" gehalten hatte[1]), knüpfte sich daran eine sehr merkwürdige Discussion, die sich bis in die späten Abendstunden auf der Wartburg fortzog. Die Lösung der „Welträthsel" durch den Monismus wurde damals schon eifrig besprochen.

Zu Heidelberg traf ich meinen alten Freund Gegenbaur, trotzdem er kürzlich sein anatomisches Lehramt niedergelegt hatte, noch in rüstiger Geistesthätigkeit an, beschäftigt mit dem Abschluß seines großen und grundlegenden Lehrbuches der „Vergleichenden Anatomie der Wirbelthiere". Von Heidelberg wandte ich mich zunächst nach Straßburg, wo ich einen Tag bei meinem lieben Neffen Georg Haeckel zubrachte. Die neue, stolze Stadt mit ihrem erweiterten Straßennetz, ihren glänzenden Universitätsbauten läßt das alte, winkelige Straßburg nicht wieder erkennen, das seine Bezeichnung im Liede: „Du wunderschöne Stadt!" wirklich nicht verdiente.

Von Straßburg machte ich einen Abstecher nach Paris, um in fünf Tagen ein allgemeines Bild von der großen internationalen Weltausstellung zu gewinnen. Im Allgemeinen bin ich kein Freund von großen Ausstellungen

[1]) Zuerst veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau", 1882, Bd. XXXIII, S. 69 ff.

und behalte keinen bleibenden Eindruck von den zahllosen interessanten Culturproducten, die dort zusammengehäuft erscheinen. Allein in diesem Falle muß ich doch gestehen, daß die ungeheure Ausdehnung des Ausstellungsgebietes, die sehr geschickte und geschmackvolle Anordnung des gewaltigen Stoffes (wenigstens in der Mehrzahl der Gruppen) und der erstaunliche Reichthum der modernen Culturerzeugnisse dem großen Völkerjahrmarkt ein besonderes Interesse verliehen. Man erhielt selbst bei der flüchtigen Uebersicht, welche mir die kurze Zeit meines Aufenthaltes gestattete, eine lebendige Vorstellung von der erstaunlichen quantitativen und qualitativen Höhe, zu welcher sich die moderne Industrie und Technik am Ende des 19. Jahrhunderts erhoben hat. Daß dabei das Deutsche Reich in würdigster Weise vertreten war, gereicht uns Deutschen ebenso zur besonderen Genugthuung wie die unparteiische Anerkennung, welche deutsche Kunst und deutscher Gewerbefleiß, deutsche Technik und Wissenschaft in vielen einzelnen Gruppen der Ausstellung gefunden haben. Die Erzeugnisse der deutschen Malerei und Sculptur, der Porzellanfabrikation, der Chemie und Physik, der deutschen Marine-Ausrüstung u. s. w. glänzten in erster Linie. Mein kurzer Aufenthalt in Paris wurde dadurch wesentlich verschönt, daß ich ihn mit zwei meiner liebsten Freunde theilte, mit Dr. Paul Rottenburg aus Glasgow, dem Präsidenten der dortigen Handelskammer, und mit meinem Neffen Professor Heinrich Haeckel, dem Chef des Krankenhauses Bethanien in Stettin. Nachdem wir den Tag über fleißig die Ausstellung durchwandert hatten, sorgte mein liebenswürdiger Freund Paul dafür, daß wir Abends an den auserlesensten Producten der feinen Pariser Küche und nachher an den witzigen Lustspielen der Pariser Theater uns ergötzten.

Von Paris fuhr ich am 30. August nach Basel, wo ich am folgenden Tage die Gastfreundschaft meines verehrten Freundes und Gönners Dr. Paul von Ritter genoß, des hochherzigen Gründers der „Paul von Ritter'schen Stiftung für phylogenetische Zoologie an der Universität Jena". Wie die Erträgnisse dieser Stiftung seit 1886 nicht nur das zoologische Studium höchst fruchtbar gefördert, sondern auch die Mittel zu zahlreichen wissenschaftlichen Reisen geliefert haben, so verdanke auch ich ihr einen Theil des Aufwandes für diese Reise nach Insulinde; ein anderer Theil desselben wird durch den Bressa-Preis gedeckt, welchen mir die königliche Akademie der Wissenschaften in Turin 1899 zuerkannt hatte.

Die beiden ersten Tage des September nahm die Reise von Basel nach Genua in Anspruch. Die Fahrt über den Gotthard wurde mir, abgesehen von den zahlreichen großartigen und wechselnden Bildern dieser schönsten aller Alpenbahnen, diesmal dadurch besonders interessant, daß der Zufall auf der Strecke von Flüelen bis Lugano eine philosophische Reisegefährtin in Gestalt einer barmherzigen Schwester mir gegenüber setzte. Bemerkungen, welche sie über die seltsamen Faltungen der Gebirgsschichten an der Axenstraße und den Wechsel der Vegetation auf beiden Seiten des Gotthard-Passes machte, führten uns zu einem Gespräche über die natürliche Entwicklung dieser Erscheinungen und deren mechanische Ursachen. Hierbei erzählte mir die „Oberin des Krankenhauses in X", daß sie vor zehn Jahren durch die Lectüre der „Natürlichen

Schöpfungsgeschichte" des Jenenser Professor E. H. veranlaßt worden sei, über diese und andere Erscheinungen nachzudenken; in Folge dessen sei bei ihr allmählich die alte Vorstellung von einer „übernatürlichen Schöpfung" der Arten verdrängt worden durch die Ueberzeugung von ihrer Entwicklung aus natürlichen Ursachen. Als wir uns in Lugano verabschiedeten und dabei unsere Karten austauschten, war die Ueberraschung beiderseits nicht gering.

In Genua am Morgen des 3. September erfuhr ich auf der Agentur des „Norddeutschen Lloyd", daß der Dampfer „Oldenburg", mit dem ich meine Reise nach Insulinde antreten sollte, bereits im Hafen liege, und beeilte mich, an Bord desselben zu rudern, um die mir zugetheilte Cabine in Augenschein zu nehmen — meine ständige Wohnung für die nächsten vierundzwanzig Tage. Ich wurde auf das Angenehmste überrascht, als ich eine der besten Cabinen des stattlichen Schiffes für mich sauber hergerichtet fand, Bett und Waschtisch, Spiegel und Fenster reizend mit Blumen geschmückt, mit Rosen und Amaryllis, Ziergräsern und Farnkräutern. Da ich von früher Jugend an ein großer Blumenfreund gewesen und geblieben bin, machte mir diese geschmackvolle Decoration ganz besondere Freude; ich verdankte sie der freundlichen Aufmerksamkeit des Schiffsarztes Dr. Schubert, der sich für wissenschaftliche Zoologie, insbesondere mein Lieblingsstudium, das Leben und die Entwicklung der Seethiere, lebhaft interessirt; und da er bei Tisch mein Nachbar war, trug seine Gesellschaft nicht wenig dazu bei, mir die dreiwöchentliche Seefahrt angenehm zu machen.

Der Dampfer „Oldenburg", der mich in dieser Zeitspanne von Genua durch das Mittelmeer, das Rothe Meer und den Indischen Ocean bis Singapore tragen sollte, gehört zwar nicht zu den größten und schönsten Dampfern in der prachtvollen Flotte des „Norddeutschen Lloyd"; aber er war mir von zwei Collegen, welche ihre Indienreise auf demselben ausgeführt hatten, warm empfohlen worden, von meinem früheren „Ritter-Professor" Willy Kükenthal und von dem Münchener Botaniker Giesenhagen. Ich kann das besondere Lob, welches diese beiden Naturforscher der „Oldenburg", ihrem trefflichen Capitän Prager und der aufmerksamen Bedienung widmen, aus eigener Erfahrung nur bestätigen.

Die Maschinen des „Oldenburg", welcher 5000 Registertonnen enthält und täglich 330 Seemeilen läuft, entfalten die Kraft von 3200 Pferden, sie verzehren dabei jeden Tag 65 Tonnen (= 1300 Centner) Kohlen. Da die Tonne Kohlen 65 Mark kostet, beläuft sich die tägliche Ausgabe für Heizung der Maschinen auf 1600 Mark. Der Comfort im Innern des Schiffes ist in der That vortrefflich und läßt nichts zu wünschen übrig. Wenn ich daran denke, wie mangelhaft es mit der Bequemlichkeit der Dampfschiffe noch vor vierzig Jahren bestellt war, wie viel damals der geduldige Reisende unter den nothwendigen Uebeln jeder längeren Seefahrt zu leiden hatte, muß ich den Culturfortschritten des modernen Dampferverkehrs meine höchste Anerkennung zollen. Besonders gilt das von der tadellosen Sauberkeit und der Vermeidung der üblen Gerüche, welche durch das Zusammenwirken von Küchenluft, Maschinendunst, Cabinenduft u. s. w. entstehen, und welche den Ausbruch der

Seekrankheit oft mehr fördern als die stampfende und rollende Bewegung des Schiffes. Ueberall auf unserem Schiffe, und ganz besonders in den Localitäten des ersten Platzes, ist für Ueberfluß an Wasser und Waschgelegenheit gesorgt. In einem bedeutenden Punkte geschieht sogar des Guten zu viel, nämlich im Essen und Trinken — allerdings eine der wichtigsten Angelegenheiten bei jeder längeren Seefahrt. Die schwere Aufgabe, welche die sechs Mahlzeiten der Schiffsordnung (drei große und drei kleine) der gastronomischen Thätigkeit stellen, erfordert zu ihrer befriedigenden Lösung (die nöthige Siesta inbegriffen) fast ein Drittel der ganzen Tageszeit. Ein anderes Drittel (zum Mindesten) erfordert der Schlaf. Demnach bleibt nur ein Drittel für die übrigen Lebensfunctionen, unter denen Lesen und Arbeiten nur den kleinsten Theil bilden, den größten Theil dagegen Unterhaltung, Spiel, Musik, Deckpromenade u. s. w.

Was die „Arbeit" während meiner mehrwöchentlichen Seefahrt betrifft, so pflegt sich der fleißige Reisende schon lange vorher auf die ungestörte Muße und Ruhe zu derselben zu freuen und betritt das Deck mit den besten Vorsätzen. Leider aber ist es eine seltsame, der physiologischen Untersuchung würdige Thatsache, daß der Dampferpassagier seine löbliche Arbeitslust von Tag zu Tag mehr einbüßt. Der beständige Anblick des Meeres, der für den aufmerksamen Beobachter niemals einförmig wird, das einschläfernde Wiegenlied seiner rollenden Wogen, der wonnevolle Genuß der reinen Seeluft, dazu das eintönige Geräusch der schnaubenden Maschine, die Unterhaltung mit den Passagieren — das Alles zusammen versetzt den Geist in eine behagliche, zum Faullenzen und Nichtsthun geneigte Stimmung; — woher soll da die Sammlung zu ernster und zusammenhängender geistiger Arbeit kommen? Vollends in der Tropenzone, wo die hohe Temperatur allein schon das „Dolce farniente" begünstigt.

Um so gerechtfertigter wird es sein, dem Genusse dieser Seereise einen Blick zu widmen und der regelmäßigen Tageseintheilung, die damit verknüpft ist. An das Frühaufstehen von Jugend an gewöhnt, erscheine ich auch jetzt schon bald nach 5 Uhr auf Deck, wo die meisten Passagiere noch in tiefem Schlafe liegen. Ich versenke mich in die geheimnißvolle Dämmerung, die auf dem Meere liegt, und aus der bald die goldene Sonne siegreich auftaucht. Dem erquickenden Morgenbade, punkt 6 Uhr, folgt eine kleine Deckpromenade. Nachdem der Stabstrompeter der Schiffscapelle um 7½ Uhr die Langschläfer geweckt hat, bläst er sie eine halbe Stunde später zum Frühstück zusammen. Dieses ist so reich ausgestattet, daß seine Speisekarte zu Hause einem opulenten Mittagessen gleich kommen würde. Die Vormittagsstunden von 9—1 Uhr sind die einzigen vier Stunden des Tages, die ernstlich für „geistige Arbeit" in Frage kommen könnten. Da werden denn auch verschiedene Versuche unternommen, Briefe und Reiseerinnerungen zu schreiben, durch Lectüre von Reisebüchern sich auf das Schauen der kommenden Wunderländer vorzubereiten u. s. w. In der Regel erlahmt aber dieser löbliche Eifer sehr bald. Schon um 11 Uhr wird wieder Bouillon mit sehr appetitlichen belegten Brötchen servirt, und die Schiffscapelle unterhält uns eine halbe Stunde lang durch Militärmusik. Um 1 Uhr folgt das „Tiffin", das zweite Frühstück, und diesem eine Siesta von

ein bis zwei Stunden. Der Nachmittag ist dann vorzugsweise der Lectüre gewidmet, behaglich ausgestreckt im langen, rohrgeflochtenen Singapore-Stuhl. Zur Erquickung wird um 4 Uhr wieder Kaffee oder Thee mit Kuchen und anderen Zuthaten gereicht, oder an heißen Tagen (wie im Rothen Meer) Eis oder kühle Limonade. Doch wird dadurch nicht der unverwüstliche Appetit beeinträchtigt, dessen Hauptaufgabe, das Diner oder sogenannte „Mittagessen", von 7—8 Uhr Abends erledigt wird, gewöhnlich unter der Mithülfe ermunternder Tafelmusik und in großer Toilette. Die Damen erscheinen in glänzendem Gesellschaftscostüm, die Herren in schwarzem Frack oder weißen Tropenjaquet. Dem Diner folgt dann meistens ein einstündiger Abendspaziergang auf dem luftigen Deck, dann wieder Musik, Unterhaltung, Spiel oder Lectüre, und um 10 oder 11 Uhr kriechen die meisten Passagiere so befriedigt von ihrem Tagewerk in die Cabine, als ob sie die verdienstlichste Arbeit geleistet hätten. Um jedoch nicht die Behauptung aufkommen zu lassen, daß Jemand hungrig zu Bette gehen könnte, werden um 10½ Uhr nochmals „belegte Brötchen" servirt, dazu Limonade, Thee, frisches Bier vom Faß u. s. w.

Die Speisekarte spielt auf den Luxus- und Schnelldampfern der Gegenwart eine so bedeutende Rolle, sie beherrscht so sehr das „höhere Geistesleben" der meisten Passagiere, daß es wohl geboten erscheint, hier ein Beispiel derselben zu geben; ich wähle Freitag, 7. September 1900, einen „Fasttag", und bemerke dazu noch, daß die elegante, mit schönen Vignetten verzierte Speisekarte der „Oldenburg" täglich auf dem Schiffe selbst gedruckt wird: I. Frühstück („Breakfast"), 8 Uhr: Pflaumen, Apfelsinen, Melonen; Hafergrütze, Milchreis; geräucherte Heringe, gebratene Seezunge, Filetsteak, Hammelcoteletten, Wiener Schnitzel, frische Bratwurst, gebratener Schinken und Speck; gekochte Eier nach Wunsch, Eier auf italienische Art, Eierkuchen, Spiegeleier, Eierkuchen mit Kronsbeeren; kalter Kalbsbraten, Ochsenzunge; Brötchen, Zuckerbrötchen, Bisquits, Marmelade, Gelée, Ingwer, Kaffee, Thee, Cacao, Chocolade, frische Milch, Sahne. — II. Tiffin („Luncheon"), 1 Uhr: Linsensuppe, Fleischbrühe, Hammelkeule auf englische Art, ungarisches Gulyas; geröstete Küken, Aprikosencompot, Apfelsinencrême, Kaffee, Thee; dazu noch: Kalte Speisen nach Wunsch; geräucherte westfälische Schinken, Mettwurst, Mortadella, Nagelholz, Ochsenzunge, Kalbsbraten, Geflügel, Oelsardinen, Aal in Gallerte, geräucherter Lachs, Radieschen, Tafelsellerie, Salzgurken, Oliven; Salate (Kartoffel-, bunter Gemüse-, Tomaten-, Geflügel-), Käse (Eidamer, Schweizer, Lloyd). — III. Diner („Mittagessen" um 7 Uhr Abends): Kraftbrühe mit Reis, Fischfilet mit Krebssauce, Chateaubriand, gemischtes Gemüse; Ochsenzunge auf polnische Art; Puterbraten, Kirschen, Kopfsalat, Chocoladenpudding mit Vanillesauce, Krachgebäck mit Rahmeis, Obst, Nachtisch, Kaffee. — Nimmt man nun noch dazu, daß diese große Anzahl von auserlesenen Gerichten durch Hamburger und Bremer Köche auf das Schmackhafteste zubereitet ist und in beliebiger Quantität verabreicht wird, daß ferner die Weinkarte dazu eine entsprechende Auswahl von feinen deutschen und ausländischen Weinen bietet, so wird man zugestehen müssen, daß auch der verwöhnteste Gaumen hier seine Rechnung findet. Leider bin ich selbst incompetent, diese Genüsse

gebührend zu würdigen. Als echter Jenenser Professor habe ich mich daran gewöhnt, mit der einfachen Thüringer „Rostbratwurst" und einem Glase Bier meine gastronomischen Bedürfnisse zu befriedigen. Trotzdem habe ich es für zweckmäßig gehalten, diese fürstliche Speisekarte wörtlich abzuschreiben, einerseits, um zu zeigen, wie der „Norddeutsche Lloyd" bemüht ist, auch die höchsten Ansprüche der Feinschmecker zu befriedigen, andererseits, um durch dieses culturhistorische Document daran zu erinnern, daß unsere moderne „imperialistische" Cultur auch in gastronomischer Beziehung dem Geschmack der römischen Kaiserzeit sich wieder nähert.

Der letzte Dampfer des Norddeutschen Lloyd, welcher vierzehn Tage vor Abgang der „Oldenburg" (am 21. August) von Genua nach Ostasien abgelassen wurde, war von dem Höchstcommandirenden der europäischen Truppen in China, Graf Waldersee, und seinem Stabe vollständig besetzt gewesen. Es bestand daher die Befürchtung, daß auch unser Schiff in Folge des gesteigerten Transportes, den die chinesischen Wirren bedingten, vollständig besetzt sein würde. Das war jedoch glücklicher Weise nicht der Fall, und auf dem ersten Platze blieb so viel Raum übrig, daß ich während der ganzen Reise bis Singapore die gute, mir zugewiesene Cabine an der Backbordseite des Schiffes für mich allein behalten konnte — eine der größten Annehmlichkeiten auf längeren Seefahrten. Auch die Gesellschaft auf dem ersten Platze, größtentheils Deutsche, hatte der Zufall gut zusammen gefügt, so daß es an angenehmer Unterhaltung nicht fehlte. Außer mehreren Aerzten und deutschen Reichsbeamten, deren Reiseziel China war, befand sich an Bord auch eine Abordnung von sechs barmherzigen Schwestern, welche das „Rothe Kreuz" in das Hospital nach Tsingtau schickte. Unsere Fahrt war fast beständig vom schönsten, sonnigen Septemberwetter begünstigt, und das Meer zeigte sich bei mäßigem Winde so freundlich, daß nur wenige leichte Fälle von der gefürchteten Seekrankheit vorkamen.

Die fünftägige Fahrt durch das Mittelmeer, vom 4. bis 9. September, frischte in mir abermals eine Fülle von schönen Erinnerungen auf, welche ich bei meinem oft wiederholten Besuche dieses interessantesten aller Meere im Laufe vieler Jahre gesammelt hatte. Schon die Abfahrt aus dem gewaltigen Amphitheater, welches den Hafen der stolzen Genua umschließt, lenkt den Blick auf die wundervolle Riviera, dieses bilderreiche Küstenland, dem wir wohl in Bezug auf landschaftliche Schönheit und malerischen Reiz den Vorrang vor allen anderen Theilen Europa's zuerkennen müssen. Im Osten erhebt sich die kühnere Riviera Levante: Nervi, Portofino, Rapallo, Sestri Levante, Spezia, Porto Venere; — im Westen die anmuthigere Riviera Ponente: Pegli, Sestri Ponente, Savona, San Remo, Mentone, Monaco, Villafranca, Nizza u. s. w. Die zahlreichen Buchten dieser herrlichen Küste bergen eine außerordentliche Fülle von schönen und interessanten Seethieren. Hier hatte ich im Herbst 1856, zuerst in Villafranca, den erstaunlichen Plankton-Reichthum des Mittelmeeres kennen gelernt. An viele glückliche Monate, welche mir diese

reizvollen Studien später an den Küsten von Italien und Sicilien gewährt haben, wurde ich auch im weiteren Verlaufe unserer sonnigen Herbstfahrt stündlich erinnert. Da tauchte bald die farbenreiche Insel Elba zu unserer Rechten auf mit ihren rothen Eisenbergen von den kühnsten Formen; ich hatte ihre steilen Klippen im Frühling 1889 durchwandert. Weiterhin erscheint in der Ferne westlich das romantische Corsica, dem ich zweimal (im Frühjahr 1875 und im Herbste 1899) einen mehrmonatlichen Besuch abgestattet.

Am Vormittag des 5. September fuhren wir beim schönsten Sonnenschein in den unvergleichlichen Golf von Neapel ein, rechts die Sphinxstatue des Felseneilandes Capri, gerade vor uns den mächtigen Vesuv mit seiner pinienähnlichen Rauchsäule, links die Inseln Ischia, Procida und Nisita, und dann den ganzen herrlichen Kranz von weißen Dörfern und Städten, Villen und Schlössern, der sich am langen Gestade des Golfs von Pozzuoli vom Cap Miseno über Bajae bis zum Posilipp ausdehnt und weiterhin jenseits der glänzenden Hauptstadt selbst am Fuße des Vesuv bis Castellamare, bis Sorrent und Cap Minerva hinzieht. Ein Aufenthalt unseres Dampfers von acht Stunden gewährte uns Zeit, an Land zu gehen und eine genußreiche Spazierfahrt nach dem Kloster San Martino zu machen, dem schönsten Aussichtspunkte in der lärmenden Stadt, — und weiterhin auf dem Rücken des Posilipp bis zu dessen westlicher Spitze; dann zurück an seinem südlichen Abhang auf der herrlichen Fahrstraße, die eine ununterbrochene Reihe der schönsten südlichen Landschaftsbilder uns vor Augen führt, bis hinab zur Villa Nazionale und der weltberühmten Santa Lucia. Unverändert stand hier noch das hohe, vierstöckige alte Haus, in welchem ich im Sommer 1859 gewohnt hatte; aber der poetische Reiz der Brunnentreppe der Santa Lucia, in deren Halbrund neapolitanische Fischer Austern und andere „Meeresfrüchte" (frutti di mare) feil boten und Abends getanzt und gesungen wurde, ist durch die neuen Quaibauten und Straßenveränderungen geschwunden.

Die Abfahrt von Neapel, dem letzten Stück europäischer Erde, das ich auf dieser Reise betrat, war an dem wolkenlosen Abend des 5. September wundervoll; die anmuthigen Melodien der bekannten Neapolitaner Canzonetten, die vom Strande herüber tönten, machten mir das Herz aber schwer im Gedenken an die Lieben in der Heimath, denen ich für neun Monate Lebewohl gesagt hatte; viele herzliche Grüße flogen noch hinüber nach dem schönen Strande, dessen Tausende von Lichtern eine festliche Illumination zum Abschiede zu bieten schienen. Nun ging es hindurch zwischen Cap Minerva und Capri, dessen kühn geformter Felsenkörper hier im Dunkel der Nacht sich drohend von dem hellen Sternenhimmel abhob; ich mußte des wundervollen August 1859 gedenken, welchen ich auf der poesiereichen, damals wenig besuchten Insel als „Landschaftsmaler" verlebte, allein in Gesellschaft meines lieben Freundes, des friesischen Marschendichters Hermann Allmers. Die Wandertage am klippenreichen Strande, die kühlen Bäder in der blauen und der grünen Grotte, die sternenhellen Sommernächte auf dem Dache der Casa Pagano, — diese und andere Erinnerungen an Victor Scheffel's Capri-Dichtungen verwoben sich zu einem phantastischen Bilde.

Am Morgen des folgenden Tages, 6. September, passirten wir die Liparischen Inseln, auf welchen ich im März 1897 mit meinem damaligen Assistenten, Dr. Leo Schultze, interessante Wandertage verbracht hatte. Die nächstliegende Insel, der kegelförmige Vulkan Stromboli, stieß in regelmäßigen Zwischenräumen eine starke Dampfwolke aus; an seiner Nordseite floß ein glühender Lavastrom herab, dessen unteres Ende bei seinem Einfluß das Meer unter starker Dampfbildung hoch aufschäumen ließ. Dann folgte Lipari, die Hauptinsel, eine italienische Verbrechercolonie; die weißen Felswände ihrer Ostküste enthalten große Bimssteingruben. Südlich davon liegt Volcano, deren neu gebildeten Krater wir damals erstiegen hatten.

Nun kam die herrliche Meerenge von Messina. Mittags fuhren wir am Leuchtthurm von Messina und dem Pantano vorbei, jenem Seebecken, das durch die dort entdeckte Entwicklungsgeschichte des Amphioxus berühmt geworden ist; dann weiterhin, zwischen Scylla und Charybdis hindurch, an dem stattlichen Messina und seinem berühmten Fischmarkte vorüber, dem Eldorado der marinen Zoologen. An beiden Ufern der Meerenge, die einem blauen Strome gleicht, tauchten Reihen von weißen Dörfern und Städtchen auf, überragt von malerischen Hochgebirgsketten; links der Aspromonte von Reggio in Calabrien, rechts der stolze Aetna, dessen Gipfel ich im October 1859 von Catania aus erstiegen hatte. Dann verloren sich allmählich die Ufer der breiter werdenden Meerenge; meine Gedanken verweilten bei den bunten Scharen pelagischer Glasthiere, Radiolarien und Sagitten, Medusen und Siphonophoren, Pteropoden und Heteropoden, welche ich bei meinem dreimal wiederholten Besuche von Messina aus dem unerschöpflich reichen Schoße der berühmten Meeresströmung erhalten hatte.

Freitag, der 7. September, war der erste Tag, an welchem ich nur Himmel und Wasser sah. Das blaue Mittelmeer zeigte bei hellem Sonnenschein und kühler Brise sein Antlitz von der liebenswürdigsten Seite. Der Sonnenuntergang bot ein bezauberndes Concert von Farbentönen, die sich in der klaren Fluth gebrochen spiegelten; und Abends stieg am sternenglänzenden Himmel die silberne Mondscheibe auf und ergoß ihren milden Glanz über die schimmernde Wasserfläche. Ein Feiertag voll stiller Weihe und bezaubernder „Meereseinsamkeit".

Sonntag, 9. September, kam früh die afrikanische Küste in Sicht, und gegen Mittag legten wir vor Port Said an. Da unser Schiff hier beträchtliche Kohlenmengen einnahm — für die ganze Reise bis Ceylon — benutzten wir die Gelegenheit, vier Stunden am Lande zuzubringen. Ich fand den europäischen Theil von Port Said noch ebenso, wie vor neunzehn Jahren: schmutzige Straßen voller Läden, in denen alle nur denkbaren Luxusgegenstände der modernen Hypercultur feilgeboten werden, praktische und unpraktische Handelsartikel aus drei Welttheilen, Photographien der schönsten und der bedenklichsten Objecte — dazu ihre lebenden Originale aus den verschiedensten Gesellschaftsclassen und Rassen; ebenso Restaurants und Kneipen, Café-Chantants und Tingel-Tangel aller Art. Wogegen mir das Araberdorf, welches südlich von der Stadt Port Said sich ausdehnt, diesmal nicht die

originellen Scenen arabischen Beduinenlebens bot, an denen ich mich früher ergötzt hatte.

Die Fahrt durch den Suezcanal (für welchen unser Dampfer die Kleinigkeit von 36 000 Mark Canalzoll zu zahlen hatte) dauerte achtzehn Stunden. Ungeheuere Scharen von Wasservögeln bevölkern die Gestade der großen Seen: Flamingos und Pelikane, Reiher und Wasserläufer, wie ein breites, weißes Band säumten ihre dichten Reihen die braunen Uferränder. Weiterhin gewährte der Wechsel bunter Farben auf dem Ufersande und an den Hügeln der Wüste, in den Wolken des Himmels und ihrem Spiegel im Wasser manche Unterhaltung.

Der kurze Aufenthalt in Suez, am Morgen des 10. September, gestattete uns nicht, an Land zu gehen. Im Hafen lag ein neues, großes, japanisches Kriegsschiff mit sechs drehbaren Panzerthürmen; von London kommend, fuhr es zum Lande der aufgehenden Sonne, um in den „chinesischen Wirren" ein Donnerwort mitzusprechen.

Die Fahrt von Suez nach Ceylon dauerte zwölf Tage bei beständig schönem Septemberwetter, klarem Himmel und ruhiger See. Der erste Tag der Fahrt, durch den Golf von Suez, erinnerte mich an meinen Besuch der Korallenbänke von Tur (1873), welchen ich in meinem Buche „Arabische Korallen" beschrieben habe. Wie damals glänzten die hohen Gebirgsketten an beiden Gestaden des Golfes in den lebhaftesten Farben und kühnsten Formen; rechts im Westen auf dem ägyptischen Ufer der wilde Djebel Attaka, den Ernst Körner so naturgetreu und schön dargestellt hat — links im Osten die langgestreckte Kette des vielgipfeligen Sinaigebirges und seiner Vorberge. Die Abendsonne ergoß über diese großartigen, öden Felsengebirge eine glühende Lichtfluth.

Das Rothe Meer bewährte in den vier Tagen unserer Durchfahrt wiederum seinen bösen Ruf, die unerträglichste Hitze von allen Meerestheilen zu besitzen. Die Temperatur im Schatten betrug während des größten Theiles des Tages und der Nacht zwischen 30 und 35° C. (24—28° R.); sie wurde dadurch doppelt empfindlich, daß die schwüle Luft mit Wasserdämpfen fast gesättigt war, und daß keine kühlende Brise uns entgegen wehte, wir vielmehr meistens einen schwachen, mit dem Schiffe gehenden Nordwind im Rücken hatten. Senkrecht stieg daher die schwarze Rauchsäule aus dem Schornstein gen Himmel. Fast unerträglich war die Hitze unten im Maschinenraum, wo die Temperatur von 50 auf 70° C. stieg und die meisten Heizer nach einigen Tagen Arbeit erkrankten; mehrere wurden von Delirium und Krämpfen befallen; sie mußten in kurzen Zwischenräumen mit Ersatzmännern wechseln.

Die Farbe des „Rothen Meeres" blieb im größten Theil desselben tiefblau; nur im mittleren Theile durchschnitten wir Strecken, die mehr oder weniger grün oder gelblich, zum Theil selbst gelbröthlich erschienen. Die mikroskopische Untersuchung des geschöpften Wassers ergab, daß diese Färbung durch „monotones Peridineen-Plankton" verursacht wurde, d. h. durch die Anhäufung ungeheurer Mengen von mikroskopischen Algetten, einzelligen Pflänzchen aus der Classe der Geißelhütchen oder Peridineen. Von

den zierlichen und seltsamen Formen dieser Protophyten, welche ich auf Tafel 14 im zweiten Hefte meiner „Kunstformen der Natur" abgebildet habe, waren hier besonders zwei (identische oder ähnliche) Arten vertreten (Fig. 7, 9 und 10); die eine gleicht einem Kessel mit konischem Deckel, die andere einem eiförmigen Stuhlknopf. Vor einem Jahre um dieselbe Zeit hatte ich in Ajaccio auf Corsica drei andere Species von Peridineen in großer Menge, Plankton bildend, beobachtet, und zwar diejenigen, welche auf der gedachten Tafel 14 (in Fig. 1, 2 u. 3) abgebildet sind. Diese Urpflänzchen, deren getäfelte Cellulosschale die seltsamsten Formen annimmt, bewegen sich mittelst einer schwingenden Geißel und wurden daher früher für Infusionsthierchen gehalten; allein die grünen, gelben und rothen Körner in ihrem plasmodomen Zellenleibe beweisen deutlich, daß sie ihrem Stoffwechsel nach zum Pflanzenreiche gehören. Sie vermögen durch Synthese von Wasser, Kohlensäure und Ammoniak Kohlenhydrate und Eiweißkörper zu bilden; und da diese „Kohlenstoff-Assimilation" vermöge ihrer massenhaften Entwicklung (fortgesetzte rasche Theilung der Zellen) in größtem Maßstabe geschieht, liefern die Peridineen, ebenso wie die verwandten Diatomeen, große Mengen von „Urnahrung" für die niederen Seethiere. Eine andere Gruppe von einfachsten Urpflänzchen, welche in dieser Beziehung hohe Bedeutung besitzen, sind die Chromaceen; sie bilden gelbliche oder röthliche Flocken, die aus Fäden bestehen, zusammengesetzt aus einfachen Ketten kernloser Zellen. Massenhaft angehäuft, können zu anderen Zeiten gewisse Chromaceen, so namentlich Trichodesmium erythraeum, ebenfalls dem „Rothen Meere" eine gelbliche oder röthliche Farbe verleihen.

Im südlichen Theile dieses Meeres fuhren wir am Nachmittag des 13. September nahe dem Zebayo-Archipel oder der Inselgruppe der „Zwölf Apostel" vorbei; es sind das völlig nackte und unbewohnte vulcanische Inseln, ausgezeichnet durch phantastische Formen und bunte Farben; Tuffwände, auf das Lebhafteste gelb und roth getönt, stechen grell ab gegen braune und schwarze Lavafelder. Im blauen Meere machten sich von Zeit zu Zeit helle Flecke bemerkbar, aus denen Tausende von größeren und kleineren Fischen zum Vorschein kamen; zahlreiche Möven, Taucher, Cormorane und andere Wasservögel ließen sich auf diesen natürlichen Futterplätzen nieder und machten sich unter entrüstetem Schreien und Flügelschlagen die reiche Nahrung streitig.

Am Morgen des 14. September hatten wir bereits das „Thränen-Thor" (Bab el Mandeb) passirt und wurden bei unserem Eintritt in den Indischen Ocean von der sehnlichst erwarteten erfrischenden Brise begrüßt: auch in den folgenden Tagen begleitete uns der Südwest-Monsun mit angenehmer Kühlung. Das Meer war nur mäßig bewegt, der Himmel zeitweise ganz klar, dann wieder mit langen Zügen von mannigfaltig gestalteten Monsunwolken bedeckt, die bei Sonnenuntergang in den zartesten und prächtigsten Farben glühten. Spät am Abend unterhielt uns lange noch unter einem strahlenden Sternenhimmel das wunderbare Schauspiel, welches die Leuchtthiere an der Oberfläche des Meeres bereiteten.

Das „Meerleuchten“ zeigte sich auf dieser Reise in zwei verschiedenen Formen. An einigen Abenden erschienen Tausende von größeren „Leuchtkugeln“, meistens Medusen (Pelagia, Rhizostoma u. A.), geisterhaft aus der dunkeln Fluth auftauchend und wieder verschwindend. In weiterer Entfernung sah man nur schwach ihren unbestimmten Lichtschein; in der Nähe des Schiffes wurde ihre runde Glockenform erkennbar, ähnlich den elektrischen Lampen in den Schiffscabinen. Von der stärkeren Welle erfaßt, leuchteten sie plötzlich heller auf und blieben dann hinter dem schnell laufenden Schiff im Kielwasser noch eine Strecke weit sichtbar.

Viel intensiver und ausgedehnter war die zweite Form des Meeresleuchtens, welche durch Milliarden von kleinen, großentheils mikroskopischen Thierchen hervorgebracht wurde. Sie war am schönsten in dem „Kühlwasser“ der Maschine sichtbar, das durch eine seitliche Oeffnung an der (rechten) Steuerbordseite, in der Mitte des Schiffes, beständig ausgestoßen wird, nachdem es in den untersten Schiffsraum ununterbrochen eingepumpt und einen Raum durchströmt hat, in welchem die heißen, dampferfüllten Röhren der Maschine verlaufen. Letztere geben dabei einen beträchtlichen Theil ihrer hohen Temperatur an das umspülende Kühlwasser ab, welches dadurch auf 40—50° C. erhitzt wird. Die starke Erwärmung einerseits, anderseits der heftige Stoß, mit welchem dieser Wasserstrom seitlich ausgeschleudert wird, sind wahrscheinlich die Ursachen, welche die darin enthaltenen Thiere besonders reizen und zu starker Lichtentwicklung veranlassen. In jeder Secunde wurden Tausende von ihnen bisweilen in so dicht gedrängten Massen ausgestoßen, daß die Lichtgarbe, einer Rakete oder einem Schwärmer gleich, sich in viele kleine Funken auflöste. Die mikroskopische Untersuchung ergab, daß die meisten leuchtenden Körper kleine Krebsthiere waren, Crustaceen aus den beiden Ordnungen der Ruderkrebse (Copepoda) und der Muschelkrebse (Ostracoda). Unter den letzteren zeichnete sich eine kleine, eiförmige Cythere durch besonders starke Leuchtkraft aus; das intensive, schön grünlich blaue Licht, das sie ausstrahlte, war so lebhaft, daß man als Träger desselben ein viel größeres Thier vermuthete, als das winzige, kaum einen Millimeter lange Krebschen. Einzelne weibliche Exemplare bargen zahlreiche blaue Eier im Leibe, andere ein Dutzend schon entwickelte Embryonen, ebenfalls leuchtend. Zwischen diesen überwiegenden Bestandtheilen des „prävalenten Crustaceen-Plankton“ waren zahlreiche kleinere leuchtende Protisten zu finden; Radiolarien und Infusorien, Peridineen und Pyrocysten. Ein ganz besonderes Schauspiel verschafften uns an einem Abend mehrere Delphine; die schnell schwimmenden, fischähnlichen Säugethiere folgten dem raschen Lauf des Dampfers nicht nur mit derselben Geschwindigkeit, sondern leisteten dabei noch besondere Evolutionen, indem sie aus dem Wasser sprangen, sich überschlugen u. s. w. Dabei war ihr ganzer Körper von leuchtenden Funken bedeckt (den anhaftenden kleineren Leuchtthieren), obwohl sie selbst kein Licht ausstrahlten.

Das bekannte und oft beschriebene Spiel der Delphinschaaren, die das Schiff in schnellem Laufe begleiten und umkreisen, gehört zu den unterhaltendsten Schaustücken einer großen Oceanfahrt; ebenso das Spiel der

„fliegenden Fische“ (Exocoetus); sie zeigten sich während unserer Fahrt täglich in Tausenden von Individuen, sprangen scharenweise vor dem Schiffe aus dem Wasser, schossen in flachem Bogen eine Strecke weit hin und verschwanden dann wieder unter den Wellen. Dann und wann sprang auch ein fliegender Fisch auf das Deck des Schiffes oder durch das offene Fenster in eine Cabine. Die Matrosen verzehrten diese „fliegenden Heringe“ mit besonderem Appetit. Am 16. September machte Poseidon uns ein ganz besonderes Sonntagsvergnügen dadurch, daß er mit einer Sturzwelle drei Dutzend lebende Tintenfische an Bord warf, pfeilschnell schwimmende Cephalopoden aus der Familie der Kalmare (Loliginea). Die fußlangen Thiere, den meisten Mitreisenden unbekannt, ergötzten sie durch den bunten Farbenwechsel ihrer irisirenden Hautdecke; ihre Anatomie gab Veranlassung zu einer kleinen Vorlesung über den eigenthümlichen Körperbau dieser hochorganisirten Weichthiere. Gebacken in Oel, lieferten sie zur Abendtafel eine seltene Zugabe; doch konnten die meisten Passagiere daran nicht den Geschmack finden, den der Neapolitaner an seiner „Frittura di Calamaji“ so hoch schätzt.

Einen zoologischen Genuß anderer Art bereiteten uns die Nereiden des Indischen Oceans, indem sie am 20. September Morgens, bei spiegelglatter See, Tausende von Porpita an der Oberfläche erscheinen ließen, scheibenförmige Siphonophoren von eigenthümlich complicirtem Körperbau. Sie erschienen wie schwimmende Cocarden, tiefblaue, kreisrunde Scheiben von 5—6 Centimeter Durchmesser, in der Mitte mit einem gelben Fleck, der ein rothes Centrum einschloß (der luftgefüllten Schwimmscheibe). Leider war es mir, bei der raschen Fahrt des Dampfers, nicht möglich, eine dieser interessanten Staatsquallen zu fischen; auch auf meiner ersten Reise nach Ceylon hatte ich sie in derselben Gegend des Indischen Oceans (am 4. November 1881) angetroffen, ohne sie erlangen zu können. Derartige Resignationen — nothgedrungener Verzicht auf interessante Beobachtungsgebiete, die man fast mit Händen greifen kann — gehören zu den grausamsten Tantalusqualen des reisenden Naturforschers! Durch zahlreiche solcher Entbehrungen seit mehr als einem halben Jahrhundert belehrt, pflege ich mich mit dem Philosophen zu trösten:

Resignation, dies herbste aller Worte,
Eröffnet uns allein des Friedens Pforte!

Leider muß ich aber bekennen, daß mein Temperament der praktischen Verwirklichung dieses schönen, theoretischen Weisheitswortes stets neue Hindernisse bereitet, und daß sich mir „des Friedens Pforte“ wohl erst dann öffnen wird, wenn von den mir beschiedenen Tagen „zuletzt der letzte kommt“.

Von Aden, das wir wegen der dort vorgekommenen Pestfälle meiden mußten, sahen wir auf dieser Reise nichts; und nicht viel mehr von der Nordküste der großen Insel Sokotra, da sie größtentheils in Wolken gehüllt war. Dagegen bekamen wir am 19. September Nachmittags ein sehr hübsches Bild von der Malediven-Insel Minikoi, an deren südlichen Ufern wir entlang fuhren. Wir erkannten sehr deutlich die Ringform des großen Korallenriffes, welches einen dichten Wald von Cocospalmen trägt und von dreitausend

Fischern bewohnt wird; in der Mitte des Atolls schimmerte der stille, grüne Spiegel der Lagune; am nördlichen Ufer waren die Masten der gestrandeten Yacht des ungarischen Grafen Festetic sichtbar, am südlichen Ufer das Wrack eines größeren englischen Dampfers, der vor einem Jahr auf das gefährliche Korallenriff aufgelaufen war.

In der Morgenfrühe des 21. September ging unser Schiff im Hafen von Colombo vor Anker, wo wieder Kohlen eingenommen wurden. Noch vor Sonnenaufgang betrat ich in Begleitung mehrerer Reisegefährten den Boden von Ceylon. Die Eindrücke, welche der viermonatliche, vom Glück begünstigte Aufenthalt auf dieser Insel mir vor neunzehn Jahren gewährt hatte, habe ich in meinen „Indischen Reisebriefen" geschildert, die zuerst an derselben Stelle erschienen sind, wo jetzt diese malayischen erscheinen. Damals hätte ich nicht geträumt, Ceylon noch einmal wiederzusehen, und die „Wunder des fernen Ostens" noch weiter hinaus, bis zu den Molukken, kennen lernen zu sollen. Und nun hatte es das Schicksal doch gefügt, daß ich jene schönen Erinnerungen wieder auffrischen durfte. Die kurze uns gestattete Zeit von sechs Stunden benutzten wir zu einem Ausfluge nach Mount Lavinia und Victoria-Park. Zusammen mit drei Reisegefährten fuhr ich in einem Einspänner zwei Stunden weit auf der schönen Straße, welche von Colombo längs der Westküste der Insel südwärts nach Point de Galle führt — eine zusammenhängende Kette von Villen der Europäer und malerischen Hütten der Eingeborenen, von blumenreichen Gärten umgeben. Die braunen Gestalten der Singhalesen-Familien vor ihren offenen Hütten, die schwarzen Tamilen mit Wegeverbesserung beschäftigt oder als Kutscher die Zebu-Ochsen vor den Karren lenkend, gaben die lebendige Staffage zu dem Charakterbilde der Ceylondörfer, das mich so oft erfreut hatte. Mount Lavinia ist ein elegantes Badehôtel, frei auf einem Felsenvorsprung der Küste, ein paar Stunden südlich von Colombo gelegen; von einem deutschen Wirthe gut ausgestattet, wird es von europäischen Familien viel besucht und auch als Badeaufenthalt benützt. Nach dort eingenommenem Frühstück fuhren wir zurück durch den Victoria-Park, einem öffentlichen Garten mit schönen tropischen Gebüschen und Baumgruppen, kleinen Teichen und Zimmetpflanzungen. Der kurze Besuch, den ich den südlichen Stadttheilen von Colombo abstatten konnte, überzeugte mich, daß auch hier in den inzwischen verflossenen Jahren sich Vieles geändert hatte; neue elegante Straßen sind entstanden, zum Theil mit hohen, europäischen Häusern und belebt durch zahlreiche Jinrikscha's, einem Fuhrwerk, wie ich es demnächst in Singapore täglich benutzte, damals aber noch nicht kannte. Aus freundlichen Briefen von Reisenden, welche das Hochland von Ceylon nach mir besucht hatten, wußte ich bereits, daß die Eisenbahn hoch in das Gebirge vorgedrungen sei; weite Strecken, in denen ich allein mit einem Kuli durch einsame Bergwälder gewandert war, sind jetzt mit Theepflanzungen bedeckt. Bald wird von den ursprünglichen Naturreizen des unberührten Ceylon nichts mehr übrig sein.

Von Colombo gelangten wir in vier Tagen nach der Insel Penang, dem wichtigen Stützpunkte des englischen Handels, unter dem fünften Grade

nördl. Breite an der Westküste der malayischen Halbinsel gelegen. Den ganzen Nachmittag des 21. September behielten wir die Südwestküste von Ceylon mit den mir so wohlbekannten Caltura und Point de Galle, Belligemma und Matura im Gesicht, steuerten Abends um die Südspitze der Insel, und nun ging unser südlicher Kurs in den östlichen über.

Am Vormittag des 24. September kam die Nordwestspitze der Insel Sumatra in Sicht, vor derselben die Insel Tulo Bras; aus ihrem grünen Waldkleide ragte ein weißer Thurm einsam hervor, das Leuchtfeuer: „Wilhelms-Thurm". Ueber den niederen Hügelreihen an der bewaldeten Küste von Sumatra erhob sich ein großer Vulcankegel, der „Goldene Berg"; sein Haupt ragte spitz aus einem Wolkenkranz hervor.

Am Morgen des 25. September erblickten wir das Gestade der malayischen Halbinsel und gingen gegen Mittag bei Penang vor Anker, in dem geräumigen Hafen der Hauptstadt Georgetown. Die acht Stunden, welche uns für den Besuch dieser interessanten Insel vergönnt waren, bereicherten uns mit einer Fülle von bunten Bildern der hinterindischen Halbinsel. Dank der freundlichen Empfehlung von Herrn Hermann Katz in Frankfurt a. M. — dem Chef des großen indischen Handlungshauses Katz Brothers — holte mich dessen Vertreter in Penang, Herr Heussy, an Bord des Schiffes ab und führte mich nebst Herrn Dr. Schubert in seinem Wagen durch malerische Theile der Stadt nach der von ihm bewohnten Villa. Die herrlichen Gärten, welche die isolirt gelegenen Häuser der Europäer ebenso wie die Pfahlbauhütten der Eingeborenen umgeben, sind mit den üppigsten Palmen, Bambusen, Bananen, Brotfruchtbäumen und anderen Zierden der Tropenflora geschmückt. Die braune und gelbe, größtentheils malayische und chinesische Bevölkerung läßt uns in ihren offenen, mit Palmenblättern gedeckten Hütten alle Eigenthümlichkeiten ihrer Lebensweise schauen. Auf vortrefflichen Wegen fuhren wir in einer halben Stunde nach dem botanischen Garten, welcher zwar nicht sehr groß, aber landschaftlich schön angelegt und sehr gut von Mr. Curtis gehalten ist. Er füllt einen Thalkessel aus, der sich nach der Stadt zu öffnet und von hohen Felswänden umgeben ist, über die im Hintergrunde ein mächtiger Wasserfall herabrauscht. Die ganze erstaunliche Ueppigkeit der Flora von Hinterindien offenbarte sich uns in den zahlreichen, auf Rasenflächen anmuthig vertheilten Gruppen von Palmen und Bambusen, Pandangs und Feigenbäumen, sowie reich entwickelten Kletterpflanzen und Lianen aller Art. Durch besondere Zierlichkeit imponirten uns verschiedene Arten von tropischen Farnen, Lycopodien und Selaginellen, in offenen Glashäusern sehr geschmackvoll zusammengestellt; die Stützpfeiler der letzteren waren mit den prächtigen Blüthen von Passifloren, Banhinien, Bougainsvillien und anderen Schlingpflanzen geschmückt. Ueberall im schönen „Wasserfall-Garten" zeigte sich ein feiner, decorativer Geschmack. Ehe wir Abends auf unser Schiff zurückkehrten, führte uns Herr Heussy noch durch die hell erleuchteten Straßen, in denen die farbigen Rassen von Georgetown ihren abendlichen Genüssen und Vergnügungen nachgehen — bunte, lebensvolle Bilder von hohem ethnographischem und anthropologischem Interesse. Neben den vorherrschenden gelben chinesischen und

hellrothen malayischen Typen fehlte es auch nicht an dunkelbraunen Hindus, Klings und schwarzen Tamilen.

Am 26. September führte uns unser Dampfer durch die hellgrüne Malakka-Straße; Abends veranstaltete der liebenswürdige Capitän der „Oldenburg", Herr Prager, ein heiteres, durch Poesie und Blumenschmuck gewürztes Abschiedsfest. Am folgenden Morgen, noch vor Sonnenaufgang, gingen wir im Hafen von Singapore vor Anker. Die Einfahrt in diesen gewaltigen Hafen, zwischen grünen Inseln, in der ganzen Pracht der Tropenflora prangend und von den originellen Pfahlbauhütten und Dörfern der malayischen Fischer belebt, ist wunderschön. Unser Schiff legte am Borneo-Wharf, direct am Quai des Norddeutschen Lloyd, an; unter den Europäern, die dort zum Empfange der ankommenden Passagiere bereit standen, begrüßten mich zwei alte Freunde, der deutsche Consul Herr Eschke und mein früherer Schüler und Assistent in Jena, Dr. Hanitsch aus Eisenberg, seit sechs Jahren Director des Raffles-Museums in Singapore und Curator der damit verbundenen öffentlichen Bibliothek. In seiner Amtswohnung, dem Museums-Hause (wenige Minuten vom Museum selbst entfernt), fand ich mehrere freundliche Zimmer zu meinem Empfange hergerichtet; Dr. Hanitsch und seine liebenswürdige Gemahlin (aus Liverpool gebürtig) übten die berühmte indische Gastfreundschaft in der angenehmsten Weise. Ich hatte beabsichtigt, in Singapore nur wenige Tage zu verweilen, wie es die meisten Indienreisenden thun, fand aber in der merkwürdigen Stadt so viel Interessantes, und von meinen dortigen Freunden wurden mir so viel lehrreiche Excursionen geboten, daß ich volle sechzehn Tage dort blieb.

II. Singapore.

Die hohen Erwartungen, mit denen ich „die Königin der Malakka-Straße" betrat, wurden durch die nähere Bekanntschaft mit ihr noch bedeutend übertroffen. Indessen ist „Singapura", die gewaltige „Löwenstadt", neuerdings so oft und so ausführlich geschildert worden, daß ich mich auf eine kurze Mittheilung meiner persönlichen Eindrücke beschränken will. Der mächtigen, mehrere Meilen betragenden Ausdehnung der Stadt entspricht der riesige Umfang des vortrefflichen Hafens, eines der größten und besten der Welt; er ist groß genug, um sämmtlichen Flotten Europa's in seinem Schoße Schutz zu gewähren. Während der nördliche Schutzwall des langgestreckten Beckens von der Südküste der Insel Singapore selbst gebildet wird, erscheint die südliche Umfassungsmauer aus einer langen Kette kleiner Inseln zusammengesetzt; bloß die nächstgelegenen sind noch in englischem, die übrigen in holländischem Besitz. Als im Jahre 1819 der englische Gouverneur Sir Stamford Raffles um eine geringe Summe dem Sultan von Johore die Insel Singapore und die gegenüber liegenden kleinen Inseln abkaufte, hatte er mit weitsehendem Scharfblick die außerordentliche Bedeutung erkannt, welche dieser Platz als der bequemste und kürzeste Durchgangsort für den westöstlichen Verkehr zwischen Indien und China gewinnen mußte. Sieben Jahre nach der englischen Besitzergreifung zählte der Freihafen Singapore nur 13000 Bewohner, im Jahre

1865 bereits 90000 und jetzt über 200000. Mehr als drei Viertel davon (160000 Einwohner) sind Chinesen, unter dem übrigen Viertel befinden sich etwa 30000 Malayen, 10000 Hindus und Tamilen, aber nur ungefähr 3000 Europäer.

Zur Zeit lagen im Hafen von Singapore über ein Dutzend Kriegs- und große Truppentransportschiffe, englische und deutsche, französische und russische — das größte von allen ein neues japanisches Panzerschiff, so eben von London angekommen, angeblich das größte von allen bisher gebauten Schlachtschiffen. Aber auch unter den zahlreichen Passagier- und Frachtdampfern verschiedener europäischer Nationen befanden sich viele mächtige Fahrzeuge ersten und zweiten Ranges, neben Hunderten von kleineren, und Tausende von Böten und Fähren, malayischen Prauws und chinesischen Dschunken. Matrosen und Seesoldaten, Schiffer und Fischer aller östlichen und westlichen Nationen bewegten sich bunt durch einander — kurz, ein lebendiges Gewimmel, wie es in diesen gewaltigen Massen nur in den größten Welthäfen zu finden ist.

Dem erstaunlichen Seeverkehr von Singapore entspricht das verwirrende Gewimmel des Landverkehrs in den bunten Straßen der weitläufigen Stadt. Der weitaus größte Theil derselben trägt vollkommen den Charakter einer tropischen Chinesenstadt; das kleine europäische Viertel mit den öffentlichen Gebäuden der Regierung, der Post, den großen Bankhäusern u. s. w. nimmt nur einen beschränkten Raum in der Mitte des südlichen Theiles, am Hafenquai, ein. Bei den weiten Entfernungen und der herrschenden Hitze legt man selbst kürzere Strecken meist zu Wagen zurück. Zwischen eleganten europäischen Equipagen bewegen sich indische und chinesische Fuhrwerke des verschiedensten Calibers, leichte Karren und schwere Ochsenwagen. Den überwiegend größten Theil des Personentransportes vermitteln jedoch die merkwürdigen „Jinrikschas". Diese „Männerkraft-Wagen" (hier meistens abgekürzt „Rikschas" genannt) bestehen aus einem Lehnsessel auf zwei Rädern, vorn mit einer Gabeldeichsel, in welche sich ein chinesischer Kuli als „Zugthier" einspannt. Auf dem sauberen Ledersitze des Sessels, der durch ein Schirmdach gegen Sonne und Regen geschützt werden kann, haben in den gewöhnlichen Rikschas (zweiter Classe) zwei Personen neben einander Platz; in den eleganteren Sesselwagen (erster Classe) sitzt nur eine Person. Der Fahrpreis ist höchst billig; er beträgt für die englische Meile (8—10 Minuten) 6 Cents (= 12 Pfennige), für die halbe Meile nur 3 Cents. Die Ausdauer, mit der diese chinesischen „Droschkenmänner" ihre Wägelchen ziehen — auf ebener Erde stets in gestrecktem Trabe laufend — ist erstaunlich, ebenso wie ihre Genügsamkeit. Die Strecke von Singapore bis Johore (25 Kilometer) legen sie in $2^1/_2$ Stunden zurück. Dabei leben sie fast nur von Reis, dem Abends ein wenig getrockneter Fisch hinzugefügt wird.

Die flinken chinesischen „Rikscha-Männer" spielen im Verkehr vieler großer Städte des Ostens jetzt eine sehr bedeutende Rolle; in Singapore allein fahren deren 10000. Die meisten dieser Kulis in Singapore tragen nur zwei sehr einfache Kleidungsstücke, eine blaue Lederhose und auf dem Kopfe einen kegelförmigen Strohhut zum Schutze gegen die Sonne. Da man nun im Sessel

unmittelbar hinter dem in der Deichsel laufenden Kuli sitzt, hat man beständig den Anblick des schönen nackten Körpers, dessen lebhaftes Muskelspiel jeden Künstler und Anatomen erfreuen muß. Die ganze Lebensweise der Kulis, der Mangel von beengenden Kleidern und Schuhen, die anstrengende tägliche Bewegung, die einfache, gesunde Nahrung, sind dazu angethan, ihre Muskulatur in günstigster Weise zu entwickeln. Die breite, kräftige Brust und der wohlgeformte Rücken, die ebenmäßige und kraftvolle Ausbildung der Muskeln an Ober- und Vorderarm, an Oberschenkel und Waden könnten jedem Bildhauer als Modell dienen. Dazu kommt noch die schöne, braune Hautfarbe, nur selten das helle „Erbsengelb", das gewöhnlich als Charakterfarbe der „gelben" mongolischen Rasse angegeben wird, vielmehr meistens ein schönes tiefes Rothgelb oder Braungelb, bald mehr in Orange oder Zimmtfarbe, bald in ein helles Braunroth oder Kupferroth übergehend. Viele jüngere Rikschas-Leute, zwischen sechszehn und vierundzwanzig Jahren, zeigen außerdem eine recht hübsche Gesichtsbildung und machen eine so heitere, freundliche Miene, daß man sie für zufriedene „Glückliche" halten muß.

Viele Europäer freilich, besonders neu Angekommene, lassen sich nur ungern von Rikschas fahren, empfinden gegen diese „menschlichen Zugthiere" eine gewisse Abneigung oder finden es sogar „entwürdigend", sich von „Mitmenschen" ziehen zu lassen. Ich muß bekennen, daß ich diese Empfindung nicht theile; ich bin auch überzeugt, daß das Loos dieser Rikschas weit besser ist, als man gewöhnlich annimmt, ungleich angenehmer als dasjenige vieler Fabrik- und Hüttenarbeiter in Europa, vieler Bergleute, welche, um zu leben, ihre Gesundheit opfern und dabei ihr angestrengtes Tagewerk unter den härtesten Bedingungen leisten müssen. Der Rikscha-Kuli hat eigentlich nur einen Dauerlauf auszuführen, der, wenn er anstrengend ist, doch seinen nackten Körper in freier Luft und Sonne mächtig stählt; er hat keine Sorgen für den folgenden Tag und begnügt sich mit seinem täglichen Erwerb, der immer reichlich genügt, um ihm nicht allein die nöthige Nahrungsmenge an Reis und trockenem Fisch zu verschaffen, sondern auch noch das Vergnügen, nach gethaner Arbeit mit seinen Genossen zu spielen, meduſenartigen Gallertkuchen zu verzehren, zu rauchen und zu plaudern. Allerdings findet auch hier künstliche Auslese oder Selection statt. Ein Theil der schwächeren Kulis erliegt früher oder später; die kräftigeren dagegen erfreuen sich desto vollkommenerer Körperentwicklung. Uebrigens werden die Rikschas als praktische Fahrgelegenheit nicht nur von Europäern allgemein benutzt, sondern auch von ihren eigenen chinesischen Landsleuten, von Malaga-Hindus und anderen Farbigen.

Gleich den chinesischen Kulis verschmähen auch die meisten anderen Arbeiter in den Straßen und Gärten von Singapore die volle Bekleidung und begnügen sich mit einem Strohhut oder Turban zum Schutze des Kopfes, einem blauen, rothen oder weißen Tuche (gleich einer Schwimmhose) zur Umhüllung der Lenden. So hat man denn hier Gelegenheit, die schönsten anthropologischen und morphologischen Studien an verschiedenen Menschenrassen auf offener Straße anzustellen; schwarze Tamilen aus Vorderindien, Vertreter der Dravida-Rasse, vorzugsweise als Straßenarbeiter, beim Wege- und Wasserbau

beschäftigt; dunkelbraune Hindus als Kutscher, Pferdeknechte, Gärtner und Diener thätig; hellbraune Malayen als Fischer, Boots- und Fuhrleute u. s. w. Zwischen diesen Vertretern von drei oder vier vorherrschenden schlichthaarigen Menschenrassen sieht man dann noch einzelne Repräsentanten der wollhaarigen Rassen, hier und da einen afrikanischen Neger, einen Papua aus Neu-Guinea oder Celebes, einen Negrito aus den Philippinen oder aus dem Innern von Malakka. Inmitten dieses Gewimmels von nackten Menschen aller Farben bilden die vollständig bekleideten Europäer und vornehmeren Chinesen nur einen kleinen Bruchtheil. Was die letzteren anbetrifft, so war deren Bekanntschaft mir gerade jetzt, wo die „chinesische Frage" plötzlich zu einer der größten politischen und historischen Weltfragen geworden ist, von höchstem Interesse. Es kann nicht genug darauf hingewiesen werden, wie grundfalsch die Vorstellungen sind, welche noch heute in weiten Kreisen von Deutschland und vom übrigen Europa über China und seine Bewohner herrschen. Die Vorzüge des chinesischen Rassen-Charakters sind unermüdlicher Fleiß und technisches Geschick, zähe Ausdauer und große Genügsamkeit in der Lebensweise, dabei umsichtige Berechnung aller Verhältnisse, — kurz ein ausgezeichnet praktischer Realismus. Sie bestätigen überall die Behauptung, daß der Chinese ein höchst gefährlicher Concurrent des Europäers und ihm im Kampf ums Dasein vielfach überlegen ist. Hier in Singapore sind in allen Geschäften, in allen Bureaus und öffentlichen Instituten, an der Post u. s. w. die Chinesen die geschätztesten und zuverlässigsten Arbeiter, ebenso in höheren wie in niederen Stellen. Die vornehmeren Chinesen sind elegant gekleidet und ihre Equipagen oft glänzender als diejenigen vieler Europäer. Im Bureau tragen sie meistens eine sehr praktische und weite weiße Jacke und ein Paar dunkle (blaue oder schwarze), sehr weite Sackhosen. Die größte Sorgfalt verwenden sie aber stets auf die tadellose Frisur ihres langen Zopfes; er wird meistens mit rothen oder blauen Seidenbändern durchflochten und hängt über dem Rücken oft bis zur Kniekehle herab.

Die Umgebung von Singapore bietet dem Naturforscher zu Land und zur See eine Fülle der lohnendsten Ausflüge. Dank der Fürsorge meiner dortigen Gastfreunde, Dank vor Allen den Herren Dr. Hanitsch, Consul Eschke und Arthur Loeb, wurde es mir möglich, in verhältnißmäßig kurzer Zeit die interessantesten Punkte kennen zu lernen. Die Landstraßen sind, wie in allen englischen Colonien, vortrefflich gehalten, und die Fahrten durch die chinesischen und malayischen Dörfer (Kampongs), die herrlichen Gärten und die üppigen Wälder gewähren eine beständig wechselnde Unterhaltung.

Unter den größeren Ausflügen aus Singapore sind mir drei in besonders angenehmer Erinnerung: nach Bukit-Timah, nach Teban und nach Johore. Bukit-Timah (= Zinnberg) ist der höchste Punkt der Insel (etwas über 500 Fuß hoch); der Berg ist mit Wald bedeckt, der zum Theil ganz den Charakter echten Urwaldes trägt; man überläßt hier absichtlich einige seiner Partien unberührt sich selbst, so daß die mächtigen Bäume, mit Kletterpflanzen behangen, wild durch einander wachsen und nach ihrem Tode ein undurchdringliches Gestrüpp herstellen. Unter den Massen von Schmarotzerpflanzen und

Epiphyten fallen besonders zahlreiche zierliche Farnkräuter auf; in den Achseln der Baumäste sitzt der ornamentale Vogelnest-Farn (Asplenium nidus); die Abhänge längs des Weges sind mit Massen der Gleichenia geschmückt, eines prächtigen frischgrünen Farnkrautes, das sich durch eigenthümliche Verzweigung der Fiederblätter auszeichnet. Hier und da erhebt sich auch ein schmucker Farnbaum (Alsophila) auf schlankem Stamme. Die stacheligen Aeste und Ranken der dicht verworrenen Lianen und besonders die gefährlichen Dornenangeln der gefürchteten kletternden Rotangpalme (Calamus) erschweren sehr das Eindringen in dieses Dickicht. Uebrigens ist das auch insofern nicht ungefährlich, als von Zeit zu Zeit ein Tiger von Johore herüberschwimmt und sich im Dickicht von Bukit-Timah verbirgt. Die für seinen Fang gegrabenen tiefen Gruben, locker mit Laubwerk bedeckt, können auch dem botanisirenden und insectensammelnden Naturforscher Gefahr bringen.

Oben auf dem Gipfel des Bukit-Timah steht ein Regierungs-Rasthaus mit einem Aussichtsthurm; der Blick von demselben umfaßt ringsum die ganze Insel, ruht auf den grünen Waldmassen der umgebenden Berge und schweift im Norden hinüber nach Johore, dem südlichsten Sultanat der Halbinsel Malakka. Neuerdings war wieder ein Tiger über die schmale Meerenge von Johore herüber geschwommen und machte den Wald von Singapore unsicher. Ein krachendes Geräusch im nahen Urwalde wurde natürlich scherzhafter Weise auf diesen Tigerbesuch bezogen und mischte einen romantischen Beigeschmack in die heitere Picknickstimmung unserer deutschen Gesellschaft.

Einen zweiten sehr interessanten Ausflug veranstaltete Herr Loeb am 6. October nach Teban, an der Ostseite der Insel Singapore. Hier hat die Firma Gebrüder Katz ein ausgedehntes Gebiet mit Citronellagras (Andropogon schoenanthus) bepflanzen lassen und eine Fabrik errichtet, in welcher durch dessen Destillation das werthvolle aromatische Citronellaöl in großer Menge gewonnen wird. In geringerer Quantität wird daneben noch das kostbare Patschuliöl hergestellt durch Destillation einer sehr aromatischen Lippenblume: Pogostemon patschuli. Die Einrichtung und Arbeit der Fabrik wurde uns von ihrem deutschen Verwalter, Herrn Neuß aus Bockenheim, freundlichst gezeigt. An einem sehr anmuthigen, rings von mächtigen Bäumen umstellten und mit Schlingpflanzen bekränzten Plätzchen im nahen Walde nahmen wir das Mitgebrachte ein. Neben blühenden Orchideen sahen wir hier besonders hübsche Kannenpflanzen (Nepenther); an ihren Blattspitzen hingen zierliche, kleine Kannen von der Form eines Bierseidels mit Deckel; in dem Wasser, welches die Kännchen zur Hälfte füllte, waren die Leichen zahlreicher Ameisen und anderer Insecten angehäuft, welche diese „insectenfressenden Pflanzen" fangen und verdauen.

Am Nachmittag besuchten wir die einige Meilen entfernte Kuhfarm („Cattle Estate") Tampenis. Die 250 Kühe, welche auf dieser Farm gehalten werden, sind die einzigen Lieferanten einer größeren Quantität frischer Milch für Singapore. Gegen Abend ging's dann noch hinab nach der Meeresküste, wo wir über die Johorestraße hinüber die Insel Pulo Obin sahen, im Hintergrunde die blauen Berge von Malakka. Bei der Fahrt durch das

Dschungel erfreute uns eine Herde wilder Affen durch ihre munteren Sprünge von Baum zu Baum und die Turnkünste an den dazwischen ausgespannten Lianentauen. Von unbeschreiblichem Zauber war die Rückfahrt durch den Wald; die glitzernden Mondlichter, von den glatten Flächen der großen, lederartigen Baumblätter reflectirt, wetteiferten an Glanz mit den Lichtfunken, welche unzählige fliegende Leuchtkäfer durch das geheimnißvolle Dunkel des Dickichts warfen. Der tausendstimmige Gesang von großen Cicaden und Grillen, gemischt mit den geheimnißvollen Locktönen anderer Insecten und den reinen Glockentönen von Laubfröschen, war so laut, daß wir unsere Worte kaum verstehen konnten. Dann und wann flog geisterhaft eine riesige Fledermaus über die Baumgipfel oder ein Flederhund von fußlangem Körper (Pteropus).

Nicht minder reizvoll war der Ausflug nach Johore (sprich: Dschohore). Die zweistündige Wagenfahrt am frühen Morgen brachte uns nach einem Dorfe an der Nordküste der Insel, welches der Residenz des Sultans gegenüber liegt. Die Ueberfahrt nach der letzteren über den schmalen Meeresarm (wenig breiter als der Rhein bei Cöln) geschah in einer Ruderbarke des Sultans, welche dessen Leibarzt, Dr. Calloway, durch Vermittelung von Dr. Hanitsch zur Verfügung gestellt hatte. Diesen Herren verdanke ich auch die freundliche Aufnahme, welche ich in Johore bei Dato Hole fand, dem englischen Minister des Sultans. Er bewirthete uns im dortigen Rasthause und fuhr uns dann nach seinem Landhause, ein paar Meilen von der Küste entfernt, auf einem Hügel. Der Blick von hier umfaßt einen großen Theil von dem südlichsten Gebiete des ausgedehnten Fürstenthums; Pflanzungen verschiedener Art und ansehnliche Wälder wechseln mit weiten Strecken uncultivirten Landes. Der natürliche Reichthum dieses Malakka-Gebietes wird erst ganz erschlossen werden, wenn die Engländer die im Bau befindliche Eisenbahn von Singapore bis Penang vollendet und sich damit factisch zu Herren auch dieses Landes gemacht haben werden. Jetzt sind noch Tiger (von denen wir ein schönes, kürzlich lebend gefangenes Exemplar in Johore sahen), Leoparden und andere Raubthiere zahlreich in den nächsten Wäldern zu finden. Dato Hole erzählte uns, daß er die Spuren ihres nächtlichen Besuches häufig in seinem Garten beobachte, daß er auch ihre Stimmen Nachts in nächster Nähe höre, ebenso wie das Geheul großer Scharen von Affen. Unter den lebenden Affen, welche er in seinem Garten hielt, interessirte mich besonders ein schönes Exemplar des weißhandigen Gibbon (Hylobates leuciscus); die Grazie, mit welcher dieser langarmige Menschenaffe Früchte verzehrte und auf Stangen Seiltänzerkünste übte, war bewunderungswürdig.

Einige sehr genußreiche Tage verbrachte ich in dem schönen botanischen Garten von Singapore, der wegen seiner ausgedehnten reizvollen Parkanlagen zugleich das beliebteste Ziel kurzer Ausflüge in der Nähe der Stadt ist. Jeden Nachmittag ist die schattige, dorthin führende Straße, der schöne Orchard-Road, von zahlreichen Equipagen belebt. Das hügelige Terrain des Gartens ist sehr geschickt zur Anlage mannigfaltiger Baumgruppen und Buschpartien benutzt; in den tieferen Theilen finden sich auch einige kleine Wasser-

becken, von großblumigen weißen, blauen und rothen Seerosen und Lotos bekränzt (Nelumbium speciosum, Nymphaea stellata u. A.). Eine kleine Insel in einem dieser Teiche bildet ein anmuthiges Palmenbouquet, von einem lichtgrünen Kranze des reizenden Gleichenia-Farns umschlungen. Besonders interessant aber ist ein ansehnliches Stück des Gartens, in welchem man die freie Tropennatur ganz sich selbst überlassen hat; da wächst Alles wild durcheinander. Mächtige Kletter- und Schlingpflanzen aller Art winden sich um die gewaltigen Baumriesen, die dicht mit Farnen, Orchideen und anderen Epiphyten überzogen sind. Die zusammengebrochenen Stämme der alten abgestorbenen Bäume bleiben unberührt liegen und dienen als Wohnstätte anderer junger Pflanzen, die sich auf ihnen ansiedeln; unzählige Insecten, Käfer, Ameisen, Termiten u. A. finden auf den vermodernden Pflanzentheilen ihre Nahrung. Das undurchdringliche Gewirr der durch einander gewachsenen Lianen, besonders der schon oben genannten berüchtigten Kletterpalmen mit ihren stacheligen Aesten (Calamus rotang) versetzt uns in den echten Urwald. Auch fehlt es nicht an den charakteristischen Bewohnern des letzteren aus der Säugethierclasse, an Affen und Eichhörnchen, Palmenmardern und Zibetkatzen.

In der Nähe des Gartenbureaus befindet sich auch der Anfang eines kleinen zoologischen Gartens, von dem zu wünschen und zu hoffen ist, daß er bald größeren Umfang annimmt. Außer den charakteristischen Raubthieren Hinterindiens: Tigern, Panthern, dem kleinen schwarzen Malayenbären, Bärenmardern (Binturong), Zibetkatzen u. A. fesseln namentlich Affen die Aufmerksamkeit der Besucher. Ein schönes Männchen des schwarzen Pavians von Celebes (Cynopithecus niger) zeichnet sich durch Wildheit aus. In einem großen Käfig wohnen seit vielen Jahren zwei sehr verschiedene Arten von Affen zusammen, der gemeine Makako (Macacus cynomolgus) und der große Schweinsaffe (Inuus nemestrinus); obgleich beide Gattungen in Größe und Gestalt durchaus von einander abweichen, haben sie sich doch fruchtbar vermischt, und die eigenthümlichen daraus hervorgegangenen Bastarde sind ebenfalls fruchtbar. Von Menschenaffen waren ein langarmiger Gibbon (Hylobates agilis) und ein junger Orang-Utan vorhanden. Der Erstere ergötzte uns durch die außerordentliche Gewandtheit, mit welcher er seine weiten Sprünge von Ast zu Ast, beinahe fliegend, ausführte. Der junge Orang dagegen war ein sehr phlegmatischer Herr; Hand in Hand mit uns ging er gemüthlich im Garten aufrecht spazieren, kletterte dann gemächlich auf einen niederen Baum, um einige Früchte zu pflücken und sich oben umzusehen, und stieg ebenso bedächtig wieder herunter, um in seinen Käfig zurück zu kehren.

Mr. Ridley, der Director des Gartens von Singapore, war längere Zeit sowohl im malayischen Archipel als auch auf der hinterindischen Halbinsel gereist; er wußte viel Merkwürdiges von den wilden Ureinwohnern derselben zu erzählen, den Sakeys. Diese wollhaarigen Schwarzen scheinen ein Ueberrest jener Ulotrichen-Menschenart zu sein, aus welcher auch die Negritos der Philippinen und die Papuas hervorgegangen sind. Sie führen in den Urwäldern von Malakka ein ganz primitives Dasein, nähren sich von Früchten und von wilden Thieren, die sie mittelst eines Blasrohres durch vergiftete

Pfeile erlegen. Sie haben keine ständigen Wohnsitze, sondern bereiten sich ihr Nest oben in den Baumgipfeln aus zusammengeflochtenen Zweigen, ähnlich dem Orang-Utan; da die Sakeys sehr scheu sind und jede Berührung mit anderen Menschenrassen meiden (ähnlich den Veddas von Ceylon und anderen Urvölkern), ist es schwer, über ihr Familien- und Seelenleben etwas Näheres zu erfahren; es scheint auf sehr tiefer Stufe stehen geblieben zu sein.

Unter den vielen Besuchern des botanischen Gartens und des zoologischen Museums in Singapore begegneten mir gerade in diesen Tagen zahlreiche deutsche Soldaten von den großen Transportschiffen, welche zu dieser Zeit über 20 000 Mann nach China führten. Die Leute waren in dem leichten grauen Khaki-Anzug gekleidet (ähnlich einer Turnerbekleidung) und betrachteten sich die neue, sie umgebende Wunderwelt Indiens mit lebhaftem Interesse. Durch geographische Instructionsstunden während der Seereise gut vorbereitet, wußten Viele von ihnen trefflich Bescheid. Ich freute mich über ihre klugen Fragen und originellen Urtheile. Mag man über die gefährliche China-Expedition — und über unsere Colonialunternehmungen im Allgemeinen — urtheilen, wie man will, Eines bleibt sicher als werthvolles Ergebniß übrig: daß weitesten Kreisen des deutschen Volkes die Augen über die großen fremden Verhältnisse des Auslandes geöffnet und viele Vorurtheile beseitigt werden. Jeder dieser Soldaten, der längere Zeit in Afrika oder China war, der die gewaltigen Verschiedenheiten im Körperbau, den Lebensgewohnheiten, den Sitten und Religionsformen fremder Rassen beobachten lernte, erweitert seinen Gesichtskreis colossal und bringt ein nicht hoch genug zu schätzendes Capital von neuen Anregungen und Vorstellungen mit heim.

Das deutsche Transportschiff „Palatia", welchem ich am 3. October einen Besuch abstattete, umfaßte nicht weniger als 2200 Mann. Die Leute waren in dem gewaltigen Raume des großen Dampfers auf drei Etagen vertheilt; in jeder Etage lagen zwei Schichten über einander. Der erste Officier, der mich an Bord begrüßte, war Herr Hauptmann von Auer, früher in Jena ein eifriges Mitglied unserer geographischen Gesellschaft für Thüringen. Er erzählte mir, daß die Mannschaften die lange Seereise (trotz der dichten Verpackung) im Ganzen sehr gut überstanden hätten. Nur im Rothen Meere waren mehrere Heizer und Stewards der entsetzlichen Hitze zum Opfer gefallen. Auf den Dampfern aller anderen Nationen, welche in den Tropen fahren, werden diese beiden Arbeiterclassen durch farbige Menschenrassen vertreten, die sich zu diesen schweren Diensten viel besser eignen. Die Principienreiter des Deutschen Reichstages — voran die idealen Socialdemokraten — sind aber der Ansicht, daß dadurch deutschen Arbeitskräften eine große Anzahl Stellen entzogen wird, und haben es durchgesetzt, daß Farbige vom Dienst auf deutschen Reichspostdampfern und Kriegsschiffen ausgeschlossen werden. In Folge dessen gehen jährlich nicht wenige deutsche Leben an den furchtbaren Strapazen zu Grunde, welche Neger, Chinesen, Malayen und Inder ohne Gefahr ertragen würden.

Die gewaltigen Truppenmassen, welche das Deutsche Reich im Laufe des letzten halben Jahres auf zahlreichen großen Transportschiffen nach China ge-

sandt, haben sowohl in Singapore als in anderen von ihnen berührten Hafenplätzen das Ansehen unserer Nation mächtig gesteigert. Der große Fortschritt, den Fürst Bismarck durch Eröffnung einer weit ausschauenden Colonialpolitik herbeiführte, beginnt auch in dieser Beziehung seine glänzenden Früchte zu tragen. In anderer Hinsicht bewirkt dieselbe die steigende Zunahme unserer Handelsflotte, sowie den wachsenden Passagierverkehr auf den vom Deutschen Reiche subventionirten Schnelldampfern. Die prachtvollen Schiffe des Norddeutschen Lloyd in Bremen und der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrtgesellschaft haben aber auch die concurrirenden Luxusdampfer der anderen Nationen bereits überflügelt. Einer der größten Dampfer des Lloyd lag gerade damals in Singapore und wurde am 9. October von mir besucht. Dieser schwimmende Feenpalast, „Hamburg" mit Namen, übertraf an großartiger Einrichtung Alles, was ich bisher gesehen. Das Riesenschiff faßt 15 000 Tonnen und wird durch 12 000 Pferdekräfte in Bewegung erhalten. Es gehört zu den größten Schiffen, welche den Suezcanal noch passiren können. In dem freundlichen Capitän, Herrn Krech, lernte ich den ausgezeichneten Seemann kennen, der vor zwei Jahren die deutsche Tiefsee-Expedition der „Valdivia", unter Leitung von Professor Chun, geführt hat.

Von den anderen deutschen Schiffen in Singapore war mir besonders interessant die Yacht „Eberhard", welche Herr Menke (aus Hannover) für eine zweijährige wissenschaftliche Expedition nach Deutsch-Neuguinea und Neupommern ausgerüstet hatte; als Naturforscher begleiteten ihn Dr. Heinroth und Dr. Dunker. Das Schiff war früher (unter dem Namen „Prinzeß Alice") im Besitze des Fürsten Albert von Monaco gewesen und für zoologische Tiefseeforschungen benutzt worden. Das Innere der eleganten Yacht ist für zoologische Beobachtungen und Sammlungen sehr zweckmäßig eingerichtet, und da unsere Naturforscher auch mit den verbesserten Netzen und Fangapparaten der Neuzeit vortrefflich ausgerüstet sind, ist zu hoffen, daß ihre Reise viele interessante Ergebnisse liefern wird.

Für das Ansehen der Deutschen in Singapore ist vor Kurzem auch äußerlich viel geschehen durch die Errichtung eines großartigen Clubgebäudes, mit geräumigen Sälen für Lectüre, Billardspiel, Ball, Theater und Restauration. Sehr hübsch in einem Garten gelegen, dürften sich wenige seinesgleichen im Auslande finden.

Unter den öffentlichen Gebäuden von Singapore zeichnet sich das Raffles-Museum aus, mit Arbeitsräumen und einer großen, viel benutzten Bibliothek im unteren und einer interessanten Sammlung von Naturalien — größtentheils einheimischen Thieren — im oberen Geschoß.

Das Museum, das dem Publicum täglich von zehn Uhr Vormittags bis fünf Uhr Abends geöffnet ist, wird nicht nur von Europäern, sondern auch von Eingeborenen stark besucht. Ich habe oft das lebhafte und ausdauernde Interesse bewundert, mit dem die gelben Chinesen und die braunen Malayen, die chokoladefarbigen Inder und die schwarzen Tamilen die zoologische Sammlung studirten — mehr als viele Europäer. Sicher ist diese gemeinnützige Anstalt, ebenso wie die reiche Bibliothek, für Singapore eine öffentliche

Bildungsquelle ersten Ranges. Leider ist nur der vorhandene Raum viel zu beschränkt, um eine zweckmäßige systematische Aufstellung der reichen Sammlungen zu gestatten. Wir begrüßten es daher mit Freude, daß gerade in den Tagen meiner Anwesenheit der Stadtrath von Singapore (der über sehr bedeutende Mittel verfügt) den Beschluß faßte, ein großes neues Museumsgebäude zu errichten. Es ist zu hoffen, daß nach dessen Vollendung die Bibliothek vom Museum getrennt und somit Dr. Hanitsch — der Director beider Anstalten in einer Person ist — entlastet wird. Er kann dann seine ganze Arbeitskraft der Herstellung eines Naturalienmuseums widmen, welches unter den gegebenen, überaus günstigen Verhältnissen eine sehr lehrreiche Uebersicht über die gesammte Fauna der Malakkastraße, ihren Inseln und Küsten geben wird.

Von dem Reichthum der Korallenbänke von Singapore bekommt man schon durch die Prachtexemplare des Museums eine Vorstellung. Es traf sich nun sehr günstig, daß gerade in der zweiten Octoberwoche Vollmond eintrat, und daß die damit verknüpfte tiefe Ebbe (die „Springebbe") den Wasserstand auf den Korallenriffen der Malakkastraße ungewöhnlich tief sinken ließ. Dadurch wurde mir und meinem Begleiter, Dr. Hanitsch, die Möglichkeit gegeben, an einigen besonders günstigen Stellen (bei Blakang Mati) selbst in das Meer zu steigen und in dem nur einen Meter tiefen Wasser zwischen den herrlichen lebenden Korallenbäumen und -sträuchern umher zu wandeln, wie zwischen den Blumenstöcken eines wohlgepflegten Gartens. Mit hohem Genusse konnten wir die prächtigen Gebilde an Ort und Stelle untersuchen und die schönsten Stücke in die beiden Boote bringen. In nächster Nähe sieht man auch viele Einzelheiten im Leben der Korallenbänke, die vom Boote gesehen uns entgehen. Nur bei der einen Exkursion verging uns die Lust, ins Wasser zu steigen; gerade an der Stelle des waldigen Ufers, wo wir beginnen wollten, lag ein stattliches Crocodil; erst als unser Boot bis auf zehn Schritt heran gerudert war, löste sich das plumpe Raubthier schwerfällig ab und schwamm nach der nächstgelegenen Insel hinüber. Unwillkürlich fiel uns das schöne Lied von Geibel ein, in welchem „ein lustiger Musikante" am Ufer des Nil spaziert und ein großes Crocodil durch seine Geige zum Tanzen zwingt.

Die märchenhafte Pracht der tropischen Korallenbänke ist schon oft in enthusiastischen Worten und farbigen Bildern geschildert worden, und doch muß ich jedes Mal beim erneuten Anblick derselben sagen, daß keine Feder und kein Pinsel dazu ausreicht. Man muß diese Wunderwelt — eine ganz eigenartige zauberhafte Erscheinung auf unserem Erdball — selbst gesehen und genossen haben, um sich ein getreues Bild davon zu machen. In meiner Schrift über die „Arabischen Korallen" habe ich die farbenreiche Fauna der Korallenbänke von Tur, und in meinen „Indischen Reisebriefen" die großartige Korallenwelt zu schildern versucht, welche die ausgedehnten Bänke an den Küsten von Ceylon, besonders in Puntagalla und Belligemma, belebt. Wenn ich aber jetzt auf diese Versuche zurückblicke und sie mit den frischen Eindrücken der lebenden Korallengärten von Singapore vergleiche, erscheinen sie mir recht schwach und ungenügend.

Die zierlichen und mannigfaltigen Bildungen, welche die weißen (selten rothen oder anders gefärbten) Korallen in unseren Sammlungen zeigen, sind eben nur die Formen der todten Kalkskelette — ein inneres „Knochengerüst", welches im Leben von weichem Fleisch überzogen ist. Diese fleischige Hautdecke prangt nun meistens in der prächtigsten Farbe, und da die Mundöffnung jedes Einzelthieres — jeder „Korallenperson" — von einem Kranze beweglicher, oft schön geformter und gefärbter Fangarme oder Tentakeln umgeben ist, so gewinnt ihre Gestalt jene strahlige Blumenform, die früher dazu geführt hat, die Korallenstöcke für echte Blumenstöcke zu halten, ihren Organismus für eine echte Pflanze. Jetzt wissen wir freilich sicher, daß jede einzelne Korallenperson ein echtes Thier ist, ein „Metazoon" mit Mund und Magen, mit Nerven und Muskeln; aber immerhin bleibt die täuschende Blumenähnlichkeit doch so groß, daß auch heute noch die Bezeichnung „Blumenthier" (Anthozoa) für die ganze Korallenclasse vielfach verwendet wird.

Die Mannigfaltigkeit der bunten und zarten Farbentöne, der zierlichen und ornamentalen Zeichnung, mit welcher der Leib der lebenden Koralle geschmückt erscheint, ist leider an den in Spiritus oder Formol conservirten Thieren nicht zu erhalten, ebenso wenig wie die anmuthigen sanften Bewegungen, mit welchen sie im Leben ihren Tentakelkranz entfalten und wieder einziehen. So kann auch nur die eigene Anschauung ein vollkommenes Bild von dem Leben der Korallenbänke geben, von dem bunten Treiben der unzähligen anderen Thiere, die nur auf ihnen leben, die zu ihnen in den verschiedenartigsten bionomischen Beziehungen stehen und dieser besonderen Zauberwelt in merkwürdigster Weise angepaßt sind. Da huschen zwischen den vielverästelten Zweigen der baumförmigen Madraporen bunte Fischchen von höchst phantastischer Färbung und Zeichnung hin; auf den runden Blöcken der Asträen und den Labyrinthgebirgen der Mäandrinen kriechen und schwimmen Massen von kleinen Krebsthieren in den seltsamsten Gestalten und aus vielen verschiedenen Familien. Dazwischen sahen wir stattliche Mollusken mit schönen Gehäusen, Riesenmuscheln und Riesenschnecken. Besonders interessant waren mir aber auf den Korallenbänken von Singapore viele seltene Formen von fünfstrahligen Sternthieren oder Echinodermen; rothe Seesterne mit getäfeltem Panzer, bunte Schlangensterne mit fünf langen, schlangenähnlichen, zierlich geringelten Armen; wurmähnliche, durchsichtige, lange Seegurken mit gefiederter Tentakelkrone (Synapta). Schwimmend bewegten sich dazwischen überaus zierlich Hunderte von Palmensternen (Comatuliden), ihre langen zehn Arme mit Tausenden von beweglichen bunten Fiederchen besetzt. Große schwarze Seeigel (Diadema) starren von einem strahlenden Walde gefährlicher Stacheln, von der Länge und Dicke einer starken Stricknadel. Sie sind mit Kränzen von feinen Widerhaken umgeben; bricht ein solcher Stachel in der Wunde ab, so kann er eine gefährliche Entzündung erzeugen, um so schlimmer, als dazu eine Vergiftung tritt. Diese Diadem-Seeigel besitzen fünf Reihen von glänzenden blauen Augen; sie gewahren sehr wohl die Annäherung der Hand, welche sie ergreifen will, und richten dann ihre Stacheln als Schutzwaffen gegen dieselbe.

Den ganzen Reichthum der Korallenstöcke an Insassen gewahrt man aber erst, wenn man sie aus dem Wasser nimmt und mit dem Hammer zerschlägt. Dann wimmelt es von flüchtenden Würmern und Schlangensternen, Crustaceen und Fischen, welche alle in den Höhlungen und zwischen den Aesten des steinharten Kalkgebäudes sichere Wohnungen oder Zufluchtsorte besaßen.

Unsere Excursionen waren von Dr. Hanitsch so praktisch arrangirt, daß ich in kurzer Zeit eine schöne Sammlung von prächtigen Korallen zusammenbringen und, in siebzehn Kisten verpackt, nach Jena absenden konnte. Ergänzt wurde dieselbe noch durch eine Anzahl trockener Korallen, welche ich den Fischern in Palo Brani abkaufte. Das ist ein malayisches Pfahlbaudorf im südwestlichen Theile des Hafens von Singapore. Die einfachen, mit Palmenmatten gedeckten Hütten, 3—5 Meter über dem Wasser, ruhen auf hohen, dünnen Pfählen, welche ziemlich locker in den schlammigen Boden eingerammt sind. Als wir auf einer Art Froschleiter auf diese Pfahlbauten hinauf kletterten und oben auf schmalen Balken von einer Hütte zur anderen balancirten, gerieth das ganze Pfahlbaudorf ins Wackeln, und wir hätten beinahe ein unfreiwilliges Bad genommen.

Eine andere schöne Excursion, zu den Korallenbänken im Süden des Hafens, hatte am 7. October Herr Sebastian Meyer arrangirt, welcher zusammen mit seinem Collegen Wispaur die angesehenste europäische Apotheke in Singapore unterhält. Auf einem kleinen Dampfboot fuhren wir mitten durch den Hafen an dem Wrack des Lloyddampfers „Wieland" vorbei, der, mit Baumwolle beladen, vor einigen Jahren hier verbrannte. Neben dem unzugänglichen St. John's Island, auf dem sich die Quarantäneanstalten befinden, liegt die malerische Felseninsel Pulo Renggit, umgeben von den schönsten Korallengärten. Das Meer war bei starker Ebbe so flach, daß wir unmittelbar über den Nereidengarten mit seinen bunten Korallenbüschen und -Blumen hinweg fahren konnten. Auch am Strande der Insel selbst, der mit Mangrovebäumen bewachsen ist, war das Wasser so weit zurückgetreten, daß ich einige der seltsamen Mangroven mit ihrem ganzen nackten Wurzelgebäude abzeichnen konnte.

Auf der Rückfahrt nach der Stadt begegneten wir, ebenso wie früher bei der Einfahrt in die Singaporestraße, Schwärmen von schönen Medusen (Rhizostomen aus der Gattung Mastigias oder einem verwandten Genus). Der braune Schirm dieser Art ist mit milchweißen Flocken getüpfelt, die acht krausen Arme sind mit langen, olivengrün und violett gefärbten Anhängen verziert. Zwischen großen erwachsenen Quallen schwammen auch zahlreiche junge, zum Theil noch sehr kleine Thiere, so daß ich eine ziemlich vollständige Sammlung von Entwicklungsstufen zusammenbringen konnte.

Meine Kenntniß der Seethierbevölkerung der Singaporestraße wurde wesentlich ergänzt durch mehrere Besuche, die ich früh Morgens dem Fischmarkt abstattete. Da sah ich eine große Auswahl der Fische des Insulindemeeres, zum Theil durch sehr sonderbare Formen ausgezeichnet. Große Selachier (Haifische und Rochen), zum Theil seltene Arten, fielen durch ihre eigenthümliche Gestalt auf. Zwischen den vielfarbigen Fischen lagen Haufen

von Tintenfischen (Sepien), von Muscheln und Schnecken; ferner Crustaceen, langschwänzige Krebse und kurzschwänzige Krabben; auch eßbare Würmer und Holothurien (der von den Chinesen hoch geschätzte Trepang) fehlten nicht. Auf der Rückseite des Fischmarktes prangte der schöne Frucht- und Gemüsemarkt, reich an den Erzeugnissen der Tropenzone. Wenn ich den Markt Morgens zwischen sechs und sieben Uhr besuchte, konnte ich die Chinesen bei ihrem Frühstück beobachten; mit zwei dünnen Stäbchen, die sie gleich einer zweiarmigen Pincette handhabten, stopften sie nicht nur ihre Hauptnahrung, den Reis, in den Mund, sondern auch die verschiedenen medusenähnlichen Gallertklumpen, die von ihnen als besondere Leckerbissen geschätzt werden.

Nicht weit vom Fischmarkt steht ein chinesischer Tempel, mit dem sonderbarsten Schnörkelwerk verziert. Die Priester, welche in den inneren Räumen desselben lagerten, machten gerade keinen erhebenden Eindruck. Ueberhaupt scheinen die religiösen Vorstellungen bei diesem merkwürdigen Volke ziemlich gleichgültig behandelt zu werden. Durch Opfer und Gebete sucht man böse Geister abzuhalten; aber von der „sittlichen Weltordnung", als Ausfluß eines „höchsten Wesens", scheinen die Chinesen nicht viel zu halten.

Eine andere Seite des chinesischen Volkscharakters lernte ich eines Abends beim Besuche eines chinesischen Theaters kennen. Der große, schmutzige Raum war schlecht beleuchtet und unten im Parket mit männlichen Chinesen gefüllt; die weiblichen Zuschauer saßen abgesondert auf den Galerien oben, rechts und links. Die schmale Bühne war bunt und geschmacklos decorirt; in der Mitte spielte ein lärmendes Orchester; vor demselben figurirten die Schauspieler in den sonderbarsten Costümen, mit hoher Fistelstimme declamirend; Kinder spielten harmlos zu beiden Seiten der Bühne. Die Action, mit vielen Bücklingen und Ceremonien eingeleitet, wurde nur dann interessant, wenn die Gegenparteien sich beschimpften und ohrfeigten; auf der Höhe des Affectes versetzten sie sich Fußtritte gegen den Unterleib; das schien die bezopften Zuschauer, die inzwischen süße Gallerte verzehrten, besonders zu amüsiren.

Nachdem ich also sechzehn höchst interessante und lehrreiche Tage in Singapore zugebracht hatte, nahm ich von den lieben alten und neuen Freunden, die mir diesen Aufenthalt so angenehm gemacht hatten, mit dankbarster Gesinnung Abschied und schiffte mich am 13. October, Morgens 8 Uhr, auf dem Dampfer „Stettin" nach Java ein. Dieser Dampfer, einer der kleineren des „Norddeutschen Lloyd", vermittelt viermal jährlich die Verbindung mit Deutsch-Neuguinea und berührt auf seiner Reise nach Ambon und Herbertshöhe Batavia, das er in 54 Stunden erreicht. Die schöne Seefahrt, auf der wir am 13. Abends 9 Uhr den Aequator passirten, wurde mir besonders erfreulich durch die Gesellschaft des Professors Treub, des Directors des Botanischen Gartens von Buitenzorg, in dem ich zunächst längere Zeit arbeiten wollte. Professor Treub war mit seinem Assistenten, Dr. Koningsberger, schon vor vierzehn Tagen nach Singapore gekommen und führte mich nun persönlich am 15. October Mittags auf der grünen Insel Java ein.

Die Cameralwissenschaft in zwei Jahrhunderten[1]).

Von

Gustav Cohn.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Der alte Gegensatz der vita activa und der vita contemplativa als Gegensatz desjenigen Lebens, welches eingreift in den Gang des äußeren Geschehens, zu dem anderen Leben, welches in dem Denken über die Gründe dieses Geschehens aufgeht — jener alte Gegensatz kann vernünftiger Weise kein Anlaß des Rangstreites sein. Jedes von beiden ist werthvoll genug, um die höchsten Kräfte menschlicher Begabung für sich zu gebrauchen. Jedes von beiden ist lückenhaft genug, um dem Zweifel und dem Spott des Gegners Angriffspunkte zu gewähren. Der Maßstab der Werthschätzung ruht für beide in der angemessenen Ausfüllung des einzelnen Menschenlebens durch Thätigkeit, und des Aristoteles Wort *εὐδαιμονία δὲ πρᾶξις ἐστιν* meint jede Art der Thätigkeit, der theoretischen wie der praktischen. Auch fließt unaufhaltsam alle geistige Arbeit, die nicht bloße müßige Beschaulichkeit ist, vermittelt durch kürzere oder längere Zwischenglieder, in die Wirkungen des äußeren Geschehens hinüber — und wäre es nur durch das erhebende Vorbild, das in die Ferne und Breite sich fortpflanzt.

Verschieden ist der Anblick der einzelnen Wissenschaft und ihrer stufenmäßigen Entwicklung. Ihre Rangstellung wird eine um so höhere sein, je mehr sie ihrer Idee entspricht, je mehr sie Wissenschaft ist, je mehr sie aus den Niederungen der alltäglichen Nothdurft und ihrer Ansprüche sich zu der Erkenntniß ewiger Wahrheiten erhebt, die freilich dadurch nicht an Würde verlieren, daß sie zu den Bedürfnissen des täglichen Lebens hinab steigen. Die Wissenschaften der Chemie oder der Botanik haben nicht aufgehört, die Felder der Medicin zu befruchten dadurch, daß sie aufgehört haben, ein untergeordnetes Anhängsel der Heilkunde zu sein. Aber aus einer Receptensammlung von heilkräftigen Kräutern und Mixturen sind sie souveräne Herrschaftsgebiete

[1]) Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen am 10. November 1900.

geworden, die es nebenher nicht verschmähen, den Leiden der Menschheit zu Hülfe zu kommen.

Verschieden ist auch der Anblick solcher Wissenschaften, welchen ihr Stoff es nicht vergönnt, zu der stolzen Sicherheit der Naturerkenntniß empor zu steigen, deren Gegenstand in Erscheinungen beruht, die zu verwickelt sind, um einer gleichen Deutlichkeit der Erkenntniß sich zu unterwerfen. „Die Blätter sind zu kolossal und ihre Schrift gar seltsam abbrevirt."

Solche Wissenschaften sind alle diejenigen, welche man sich neuerdings gewöhnt hat als „Geisteswissenschaften" zu bezeichnen — nicht etwa, weil (wie wohl einmal gemeint worden ist) der „Geist" als Subject eine eigenthümliche Function an ihnen ausübt, sondern weil der „Geist" das Object ist, welches (wie die äußere „Natur" bei den Naturwissenschaften) den Stoff der Geisteswissenschaften enthält. Der Reiz einer Forschung auf diesen Gebieten liegt in der Verfeinerung des Stoffes; aber eben darum auch ihre Schwierigkeit. Um eben so viel als diese Schwierigkeit sich der Erkenntniß entgegen stellt, rückt der Rang der hier zu erobernden Wahrheiten — mit den Naturwissenschaften verglichen — herab. Für den Reiz, den sie ihren Forschern erwecken, verlangen sie von ihnen um eben so viel mehr Entsagung. Gegen die Wahrheiten ersten Ranges, wenn der Ausdruck erlaubt ist, welche die Naturwissenschaft erringt, muß die Geisteswissenschaft sich mit Wahrheiten zweiten, dritten und vierten Ranges begnügen, bis herab zu der Demuth des Schatzgräbers, der froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Nicht immer ist diese Entsagung geübt worden. Die Eroberungen der Naturwissenschaften haben seit Jahrhunderten ein verführerisches Beispiel gegeben, ob nicht der Versuch gelingen könnte, in der Erkenntniß von Staat, Gesellschaft, Geschichte es ihnen gleich zu thun; von Thomas Hobbes, der das ewige Elend des politischen Hin- und Hergeredes durch eine Naturwissenschaft vom Staate heilen wollte (mit den öffentlichen Straßen vergleicht er die bisherige Staatswissenschaft; Alle gehen darauf, die Einen um des Geschäfts, die Anderen um der Unterhaltung willen — aber es wächst nichts darauf) bis zu jenen neueren Verirrungen, da Quételet in den Flegeljahren der Statistik auf den trügerischen Schein von Zahlen eine sociale Physik aufbauen wollte, oder da Buckle mit ähnlichen Hülfsmitteln Naturgesetze der Geschichte entdeckte.

Für die besonnenere Forschung in den Geisteswissenschaften ist es kennzeichnend, daß sie zwar für alle möglichen Methoden die Norm der „Exactheit" aufstellte, die sie der Mathematik und den Naturwissenschaften entlehnte, daß sie aber niemals die Consequenz dieses Vorbildes zu ziehen vermochte, wie denn die mit Vorliebe durch jenen Namen ausgezeichnete Methode der Statistik das gerade Gegentheil einer exacten mathematischen Methode ist, vielmehr nichts Anderes leistet, als Thatsachenmaterial gruppiren, das sich zur Eroberung der Wahrheit etwa ebenso verhält wie die Laufgräben, die um die Festung gezogen werden, um zuerst aus weiter Entfernung, dann allmählich näher rückend, eine Bresche in die Umwallung zu legen — ohne daß es jemals gelänge, in die Veste einzudringen.

Um sie zu entschädigen, ist diesen Wissenschaften statt der stets ersehnten, aber niemals erreichten Exactheit etwas Anderes mitgegeben. Der Reiz ihres Stoffes ist nicht allein der Reiz der größeren Feinheit aller geistigen Substanz; er entspringt auch der unmittelbaren Beziehung desselben auf die großen menschlichen Lebensinteressen. Mit gebührendem Respect manches bei Seite lassend, was mir ferner steht, denke ich hier an die Interessen des Staates, des Rechtes, der Wirthschaft. Nach so manchen rühmlichen Anstrengungen und Erfolgen der ihnen zugewandten Wissenschaften ist es doch kein Zufall, daß bis zur heutigen Stunde, ja gerade in dem gegenwärtigen Zeitalter und gerade in unserem Vaterlande, es nur selten einen Vertreter dieser Fächer gibt, der damit nicht dem Dienste der lebendigen Interessen seines Vaterlandes zugewendet wäre. Aus allen historischen und philosophischen Forschungen über Staat, Recht, Wirthschaft sind es doch immer wieder die Forderungen der Wirklichkeit, welche unwiderstehlich hervor lugen und — man weiß nicht, ob mehr den Mann oder mehr den Gelehrten — zur Theilnahme heraus fordern.

Eine Erscheinung von dieser Allgemeinheit kann nicht eine bloße Verirrung sein. Sie muß in tieferen Nothwendigkeiten wurzeln. Aber sie muß doch auch wegen der eigenthümlichen Zwitterstellung, in welche sie diese Wissenschaften bringt, etwas näher betrachtet werden. Eine Zwitterstellung ist es darum, weil der Trieb nach Erkenntniß des Grundes der Erscheinungen an sich kein anderes Interesse enthält als das Interesse der Wahrheit, welches in ihren Objecten nur die Gegenstände der Forschung sieht. Wogegen in unserem Falle die Gegenstände der Forschung zugleich selber die Ziele menschlicher Wünsche, Bedürfnisse, Leidenschaften, höherer oder niederer Bestrebungen bilden. Was nichts weiter als Stoff des Dranges nach Erkenntniß sein sollte, ist in der That zugleich, ja vor allen Dingen, Stoff für die praktischen Interessen des Menschen, für jene praktischen Interessen, welche durch die Volkswirthschaft, den Staat, das nationale Zusammenleben befriedigt werden. Man sucht die Wahrheit über die Entwicklung der Verfassungsformen — aber die Theilnahme des die Wahrheit Suchenden ist bereits in Beschlag genommen durch die Interessen des Bestehenden, der Umgebung, des Vaterlandes, der Parteien. Man sucht die Wahrheit über die Entwicklung der Volkswirthschaft, ihres Aufbaues zur socialen Pyramide, ihrer Arbeitstheilung in den Zweigen der Productivität — aber tief wurzelnde Interessen der socialen Sphäre, der wirthschaftlichen Gruppirung, der nationalen Vorurtheile mengen sich dazwischen.

Es kommt hierbei zunächst nicht darauf an, wie hoch oder niedrig, am moralischen Maßstabe gemessen, diese praktischen Interessen sind — das Entscheidende ist, daß es praktische Interessen sind, welche das theoretische Interesse der Forschung nach Wahrheit durchkreuzen oder unterbinden. Es ist auch eine Frage für sich, welches die Instanzen sind, durch die jene praktischen Interessen in Bewegung gesetzt werden. Ob es die spontane Regung des einzelnen Forschers, aus der diese hemmende Macht entspringt — die sociale, die politische Luft, in der er athmet; ob es der mehr oder minder empfindliche Druck einer äußeren Gewalt, der gemeinen Obrigkeit, der öffentlichen Meinung,

des Berufskreises oder der dienstlichen Stellung ist. Es genügt, zu bemerken, daß dergleichen Hemmungen stets wirksam sind, und in solchen Umgebungen des Staates und der Gesellschaft nicht am wenigsten, welche unter dem schillernden Begriffe der Freiheit eine Freiheit der Wissenschaft verstehen, die niemals in Widerspruch gerathen darf mit den Dogmen der bestehenden Herrschaft.

Ich brauche das hier nicht weiter auszuführen. Es ist auch unbestritten, daß es, wie in allem Menschlichen und in aller Wissenschaft, auf diesen Gebieten einen Fortschritt gibt, der jenen Erdenrest, der immer übrig bleibt, zu tilgen trachtet. Die Naturwissenschaften, deren Triumphe die Wissenschaften von Staat und Gesellschaft zu bedenklichen Wagnissen verleitet haben, sie sind es doch zugleich gewesen, welche ein Ideal aufgesteckt haben, das zum Mindesten im negativen Sinne ein beachtenswerther Sporn geworden ist. Im negativen Sinne — das heißt unter Verzicht auf die positiven Ergebnisse einer naturwissenschaftlichen Methode, doch das Streben nach Befreiung der Erkenntniß von der Beimischung jenes hemmenden Elementes. Wie die Naturforschung an sich, nachdem sie überhaupt einmal in das Recht ihrer eigenen Wahrheiten gesetzt ist, vollendeter Reinheit ihrer Methode von jedem anderen Interesse als dem theoretischen sich erfreut, ebenso strebt die Geisteswissenschaft eine Ausscheidung der fremdartigen Elemente an und damit eine gleichartige Absonderung des Denkens von jedem praktischen Interesse.

Von dem Gipfel dieses Weges sind wir heute noch weit entfernt. Aber ebenso gewiß ist es, daß wir auf ein gut Stück Weges zurückblicken dürfen.

II.

Die deutsche Cameralwissenschaft bezeichnet für uns den Anfangspunkt auf diesem Wege, wenn wir sie in ihren eigenen Anfängen aufsuchen, ja, nicht bloß in ihren Anfängen, sondern in ihren Ausläufern bis in die Gegenwart hinein.

Sie entspringt einem Zeitalter, da aus den Trümmern des deutschen Staatswesens und der deutschen Volkswirthschaft das Territorialfürstenthum sich bemüht, neue Ansätze der öffentlichen Ordnung und des Wohlstandes zu befördern. Hier wie immer zeigt sich, daß die ökonomischen Interessen auf einer gewissen Stufe der Dürftigkeit des Culturlebens die dringlichsten sind. Und so geschieht es ganz aus dem Bewußtsein der Zeit und der Umgebung, daß Leibniz bei der Vorbereitung der Berliner Akademie sagt: „Solche kurfürstliche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität oder Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein, wie etwa zu Paris, London und Florenz geschehen; sondern man müßte gleich Anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf den Nutzen richten, und nicht allein die Künste und die Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commerzien, und mit einem Wort die Nahrungsmittel verbessern[1]).

[1]) Vergl. Wilhelm Dilthey, Deutsche Rundschau. 1900.

Redete in solchen Worten der größte Philosoph Deutschlands, so führte vollends die Anwendung seiner Gedanken in dem wirklichen Staats- und Fürstenthum jenes Zeitalters tief in die Niederungen der alltäglichen Nothdurft. Der derbe Realismus Friedrich Wilhelm's I. verstand nichts, als was unmittelbar Nutzen brachte. Daher forderte er von der Berliner Societät Gutachten über neue Stubenöfen, über Verfertigung von Hemden ohne Naht, über die Verbesserung von Kalk und Mörtel, über die Verhinderung von Viehseuchen, über die Mittel gegen Weinverfälschung u. s. w. Alles Andere war für den König Zeitvergeudung, im Grunde Narrenhandwerk.

Dieser selbe Fürst ist es gewesen, welcher die ersten Lehrstühle der Cameralwissenschaft für seine beiden Universitäten Halle und Frankfurt geschaffen hat. In den Grundstein der jungen Wissenschaft ist damit der hausbackenste Nutzen und die derbe, staatliche Zweckbestimmung gelegt worden. Sie fühlen sich alle, diese Professoren, als die gehorsamen Bediensteten ihres Fürsten. Eine charakteristische Schrift ist die von dem Hallischen Juristen Johann Peter Ludewig. Ihr Titel lautet: „Die von Sr. Kgl. Majestät . . . am 14. Juli 1727 auf der Universität Halle neu angerichtete Profession in Oeconomie, Policey und Cammersachen wird nebst Vorstellung einiger Stücke verbesserter K. Preußischer Policey bekannt gemacht von dem zeitigen Prorector." Eine Art von Universitätsprogramm dem äußeren Rahmen nach; im Inhalte ein Tractat über die Grundsäulen, die ein Volk und Land glückselig machen; in der Methode ein Panegyricus, der die Exempel der ganzen Weltgeschichte vorführt, um zu zeigen, daß, „so lange die Welt steht, der Erdkreis noch keine Armeen gesehen hat, welche denen preußischen zu vergleichen". Die historischen Parallelen werden hierbei in so treffender Weise gezogen, daß hervorgehoben ist, auch Pyrrhus habe die Körperlänge als Hauptbedingung der kriegerischen Tüchtigkeit angesehen. Wie die Armee des Königs, so werden im Einzelnen die militärischen und civilen Einrichtungen gerühmt: die Rekrutencasse, das adlige Cadettenwesen, das Militärwaisenhaus zu Potsdam, die Almosenämter, die Arbeits- und Zuchthäuser, die Berufung von Einwanderern, die Hebung der Tuchfabriken, die Canalbauten, die Gleichmachung der Maße und Gewichte, die Aufhebung der Vorspanndienste, und bunt durch einander noch vieles Andere, wozu nun als neueste That die Errichtung der ökonomischen Professuren getreten sei.

Der erste Inhaber der neuen Professur in Halle, der ausschließlich für dieses Fach berufen war, nachdem er zuvor theils Professor der Rechte, theils Kriegs- und Domänenrath gewesen, ist Simon Peter Gasser. Er hat bald nach Antritt seiner Stelle ein breit angelegtes Lehrbuch der neuen Wissenschaft zu veröffentlichen begonnen: „Einleitung zu den ökonomischen, politischen und Cameralwissenschafen" (1729), von welchem jedoch nur der erste Band erschienen ist: eine „nach damaligen Begriffen ziemlich vollständige Finanzwissenschaft" [1]).

[1]) W. Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. S. 372. München 1874.

Sie ist dem Könige gewidmet, „dem großen Oeconomus und noch größeren Soldaten". Der größte Theil des Buches, dem damaligen Finanzwesen entsprechend, behandelt die Domänen, und zwar am ausführlichsten die Anschläge der Aecker, Wiesen und Weiden, die Viehnutzung, die landwirthschaftlichen Nebengewerbe, die bäuerlichen Dienste und Abgaben. Dann folgen die Regalien und Steuern, Jagd und Fischerei, die Forsten, endlich das Rechnungswesen.

Der erste Inhaber des Frankfurter Lehrstuhls, Justus Christoph Dithmar, gab nicht nur ein Lehrbuch unter gleichlautendem Titel heraus, das eine Reihe von Auflagen erlebte und noch 1778 eine Art von Commentar erhielt. Er begründete auch (1729) die erste Zeitschrift des Faches, die „Oeconomische Fama". Darin sind Abhandlungen vom Zustande des ökonomischen, Polizei- und Cameralwesens vor der Sintflut, vom Zustande nach der Sintflut, vom ökonomischen und Polizeiwesen der Griechen, der Wiederabdruck einer älteren „Spinn- und Webeschule für das adelige Frauenzimmer", kleinere Aufsätze über Kartoffelbau, Maßregeln wider Viehseuchen und dergleichen mehr. Verwandten Geistes ist Georg Heinrich Zincke's Zeitschrift „Leipziger Sammlungen von wirthschaftlichen, Policey-, Cammer- und Finanz-Sachen", die seit 1742 erschien. Die „Oeconomie" hat es mit „allen rechtmäßigen Nahrungsgeschäften" zu thun; die „Policey umfaßt Alles, was der Staat zur Beförderung der menschlichen Nahrungsgeschäfte thun kann". Die Cameralwissenschaft umfaßt beides mit einander, und die „Verwaltung des Staatsvermögens" (Cameralwissenschaft im engeren Sinne) oben ein. Ja, der Begriff wird ausgeweitet zu „der Anwendung der ganzen Gelehrsamkeit auf das zeitliche Wohl der Menschen insgemein", so daß auch Medicin und Geburtshülfe, einschließlich der Mittel gegen Hühneraugen, darin Platz haben.

III.

Allerdings bemerken wir bald, wie sich schon nach wenigen Jahrzehnten die junge Wissenschaft über ihre Anfänge erhebt. Ein Mann wie Johann Heinrich Gottlob von Justi ist es, der im Eingange seiner „Staatswirthschaft" (oder „Systematische Abhandlung aller Oeconomischen und Cameralwissenschaften, die zur Regierung eines Landes erfordert werden", Leipzig 1755) die treffende Kritik übt, in diesen Wissenschaften finde man kein einziges Buch, welches dieselben in einem auf die Sache gegründeten Zusammenhange vorzutragen suche: die Ursache sei ohne Zweifel, daß sich philosophische Köpfe mit diesen Wissenschaften noch gar nicht abgegeben hätten.

In der That bezeichnet Justi's Werk einen bedeutenden Schritt über die Anfänge hinaus — so sehr, daß ein Jahrhundert lang später in den dann herrschenden Compendien die Verwandtschaft noch zu bemerken ist. Auch ist er an eine gute Quelle gegangen, um den philosophischen Geist, welcher der Cameralwissenschaft gefehlt hat, herein zu führen, da er den Einfluß der gleichzeitigen Franzosen auf sich hat wirken lassen. Jedoch der volle Reichthum dieser Quelle ist überhaupt erst etliche Jahre später entsprungen und damit zugleich die entscheidende Wendung des Faches.

Aus dem Schoße der französischen Moralphilosophie löst sich ein System der Volkswirthschaftslehre ab, eine neue Wissenschaft, zum ersten Male eine wahrhafte Wissenschaft auf diesem Gebiete. Ein kühner Aufbau auf festen Begriffen, voll strenger Gesetzmäßigkeit, voll Zuversicht in die Unerschütterlichkeit seiner Wahrheiten. Wohl hat dieses System mit den älteren und gleichalterigen Schwestern in Deutschland gemein, daß es Fingerzeige geben will für die Verbesserung des wirthschaftlichen Daseins. Ja, es überbietet in diesem praktischen Ursprung und dieser praktischen Tendenz die anderen durch die Großartigkeit und die radicale Gewalt, mit der es aus den Bedrängnissen des Bestehenden hinüber weist in eine revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft. Indessen eben die tiefgreifende Auffassung dieser Tendenz ist es, welche da, wo die Anderen nur eine Sammlung von Recepten gaben, die Triebkräfte selber aufdeckt, die das Wirthschaftsleben bewegen, die ewige natürliche Ordnung, in der diese Triebkräfte wirksam werden.

Dem Geiste des neuen Systems entspricht seine Form. Es ist die edle, wohlgefeilte, klare, welterobernde Sprache der classischen Literatur Frankreichs, es ist die Sprache Voltaire's, Diderot's, d'Alembert's. Der Abstand der Form ist fast noch größer als der Abstand des Geistes, wenn wir nach Deutschland blicken. Ein Jahrhundert gehört dazu, vermöge des langsamen Durchsickerns der schönen Literatur in die gelehrte, den Abstand zu überwinden; ja, noch heute ist ein Rest dieser gelehrten Barbarei ungetilgt.

Und doch, es ist nicht Frankreich allein, dessen Gegensatz sich hier geltend macht. Es ist die höhere Cultur Westeuropa's, die in der vorangeschrittenen Wissenschaft und Literatur sich bekundet. Nahe verwandt mit der Moralphilosophie Frankreichs ist die Moralphilosophie Schottlands — aus gemeinsamen Wurzeln erwachsen, auf einander wechselseitig einwirkend, auch darin übereinstimmend, daß aus dem Mutterhause der praktischen Philosophie sich ablöst ein Tochterhaus der jungen Volkswirthschaftslehre.

Es ist Adam Smith, dessen Werk und Ruhm alsbald die große That der französischen Zeitgenossen, der Physiokraten, überschattet. Durch eine unerhörte Popularität, die sogleich nach dem Erscheinen des Buches über den „Wohlstand der Völker" (1776) anhebt — in wenigen Monaten ist es bereits eine deutsche Uebersetzung, welche von unseren „Gelehrten Anzeigen" besprochen wird. Eine Popularität, die sich nicht vergleichen, auch nicht erklären läßt mit dem voraufgegangenen Werke des Smith über die „Theorie der moralischen Empfindungen". Vielfach in alle Sprachen der gesitteten Völker übertragen (in das Deutsche ein halb Dutzend Mal), sehr oft im Original, aber noch viel öfter in den Uebersetzungen abgeschrieben, — jener Professor, der dem ersten Alexander von Rußland auf dessen Frage, wie er seine Völker glücklich machen könne, seine eigenen Schriften empfahl, hatte für die Völkerbeglückung nicht viel mehr gethan, als den Adam Smith übersetzt — darf ein gut Stück dieser Verbreitung doch vielleicht auf die bescheidene Ursache zurückgeführt werden, daß der kühne, scharfkantige Bau des physiokratischen Systems bei Smith als eine gemilderte Anpassung an die wirkliche Welt, an die wirklichen Gesetze, die wirkliche Geschichte, die wirklich durchführbaren Reformen erschien.

Es war, wenn man so sagen darf, das cameralistische Element, welches, glänzend hinausgeworfen aus dem System der Franzosen, bei Smith wieder hinein gelangt.

So stellt sich die Sache namentlich für die deutsche Literatur dar, welche auf Adam Smith folgte. Es entsteht eine eigenartige Kreuzung zwischen den Lehrsätzen, die man jetzt wie ein eisernes Inventar aus Smith entlehnt, und den alten Traditionen der deutschen Cameralwissenschaft. Charakteristisch hierfür ist namentlich die fortdauernde Vermengung ökonomischer Materien mit technologischen, ja die erneuten Versuche zu derartigen Verbindungen, und die rührende Anspruchslosigkeit an das, was man als „Wissenschaft" in diesem gewohnten Umkreise betrachtet.

Hier haftet ein merkwürdiger Unterschied der deutschen Cameralwissenschaft gegen die fremde Wissenschaft, auch nach der starken Berührung mit der westeuropäischen, die solche Verirrungen längst hinter sich gelassen, ja sie in dieser Weise eigentlich niemals gekannt hat.

Die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert zeigt in Deutschland mehrere Schöpfungen, die, aus dem neuen Geiste des Zeitalters entsprungen, jene Eigenthümlichkeit an sich tragen. Die Zeit der Aufklärung ruft ein gesteigertes Bestreben um gemeinnützige Anstalten hervor. Als ob das etwas Neues wäre, redet Schlözer davon, daß wir, wie in unserer Literatur überhaupt, also auch auf unseren deutschen Universitäten, den glücklichen Zeiten immer näher rücken, wo „hochgelahrt und gemeinnützig" reine Synonymen sein werden[1]). Hatten nicht seit hundert Jahren Conring, Leibniz, Thomasius, Justi das Gleiche gewollt? waren nicht die damals angesehensten Universitäten Halle und Göttingen auf das Gleiche angelegt? War es nicht ein Lieblingsplan des Begründers der Universität Göttingen, den J. J. Moser in einer Denkschrift an Münchhausen aus einander setzte als „Entwurf einer Staats- und Canzlei-Academie oder einer näheren Zubereitung junger, von Universitäten oder Reisen kommender Prinzen, Grafen, Cavaliers und anderer Personen zu der Europäischen, besonders der Teutschen Staatsklugheit, zu deren neuesten . . . Staatsangelegenheiten, zu allen Arten von Staats- und Canzlei-Aufsätzen" . . .? Ein Plan, den Pütter in seiner Weise ausführte.

Die so mächtig angeregte Epoche des Revolutionszeitalters führte diesen Bestrebungen nur neue Kräfte zu. Was deutsche Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts in Halle, Göttingen, Braunschweig geschaffen, das sollte übertroffen werden durch die Schöpfungen, die um den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Heidelberg und Tübingen ihre Stätte fanden. Der Neubegründer der Heidelberger Universität schuf eine förmliche ökonomisch-cameralistische Facultät; Württemberg that ein Gleiches. Dort schrumpfte die neue Organisation mehr und mehr zusammen; hier erweiterte sie sich allmählich durch fortschreitende Ausdehnung des cameralistisch-polytechnischen Elementes in der „Staatswirthschaftlichen Facultät" der Universität Tübingen.

[1]) F. Frensdorff, Die ersten Jahrzehnte des staatsrechtlichen Studiums in Göttingen. Festschrift zur hundertundfünfzigjährigen Jubelfeier der Georg-Augusts-Universität. 1887.

IV.

Was hat nun das folgende Jahrhundert an diesem Zustande der Cameralwissenschaft geändert? Wie stellt sich vor dem Auge der heutigen Wissenschaft dieses Erbe des achtzehnten Jahrhunderts dar?

Mir scheint, das Entscheidende ist, daß unsere Ansicht von dem Wesen einer Wissenschaft sich verändert hat — sich verändert hat wenigstens auf denjenigen Gebieten, die uns hier beschäftigen.

Denn hier sind zusammengeflossen die großen Strömungen, welche die gesammte Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnen. Von dem einen Ende her der mächtige Eindruck der naturwissenschaftlichen Fortschritte, die zur Nacheiferung (ob auch öfters zum Icarusfluge) anspornten — von dem anderen Ende die historischen Schulen der Rechts- und Staatswissenschaften, welche an die Stelle von Recepten für die Staatspraxis die Entwicklung der Institutionen als Selbstzweck der Forschung setzten. Dem Zauber des Gedankens der Entwicklung gibt man sich hin — der jetzt ein ganzes Jahrhundert beherrscht —, dem Zauber, über dem aller Nutzen für das Leben und alle Anwendung einer Wissenschaft vergessen wird. Mit einem Wort — eine Wissenschaft ist, was die ewige Wahrheit sucht in dem Wechsel der Erscheinungen; eine Wissenschaft ist das Abbild der Welt, zurückgeführt auf ihre Gesetzmäßigkeit.

Aus dieser Selbständigmachung des Erkenntnißzweckes folgt zweierlei. Der Dienst für das Leben ist die Wirkung, ja die Nebenwirkung, nicht der Ausgangspunkt der Wissenschaft. Und die Einheit der einzelnen Disciplinen, in welche die gesammte Wissenschaft zu Folge des unbeugsamen Gesetzes der Arbeitstheilung sich spaltet, ist eine aus dem Grunde ihrer Gesetzmäßigkeit entnommene, nicht eine Einheit, welche der Nutzen des Lebens — eine Berufsgruppe, ein Erwerbsinteresse — an die Hand gibt.

Der Cameralwissenschaft aber war es eigen, daß sie aus dem Standpunkte einer Sammlung nützlicher Regeln für die Staatsverwaltung allerhand Dinge vereinigte, die ihre Einheit allein in dem nützlichen Zweck, nicht in den Wurzeln der Erkenntniß hatten: Juristisches und Oekonomisches war bunt vermengt mit der Technologie der Landwirthschaft, der Forstwirthschaft, des Bergbaues, der Industrie, des Handels u. s. w.

Und abermals brachte es dieses Ineinanderwerfen des wissenschaftlich Disparaten, weil es sich, abgeschnitten von seinen Wurzeln, zur Oberflächlichkeit verurtheilte, von selber mit sich, daß aus Mangel an einem ernsthaften Maßstabe für das, was Wissenschaft ist, sich ein Anhängsel von sogenannten Wissenschaften bildete, das nirgendwo ein Bürgerrecht in der Republik der heutigen Wissenschaften zu beanspruchen hat. Allerhand nützliche Erfahrungen und Anweisungen, welche der offene Kopf im Leben selber erlernt oder hier allein erlernt — unaufgelöste Reste, für welche es keine Wissenschaft gibt oder welche zu niedrig stehen in der Hierarchie der Erkenntniß, als daß ein zu vollerem Bewußtsein der Wissenschaft emporgediehenes Zeitalter ihnen den Ehrennamen einer Wissenschaft zuzugestehen bereit sein könnte. Afterwissenschaften, die gerade dem praktischen Leben gegenüber sich nicht zu behaupten

vermögen, weil dieses einen besseren Weg zum Ziele kennt, und die wiederum für die wissenschaftliche Forschung keinen Spielraum gewähren, während die Welt der wissenschaftlichen Forschung sich erweitert hat.

Es ist nun doch sehr bemerkenswerth, daß nach allen Fortschritten und rechtschaffenen Bemühungen an dem spröden Stoffe, im hellen Lichte des heutigen Tages dieses Wesen der alten Zeit auf seine Art sein Leben weiterfristet, ja, mehr als das, neue kräftige Ansätze macht, genährt durch die eigenthümlichen Bewegungen des heutigen Staats- und Wirthschaftslebens.

Ich nenne als Beispiel die Landwirthschaftswissenschaft. Sie ist, wenn wir von den wissenschaftlichen Einheiten der neuen Zeit ausgehen, entweder ein Ausschnitt der Naturwissenschaft oder der Wirthschaftswissenschaft oder auch beides. Da nun die Naturwissenschaft durch ihren Stoff und ihre Methoden eine strenge Gebieterin ist, die dem Dilettantismus wehrt, so liegt die Versuchung für den Vertreter der Landwirthschaftswissenschaft bei mangelnder Selbstzucht nahe, in dem anderen Gebiete, auf das sein Interesse ihn weist, sich ohne so strengen Zwang zu ergehen, weil hier Wissenschaft und das Gegentheil nicht durch so deutliche Grenzpfähle geschieden sind. Mit einer Harmlosigkeit, welche an die Anfänge der Cameralwissenschaft erinnert, werden hier im Namen der Wissenschaft Lehren vorgetragen, an denen nur der gute Wille oder der Eifer für das praktische Berufsinteresse zu loben ist.

V.

Dieser Widerspruch einer zu höheren Zielen strebenden Wissenschaft, die womöglich nichts sein möchte, als reine Erkenntniß, und der immer wieder ihr Haupt erhebenden, ja heute mit neuer Kraft ausgerüsteten Interessenwissenschaft deutet auf Gründe und Gefahren, die mitten im Leben der Gegenwart wurzeln.

Die Theilnahme des Volkes am Staate ist seit hundert Jahren ein unwiderruflicher Fortschritt. Indessen jeder Fortschritt des Staatslebens, wie der Geschichte überhaupt, ist nur ein relativer. Niemals hat es ein Besseres gegeben, das nicht mit Opfern erkauft war, dem man nicht seine Fehler nachsehen mußte. So übt die zunehmende Macht des Volkswillens aus der Natur der Dinge eine herabziehende Wirkung auf die Staatsgewalt aus, einfach deshalb, weil die Volksmassen — von seltenen erhöhten Momenten abgesehen — von den Interessen des alltäglichen Nutzens bewegt werden. Je mehr die populären Gewalten in einem Verfassungswesen zur unvermittelten Geltung gelangen, um so rücksichtsloser übertragen sie den Maßstab ihrer nüchternen Weltanschauung auf die höchsten Aufgaben des Staatslebens. Wo sie schlechthin souverän sind, gibt es nichts Höheres, als sie selber. Wo historische Institutionen zur Zeit noch die höheren Ziele in der Hand halten, da wird doch der Druck auf diese immer stärker und deren Widerstandskraft immer zweifelhafter. Es ist ein großer Irrthum, wenn man im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts meint, die Demokratie sei ein Schirm idealer Ziele. Sie ist das gerade Gegentheil; sie ist eben so realistisch wie die Volksmehrheit selber, welche dadurch ihren Willen vollstreckt.

Das gilt nun aber keineswegs bloß von der Demokratie im Sinne üblicher Parteibezeichnungen, von den arbeitenden Classen etwa im Gegensatze zu den besitzenden. Im Gegentheil, es sind gerade die besitzenden Classen, die uns heute und zumal in deutschen Landen durch die Art ihres Gebahrens in Volksvertretungen und freien Verbänden den durch keine ideale Rücksicht gestörten Instinct des Erwerbsinteresses zeigen. Reichstag und Landtage sind nicht nur seit lange weit überwiegend mit ökonomischen Fragen beschäftigt, da jede Classe für sich etwas zu erringen sucht. Auch diejenigen Zweige der öffentlichen Verwaltung, welche für höhere Zwecke vorhanden sind, müssen zusehen, wie sie diesen Zumuthungen Genüge thun, da sie ihrerseits der Zustimmung jener Körperschaften für ihre eigene Existenz bedürfen.

Da drängt sich der volle Strom der Alltagsinteressen herein und überfluthet die Hallen, die in vornehmer Abgeschlossenheit ihnen entrückt zu sein schienen. Wohl der Naturwissenschaft, die ihm Halt zu gebieten versteht durch die Zauberformeln, die ihre Macht im Dienste des handgreiflichen Nutzens beweisen. Aber freilich muß sie, wegen der noch handgreiflicheren Nützlichkeit, das Schoßkind der Gegenwart, die Technik, über sich hinaus verhätschelt sehen.

Andere Wissenschaften sind schutzloser preisgegeben und am meisten diejenige, von der wir hier reden. Es ist noch nicht einmal das Schlimmste der Art, wenn etwa — wie es im preußischen Hause der Abgeordneten (10. März 1900) kürzlich geschehen — bei der Berathung des Etats der Universitäten der Minister von einem Abgeordneten gebeten wird, dafür zu sorgen, daß an unseren Universitäten auch Vorlesungen über Lederindustrie gehalten werden. Das Schlimmste ist die ruhelose Zumuthung an die Wissenschaft und ihre Verwaltung zum Sclavendienste für die — selber einander bekämpfenden — Classeninteressen. Ihre wahre Aufgabe ist, wie die des Staates, die Einheit in den Theilen zu finden. Jener Kampf der Interessen aber löst die Einheit in ihre Theile auf. Und die Unterrichtsverwaltung, die dem Drucke der Theile nachgibt, verleugnet ihren eigensten Beruf für das Ganze, das sie zu wahren hat. Selbst der Staat Hamburg, sofern er eine Universität errichtete, könnte nicht bloß einen Professor für Goldwährung und Freihandel anstellen. Selbst die Vertretung Hamburgs im Reichstage erinnert daran, daß es noch andere Interessen in der Volkswirthschaft gibt, als die des Großhandels.

Was wäre nun also das Ziel unserer Wissenschaft? Soll man es in einem Worte zusammenfassen — die Freiheit der Staatswissenschaft! Aber nicht mehr die Freiheit der Wissenschaft von den Schranken, welche Kirche oder Staat ihr setzen in dem Sinne, wie das sonst wohl für die Wissenschaft gefordert worden ist; sondern die Freiheit von den populären Strömungen und Gewalten, welche von unten herauf sich herandrängen und dasjenige zu unterst kehren wollen, was oben ist. Ein edles und doch ein dorniges Ziel. Denn von der einen Seite sträubt sich der spröde Stoff, den wir beherrschen wollen nach dem Vorbilde der Naturwissenschaft. Von der anderen Seite führt dasjenige, worin der Ersatz zu liegen scheint für die Undurchsichtigkeit des Stoffes, in die Mißbräuche hinab, die jede praktische Beziehung in sich trägt.

Wie anders, als wenn eine Naturwissenschaft heute von ihren Eroberungen redet! Und dennoch ein Ziel von eigenthümlichem Reize, eben weil der Weg durch lauter Klippen hindurch geht.

Der Krieg und seine Begründungen.

Von

J. von Verdy du Vernois.

[Nachdruck untersagt.]

I. Im Allgemeinen.

Daß die Zeit eines „ewigen Friedens" noch nicht gekommen ist, lehrt uns gar deutlich die Geschichte unserer Tage. Ungeachtet aller Bestrebungen ist dieser Frieden — jedenfalls in absehbarer Zeit — auch nicht zu erwarten. Das menschliche Geschlecht müßte sich in seiner Allgemeinheit noch gründlich verändern: die Leidenschaften müßten schwinden, die Interessen sich conflictlos gestalten — gleiche sittliche und politische Anschauungen zum Allgemeingut geworden sein. Eine Welt, in der jeder Einzelne wie die Gesammtheit mit einem Heiligenschein umgeben ist, steht uns noch lange nicht bevor!

Wohl aber kann dem Bestreben, den Ausbruch von Kriegen möglichst zu verhindern und bereits entbrannte zu beschränken, vor Allem aber die dem Kriege anhaftenden Leiden, seine Opfer und Verluste zu mildern, die vollste Sympathie und in Bezug auf das Erreichbare jede Unterstützung gewährt werden.

Wie weit nach beiden ersteren Richtungen hin dauernde Erfolge erzielt werden können, bleibt vorläufig eine offene und allgemein gültig wohl überhaupt nicht zu lösende Frage.

Vor Allem darf man sich dabei nicht dem trügerischen Ideale hingeben, daß durch Zustimmung der Staaten zu gewissen Festsetzungen oder durch die Einführung eines dieselben bindenden Schiedsgerichts jedem Zusammenstoß für alle Zeiten vorgebeugt werden könnte. Selbst wenn allgemein der Satz anerkannt würde: „Die Staaten verpflichten sich ein für alle Mal, sich dem Ausspruch eines Schiedsgerichts zu unterwerfen," so wäre doch auf die Durchführung dieser Verpflichtung niemals mit Bestimmtheit zu rechnen.

Derartige Festsetzungen können vielleicht in einzelnen Fällen ihren Zweck erreichen, namentlich wenn kleinere Staaten dabei in Betracht kommen oder auch bei größeren minderwerthige Differenzen auszugleichen sind. In Fragen jedoch, welche tief in das Mark eines Volkes einschneiden, würde die Einsetzung

eines beständigen oder eines stets für einen solchen Fall zu schaffenden Schiedsgerichts oft genug versagen. Insbesondere würde dies bei Zwistigkeiten von Großmächten zutreffen, sobald wichtige Interessen derselben in Frage kommen, deren Lösung sie nicht von der Auffassung Anderer, sondern von ihren eigenen Anschauungen abhängig machen werden, namentlich wenn sie zu deren Durchführung die erforderliche Kraft zu besitzen glauben. Welcher Schiedsrichterspruch wäre wohl in der Lage gewesen, den vor dem Jahre 1866 in Deutschland zwischen Oesterreich und Preußen sich geschichtlich entwickelten Gegensatz zu beseitigen? Und wie sollte der schiedsrichterliche Ausspruch beschaffen sein, der in dem Streite Englands mit den südafrikanischen Republiken beiden Theilen genügt hätte?

Die Politik hat von jeher mit eingegangenen lästigen Verpflichtungen gebrochen, wenn diese unerträglich wurden oder der Zeitpunkt geeignet erschien, sich ihrer zu entledigen. Sie wird auch in Zukunft ebenso verfahren, und keine eingegangene Verpflichtung wird dauernd die Unterwerfung unter ein Schiedsgericht sicher stellen.

Die Begriffe, welche innerhalb eines Volkes in Bezug auf Moral und Recht als maßgebend angesehen werden, weisen bei verschiedenen Nationen in derselben Zeitperiode oft bedenkliche Abweichungen von einander auf — in der Politik aber versagen sie meistens, sobald die Sonderinteressen sich bei schwer wiegenden Fragen entgegen treten. Dann haben Sätze wie: „Unsere Interessen erheischen ein solches Verfahren" und „Macht geht vor Recht" die überwiegende Gültigkeit! Man kann dies bedauern, aber es ist dies nun einmal so in der Natur der Dinge begründet. Die von einem großen Staate *ein für alle Mal* eingegangene Verpflichtung, sich einem schiedsrichterlichen Urtheile zu unterwerfen, dürfte kaum einen höheren Werth haben als die Phrase in Friedensschlüssen, welche dem Inhalt derselben eine ewige Dauer beilegt.

Was sollte aber auch bei Errichtung eines auf *allgemeine* Vereinbarungen für alle Zeiten beruhenden Schiedsgerichtes erfolgen, sobald eine der streitenden Parteien den Urtheilsspruch nicht anerkennt? Soll dann etwa gewaltsam gegen den sich Sträubenden vorgegangen werden? Soll man aus lauter Friedensbestrebungen Krieg führen, um den Krieg zu verhindern? Das wäre doch mehr als ein fragwürdiges Ergebniß! Selbst ein moralisch vernichtender Ausspruch würde auf den betreffenden Staat keinen Eindruck machen, wenn er sich in der Lage befindet, seine Interessen selbst zu vertheidigen. Mit dem Boycottiren aber eines solchen Widersachers — wo dies überhaupt möglich sein sollte — ergreift man ein zweischneidiges Schwert, und leicht könnten die Staaten, welche einen solchen Weg beschreiten, ihrem eigenen Handel wie ihren sonstigen Interessen größere Einbuße zufügen als dem Gegner ihrer Ansichten. Napoleon I. hat mit seiner Continentalsperre England gegenüber eine Art von Boycottiren auszuüben versucht — sehr zum Schaden für Frankreich und den seinem Drucke folgenden Staaten.

Um den Widerstrebenden zu zwingen, würde es immerhin einer gemeinsamen Action bedürfen. Wenn es nun schon seine Schwierigkeiten hat, mehrere

Regierungen zu einer solchen zu vereinigen, so ist es meist noch schwieriger, diese Einigkeit auch während der Action aufrecht zu erhalten.

Gern möchte auch mancher Staat sich vielleicht von Anfang an gegen den Friedensstörer wenden, aber andere Rücksichten lassen diesen Wunsch gar nicht zur Ausführung gelangen.

Dabei ist zu bemerken, daß auch nicht stets Derjenige als Friedensstörer angesehen werden kann, der den Kampf thatsächlich beginnt. Mag das Herbeiführen eines Zusammenstoßes die Absicht einer Regierung sein, so können doch Verhältnisse vorliegen, welche ihr ein Hinausschieben derselben noch wünschenswerth erscheinen läßt, wie Gewinn von Bundesgenossen, bevorstehende Verlegenheiten des Gegners, Mängel in der Bereitschaft der eigenen Streitkräfte u. s. w. Wenn nun unter solchen Verhältnissen der bedrohte Staat einen richtigen Einblick in die Sachlage gewinnt, oder auch nur seine Vermuthung, angefallen zu werden, sich auf bestimmte Anzeichen stützt, so ist er von seinem Standpunkte aus völlig berechtigt, seinem Widersacher zuvor zu kommen. Wo die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß das Schwert allein den Knoten zu lösen vermag, da kommt es für jeden Betheiligten darauf an, sich aller Vortheile zu versichern, die zu einer für ihn glücklichen Lösung beizutragen vermögen, und ergreift er unter solchen Umständen die Initiative, so kann dies ihm Niemand verübeln. Namentlich wird, sobald die Einmischung Dritter sich geltend machen will, es für ihn von Wichtigkeit, vollendete Thatsachen zu schaffen, die sehr häufig die Einmischung verhindern. Das Odium würde nur dann mit Recht auf ihn fallen, wenn er sich in den Absichten des Gegners geirrt hat. Aber recht schwer bleibt es immer, dies zu beweisen!

Wenden wir uns zu denjenigen Maßregeln, welche mehr Aussicht bieten als die bisher erwähnten, auf eine Beschränkung der Kriege förderlich einzuwirken, so muß unter Hinweis auf das schon Gesagte von vornherein bemerkt werden, daß auch diese niemals von allgemeinem Einfluß sein können, sondern nur in Einzelfällen einen Erfolg zu erringen vermögen.

Zu derartigen Maßregeln gehört bei drohender Kriegsgefahr der Zusammentritt von Bevollmächtigten der streitenden wie von neutralen Staaten, um in gemeinschaftlichen Berathungen einen Ausgleich herbeizuführen. Ein solches Verfahren kann unter Umständen von Erfolg sein, im Allgemeinen jedoch darf man auf dasselbe nicht zu große Hoffnungen bauen. Die Geschichte lehrt, daß auch ein solcher Congreß, bei dem es schließlich noch fraglich bleibt, ob auseinander gehende Meinungen sich einem Majoritätsbeschluß unterwerfen werden, keineswegs eine Bürgschaft für das Erreichen des erstrebten Zieles bietet. Mannigfaltig sind die Belege, daß derartige Bestrebungen nicht den Ausbruch eines Krieges zu verhindern vermochten, auch haben die Mitglieder solcher Versammlungen oft genug weiterhin ergebnißlos getagt, während die in Zwist gerathenen Völker sich bereits auf Tod und Leben bekämpften. Die Verhandlungen, welche sich in London 1864 vor und während des deutsch-dänischen Krieges abspielten, zeitigten derartige Ergebnisse.

Das damals in Bezug auf die deutsch-dänischen Zerwürfnisse von dritten Mächten ausgehende Bestreben, einen Congreß zur Lösung derselben zusammen zu rufen, verhinderte den Einmarsch preußischer und österreichischer Truppen in Schleswig ebenso wenig, wie die spätere Tagung desselben die Fortsetzung der inzwischen bereits begonnenen kriegerischen Action dauernd zu unterbrechen vermochte.

Eine Minderung der Kriegsgefahr wird ferner in der Verantwortlichkeit erblickt, welche durch constitutionelle Verfassungen schärfer hervorgetreten ist und größere Kreise umfaßt, sowie in der heutigen Tages weit vorgeschrittenen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Was Ersteres betrifft, so darf auch der Einfluß dieser Verantwortlichkeit nicht zu hoch angeschlagen werden. Für die Regierungen kann sie allerdings unbequem werden, unter Umständen auch die Parlamente belasten, aber in manchen Fällen wird sie überhaupt nicht hervortreten, in anderen mit leichtem Gewissen getragen werden — je mehr sich überdies die Verantwortlichkeit über Viele vertheilt, desto mehr verminderte sich die Last für den Einzelnen. Auch seitdem im vorigen Jahrhunderte die constitutionelle Regierungsform größere Verbreitung gefunden hat, sind dennoch die Seiten der Geschichte reichlich mit kriegerischen Thaten gefüllt worden. Allerdings hat sich die Möglichkeit sogenannter Cabinetskriege inzwischen wesentlich verringert.

Zugegeben kann indessen werden, daß die allgemeine Wehrpflicht der Dämpfung kriegerischer Gelüste günstig ist. Denn in der Natur der Dinge ist es begründet, daß die Entscheidung, ob zu einem Kriege geschritten werden soll, dort die Gewissen schwerer belastet, wo alle kampffähigen Söhne des Landes zu seiner Durchführung berufen sind, als in den Staaten, deren Streitkräfte sich überwiegend aus geworbenen Mannschaften oder einem Aufgebot von Freiwilligen zusammen setzen. Schon die Mobilmachung eines auf allgemeine Wehrpflicht beruhenden Heeres schneidet zersetzend in alle Schichten der Bevölkerung ein, und der Zusammenstoß der heutigen Millionen-Heere würde unsägliches Elend und Unheil im Gefolge haben. Für jede verständige und gewissenhafte Regierung liegt auch hierin bereits eine ernste Mahnung, nicht eher zu einem Kriege zu schreiten, als bis kein anderer Ausweg vorhanden ist.

Aber auch hierdurch wird der Krieg nicht ausgeschlossen, andere Momente treten im Leben der Völker hervor und drängen diese Mahnung zur Seite. Kaiser Wilhelm der Große war sicherlich ein ebenso friedliebender wie gewissenhafter Fürst, jedem Blutvergießen abgeneigt, und dennoch fallen in die Zeit seiner Regierung der Krieg von 1864 wie die gewaltigen Kämpfe von 1866 und 1870/71!

Immerhin wird man in den Massenheeren unserer Zeit eher eine Abschwächung der Kriegsgefahr, als eine Begünstigung derselben erblicken können.

Mehr aber noch als Conferenzen, constitutionelle Einflüsse und allgemeine Wehrpflicht fallen in Bezug auf die Verminderung der Kriege die Persönlichkeiten ins Gewicht, welche an der Spitze von Staaten-

gebilden stehen und deren gegenseitige Beziehungen dabei eine einflußreiche Rolle spielen. Wie oft haben der Charakter eines Fürsten und seine Beziehungen zu anderen regierenden Häuptern zur Befestigung des Friedens gedient in Lagen, in welchen vielfache Momente auf ihre gewaltsame Lösung hindrängten! Aber selbst diese Beziehungen weben noch keine unzerreißbaren Bande[1]). Wesentlich unterstützt wird ein derartiges Bestreben jedenfalls durch das Friedensbedürfniß der Völker. Segensreich hat der Dreibund dazu beigetragen, bisher jeden Zusammenstoß der Großmächte in Europa zu verhindern! Aber, auf dem Friedensbedürfniß der Völker mit aufgebaut, findet dieser Bund seine festeste Stütze weniger in den geschriebenen Vereinbarungen, als in der Persönlichkeit der Herrscher, in ihren gegenseitigen Beziehungen und in der Bedeutung, welche allseitig diesen Beziehungen beigemessen wird.

Auch die Persönlichkeit des Leiters der Auswärtigen Angelegenheiten kann in Betracht kommen, je nach den politischen Zielen, deren Verfolgung ihm zugetraut wird, sowie seiner Art und Weise, deren Durchführung zu behandeln. Seine Bedeutung hängt jedoch von der Stellung ab, welche er als berufener Rath des Staatsoberhauptes zu diesem einnimmt. Es braucht hier nur der Name „Bismarck" genannt zu werden.

Die Weisheit und Energie eines Fürsten, wie die Größe und Zuverlässigkeit seines Charakters sind gewaltige Stützen für Erhaltung des Friedens; dies um so mehr, wenn er über eine Achtung gebietende Streitmacht verfügt und sich in Uebereinstimmung mit einem Volke befindet, das, wenn ein Krieg nicht zu vermeiden ist, sich zu jedem Opfer bereit zeigt.

Gefährlich für den Frieden sind dagegen stets die Fürsten oder sonstige Machthaber gewesen, welche ehrgeizige Regungen und eigene Ueberhebung nicht zu zügeln verstanden, oder solche, welche bei schwachem Charakter in Abhängigkeit ihrer wechselnden Stimmung verfielen oder in die Strömungen der Parteien geriethen.

Die verderblichsten Störungen des Friedens aber zeigen sich dort, wo innerhalb eines Volkes demagogische Umtriebe zum Durchbruch gelangen und im Verfolg verbrecherischer Absichten und utopistischer Ziele die Bande, welche die Gemeinschaft zusammenhalten, zerreißen und Alles, was dem Menschen werth und heilig sein soll, in ihrer Zügellosigkeit zerstören.

Was aber auch zur Erfüllung des Wunsches, den Krieg zu beseitigen, hervorgesucht werden kann, — es führt zu keinem durchgreifenden Ergebniß.

[1]) Den Beleg, den ich hierfür anführen wollte, fand ich schon anderweitig ausgedrückt in Heinrich Friedjung's vortrefflichem Werke: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland". Da ich es nicht besser auszudrücken weiß, als dieser es ausspricht, seien hier seine Worte citirt: „Die Freunde des ewigen Friedens gefielen sich in früheren Zeiten in dem Gedanken, daß die Völker gerne Alles friedlich schlichten möchten, wenn der Sinn der Könige nicht auf Krieg gerichtet wäre. Aber in der Spannung der Kräfte in Deutschland zwischen 1848 und 1860 verhält es sich umgekehrt. Die Monarchen, die über das Schwert geboten, Kaiser Franz Josef wie die beiden preußischen Könige dieser Zeit, hegten den Wunsch und auch die feste Ueberzeugung, daß die Bande ihrer persönlichen Freundschaft, der Verwandtschaft ihrer Häuser und endlich die deutsche Stammeseinheit jede ernste Probe aushalten würden .... Aber die Macht der nationalen Strömung, welche Deutschland beherrschte, riß sie aus einander: sie war stärker als ihr Wille, stärker oft als der politische Vortheil ihrer Staaten."

Der Krieg findet nun einmal seine Begründung in der Natur der Menschen und in dem Zusammenstoß ihrer Interessen! — Wir, und gewiß noch viele Generationen nach uns, schaffen ihn nicht aus der Welt.

Mag auch darüber gestritten werden, ob man den Krieg als eine Nothwendigkeit für die Entwicklung des menschlichen Geschlechts zu betrachten habe, — so viel ist sicher, daß er bei allem Unheil, welches er in sich birgt und in seinem Gefolge hat, auch Großes und Heilsames zu erzeugen im Stande ist. Dies trifft sowohl für den Sieger, wie für den Besiegten, für den Einzelnen, wie für die Gesammtheit eines Volkes zu.

Wie die Kriege Menschen verwildern und Nationen dem Untergange zuführen können, so vermögen sie auch Tugenden zu entwickeln und Völker auf eine höhere Stufe zu heben. Inmitten der Gefahr, sei es auf blutgetränktem Felde, sei es auf den Wogen des Oceans, auf aufreibenden Märschen und Fahrten, in verzehrender Gluth oder eisiger Kälte, bei Hunger und Durst und im Ertragen unerhörter Leiden — da wird der Fahneneid des Einzelnen auf seinen wahren Werth erprobt, da gelangt die Liebe und Zusammengehörigkeit zum Fürsten und zum Vaterlande in der Treue bis in den Tod zur vollen Entfaltung, — da hat mancher Ungläubige zu Gott beten gelernt! — Und was der Einzelne gewinnt an Selbstbewußtsein und Manneswerth, was sich in ihm entwickelt an Unternehmungslust und Ausdauer, an Verständniß und Hingabe für die Zusammengehörigkeit, das kommt auch dem Ganzen zu Gute. Tage des Unglücks aber lassen die eigenen Fehler und Schwächen erkennen, vermögen bereits eingetretene Versumpfungen zu beseitigen und einem Volke aus drohendem Niedergange durch Neubelebung aller guten Elemente zu neuer Kraft und neuer Blüthe zu verhelfen.

Wie viel verdankt nicht Preußen seinen Niederlagen von 1806 7! wie viel das deutsche Volk seinen Siegen von 1870 71!

II. Im Einzelfalle.

Die allgemeinen Grundsätze können verwischt werden, aber, wenn sie richtig waren, brechen sie sich immer wieder Bahn. Doch sind sie es nicht, welche den Massen stets vor Augen schweben. Diese legen sich den Zusammenhang der Dinge nach ihrer Weise zurecht. Da liegt für sie der Einzelfall am nächsten, und bei diesem fragen sie zunächst nach seiner besonderen Begründung.

Vielfach wird der Krieg als eine Fortsetzung der Politik angesehen. In manchen Fällen ist dies zutreffend, in anderen nicht. Usurpatorische Gelüste, wie solche namentlich in den Bürgerkriegen von Republiken hervortreten, Regungen des Fanatismus, sowie manche andere, an und für sich recht unpolitische Gründe haben in zahlreichen Fällen blutige Kämpfe hervorgerufen.

Sehen wir uns einmal um, worauf die Ausbrüche einzelner Kriege zurückzuführen sind; es genügt, hierzu nur einen Theil der im letzten Jahrhundert geführten in Betracht zu ziehen.

Da tritt gleich Anfangs der schrankenlose Ehrgeiz eines einzelnen Machthabers hervor, der in Eroberungskriegen zum Ausdruck gelangt, zu welchen aber auch irre geleitete Strömungen eines Volkes ebenso führen können, wie die Begehrlichkeit nach Erweiterungen, insbesondere auch auf colonialem Gebiete. Eine gleiche Wirkung erzielt dasselbe Streben unter dem Gesichtspunkt eines Zusammenfassens nationaler Elemente oder der Herstellung natürlicher Grenzen. In anderen Fällen ist es die Folge geschichtlicher Entwicklung, welche Zustände herbeiführte, deren Austrag sich nur auf gewaltsamem Wege ermöglichen ließ. Weiter trifft man in verschiedenen Staaten auf innere Conflicte aus den mannigfachsten Anlässen, auch auf solche, bei denen die drohende Gährung durch Oeffnen des Ventils nach Außen hin abgeleitet wird. In diese inneren Conflicte greift auch die Unterstützung eines Staates bei bedrohlichen Aufständen durch andere Regierungen hinein. Dazu treten die Kriege, welche unterdrückte oder mit Unterdrückung bedrohte Völkerschaften um ihre Existenz führen oder um sich einer weit gehenden Beeinflussung zu entziehen, ferner Kämpfe, die von lästigen Verpflichtungen loslösen sollen, andere, die zur Sicherung gefährdeter Grenzprovinzen geführt werden, weiterhin solche, die sich auf Ausbrüche von Fanatismus, sei es auf religiösen oder sonstigen Gebieten entwickeln, so wie zum Schutz von Glaubens- oder Stammgenossen. Von besonderer Wichtigkeit für das Herbeiführen kriegerischer Handlungen erweisen sich die Handelsinteressen, wenn auch meist durch Vorwände verdeckt, und nicht in letzter Reihe steht unter den Begründungen, auf die man stößt: die Wahrung des Ansehens der Staaten oder ihrer Vorherrschaft, sowie ihre Empfindlichkeit gegen Störung eigener Interessen, namentlich wenn die Störungen auf ein angeblich bestehendes Gleichgewicht der großen Völkergruppen von Einfluß sein könnten.

Die Zahl der hier angeführten Begründungen würde sich bedeutend vermehren, sobald man die Kriege aller Zeiten in Betracht zöge.

Ueber den eigentlichen Grund eines Krieges könnte man dabei in vielen Fällen noch streiten, je nach dem Standpunkt, welchen man einnimmt; auch läßt sich oft mehr als ein Grund für einen derselben anführen. Vor Allem darf aber nicht übersehen werden, daß officiell angegebene Motive sich nicht immer mit denjenigen decken, welche die eigentlichen Triebfedern sind.

Jedenfalls steht so viel fest, daß *ein Grund für die Nothwendigkeit eines Krieges in der Regel nicht unschwer zu finden — oder auch zu erfinden sein dürfte*. In Bezug hierauf ist die Politik nicht einmal immer sehr wählerisch vorgegangen; hat sie doch oft genug das gewaltsame Erreichen von Handelszwecken oder sonstigen egoistischen Zielen mit der Flagge der Humanität zu decken gesucht!

Diese wirklichen oder fingirten Begründungen eines Krieges verfolgen bestimmte Zwecke und treten dabei auf *verschiedenen Wegen* hervor.

Was zunächst *die Zwecke* betrifft, so dürften sie im Allgemeinen folgenden Erwägungen entspringen:

Selbst der glücklichste Krieg fordert unersetzbare Opfer, deren Größe sich im Voraus gar nicht übersehen läßt. Der Staat, welcher die Entscheidung der Waffen hervorruft, ladet dabei eine gewaltige Verantwortung und meist auch in den Augen anderer Völker ein großes Odium auf sich. Es ist daher sehr wohl erklärlich, daß eine jede Regierung sich vor dem Ausbruch eines Krieges bemüht, dieses Odium von sich abzuwälzen, um so mehr, da sich für sie leicht mancherlei Unannehmlichkeiten daraus entwickeln könnten. Mit diesen Begründungen, — die man auch in gewissen Beziehungen als versuchte „Rechtfertigungen" anzusehen hat, — werden dann auch Sonderzwecke verfolgt. Der Einfluß, den letztere ausüben sollen, bezieht sich nur sehr selten auf den Staat, mit welchem der Zusammenstoß droht, dagegen meist auf andere Staaten, wie auf das eigene Volk.

In diesen Richtungen wird man zunächst die Rechtmäßigkeit der eigenen Ansprüche oder die Unmöglichkeit, anderen nachzukommen, zu begründen suchen. Als weitere Absichten können dabei in Betracht kommen: eine Unterstützung des Gegners durch dritte Staaten in moralischer oder activer Beziehung zu verhindern und sich selbst womöglich Bundesgenossen auf diplomatischem Gebiet oder auf dem Kriegsschauplatz zu gewinnen, im Wesentlichen also die Lage für sich bei eintretendem Kriege so günstig wie irgend möglich zu gestalten.

Man darf mithin nicht übersehen, daß *diese Begründungen vorzugsweise politische Acte* sind. Bei ihnen kommt es vor Allem auf die Geschicklichkeit der betheiligten Diplomaten an: auf die Zusammenstellung und Erläuterung des Materials, auf das glückliche Erfassen aller sich in der augenblicklichen Lage bietenden Hülfen, wie in der dialectischen Gewandtheit, andere Regierungen gewissenhaft zu überzeugen — oder zu düpiren.

Die Begründung des correcten Verfahrens ist jedenfalls von besonderer Wichtigkeit *in Bezug auf das eigene Volk*. Je mehr Anschauung und Gefühl von Regierung und Volk übereinstimmen, desto werthvoller ist dies beim Beginn eines Krieges für das Aufflammen der Begeisterung und für die Opferfreudigkeit, welche die Kraft einer Nation in hohem Grade zu steigern vermögen, ebenso aber auch für den Eindruck, welchen andere Staaten hierdurch empfangen. Auch im Verlauf des Krieges wird das Fortbestehen dieser Einigkeit vom größten Werth sein, nur muß man dasselbe nicht unter allen Umständen gesichert halten, denn leicht schlägt die Stimmung der Massen um. Haben Differenzen zwischen ihnen und der Regierung über den Ausbruch des Krieges bestanden, so wird ein glücklicher Verlauf desselben dem Ausgleich günstig sein, während Mißerfolge, — selbst wenn die Regierung sich durch die Volksstimmung zum Kriege hat drängen lassen —, ihr im eigenen Lande Schwierigkeiten und Gefahren zu bereiten vermögen. Der glückliche Erfolg des Feldzuges von 1866 unterstützte in Preußen wesentlich den Ausgleich der beim Beginn derselben bestandenen Differenzen. Dagegen wandte sich in Frankreich die Volksstimmung, welche die Absichten der Regierung im Juli 1870 so wesentlich beeinflußt und zu dem Kriege beigetragen hatte, in Folge

der Niederlagen sofort gegen dieselbe und führte den Sturz der napoleonischen Dynastie herbei.

Gleichviel, ob ein Gegensatz zwischen Regierung und Volk auf berechtigte oder unberechtigte Strömungen beruht, stets wird eine rücksichtslose, wie jede starke und zielbewußte Staatsleitung unbeirrt ihren Weg verfolgen, eine schwache und unklare Regierung dagegen in Schwankungen gerathen und entgleisen. Im December 1863 und demnächst auch wiederholt im Januar 1864 verweigerte das preußische Abgeordnetenhaus die für militärische Maßnahmen gegen Dänemark geforderte Anleihe. Wäre die Regierung der Strömung der öffentlichen Meinung gefolgt, so wäre eben damals die erstrebte Lösung der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten nicht erreicht worden, dies um so weniger, als der deutsche Bund in dieser Angelegenheit Schwierigkeiten bereitete und größere in dem Verhalten der außerdeutschen Staaten hervortraten. Aber schon vorher hatte der Ministerpräsident v. Bismarck den Abgeordneten die Erklärung gegeben: „Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es für nöthig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen, mit oder ohne Ihr Gutheißen.“ Auch im Jahre 1866 stellten sich in Preußen annähernd ähnliche Verhältnisse heraus. Hätte die preußische Regierung damals dem vielfach hervorgetretenen Drängen von Corporationen und Volksversammlungen Folge gegeben, so befände sich das deutsche Volk vielleicht noch heute in seiner früheren Zersplitterung und Machtlosigkeit.

Für das Entgleisen einer Regierung bietet der Zusammenbruch der Regierung in Frankreich 1870 ein charakteristisches Beispiel. Kaiser Napoleon III. wollte den Krieg nicht, ihm waren seine Gefahren klar, aber es fehlte ihm die starke Hand, und so entfielen ihm die Zügel und mit ihnen die Herrschaft über die aufgeregten Massen, zu seinem eigenen Verderben und zur empfindlichen Schädigung seines Volkes. *Fremden Staaten gegenüber kann ein Einfluß auf die Regierungen* insoweit ausgeübt werden, als es gelingt, ihre Bedenken fortzuräumen und vor Allem ihre Interessen zu schonen oder diese sogar zu fördern. Es fragt sich nur, inwieweit Versicherungen und Versprechungen Glauben geschenkt werden kann; das Vorhandensein oder der Gewinn eines gegenseitigen berechtigten Vertrauens spielen dabei eine besonders wichtige Rolle. Jedenfalls kommt aber auch in Betracht, inwieweit der fremde Staat in der Lage ist, einer Beeinträchtigung seiner Interessen allein oder im Verein mit Anderen entgegen zu treten. Der Umkreis der „Interessensphäre“ ist allerdings ein sehr dehnbarer. Will ein Staat überhaupt einen Einfluß in dem Conflict zweier Mächte ausüben, so werden auch hierfür Vorwände unschwer zu finden sein. Schon die Devise: „Zur Wahrung des allgemeinen Friedens“ reicht dazu aus.

Auf die Bevölkerung neutraler Staaten haben alle derartige officielle Begründungen nur ausnahmsweise Einfluß. Die Grundstimmung ist bei dieser meist schon als eine von selbst gebildete vorhanden. Selten wird sie durch die vorgebrachten Motive abgeschwächt werden, öfter dagegen werden diese zur Verschärfung beitragen. Auch hier werden die eigenen Interessen vorherrschen und, wo solche nicht in fühlbarer Weise maßgebend

sein sollten, wird die Volksstimmung durch Sympathien oder Antipathien ihre Gestaltung erhalten. Häufig genug werden aber auch hierbei die im gewöhnlichen Leben bestehenden Rechtsanschauungen und moralischen Grundsätze auf die politische Haltung der Staaten zu einander übertragen und erzeugen dann leicht eine den praktischen Anforderungen nicht entsprechende Auffassung des betreffenden Falles.

Auf diesem Gebiet verdient übrigens noch eine Erscheinung besondere Beachtung. Die in neutralen Staaten bei einem Conflicte anderer Mächte herrschende Stimmung der Bevölkerung äußert sich in Versammlungen, Aufrufen und vor Allem in der Presse. Derartige Aeußerungen nehmen vielfach einen rücksichtslosen und den betreffenden Staat wie seine Bewohner schwer verletzenden Charakter an. Es sollte aber doch nicht übersehen werden, daß ein derartiges Treiben bei diesen eine tiefe Verstimmung hervorrufen muß, die bei späteren Gelegenheiten recht schädliche Nachwirkungen zu erzeugen vermag. Was aber hat es für einen Sinn, sich erbitterte Feinde zu machen, wenn man nicht die Absicht hat, auch wirklich mit ihnen anzubinden? Die öffentliche Meinung braucht deshalb noch nicht mit ihren Ansichten zurück zu halten, aber Diejenigen, welche sich als Vertreter derselben hinstellen, sollten sich doch gewisse Beschränkungen auferlegen, insbesondere in der Form der Behandlung derartiger Angelegenheiten. Stets müssen sie sich der schweren moralischen Verantwortung bewußt sein, welche aus uneingeschränkten Auslassungen erwachsen kann! Wenn von verschiedenen publicistischen Stellen fortwährend die Auftheilung China's gefordert wurde, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn hierdurch bei den Bewohnern des himmlischen Reiches in einflußreichen Kreisen im Verein mit anderen Gründen der bereits vorhandene Fremdenhaß genährt wurde und schließlich in der dort eigenartigen Weise seinen fanatischen Ausdruck fand.

Da unter Umständen auch die Stimmung eines Volkes bei seiner eigenen Regierung in die Wagschale fallen kann, so ist ein Versuch der im Conflict befindlichen Staaten wohl denkbar, eine Einwirkung auf diese Stimmung auch bei anderen Völkern zu erlangen. Eine solche kann durch Verheißungen und Zugeständnisse hervorgebracht werden; es können aber auch einzelne einflußreiche Persönlichkeiten oder auch Organe der Presse überzeugt oder auch anderweitig gewonnen werden. In einzelnen Fällen besitzen diese Organe eine führende Einwirkung auf Bildung des Urtheils in ihrem Leserkreise, in anderen befinden sie sich in einer gewissen Abhängigkeit von diesem. In letzterem Falle werden dann selbst thatsächliche Berichtigungen mit den Worten zurückgewiesen: „Unsere Leser wollen dies nicht hören und würden es auch nicht glauben."

Im Uebrigen liegt zwischen moralischer Unterstützung und thatsächlichem Eingreifen eine gewaltige Schlucht, die meist nicht überbrückt wird. In dem Kampf der Engländer mit den südafrikanischen Republiken waren in fast allen Culturstaaten die Sympathien überwiegend den Letzteren zugewandt, überall regte sich die wärmste Theilnahme für sie, die unfreundlichste Gesinnung für ihre Gegner, aber — ihr Geschick erfüllt sich, ohne daß sich auch nur eine Hand für sie erhob.

Mit den moralischen Unterstützungen ist es eine eigene Sache! Selbst die günstigste Stellungnahme einer Regierung mit sammt ihrem Volke kann für den Staat, welchen sie unterstützen wollen, recht schlimme Folgen tragen. Insbesondere wenn sie dazu führt, diesen in seinem Verfahren zu bestärken, aber nicht gewillt ist, ihm thatsächlichen Beistand zu gewähren. In dem deutsch-dänischen Kriege von 1864 hat von Anfang an die Haltung der englischen Regierung viel dazu beigetragen, Dänemark in seinem einseitigen und starren Verhalten zu kräftigen. Schon vor Ausbruch des Krieges nahm Lord Palmerston im Oberhause warm für diesen Staat Partei und erklärte: „daß dieser in einem Kriege nicht allein stehen würde". Seine späterhin gefallene maßlose Aeußerung: deutsche Kriegsschiffe, welche sich in der Nordsee zeigten, als Piraten verfolgen zu lassen, ebenso wie die Erklärung der englischen Regierung: das Eintreffen österreichischer Schiffe in der Ostsee als Kriegsfall zu betrachten, konnten nur zur weitesten Durchführung des Widerstandes ermuthigen. Aber weder ist erstere Drohung zur Ausführung gelangt noch würde die Nichtachtung der letzteren einen casus belli hervorgerufen haben, wenn die Friedensverhandlungen nicht die Absicht zum Vorgehen des österreichischen Geschwaders gegenstandslos gemacht hätten. — Jedenfalls aber haben diese Erklärungen, da sie der Consequenzen entbehrten, nicht verhindert, daß Dänemark Schleswig-Holstein verlor, und so nur dazu beigetragen, die Opfer des Krieges nach den verschiedensten Richtungen hin zu vermehren. —

Die Wege, auf denen die Begründungen in den einzelnen Kriegsfällen zur Kenntniß gelangen, findet man vornehmlich in diplomatischen Noten, in den Aeußerungen maßgebender Persönlichkeiten, sowie in inspirirten Artikeln und Broschüren, auch trifft man auf sie in den beim Ausbruch eines Krieges für die Oeffentlichkeit bestimmten Proclamationen.

Für die betreffenden Noten ist die diplomatische Geschicklichkeit, mit welcher die vorhandene Lage ausgebeutet wird, von größtem Werth. Aber die vollendetste Fertigkeit verbürgt noch immer nicht den erwünschten Erfolg. In der Regel gelangen derartige Noten erst spät in die Oeffentlichkeit, der Einfluß, den sie möglicher Weise auszuüben vermögen, bezieht sich zunächst nur von Regierung auf Regierung.

Größeres Gewicht haben die Aeußerungen einflußreicher Persönlichkeiten, namentlich wenn sie vom Oberhaupte eines Staates ausgehen. Napoleon's III. Worte an den österreichischen Gesandten beim Neujahrsempfange des Jahres 1859 waren für die Welt die Verkündigung eines bevorstehenden Krieges. Der später gefallene Ausspruch: „Frei bis zur Adria!" schloß das Programm dieses Krieges in sich. — Derartige Aeußerungen erscheinen jedoch nur angebracht, wenn ihr Nutzen etwaige Schädigungen überwiegt. Auch die Aeußerungen von Ministern in den Parlamenten fallen in diese Kategorie — in England auch die von ihnen gelegentlich gehaltenen Tischreden.

Proclamationen, die beim Beginn eines Krieges erlassen werden, bringen selten Gründe zur allgemeinen Kenntniß, welche bis dahin noch unbekannt geblieben wären. Fremde Regierungen können in diesen Kundgebungen

vielleicht eine Bekräftigung gegebener Versicherungen oder eine Hebung besonderer Besorgnisse finden, doch sind dies Momente, die nur für den Augenblick Werth haben würden. Alle hierbei ausgesprochenen Absichten bieten ebenso wenig wie die diplomatischen Versicherungen eine unter allen Umständen ausreichende Garantie, selbst wenn diese Versicherungen zur Zeit, da sie gegeben wurden, aus vollster Ueberzeugung kamen. Die thatsächliche Entwicklung der Dinge kann den ursprünglichen Standpunkt weithin verrücken. Die Größe des Erfolges, die Schwere der vom Sieger gebrachten Opfer, auch der Wechsel in der Stimmung anderer Staaten vermögen ein im Anfange ins Auge gefaßtes Ziel wesentlich weiter zu spannen. Andererseits kann auch der Lauf der Begebenheiten den Sieger veranlassen, sich mit dem Erlangen nur eines Theiles des Anfangs Beabsichtigten zu begnügen. Im Jahre 1859 ist das Wort: „Frei bis zur Adria" auch nicht in Erfüllung gegangen. —

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, daß für die Begründung des einzelnen Kriegsfalles sich in der überaus großen Anzahl von allgemeinen Motiven fast stets ein oder das andere für den vorliegenden speciellen Fall auffinden läßt. Ob dasselbe sich bei objectiver Beurtheilung völlig zuverlässig erweist oder ob das Gegentheil stattfindet, kommt weniger in Betracht als der thatsächliche Eindruck, den diese Begründungen hervorrufen. Vorwiegend sind sie politische Acte, deren Bekanntgabe dritten Staaten vielleicht bereits vor Austrag des Conflictes die Handhabe zu Einmischungen bieten kann — eine Einmischung, welche sich für diese aber, wenn es ihren Interessen und ihren Machtverhältnissen entspricht, jeden Augenblick auf andere Weise herbeiführen und auch begründen läßt. Andererseits werden diese Motive auch besonderen Zwecken dienen, die sich im Allgemeinen dahin zusammenfassen lassen, daß sie zur möglichst günstigen Gestaltung der Lage des Betreffenden beitragen sollen. —

Man könnte nun sagen: „Schafft diese Motive aus der Welt, dann würden wir keine Kriege mehr haben!" — aber derjenige, der dies zu Wege brächte, ist unter den Sterblichen noch nicht zu finden. Die Möglichkeit des Gelingens, die Kriegsgefahr in einem Einzelfalle zu beseitigen, weist darauf hin, daß — wo eine Aussicht dazu vorhanden ist — ein darauf hinzielender Versuch wohl des höchsten Strebens werth ist. Aber diese Möglichkeit räumt nicht mit der Thatsache auf, daß eben der Krieg in der Natur der Menschen und in dem Zusammenstoß ihrer Interessen seine allgemeine Begründung findet.

Wenn aber die Verhältnisse derartig liegen, so ist es für jeden Staat eine Pflicht der eigenen Würde wie der Selbsterhaltung, alle die Vorbereitungen umfassend und gründlich zu treffen, welche ihn befähigen, in einem unvermeidbaren Kriege alle seine moralischen wie seine geistigen und materiellen Kräfte zur höchsten Entfaltung zu steigern.

Die Central-Pyrenäen.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

V.

Ein Reiseziel um ihrer selbst willen wurden die Pyrenäen erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre ästhetische Entdeckung fällt also in die nämliche Zeit wie die der Alpen, hat auch die nämlichen Gründe. Sie wurde durch Jean Jacques Rousseau's Schriften angeregt und läßt sich auf das romantische Naturempfinden zurückführen, das sie weckten[1]). Für die Pyrenäen kann man diesen Ausgangspunkt ebenso sicher wie für die Schweizer Alpen nachweisen. Der ästhetische Entdecker ist nämlich derselbe Ramond de Carbonnières, der im Jahre 1781 die Briefe William Coxe's[2]) über die Schweiz übersetzte und mit Anmerkungen versah. Während Coxe den Schwerpunkt seiner Schilderungen in die Städte verlegte und besonders bei den Sitten und Gebräuchen des flachen Landes verweilte, zog Ramond auch das Schweizer Hochgebirge, das er zuvor durchwandert hatte, in den Kreis seiner Anmerkungen hinein. Daher die Ramond'sche Uebersetzung der Coxe'schen Briefe rasch große Verbreitung fand und zum gewohnten Reisehandbuche in der Schweiz wurde. Es ist in hohem Maße anziehend, diesem plötzlichen Aufflammen des romantischen Naturempfindens, das dem Erscheinen der „Nouvelle Héloise" unmittelbar folgte, nachzuforschen. Die Erschließung der Pyrenäen vollzog sich fast ebenso rasch wie die der Alpen und war mit Ramond's Persönlichkeit so nah verknüpft, daß man sich für diese in den Pyrenäen unwillkürlich erwärmen muß. Ueberall begegnet man dort seinem Namen. Ist ja auch jenes schöne, violettblüthige Pflänzchen, das wir in der Schlucht von Saint-Sauveur fanden, die Ramondia pyrenaica, nach ihm benannt. Ueber den Felsenmauern des Gavarnischen Circus steigt auch als einer der höchsten Gipfel der Soum de Ramond bis zu 3248 Metern empor, und eine Société Ramond in Bagnière de Bigorre bemüht sich noch heutigen

[1]) Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXIX, S. 79: „Blumen im Hochgebirge".

[2]) l. c. S. 87.

Tages, die pyrenäische Landeskunde zu fördern. Ramond war den Pyrenäen heiß zugethan, und diese Liebe dauerte so lange wie sein Leben, um freilich, als er älter wurde, einen vorwiegend wissenschaftlichen Charakter anzunehmen. Als Präfect von Puy-de-Dôme, gegen Schluß seiner Laufbahn, zog er so viel mit dem Barometer in den Pyrenäen umher, um Höhenmessungen vorzunehmen, daß man von ihm behauptete, diese Neigung veranlasse ihn, selbst die Höhe der Recruten mit dem Barometer zu bestimmen.

Ramond de la Carbonnière ist sicherlich eine interessante Persönlichkeit gewesen[1]). Sein Vater, ein französischer Edelmann, stammte aus dem Languedoc, doch die Mutter, Marie Eisentraut, war deutsch, aus einer Pfälzer Familie. Der Vater kam als Schatzmeister, „Trésorier de l'extraordinaire des guerres", nach dem Elsaß, wo ihm dieser Sohn 1755 in Straßburg geboren wurde. Dort erhielt der junge Ramond eine gewählte Erziehung und lernte die deutsche Sprache gleich der französischen beherrschen. Dort muß er auch, als fünfzehnjähriger Jüngling, Goethe und Herder gestreift haben. Goethe, um sechs Jahre älter als Ramond, hatte im Jahre 1770 die Universität Straßburg bezogen, der sechsundzwanzigjährige Herder kam als Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Eutin, mußte dort, gegen Erwarten, sich einer Augenoperation unterwerfen und längere Zeit verweilen. Goethe und Herder waren bald in nähere Beziehung zu einander getreten. Ob die geistige Atmosphäre, in der diese Männer lebten, den jungen Ramond irgendwie beeinflußt hat, wer vermöchte dies anzugeben. Vielleicht war es nur Ramond's Kenntniß der deutschen Sprache, die ihn bald darauf der deutschen Literatur zuführte. In Wirklichkeit machte er als Erster den Versuch, Werther'sche Literatur in Frankreich einzubürgern. Sein sentimentaler, im Jahre 1777 veröffentlichter Roman „Les dernières Aventures du jeune d'Olban. Fragment des amours alsaciennes" ist ganz unter dem Einflusse von „Werther's Leiden" entstanden, und die Hauptperson in ihm endet ebenfalls durch Selbstmord. In ähnlich romantisch-sentimentaler Stimmung waren auch seine Elegien verfaßt, die er im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren niederschrieb, und die als „Les amours d'un jeune Alsacien" 1778 im „Journal des Dames" erschienen. Rousseau's Naturschilderungen zogen den jungen Ramond mit aller Gewalt nach der Schweiz, die er in allen Richtungen durchstreifte. So kam es, daß er sich auch berufen fühlte, das Coxe'sche Buch nicht nur zu übersetzen, sondern auch zu erweitern. Das war im Jahre 1777, und der zweiundzwanzigjährige Wanderer wußte seine in der Hochregion der Alpen empfangenen Eindrücke in so erhabener Sprache zu schildern, daß sie als eines großen Meisters würdig erachtet wurde. Mit diesem Lob empfing ihn später Buffon in Paris und stellte seinen Stil dem eines Rousseau zur Seite. Naturwissenschaftliche Interessen hatten den jungen Ramond bestimmt, auf seiner Schweizer Reise sich Haller in Bern vorzustellen; er nannte ihn den Plinius der Schweiz. In Ferney stattete er

[1]) Henri Beraldi, Cent ans aux Pyrénées. Band I 1895. Band II 1899. Paris. Der Verlag nicht angegeben; nur in 300 Exemplaren gedruckt. C. A. Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. T. X. 1855. p. 362, 376, 389.

Voltaire einen Besuch ab. Voltaire begrüßte ihn vom Lehnstuhl aus mit den Worten: „Herr, Sie sehen hier einen Greis, der bei einem Alter von dreiundachtzig Jahren von dreiundachtzig Krankheiten geplagt wird.“ Im Laufe der weiteren Unterhaltung bemerkte Ramond in einem Bücherschranke Infolios, aus denen kleine beschriebene Zettel heraus ragten. „Ach,“ bemerkte er, „das sind ja die Werke der Kirchenväter, die werden Sie doch nicht gelesen haben?“ — „Gewiß, mein Herr,“ lautete die Antwort; „ich habe sie gelesen, und sie sollen mir's auch büßen.“

An den Fuß der Pyrenäen gelangte Ramond erst nach mannigfachem Wechsel der Geschichte. Mit fünfundzwanzig Jahren hatte er sich nach Paris begeben, wo er als Bearbeiter der Coxe'schen Briefe gleich Aufnahme in den besten Kreisen der Gesellschaft fand. Dort war man ja zu dieser Zeit in enthusiastischer Liebe zur Schweizer Natur und der Gletscherwelt entbrannt. Das führte Ramond auch mit dem Cardinal Prinzen von Rohan zusammen, der als Bischof von Straßburg nicht nur des jungen Elsässers sich annahm, sondern ihn auch zu seinem Secretär machte. Das brachte Ramond zunächst kein Glück; denn er wurde in Ereignisse verwickelt, die sich verhängnißvoll für ihn hätten gestalten können. Der Cardinal residirte in Zabern und hielt dort glänzenden Hof. Ramond stieg rasch in Ehren und wurde zum geheimen Rath der Regentschaft von Zabern ernannt. Dadurch wuchs aber seine Abhängigkeit vom Cardinal, dem er sich erkenntlich und gefügig zeigen mußte. Seine Hingebung hatte eine erste ernste Prüfung zu bestehen, als der Cardinal in Beziehung zu Cagliostro trat. Cagliostro traf im September 1780 in Straßburg ein. Ein großer Ruf ging ihm voraus und verschaffte ihm Aufnahme in den höchsten Kreisen. Er war damals zweiunddreißig Jahre alt, von einnehmendem Aeußern, ausdrucksvollen Zügen, sehr begabt und durchtrieben. Den Cardinal wußte er alsbald so zu bezaubern, daß dieser ganz unter seinen Einfluß kam. Dann verschwand er aber ebenso plötzlich aus Straßburg, wohl um irgendwelcher Verwicklung aus dem Wege zu gehen. Der Cardinal vermißte ihn so sehr, daß er ihm seinen Secretär Ramond nachsandte. Dieser begleitete Cagliostro nach Lyon, hatte dann im Februar 1785 den Auftrag, ihn in Paris rue Saint-Claude au Marais zu installiren, und mußte fortdauernd über ihn dem Cardinal berichten. Dann verlangte der Cardinal von Ramond, daß er Cagliostro als Präparator behülflich sei. Ramond scheint ursprünglich, ebenso wie der Cardinal, unter dem Zauber von Cagliostro's Persönlichkeit gestanden zu haben; allmählich durchschaute er aber sein Ränkespiel. In späteren Jahren war es ihm stets unangenehm, wenn auf Cagliostro die Rede kam, und er wich allen Fragen über ihn aus. Besonders peinlich mag ihm die Erinnerung an die Halsbandaffaire gewesen sein, in die der leichtgläubige, eitle und zugleich leichtsinnige Cardinal verwickelt ward, und der er zum Opfer fiel. Er wurde am 15. August 1785, während einer großen Feierlichkeit in der Kirche, verhaftet und dem Parlament zur Verurtheilung überwiesen. Gleichzeitig kam Cagliostro in die Bastille und wurde dann aus Frankreich verwiesen, ungeachtet es sich herausstellte, daß ihn in diesem Falle keine Schuld treffe. Auch der Cardinal wurde später

freigesprochen. Er hatte das besonders Ramond zu verdanken, dem es gelang, in London festzustellen, daß die Diamanten, welche die de la Motte, die Anstifterin der ganzen Intrigue, angab, im Namen des Cardinals der Königin Marie Antoinette eingehändigt zu haben, thatsächlich von dem Grafen de la Motte in London verkauft worden waren. Bei alledem hatte diese Angelegenheit den Cardinal bloßgestellt, und er wurde nach La Chaise-Dieu in der Auvergne verbannt. Ramond blieb dem Verbannten treu und begleitete ihn auch im Jahre 1787 nach Barèges, wo er seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen hoffte. So kam Ramond in die Pyrenäen, die von jetzt an in den Mittelpunkt seiner Lebensneigungen rücken sollten. Er durchstreifte sofort in allen Richtungen das Gebirge, und bereits zwei Jahre später erschien sein Buch „Observations faites dans les Pyrénées, pour servir de suite à des Observations sur les Alpes, insérées dans une traduction des lettres de W. Coxe sur la Suisse“. Dieses heute selten gewordene Buch kann gewissermaßen als Taufschein der Pyrenäen gelten.

Dasselbe Jahr 1787, in welchem Ramond auf den Pic du Midi de Bigorre gelangte, konnte sich auch rühmen, Horace Bénédict de Saussure auf dem Gipfel des Mont-Blanc gesehen zu haben[1]). In der Schweiz war der höchste Berg bewältigt, in den Pyrenäen sollten hingegen die höchsten Gipfel noch lange allen Versuchen, sie zu bezwingen, widerstehen. Sehnsuchtsvoll hatte Ramond vom Pic du Midi de Bigorre aus seine Blicke nach dem Garvarnischen Circus gewandt. Dort sah er alle die hohen Gipfel, welche dieses mächtige Bollwerk krönen, und den Mont-Perdu, der sie beherrscht. Er faßte bereits den Entschluß, diesen Riesen zu erklimmen, doch vergingen noch fünfzehn Jahre, bevor ihm das gelang.

Der Cardinal Rohan zog sich nach Maursmünster (Marmoutier) bei Zabern zurück, und Ramond trennte sich nunmehr von ihm. Zunächst reiste er nach Paris zu seinem Vater und befaßte sich dort vornehmlich mit Politik. Seine „Observations“ erschienen jetzt, eingeleitet durch sehr schmeichelhafte Worte der Geschäftsführer der Pariser Akademie der Wissenschaften, die über dieses Werk berichtet hatten. Der eine dieser Berichterstatter war der Geologe Darcet, der andere der Mineraloge Philipp Friedrich von Dietrich, ein Elsässer, der im Jahre 1792 als Bürgermeister nach Straßburg kam. In dessen Haus hat Rouget de Lisle die Marseillaise componirt und zum ersten Male gesungen; weil aber die Stadt Straßburg gegen die Greuel von 1792 Protest erhob, wurde er vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt und am 29. December 1793 zu Paris guillotinirt.

Ramond's Erfolge in der Politik blieben Anfangs sehr fraglich. Zunächst Anhänger der Revolution, verlor er alsbald das Vertrauen zu ihr, flüchtete nach dem Sturz des Thrones am 10. August 1792 in seine theuren Pyrenäen und eilte dort geraden Wegs dem Garvarnischen Circus zu. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt und ließ gewagte Besteigungen nicht mehr zu, doch wollte er jene Gipfel, nach denen er sich sehnte, zum Mindesten von unten

[1]) Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXIX, S. 85.

betrachten. Inzwischen schöpfte die Regierung bereits Verdacht gegen ihn, so daß er auch in den Pyrenäen nicht unbehelligt bleiben sollte. Während seiner botanischen Ausflüge wiederholt beschimpft und angehalten, wurde er schließlich am 15. Januar 1794 in Gèdre verhaftet und in das Gefängniß von Tarbes abgeführt. Robespierre's Sturz gab ihm die Freiheit wieder, und er konnte zu seinen Arbeiten und Lieblingsunternehmungen zurückkehren. Als Professor der Naturgeschichte an der Centralschule zu Tarbes blieb er dem Kreise seiner Wirksamkeit nahe. Das Jahr 1796 brachte ihm die Ernennung zum auswärtigen Mitgliede des Instituts. Die Frucht seiner Studien, die er jetzt mit vollem Enthusiasmus betrieb, sind die „Voyages au Mont-Perdu", die beste seiner Arbeiten über die Pyrenäen, ausgezeichnet durch glänzende Schilderungen der Gebirgslandschaft und reiche Ergebnisse an geologischen, mineralogischen und botanischen Forschungen. Dieses Werk erschien im Jahre 1801; den Gipfel des Mont-Perdu hat Ramond aber thatsächlich erst 1802 erreicht. Er hielt den Mont-Perdu für den höchsten Gipfel der Pyrenäen, ein Ruhm, den dieser Berg freilich später dem — übrigens nur 52 Meter höheren — Pic de Néthou in der Maladetta-Gruppe überlassen mußte. In Wirklichkeit zählt der Mont-Perdu erst an vierter Stelle unter den pyrenäischen Größen, da ihn auch der Pic de la Maladetta um zwei Meter und der der Maladetta-Gruppe nahe Pic Posets um fünfzehn Meter überragen.

Bei seinem ersten Versuch, den Mont-Perdu zu besteigen, mußte sich Ramond mit dem Ergebniß zufrieden geben, dessen Gipfel in nächster Nähe geschaut zu haben. Der Aufstieg wurde über Firnfelder und Eisflächen unternommen, deren Neigung schließlich sechzig Grad betrug. Mit größter Anstrengung und der Anspannung aller Kräfte erreichte er schließlich eine Scharte, vor der unvermittelt der ersehnte Gipfel auftauchte. Er wirkte wie eine gewaltige Offenbarung, überwältigend und furchtbar zugleich: Die Sonne war verhüllt, ein Nebelschleier hatte sich über die oberste Spitze des Mont-Perdu gelegt. Daneben ragte der thurmartige „Cylindre" mit abgestutztem Ende in den Himmel, dunkler und drohender noch als der „Verlorene Berg". Doch es nahte die Nacht, sie durfte den Wanderer in so unwirthlicher Höhe nicht überraschen. So mußte der Rückzug angetreten werden; er ließ den Eindruck eines beängstigenden Traumbildes zurück.

Das waren echt romantische Natureindrücke, gleich jenen, welche Horace Bénédict de Saussure bei seinen Mont-Blanc-Besteigungen empfand, und sie mußten bei den gleichgestimmten Zeitgenossen Widerhall finden.

Ein zweiter Versuch brachte Ramond seinem Ziele noch näher. Auch waren die Gipfel nicht verhüllt, vielmehr in vollen Sonnenglanz getaucht. Ein aufgethauter Eissee spiegelte den azurnen Himmel. Die Gletscher sprühten Funken, und der Gipfel des „verlorenen Berges" erglänzte in überirdischer Klarheit. Ramond meinte Aehnliches noch nie geschaut zu haben, selbst nicht in den hohen Alpen, die er durchstreift hatte zur Jugendzeit, wo doch Alles dem Menschen größer und schöner erscheint. Das, was ihm an dieser Stelle besonders imponirte, das waren die einfachen und ernsten Gestalten, die scharfen und kühnen Umrisse. Diese Felsen kamen ihm so kern-

gesund vor und so fest in sich begründet. Er staunte ihre gewaltige Mauer an, die amphitheatralisch gekrümmt, in mächtigen Stufen empor stieg und in himmelhohen Thürmen zum Zenith emporstrebte. Die Hand eines Riesen mußte Loth und Richtschnur an diesen Bau gelegt haben. Aehnliche Bildungen kommen im Bereiche des ewigen Eises sonst nicht vor. Man würde vergeblich in dem Urgebirge nach ihnen suchen, dort, wo zerklüftete Felswände oben in scharfe Spitzen auslaufen, unten in Trümmerfelder tauchen. Selbst Derjenige, der sich an dem Schauder solcher Bilder gesättigt hätte, würde hier neue und eigenartige Eindrücke empfangen. Auch wer den Mont-Blanc geschaut, müsse nach dem „Verlorenen Berge" noch pilgern.

Als Abgeordneter der Hautes-Pyrénées kehrte Ramond im Jahre 1800 nach Paris zurück, wo er sich alsbald die Gunst des ersten Consuls zu gewinnen wußte. Bonaparte war seit 1798 Mitglied des Instituts, wo er den Sitz Carnot's inne hatte. Er wohnte öfters den Sitzungen bei, die Ramond durch seine lebhaften und farbenreichen Schilderungen belebte. Er hielt es für angezeigt, diesen begabten Mann sich zu gewinnen, und förderte ihn auf jede Weise. Das sollte freilich nicht immer so bleiben, es kam vielmehr ein Augenblick, wo die Nähe eines so eindringlichen Beobachters, dessen witzige Worte oft wie Pfeile trafen, Bonaparte unbequem wurde. Er suchte Ramond daher von Paris zu entfernen, indem er ihn zum Präfecten von Puy-de-Dôme ernannte. Die Fassung dieser Ernennung war eine solche, daß sie keinen Widerspruch zuließ; Ramond soll scherzweise geäußert haben, er sei durch Steckbrief (lettres de cachet) zum Präfecten ernannt. Er ging somit nach Puy-de-Dôme, wurde dann aber auch für seine Gefügigkeit im Jahre 1810 von Napoleon zum Baron des Kaiserreichs erhoben. Doch vermochte er es nicht, in Puy-de-Dôme lange auszuhalten, und benutzte das Jahr 1813, um von seinem Posten zurückzutreten. Er lebte fortan nur noch seinen wissenschaftlichen Neigungen und widmete sich außerdem der Erziehung seines Sohnes, der einer Ehe mit der Tochter Dacier's, des lebenslänglichen Secretärs der „Académie des inscriptions et belles lettres", entsprossen war. Im Jahre 1814 hatte er den Schmerz, seine Manuscripte, die Frucht einer fünfzehnjährigen Arbeit, einzubüßen; sie wurden von Kosacken geraubt und vernichtet. Seine Hauptfreude bildete seit jener Zeit seine Sammlung, besonders sein pyrenäisches Herbar, von dem er noch kurz vor seinem Tode berichtet, daß es die Geschichte eines halben Jahrhunderts aus seinem Leben ihm vergegenwärtige. Er starb im Frühjahr 1827, und Cuvier war es, der im Institut die Gedächtnißrede auf ihn hielt.

Derselbe Impuls, der in dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts plötzlich so viele Reisende nach der Schweiz führte, hatte somit auch Ramond's fast leidenschaftliche Neigung zu den Pyrenäen geweckt. Andere Bewunderer der Berge folgten ihm nach. Die Thermen hörten auf, die einzigen Anziehungspunkte der Pyrenäen zu bilden, und es wurde auch ihre Schönheit Denen offenbart, die sie bisher mit gleichgültigen Augen betrachtet hatten. Schilderungen der pyrenäischen Landschaft und der Abenteuer, die man in diesen Bergen erlebt hatte, kamen jetzt auf die Tagesordnung. Oft verriethen

die Veröffentlichungen schon im Titel ihren überschwänglich sentimentalen Charakter. So das 1789 erschienene Buch von Florimont Boudon de Saint-Amans: „Voyage sentimental et pittoresque dans les Pyrénées". Der Ausgangspunkt auch dieser Reise war Barèges, die Wiege der pyrenäischen Literatur. Dort hatte sich im Jahre 1788 de Saint-Amans, der Officier gewesen war, mit Dusaulx, dem Uebersetzer des „Juvenal" und dem Mineralogen Passumot zusammengefunden, und sie beschlossen eine gemeinsame Reise durch die Berge. Ebenso wie Rousseau, sammelte de Saint-Amans Pflanzen, Passumot suchte Steine und Dusaulx machte „de belles réflexions". Dann schrieb Jeder ein Buch „suivant son génie". Wie hatten die Zeiten sich verändert! Wer hatte wohl früher theilnahmsvoll zu den Bergen empor geblickt! Zwar wurde thatsächlich, wie der Historiker de Thou uns berichtet[1]), schon 1582 vom Herzog François de Candale, einem nahen Verwandten Henri d'Albret's, Königs von Navarra, der Versuch gemacht, den Pic du Midi d'Ossau[2]) zu besteigen, doch nur weil die schwierige Aufgabe als solche ihn reizte. War doch dieser Berg der steilste unter denen, die man von Pau aus sehen konnte, und schien höher als alle anderen zu sein. Der Herzog wußte dann viel von den Schwierigkeiten zu erzählen, die er bei diesem Unternehmen zu überwinden hatte, doch der Natureindrücke, die er dabei empfing, hat er nicht gedacht. Ebenso wenig findet sich irgendwelche Andeutung der Art in den Briefen der Frau von Maintenon, der man Mangel an Geist oder Gefühl sonst nicht vorwerfen kann. In einem dieser Briefe, vom 8. Juli 1675, schreibt sie aus Barèges an d'Aubigné in Belfort: „Sie sehen, daß ich muthig bleibe, an einem Orte, der gräßlicher ist, als ich es Ihnen sagen kann; außerdem frieren wir hier, was unser Elend nur noch steigert"[3]). Auch noch im Jahre 1788 empfing eine „femme de bon ton" den Uebersetzer des Juvenal, Dusaulx, in Barèges mit der Frage, was er von den Bergen, diesen „horreurs", halte. Doch Dusaulx stand bereits unter dem Einfluß des aufkommenden Bergromantismus, war er doch der Mann, der die „belles réflexions" über die Pyrenäen machte, und so rief er entsetzt aus: „Des horreurs. Madame! Wagen Sie so etwas zu sagen, wo es sich um eines der verehrungswürdigsten Heiligthümer der Natur handelt!" — Und wie ganz anders als auf Frau von Maintenon wirkten die Pyrenäen im Jahre 1825 auf eine andere geistvolle Frau, George Sand, die im dritten Jahre ihrer Ehe mit dem Baron Dudevant in Bagnières de Bigorre weilte. Sie hatte damals ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht und berichtete begeistert an ihre Mutter: „Meine theure ‚petite Maman', die Pyrenäen erfüllen mich mit solchem Enthusiasmus, daß ich mein ganzes Leben nur noch von Bergen, von Grotten und Abgründen träumen werde."

---

[1]) Histoire universelle. Édition de 1734. Londres. p. 62. 63.

[2]) Le Pic du Midi de Pau ou d'Ossau. Par le Comte R. de Bouillé. Annuaire du Club alpin français. XII. 1885.

[3]) Vergl. Correspondance générale de Madame de Maintenon, publiée pour la première fois sur les autographes et les manuscrits authentiques par Théophile Lavallée. Bd. I, p. 280.

Die veränderte Würdigung der Gebirgslandschaft beeinflußte am Ende des 18. Jahrhunderts auch den Inhalt der für die Besucher der Thermen bestimmten Wegweiser. Piqué aus Lourdes veröffentlichte bereits im Jahre 1789 eine Art Reisehandbuch für die Pyrenäen. Den Schwerpunkt verlegte er zwar noch in die Bäder von Barèges und von Bagnières de Bigorre, über deren Wirkung er auf dem Titelblatt neue Aufschlüsse versprach, doch geleitete er den Reisenden auch schon in die Berge. So kam es, daß dieses Buch in wiederholter Auflage bis in das Jahr 1832 sich erhielt. Als erstes wirkliches Handbuch für Reisende in den Pyrenäen darf thatsächlich erst der Führer gelten, den La Boulinière, Unterpräfect von Estampes, im Jahre 1825 veröffentlicht hat. Zwar befaßte auch er sich in diesem Führer, so wie einst William Coxe in seinen Briefen über die Schweiz, vorwiegend mit den Sitten und Bräuchen des Landes, doch vernachlässigte er nicht ganz das Gebirge und wußte anziehende Bilder von ihm zu entwerfen. Im Jahre 1834 erschien dann das Reisehandbuch von Richard (Audin) in erster Auflage hatte auch Erfolg, wurde aber seit 1858 von dem weit besseren „Guide-Joanne“ verdrängt, den Adolphe Joanne, zuerst Advocat, hierauf Journalist und schließlich geographischer Schriftsteller, auf eigene Reiseerfahrungen gestützt, verfaßt und zu dem der Geograph Elisé Reclus die Einleitung geschrieben hat. Aber auch dieses in der That sehr gute und verläßliche Buch beginnt jetzt den weit handlicheren Bädecker'schen Führern zu weichen.

VI.

Eine alte Sage sucht den Namen der Pyrenäen von Pyrene, Tochter des Königs der Bebrycen, abzuleiten, die, von Herakles verführt und verlassen, in die Berge floh und dort die Beute wilder Thiere wurde[1]). Den Erinnerungen an Herakles, dessen Cultus von dem alten Melkart-Dienst der Phöniker abzustammen scheint, begegnet man überall in Spanien, und zu ihm mag auch diese Sage in Beziehung stehen[2]). Alle geographischen Nachrichten über die Pyrenäen blieben bis auf Polybius sehr dürftig und einander widersprechend. Dieser wußte aber bereits anzugeben, daß sie eine ununterbrochene Kette bilden, die vom Mittelmeer bis zum „äußeren Meer“, somit dem Atlantischen Ocean, sich erstreckt und die Iberer von den Kelten scheidet[3]). Dann aber kam die Vorstellung auf, daß diese Gebirgskette von Süden nach Norden gerichtet sei, wie Diodorus Siculus angibt und Strabo wiederholt, trotzdem inzwischen das Heer des Pompejus die Engpässe der östlichen Pyrenäen überschritten hatte. Auch den Legionen des Cäsar konnte es schwerlich verborgen bleiben, als sie über die Pyrenäen zogen, um Afranius zu bekämpfen, daß diese Bergkette von Osten nach Westen verlaufe. Dessen ungeachtet erhielt die irrthümliche Annahme sich weiter. Das theoretische Interesse für geographische Fragen bestand damals noch nicht und wurde im Wesentlichen erst

[1]) Silius Italicus. III, S. 420.
[2]) Camena d'Almeida. l. c. S. 28.
[3]) Polybius. III, S. 41, 39.

durch Strabo's Schriften geweckt. Für die Gebirgslandschaft als solche fehlte überhaupt jedes Verständniß, wie denn Sueton von Cäsar zu berichten weiß, daß er auf dem Wege durch die Alpen, als er von Gallien, wo er die Kreistage abgehalten hatte, zu seinem Heere zurückkehrte, eine grammaticalische Abhandlung „Von der Analogie" schrieb, die sich mit den Gesetzen der Sprachbildung und des Sprachgebrauchs befaßte [1]).

Erst Plinius [2]) kommt, wie einst Polybius, der Wahrheit wieder näher, und noch bestimmter thut dies im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Ptolemäus, der die Pyrenäen auch als die südliche Grenze von Gallien bezeichnet. Dann hört jeder weitere Fortschritt auf diesem Gebiete für lange Zeit auf, ja die alten falschen Angaben drängen sich sogar wieder in spätere Schriften ein.

Den Römern galten die Pyrenäen, ebenso wie die Alpen, zunächst für nicht überschreitbar. Es rief daher ein nicht geringes Entsetzen in Rom hervor, als Hannibal im Jahre 218 v. Chr. dieses Wagniß unternahm und mit 90 000 Mann Fußvolk, 12 000 Reitern und 37 Elephanten über die Pyrenäen und bald darauf auch über die Alpen zog. Dadurch hatten auf einmal Pyrenäen und Alpen für die Römer die Bedeutung einer Schutzmauer eingebüßt, sie erschienen vielmehr als gefährliche Ausfallsthore, die es nunmehr entsprechend zu befestigen und selbst zu verwerthen galt. Daher schon im nämlichen Jahre 218. v. Chr., in welchem Hannibal die Pyrenäen überschritten hatte, der römische Feldherr Gnaeus Scipio der Küste zwischen dem Ebro und den Pyrenäen sich bemächtigte und Hasdrubal, dem Bruder Hannibal's, den Weg verlegte, als Dieser 216 v. Chr. dem Befehl seines Bruders folgend, ihm eine Hülfsarmee über die Pyrenäen zuführen wollte [3]). Dies gelang Hasdrubal erst im Jahre 208 v. Chr., und zwar an dem Westende. Dort waren dem Anschein nach die Päße nicht besetzt, und Hasdrubal konnte über sie den besten Theil seiner Truppen, seine Kriegskasse und seine Elephanten führen. Vor Eintritt der schlechten Jahreszeit nahm er Winterquartier in Gallien [4]) und befand sich auch schon, Freunde und Feinde überraschend, im Jahre 207 auf der anderen Seite der Alpen, wo er freilich am Metaurus alsbald einen heldenmüthigen Tod fand. — Im Jahre 120 v. Chr. [5]) bauten die Römer den von Hannibal benutzten Pyrenäenpaß als Heerstraße aus [6]). Sie schloß an die alte Küstenstraße an, die von Rom bis zur Rhône führte, um durch das Gebirge über den Col de Perthus, „ad Pyrenaeum" nach Domitius Ahenobarbus zu gelangen. Als der Krieg mit den Allobrogern beendet war, erhielt diese Straße nach ihrem Urheber

---

[1]) Adolf Stahr, Sueton's Kaiserbiographien. 1857. S. 41.

[2]) Hist. natural. IV, 34.

[3]) Theodor Mommsen, Römische Geschichte. Bd. I, S. 613. Vierte Aufl. 1865. — Camena d'Almeida, Les Pyrénées. p. 67. — Bernhard Schwarz, Die Erschließung der Gebirge von den ältesten Zeiten bis auf Saussure. 1885. S. 244.

[4]) Mommsen, l. c. Bd. I, S. 643.

[5]) Mommsen, l. c. S. 656, 657.

[6]) Mommsen, l. c. Dritte Auflage. Bd. II, S. 166. 1861. — Camena d'Almeida, l. c. S. 67. — Bernhard Schwarz, l. c. S. 244.

Domitius Ahenobarbus, den Namen via Domitia. Sie brauchte nur 290 Meter aufzusteigen, um ihren Culminationspunkt am heutigen Mont Albères zu erreichen. Ihre Anlage am östlichen Ende der Pyrenäen entsprach auch dem nächsten Bedürfniß, da die mittleren und westlichen Pyrenäen selbst zu Cäsar's Zeit noch im unangefochtenen Besitz der Aquitaner sich befanden, „einer größeren Anzahl kleiner, wenig unter sich und noch weniger mit dem Auslande sich berührender Völkerschaften iberischer Abstammung[1]). Dieser ältesten römischen Straße über die Pyrenäen entspricht noch die heutige, die von Perpignan nach Figueras und Barcelona führt. Eine Heerstraße im Westen wurde demgemäß von den Römern auch weit später erst angelegt. Sie ging von Dax aus, den damaligen Aquae Tarbellicae, und setzte sich über Beneharnum, den heutigen Lescar und das Gebirge bis nach Jaca und Cäsaraugusta, dem heutigen Saragossa, fort, in welcher Augustus 27 v. Chr. eine Militärcolonie anlegte, und die er zur Bezirkshauptstadt erhob. Diese Straße überschritt die Gebirgskette bei „Summus Pyrenaeus", woraus der heutige Namen Somport entstand. Auch dieser Uebergang war gut gewählt, denn er steigt nur bis zu 1640 Metern empor, einer Höhe, die für diesen Theil der Kette als sehr mäßig gelten darf. Heute fährt von Oleron, das man mit der Bahn erreicht, die Post bis Jaca auf demselben Weg; in Jaca schließen aber die spanischen Bahnen an. Die dritte Straße endlich, die ebenfalls von Dax ausging, wandte sich ganz dem Westrande der Pyrenäen zu und überschritt ihn an einem anderen „Summus Pyrenaeus", um nach Pompaelo, dem jetzigen Pamplona, zu gelangen. Sie führte über das heutige Saint-Jean-Pied-de-Port, das baskische Donajou, das, dicht an der spanischen Grenze gelegen, den Ausgang des Roncevaux-Thales zu beschützen hat. Dieser Ort war der „Imus Pyrenaeus" im Itinerarium des Antonin; heute fährt man auf französischer Seite von Bayonne mit der Eisenbahn dahin. Von ihm aus steigt die Straße auf spanischem Gebiet in üppigen Buchenwäldern bis zum Port d'Inbañeta empor, wo sie bei 1057 Metern ihren höchsten Punkt erreicht.

Dem Handelsverkehr haben diese römischen Heerstraßen durch die Pyrenäen niemals in erheblichem Maße gedient. Das war schon durch die excentrische Lage Spaniens am europäischen Continent bedingt und vor Allem auch durch den Umstand, daß das Land, nach drei Seiten vom Meere umspült, naturgemäß auf die Seewege für seinen Verkehr mit den anderen Völkern angewiesen war. Im Wesentlichen ist es auch heute noch so geblieben. Lebhaftere Handelsbeziehungen werden nur durch die beiden Eisenbahnlinien unterhalten, die am Ost- und Westrande der Kette verlaufen. Zu einer ähnlichen Bedeutung wie in den Alpen können es auch diese Bahnen niemals bringen, da sie der Hauptsache nach doch nur Frankreich und Spanien verbinden, dem Weltverkehr aber kaum jemals dienen werden.

Hingegen ist auf den römischen Heerstraßen durch die Pyrenäen auch später noch manches Heer gezogen, und lange Pilgerzüge haben im Mittel-

[1]) Mommsen, l. c. Dritte Auflage. Bd. III, S. 228. 1861.

alter auf ihnen sich bewegt. Im Jahre 732 benutzte Abdur Rahmân die beiden westlichen Straßen, um mit seinem mächtigen Saracenenheer in Frankreich einzufallen. Angefochtenen Berichten nach soll im Thale von Roncevaux oder Roncevalles, also auf der westlichsten dieser Straßen, am 15. August 778 die Nachhut Karl's des Großen, die vor den Saracenen wich, durch die Basken überfallen und vernichtet worden sein. Die Basken hätten in einer engen Schlucht sich in Hinterhalt gelegt und das ganze Heer unter herabgewälzten Felsblöcken begraben. Dabei ließ die Sage den Paladin Roland und den Erzbischof Turpin, der ihm zur Seite focht, den Heldentod finden. Der Fremde, der diese Gegend heute bereist, wird freilich vergeblich im Thale von Roncevaux nach dem wilden Felsenthal suchen, in welches sich dieses Drama verlegen ließe. Man erblickt auch nicht einen Felsen, von dem das Hinabstürzen solcher Steinblöcke möglich wäre[1]). Auch jene Schlucht ist nicht zu finden, aus deren Tiefe Roland zum letzten Mal sein Elfenbeinhorn hätte ertönen lassen können. Die Landschaft ist überall gleich lieblich, macht an allen Orten denselben friedlichen Eindruck. Unfern von Roncevaux ist übrigens ein anderer Ort noch mit der Rolandssage verknüpft. Nicht weit von den lieblichen Thermen von Cambo, die zwischen Bayonne und Saint-Jean-Pied-de-Port liegen, gelangt man von Itsatsau durch Obstgärten, die geschätzte Früchte tragen, und durch Wälder von Edelcastanien in eine malerische Felsenschlucht, die leider durch den Eisenbahnbau jetzt gelitten hat. Dort ist dicht über der reizenden Nive, wo der alte Weg einst führte, ein Bogengang aus dem Fels gebrochen. Der Paladin Roland vollbrachte diese That, indem er mit dem Fuße gegen den Felsen stieß. So sind Spuren der Rolandssage über das ganze Gebirge verstreut.

Während alle Nachrichten über Roland's Niederlage bei Roncevaux in mystisches Dunkel gehüllt sind, scheint aus den Chronisten hervorzugehen, daß ein fränkisches Heer, das 822 von Pamplona zurückkehrte, in diesem Thale von Saracenen und Basken überfallen und vollständig vernichtet wurde. Und selbst noch zur Zeit der Republik und des ersten Kaiserreichs war dieser Paß der Schauplatz blutiger Kämpfe. Im Jahre 1794 wurde der Herzog von Ossuna dort von dem General Marbot geschlagen. Im October 1813 durchschritt der Maréchal Soult an der Spitze von 35 000 Mann den Engpaß, um Pamplona zu entsetzen. Er überraschte 18 000 Engländer innerhalb des Thales von Roncevaux und schlug sie aufs Haupt, stieß aber bei ihrer Verfolgung auf die englische Hauptmacht und erlitt bei [illegible] So rauren eine blutige Niederlage. Denselben Weg durch den Engpaß nahm Wellington, ohne daß die Vauban'schen Befestigungen bei Saint-Jean-Pied-de-Port ihn hätten aufhalten können. Und doch war Vauban, der große Festungsbaumeister Ludwig's XIV., gerade besonders stolz auf diese seine Citadelle gewesen, die er als sein „Bijou", seine „Bonbonnière" zu bezeichnen liebte! — Heute ist Saint-Jean-Pied-de-Port eine völlig andere Aufgabe zugefallen. Es

[1]) Elisée Reclus, Les Basques, un peuple qui s'en va. Revue des Deux Mondes. Bd. 68, p. 317. 1869.

ist zu einem geistigen Mittelpunkt baskischen Lebens geworden. Vom 15. bis zum 18. August werden hier Feste abgehalten, bei welchen baskische Orchester auftreten und im Freien getanzt wird. Die berühmtesten baskischen Ballspieler finden sich dann ein, um an Geschick zu wetteifern, während Improvisatoren um den Preis in baskischer Poesie sich bewerben.

Schwerlich hätten die Römer aber voraussehen können, daß auf ihren pyrenäischen Heerstraßen auch große Scharen christlicher Pilger, fromme Lieder singend, mit dem Jakobstab in der Hand und mit Muschelschmuck am Kleid, sich bewegen würden. „Jakobsbrüder" genannt, zogen sie auf den beiden westlichen Straßen nach Santiago di Compostela, einstmaliger Hauptstadt von Galicien, zum wunderthätigen Grabe des Apostels Jacobus. Diese Wallfahrten begannen, als den Pilgern der Weg zum heiligen Grabe von Jerusalem verlegt wurde. Bis tief nach Frankreich, ja selbst bis nach Deutschland hinein reichten die Hospize, bestimmt, die nach Santiago di Compostela wandernden Pilger aufzunehmen. Ein solches Hospiz wurde auch unter dem Somport auf einem Felsen von Gaston, Vicomte de Béarne, im Jahre 1108 erbaut, und der Weg führt heute noch unter seinen Trümmern; es hieß Santa Christina. Die Abtei von Roncevaux, an der anderen Straße, suchte ihre Gründung auf Karl den Großen zurückzuführen, und ihr Ruhm reichte über ganz Europa. Die vorbei ziehenden Pilger wurden im Kloster und Hospiz durch Ordensritter empfangen und beherbergt, die ein krummes Kreuz an Stelle des Griffes am Schwerte trugen. Nach der Kirche von Roncevaux pilgert auch heute noch in Scharen das umgebende Volk. Denn diese Kirche bewahrt über dem Hochaltar eine wunderthätige Mutter Gottes. In goldgestickte Gewänder gekleidet und mit Edelsteinen geschmückt, ist die Statue selbst aus Silber gearbeitet, und zwar, wie man neuerdings feststellte, ein Werk toulousischer Goldschmiede aus dem vierzehnten Jahrhundert. Die meisten Erzeugnisse jener Kunst sind zur Revolutionszeit zerstört worden, daher die Marienstatue von Roncevaux neuerdings auch eine kunsthistorische Bedeutung gewonnen hat.

Heute kommt man leicht nach Roncevaux; anders im Mittelalter, als die Pilger über diesen Ort nach Santiago di Compostela zogen. Die beiden westlichen pyrenäischen Straßen befanden sich damals in der Gewalt räuberischer Stämme, und von diesen wurden auch die Wallfahrer nicht verschont Ueber die Schreckensherrschaft der Basken in jener Gegend berichtet uns ein französischer Pilger, Armeric Picaud, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Die Basken wären damals schon, so gibt er an, gute Katholiken gewesen, doch so weit nur, als es sich um eifrige Befolgung des Gottesdienstes handelte. Denn sie beuteten gewissenlos die Reisenden aus und beraubten sie nicht selten ihrer Habe[1]). Da die Pilgerzüge mit der Zeit auch anfingen, Handelszwecken zu dienen, so reizten sie die Habgier der Basken noch mehr, was dazu führte, daß man sich schließlich von dem westlichen Rande der Pyrenäen dem östlichen zuwandte, um ihn, ebenfalls auf römischer Straße, am Col du

[1]) Julien Vinson, Les Basques et le Pays Basque. 1882. p. 34.

Perthus zu überschreiten. Damit dürfte zusammenhängen, daß der Montserrat als Wallfahrtsort aufkam und Santiago di Compostela im Laufe des 16. Jahrhunderts überflügelte; am Ende desselben war dieser Weg für Pilger der gebräuchlichste geworden[1]).

In ihrem mittleren Theile haben die Pyrenäen nie einem regeren Verkehr dienen können, denn auf einer zweihundert Kilometer langen Strecke bieten sie dem Uebergang große Hindernisse, nicht allein wegen der bedeutenden Höhe, in der die Pässe liegen, sondern auch wegen der Steilheit der Abhänge, die zu ihnen führen. Im Winter, wenn der Schnee die Pässe füllt, werden die Central Pyrenäen in eine unübersteigbare Mauer verwandelt. So kommt es, daß sie heute noch wie vor Zeiten die beiden angrenzenden Völker scharf trennen, und daß man zu beiden Seiten der Pässe völlig verschiedene Trachten und Gebräuche findet. Selbst Ende Juni kann angehäufter Schnee den Uebergang noch erschweren, so daß oft nur wenige Monate im Jahr für den ungehemmten Verkehr bleiben.

VII.

Mit dem Namen „Pyrenäen" pflegt man im Allgemeinen nur den Theil der Gebirgskette zu bezeichnen, der Frankreich von Spanien scheidet. Thatsächlich gehören aber demselben Gebirgszug auch die kantabrischen und asturischen Gebirge an, deren letzte Ausläufer sich bis in die Gegend von Oviedo verfolgen lassen[2]). Die eigentlichen Pyrenäen werden von ihrer spanischen Fortsetzung durch die Vertiefung getrennt, welche dem inneren Winkel des biscaischen Meerbusens folgt und von der Eisenbahn durcheilt wird, die Bayonne mit Madrid verbindet. Sie sind demnach etwa 435 Kilometer lang und reichen vom Kap Figuier, das von den Fluthen des Atlantischen Oceans am biscaischen Meerbusen bespült wird, bis zum felsigen Kap Creus, das sich in das blaue Mittelmeer senkt. Man suchte früher diese Gebirgskette sich in Gestalt eines Farnblattes oder Fischgerippes vorzustellen; in Wirklichkeit ist es ein System von Falten, die entweder der Hauptrichtung der Kette folgen oder etwas schräg zu ihr verlaufen. In dem östlichen Theil des Gebirges verliert sich die bis dahin vorherrschende Einheit des Kammes, und er theilt sich in mehrere aus einander laufende Aeste. Geradeaus zum Mittelmeer ziehen an der französisch-spanischen Grenze die Monts Albères hin, um in schroffem Vorgebirge dort abzustürzen. Eine nördlichere Richtung schlägt die Kette des Canigou ein, und noch weiter gegen Norden breiten sich die vielverzweigten Corbières aus, die, nicht halb so hoch wie das

[1]) Camena d'Almeida, Les Pyrénées. Développement de la connaissance géographique de la chaîne. 1893—94. p. 94.

[2]) Ferdinand Zirkel, Physiographische Skizzen aus den Pyrenäen, in „Das Ausland", 1867, S. 265, 295, 321. — Elisée Reclus, A. Lequetre und Franz Schrader, Introduction zu den Guides-Joanne für die Pyrenäen. 1897. — Außerdem Aufsätze von de Margerie und Franz Schrader im „Annuaire du Club alpin français", von Penck in den „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig" und dem „Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in München" und von Anderen.

Canigou, den Uebergang zum französischen Centralplateau vermitteln. Wie in den Alpen und Karpathen hat auch in den Pyrenäen die ursprüngliche Gestalt des Gebirges durch den Einfluß der Atmosphärilien und der fließenden Gewässer starke Veränderungen erfahren. Abgerundete Formen wurden zerklüftet, schroffe Gipfel bloßgelegt, ein großer Theil des Gebirges zu Thale und weiter ins Meer getragen. So sind die weiten Flächen entstanden, die unter dem Namen der „Landes" sich nordwärts von den Pyrenäen bis zum Ocean hinziehen. Sie bilden eine nach dem Meere zu schwach abfallende Ebene, die erst an dem Rande der Lagunen und der Dünen ihren Abschluß findet. Dieses ganze Land ist Alluvialboden, der dem Leibe der Pyrenäen entstammt. Von wilden Wasserfluthen durchfurcht, haben die Abhänge der Pyrenäen dauernd Kies und Sand zu Thal getragen. Die beschwichtigten Gewässer lagerten im weiteren Verlauf dort den Rest ihrer sandigen Bestandtheile in fast horizontalen Schichten ab. Diese Landbildung begann zu Ende der Tertiärzeit, hielt in der Quartärzeit an und dauert noch fort. Man hat sie von ihrer Ursprungsstelle in den Pyrenäen, von den Orten an, wo die Zertrümmerung des Gesteins sich vollzieht, bis zu den Thalwegen und den Hochebenen verfolgt, durch welche die Garonne, der Adour und der Gave de Pau fließen. Am Fuße der Berge zeigen die Anschwemmungen noch grobes Gefüge, dann werden sie immer feiner und füllen in diesem Zustand den Meerbusen von Biscaya langsam aus.

Die Pyrenäen steigen vom Atlantischen Ocean allmählich auf, erheben sich hingegen am Mittelmeer ziemlich plötzlich. Es ist vier Mal so weit vom Ocean zu dem 2885 Meter hohen Pic du Midi d'Ossau als vom Mittelmeer zu dem 2785 Meter hohen Canigou. Da die jetzige Gestalt des Gebirges durch die atmosphärischen Einflüsse bestimmt wurde, so ist es begreiflich, daß sie mannigfache Unregelmäßigkeit aufweist. Denn die Eingriffe und Widerstände waren nicht überall die gleichen und auch die Bedingungen für die Abtragung der Massen sehr verschieden. So kommt es, daß die höchsten Gipfel nicht dem Hauptkamm angehören. Nur von dem 3298 Meter hohen Vignemale fließen die Gewässer nach den beiden entgegengesetzten Seiten der Hauptkette ab. Der 3352 Meter hohe Mont-Perdu liegt südlich von der Hauptkette, südlicher noch der Pic des Posets, der 3367 Meter mißt, und so auch in seiner Nähe der Beherrscher aller pyrenäischen Gipfel, der 3404 Meter hohe Pic de Néthou in der Maladetta. Sie alle befinden sich bereits auf spanischem Gebiet. Außerdem bilden die Posets und die Maladetta abgetrennte Gebirgsmassen, und nur der Mont Perdu hängt durch den Marboré mit der Hauptkette zusammen. Auf französischer Seite steigt andererseits der Pic du Midi de Bigorre abseits von der Hauptkette 2877 Meter empor. Er überragt die südlicher verlaufende Hauptkette so bedeutend, daß man über sie, von seinem Gipfel, den Cotiella sehen kann, einen isolirten Berg, der zwanzig Kilometer von der Hauptkette in Spanien sich erhebt.

Die einfache Gliederung der pyrenäischen Kette bedingt es, daß große Seen ihr abgehen; denn alle Seen, denen man in Höhen von 1500—2500 Metern begegnet, zeigen nur geringe Ausdehnung. Meist sind es nur becken-

artige Vertiefungen, die, mit geschmolzenem Schneewasser gefüllt, alljährlich ihre Gestalt und Größe ändern. Manche dieser kleinen Seen freilich sind auffallend lieblich und leuchten wie Juwelen aus der Umrahmung dunkler Edeltannen hervor; andere wiederum liegen wild im nackten Gestein und zaubern uns ganz ähnliche Bilder wie die Meeresaugen der Hohen Tatra vor die Seele. Oft folgen ganze Reihen solcher Seen auf einander, immer tiefer ins Thal hinab steigend. Ihr Wasser ist durch eine Moräne eingedämmt, oder es füllt ein Becken aus, das der Gletscher einst im festen Gestein aushöhlte. Sie ruhen in Granit und altem metamorphischem Schiefer, während der Kalkstein sie nicht zu fesseln vermag. Daher man vergeblich nach Seen sucht in der Umgebung des Mont-Perdu, wo Alles aus Kalkstein besteht. Von den Bergen stürzen Felsblöcke unaufhörlich in diese Seen hinab; Bäche füllen sie mit Geröll, daher viele von ihnen schon geschwunden sind und auch die anderen nicht endlos fortbestehen werden [1]).

Der geologische Aufbau der pyrenäischen Gebirgskette ist nicht minder einfach als ihre Gestaltung, weit einfacher als der Aufbau der Alpen. Das Gerüst der Kette besteht aus Granit und krystallinischen Schiefern, die im östlichen Theile des Gebirges fast überall nackend zu Tage treten. Im Westen zeigen sie sich nur vereinzelt und bilden dort gleichsam Inseln, die von Gestein anderer Formationen umfaßt sind. In mächtiger Ausbildung tritt uns die Granitmasse der Pyrenäen in der Maladetta Gruppe entgegen. — An den Granit schließen gegen Norden und Süden steil aufgerichtete Schichten der Cambrischen-, Silur- und Devonformation an. Die berühmten Marmorarten der Pyrenäen sind vorwiegend devonischen Ursprungs. Auch die Steinkohlenformation ist auf beiden Seiten der Kette in kohlenführenden Ablagerungen vertreten, denen aber eine namhaftere Bedeutung in technischer Beziehung nicht zukommt. Mächtiger als diese Formation sind Trias, Jura und Kreide in den Pyrenäen, Jura besonders an ihrer Nordseite, vertreten. Alle diese Erdschichten, sowie auch das ihnen aufgelagerte Eocän sind stark gefaltet und verworfen, und an der Südseite sieht man selbst die dem Tertiär angehörenden eocänen Schichten die Gipfel des Mont-Perdu in 3352 Meter Höhe bilden. Dort gerieth Ramond in wahre Extase, als er Versteinerungen erblickte, die aus dem Nummulitenkalk heraus ragten; Versteinerungen in solcher Höhe, — wer hätte das je geträumt! Also waren diese Gipfel nicht Urgestein, sondern ihre Schichten einst in der Tiefe des Meeres entstanden! Das sah Ramond im Jahre 1797 bei seinem zweiten Versuch, den Gipfel des Mont-Perdu zu erreichen, und er fühlte sich überglücklich in dem Gedanken, seinerseits auch festgestellt zu haben, daß die obersten Gipfel eines Gebirges nicht seine ältesten Theile zu sein brauchen [2]). — Während die Falten des Eocäns bis zu dieser Höhe hinauf reichen, lagern die jüngeren Schichten des Tertiär, das Miocän, am Nord- wie am Südabhang horizontal allen älteren Bildungen auf. Also standen die Pyrenäen schon da, als das Zeitalter des Miocäns

[1]) Albrecht Penck, Die Eiszeit in den Pyrenäen. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1881. Leipzig 1882. S. 216.

[2]) Voyage au Mont-Perdu. p. 74.

hereinbrach. Aus den gegenseitigen Beziehungen der Schichten leitet der menschliche Geist ihre Aufeinanderfolge ab, sucht aus ihrem Verhalten die Vergangenheit der Erde zu entschleiern. Greifen auch seine Schlüsse weit über das enge Gebiet seiner Geschichte, ja selbst seines Ursprungs zurück, so baut er doch auf sie mit jener Zuversicht, welche ihm das Vertrauen auf die Allgemeingültigkeit seiner logischen Denkformen bringt. Denn die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß er es wagen darf, mit seinen Gedanken selbst über unsere Erde hinaus sich in das Weltall zu erheben, daß er es vermag, dort die Bahnen der Weltkörper zu berechnen und ihr Eintreffen in unsern Gesichtskreis vorauszusehen.

Alpen, Jura und Karpathen sind etwas jünger als das pyrenäische Gebirge. Denn erst durch die am Schluß der Tertiärzeit, im Pliocän, vollzogenen Faltungen haben sie ihre volle Höhe erreicht[1]). Daß die Ausgestaltung der Pyrenäen auch von Eruptionen begleitet war, zeigen namentlich Ophite (Diabase) und Quarzporphyr uns an. Die körnigen, dichten, dunkelgrünen Ophite drängten besonders häufig sich vor, und Quarzporphyr war es, der den steilen Pic du Midi d'Osseau gebar. Wo Ophite auftauchten, stellten sich auch Gips- und Soolquellen ein, während da, wo der Granit mit dem Silur und Devon sich berührt, jene Schwefelquellen entspringen, denen die Pyrenäen schon im Alterthum ihren Ruhm verdankten. Gegen tausend solcher Thermen werden gezählt, und besonders der Nordabhang ist es, der sie reichlich birgt.

VIII.

Schon bei Strabo finden die onesischen Thermen Erwähnung. Bagnières de Luchon beansprucht die Ehre, unter dieser Bezeichnung gemeint zu sein. Sicher läßt sich das freilich nicht beweisen, doch haben zahlreiche Funde erhärtet, daß Luchon den Römern wirklich bekannt war. Plinius[2]) weiß nur eine Therme aus dieser Gegend zu nennen, nämlich die warme Quelle von Dax im Lande der Tarbellen, die schon ziemlich entfernt von der Hauptkette liegt. Auf die im Gebirge selbst befindlichen Quellen deutet er nur hin, ohne sie näher zu bezeichnen. Die Badeorte in den Pyrenäen kamen thatsächlich erst später bei den Römern in Aufnahme. Für ihre Benutzung zeugen die Funde, die vom östlichen Rande des Gebirges bis weit nach Westen gemacht wurden. So in dem jetzigen Badeorte Amélie-les-Bains, den man von Perpignan aus über Céret in einigen Stunden erreicht; dann nördlich von Andorra in Aix, das seinen Namen von Aquae ableitet; dann in dem schon erwähnten Bagnières de Luchon, dann in den Aquae Bigorrionum Balneariae, dem heutigen Bagnières de Bigorre. In Bagnières de Luchon wie in Bagnières de Bigorre verkünden aufgefundene Inschriften, daß diese Thermen ihre Heilkraft wie auf die heutigen Badegäste so auch auf die Römer schon ausübten. In solchen Widmungen wird vor Allem den Nymphen für die

[1]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1896, Bd. LXXXIX, S. 225 und 1897, Bd. XCIII, S. 253.

[2]) Hist. nat. XXXI, II. 1.

vollzogene Genesung gedankt. In Bagnières de Luchon hat ein Geheilter auch des Gottes Lixon dankbar gedacht. Unter dem Schutze dieses Gottes soll zur gallischen Zeit diese Gegend gestanden haben, und der Name Luchon wird auf ihn zurückgeführt. In Bagnières de Bigorre fand man im Jahre 1823 an der Stelle, wo einst die Thermen standen, Säulen, Capitäle, mit Marmor ausgekleidete Wasserbehälter, welche dafür zeugen, daß für die Bedürfnisse sowohl kranker als auch nur gelangweilter Sterblicher in den römischen Bädern hinreichend gesorgt war. Aus der großen Zahl aufgefundener Medaillen geht hervor, daß die Glanzperiode des Badeortes in die Zeit der ersten römischen Kaiser fiel. Auch ein Tempel zu Ehren von Augustus wurde an diesem Ort errichtet, um später als Kirche dem heiligen Martin geweiht zu werden.

Die Anziehungskraft der Badeorte war im Alterthum fast ebenso stark wie jetzt[1]), und hieraus erklärt sich, daß man die Mehrzahl der jetzt benutzten Thermen damals schon kannte. Abgesehen von der Wirkung, welche warme Mineralquellen auf den Kranken wirklich ausübten, waren die Aerzte des Alterthums auch bereits der Meinung, daß Klimawechsel bei vielen Uebeln sehr wohlthätig sei. Für Schwindsüchtige galten, wie in jetziger Zeit, weite Seereisen als sehr heilsam. Nicht minder wurde der Aufenthalt in Nadelholzwäldern Kranken oft empfohlen, ganz wie es wegen des hohen Ozongehaltes, den die Luft dort aufweist, heute noch geschieht.

Ein bewegtes Leben muß somit zur Sommerzeit in den Badeorten der Pyrenäen, besonders im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr., geherrscht haben. Im übrigen Gebirge war es hingegen still und öde. Denn von den steilen Felsgipfeln, den Schneefeldern und Gletschern fühlte sich die antike Welt nicht angezogen. Dort hausten allenfalls nur Bergleute, bestrebt, dem Schoß der Erde Reichthümer abzuzwingen, und Soldaten, um die militärischen Straßen zu bewachen. Dann aber vereinsamten auch Bäder, Bergwerke und Heerstraßen, und erst gegen Ende des Mittelalters begann ein neuer Zufluß nach den Thermen sich einzustellen. Außer den Pilgern, die nach den Wallfahrtsorten zogen, waren es somit die Kranken, die sich zuerst wieder in den Pyrenäen einfanden. Das Landvolk mag die Thermen von Cauterets vielleicht dauernd benutzt haben, da bei der Schenkung Cauterets's an die Abtei von Saint-Savin im Jahre 945 dieser bereits die Verpflichtung auferlegt wurde, für Krankenwohnungen dort zu sorgen. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stieg der Ruhm von Cauterets ganz bedeutend, als die Königin Margarethe, Gemahlin Henri d'Albret's, Königs von Navarra, und Schwester Franz' I., es zu ihrem Aufenthaltsort wählte. Sie war dort stets von Dichtern, Musikern und Gelehrten umgeben und führte glänzenden Hof. Oft wird auch behauptet, sie habe dort den „Heptaméron des nouvelles" geschrieben, diese einst berühmte Sammlung von Erzählungen, die sich im Geschmack des Boccaccio'schen „Decamerone" bewegen. Thatsächlich ist der Ent-

[1]) Ludwig Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. Zweiter Theil. Vierte Auflage. 1889. S. 93.

stehungsort des „Heptaméron“ aber Sarrance in der Vallée d'Aspe gewesen, wo die Königin weilte, um die Vollendung einer Brücke abzuwarten, über die sie nach Oléron gelangen sollte. Das hat sie in der Einleitung zum „Heptaméron“ selbst angegeben. Dort heißt es, daß sich in Cauterets in den ersten Tagen des September verschiedene Personen zur Kur eingefunden hätten, die Einen, um Quellwasser zu trinken, die Anderen, um in diesem Wasser oder in Schlamm zu baden. Die Wirkung dieser Mittel sei so wunderbar, daß Kranke, die von Aerzten aufgegeben sind, geheilt heimkehren. Bei der Rückreise habe dann der ausgetretene Gave im Thale von Argelès die Badegäste aufgehalten. Sie begaben sich zum Abt von Saint-Savin, der sie mit Pferden und mit guten Führern versorgte, so daß sie in voller Sicherheit über den Berg nach Sarrance gelangen konnten. Dort nun, auf die Vollendung der Brücke wartend, versammelte sich diese Gesellschaft täglich am Flusse auf einer schönen Wiese, wo ihr durch Erzählung fröhlicher Geschichten die Zeit rasch verging[1]). — Man kann sich füglich heute kaum vorstellen, daß derartige Novellen, wie sie der „Heptaméron“ enthält, von einer Prinzessin verfaßt werden konnten, die in so hohem Ansehen stand und als eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit galt. Sie dichtete und trieb Theologie, verstand Griechisch und hatte Hebräisch gelernt, neigte sehr zur kirchlichen Reform, so daß Calvin, als er 1534 aus Paris flüchten mußte, sich zu ihr auf das Stammschloß der d'Albret, nach Nérac, begab. Sie war mild und gütig, dabei sehr entschlossen, so daß Franz I. ihren Bemühungen vor Allem seine Befreiung aus der spanischen Gefangenschaft verdankte. Da staunt man nun über den Inhalt des „Heptaméron“, dieser Erzählungen, in welchen betrogene Ehemänner und ausschweifende Mönche die Hauptrolle spielen. Die Sitten haben sich eben geändert, und was heute als anstößig gilt, verletzte damals nicht den Anstand. Daß alle Personen ihrer Umgebung den „Decamerone“ gelesen hätten, nimmt die Königin in der Einleitung zum „Heptaméron“ als selbstverständlich an; sie fügt hinzu, daß der König Franz, Erster seines Namens, der Dauphin und seine Gemahlin, sie selbst eine so hohe Bewunderung für Boccaccio hegten, daß er vor Freuden auferstehen müßte, könnte er das vernehmen. Sofern man Benvenuto Cellini's Berichten Glauben schenken darf, hätte die Herzogin von Ferrara Gespräche angehört, vor denen eine Küchenmagd, wie uns Taine versichert, heute erröthen würde. Die Hofdamen der Katharina von Medici sangen aus vollem Halse solche Lieder, wie sie jetzt Männer, selbst im angeheiterten Zustande, sich nicht gestatten würden. Um die nämliche Zeit konnte sich Heinrich VIII. von England, als er Franz I. im Lager von Drap d'Or begrüßte, einen Scherz erlauben, der bei einer heutigen Monarchenbegegnung wohl wenig Anklang finden würde. Er umfaßte nämlich unerwartet Franz I. mit den Armen und suchte ihn umzuwerfen; doch Franz I., der sehr gewandt war, stellte ihm ein Bein, so daß er es war, der zu Boden fiel[2]).

[1]) L'Heptaméron des Nouvelles de la très haute et très illustre princesse Marguerite d'Angoulème. Die erste Auflage erschien 1558 und 1559. Uns lag eine Ausgabe von P. L. Jacob aus dem Jahre 1858 vor.

[2]) H. Taine, Voyage aux Pyrénées. IX. Édit. 1881. p. 202.

Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts kam auch Bagnières de Bigorre, das zur römischen Zeit so geblüht hatte, wieder „en vogue“. Jeanne d'Albret, die Tochter der Margarethe von Navarra und Mutter Heinrich's IV., fand dort Linderung ihrer Leiden und spendete zum Dank dafür dem Ort ein großes Bassin und zwei mit Bäumen bepflanzte Alleen. Bald darauf kam Bagnières de Bigorre in allgemeine Aufnahme bei dem südfranzösischen Adel. Auch Montaigne, dieser epikuräische Philosoph, weilte dort gern. „Ich wähle mit Vorliebe,“ so schrieb er zu jener Zeit, „solche Badeorte zu meinem Aufenthalte aus, die mir besondere Annehmlichkeiten, vor Allem gute Kost und gute Gesellschaft, bieten. So finde ich es in den Bädern von Bagnières in Frankreich, so in den Bädern von Plombières an der Grenze von Deutschland und Lothringen, so in den Bädern von Baden in der Schweiz und von Lucca in Toscana“ [1]). — Der Erfolg von Bagnières de Bigorre wurde später durch wiederholte Epidemien beeinträchtigt und dann durch ein Erdbeben, das einen Theil des Ortes zerstörte, ganz in Frage gestellt. Doch vergaß man dieses Unheil mit der Zeit, und der alte Erfolg kehrte wieder. Mit ihm stellten sich auch manche Mißstände ein. So klagte Dusaulx[2]) im Jahre 1788 über die Sittenlosigkeit, die hier herrschte. Im Casino wurde mit hohem Einsatz gespielt; „trente et un“, Roulette und „le creps“ waren von elf Uhr Morgens bis elf Uhr Abends im Gange. Aus dem Vauxhall drang ununterbrochen ein wüster Lärm. Auf den Promenaden trieben sich geschminkte und gepuderte Mädchen von bedenklichem Aussehen herum. Dem exaltirten Bergbewunderer jener Zeit erschien das wie eine Entweihung, und er wandte sich ab von diesem Ort der Verderbniß. Er verglich ihn mit jener Vorstadt von Antiochia, die der Daphne geweiht war, mit Canope bei Alexandria und mit Bajä in Italien, die im Alterthum durch die Genüsse, die sie darboten, und die Ausschweifungen, die sie ermöglichten, berühmt und berüchtigt waren. Auch zu der Zeit, wo George Sand in Bagnières de Bigorre verweilte, galt dieses als das fashionabelste Bad der Pyrenäen, das Stelldichein aller „Opulents“. Später mußte es das Scepter der Mode an Bagnières de Luchon und an Cauterets abtreten.

Im Innern der Berge blieb bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Unsicherheit so groß, daß die Besucher der Badeorte sich aus diesen kaum hinaus wagen durften. Der berühmte Botaniker Joseph Piton de Tournefort, der in den Jahren 1681, 1685 und 1688 die Pyrenäen durchforschte, wurde dort wiederholt ausgeraubt. Schließlich suchte er seine Baarschaft dadurch zu sichern, daß er sie im Innern des Schwarzbrotes verbarg, mit dem er sich nährte. — Räuberbanden beherrschten die Pässe und bedrohten selbst die Bewohner der tiefer gelegenen Dörfer. Diese verbanden sich zur gemeinsamen Abwehr und lieferten den Räubern wiederholt regelrechte

[1]) Les Essais de Montaigne, publiés, d'après l'édition de 1588, avec les variantes de 1595 par H. Motheau et D. Jouaust. T. V. 1887. p. 146.

[2]) Voyage à Barèges et dans les Hautes Pyrénées, fait en 1788. Bd. II. 1896. p. 326; auch Aubin-Louis Millin, Voyage dans les départements du midi de la France. Tome IV. 1811. p. 493.

Schlachten. Erst mit dem Fall der alten Monarchie, am Ende des 18. Jahrhunderts besserten sich diese Zustände. Sie änderten sich freilich nur an dem nördlichen Abhang, nicht an dem südlichen, der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts fast terra incognita blieb. Ist doch erst im Jahre 1882 der größte See an der Südseite der Pyrenäen entdeckt worden! Da die südlichen Abhänge der Pyrenäen an Schönheit nicht mit dem nördlichen wetteifern können, so wird ihr Besuch wohl dauernd schwach und ihre Kenntniß wohl lange noch unvollkommen bleiben. Wirklich malerische Punkte sind an jener Seite verhältnißmäßig selten; einzelne unter ihnen zeichnen sich freilich durch hoch romantische Wildheit aus. Vorwiegend hat man dort aber abgerundete Kuppen, wellige Höhenzüge, große sterile Flächen vor Augen. Manchmal glaubt man fast in der Sahara zu sein und wird dann lebhaft an den Ausspruch erinnert, daß südlich von den Pyrenäen Afrika beginne. Hin und wieder sieht man mit Oelbäumen bepflanzte Terrassen, doch der Gesammteindruck bleibt im Allgemeinen einförmig und traurig, trotz der blendenden Sonne.

Der Wald, der einst die Pyrenäen fast vollständig bedeckte, ist im Laufe der Zeiten stark zurückgedrängt worden. Leider herrschte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auch in den Wäldern der nördlichen Seite arge Mißwirthschaft und beraubte die Berge eines Schmuckes, dessen sie sich zuvor mit Stolz rühmen konnten. In der neuen Zeit sucht man diesen Schaden durch Aufforstung wieder gut zu machen, doch haben diese Bemühungen nur langsamen Erfolg. Daher auch noch in diesem Augenblick die Pyrenäen als verhältnißmäßig waldarm gelten müssen. Das fällt besonders in den entlegeneren Thälern des Gebirges auf, während in der Nähe der meisten Badeorte der Wald schon lange geschont wurde. Auch in den spanischen Thälern finden sich in unmittelbarer Nähe der Hauptkette noch sehr schöne Wälder vor; zum Theil sind sie sogar noch ausgedehnter und älter als an der französischen Seite. Der Mangel an fahrbaren Wegen verhinderte die Ausnutzung dieser Bestände. Um so energischer setzt in manchem Hochthale jetzt die Zerstörung ein. Die Wiederaufforstung wird aber an der spanischen Seite, wenn sie dann einmal versucht wird, weit größeren Schwierigkeiten begegnen. Denn im Süden der Pyrenäen hat Balaguer im Durchschnitt nur 60, Huesca nur 57 und Saragossa gar nur 36 Centimeter Regen im Jahre aufzuweisen, während an der nördlichen Seite in Pau 118, in Bayonne 125, in Bagnières de Luchon 149 Centimeter Niederschlag verzeichnet wird[1]). Die verhältnißmäßig große Steilheit der Abhänge bedingt aber in der ganzen Kette, daß die Erdkrume sich schwierig ansammelt, die Bäume nicht leicht Wurzel fassen, der Wald, wo er zerstört wurde, daher nur schwer zu ersetzen ist.

Die Pyrenäen galten im Alterthum als besonders reich an Erzen, während sich heute das Gegentheil behaupten läßt. Daher im Alterthum die Legende von den flüssigen Silberbächen aufkommen konnte, die sich bei einem Waldbrande in die Thäler ergossen. Diese Legende fand sich zuerst bei Diodorus

[1]) Camena d'Almeida, Les Pyrénées. p. 318.

Siculus; bereits Strabo nahm sie ungläubig auf. Hingegen wußte er über Gold zu berichten, das bei den Tarbellen gefunden wurde[1]). Es komme dort oft in handgroßen Stücken vor, und man gewinne es aus Stollen von nur geringer Tiefe. In den Flüssen sei es in glänzenden Blättchen vorhanden, die man ohne Mühe sammeln könne. — Die Gallier beuteten mehrere pyrenäische Flüsse aus, so vor Allem die Aurigera, die heute Ariège heißt. Sie entspringt am Pic Nègre, an der Grenze von Andorra, um südlich von Toulouse in die Garonne zu fallen. Die Goldwäscher von Pamier an diesem Fluß lieferten noch zu Ende des 17. Jahrhunderts fünfzig Kilogramm Gold an die Münzstätte von Toulouse[2]). Am Pouech de Guaff, zwischen den Thälern des Garbet und Arac, westlich von Tarascon, wurde Silber von den Römern gefördert, und die gut erhaltenen Stollen der Bergwerke sind bis zu dreihundert Meter Tiefe in den Berg zu verfolgen. In der dreizipfeligen Haya, jenem Berg des Baskenlandes, den die Franzosen Trois-Couronnes nennen, und der so eigenartig am westlichen Rande der Pyrenäen sich zeichnet, hatten die Römer Kupfererz erschlossen. Nach der Schätzung von Sachverständigen muß der Betrieb dieser Bergwerke ein ganz gewaltiger gewesen sein. Die bisher nachgewiesenen Galerien würden allein eine zweihundertjährige Thätigkeit von etwa sechshundert Arbeitern verlangen. Auch Eisenerze gewann man an verschiedenen Orten, und zum Theil werden sie dort jetzt noch gefördert. Für die edleren Metalle stellte sich aber frühzeitig Erschöpfung ein.

IX.

Ganz Pau ist mit Erinnerungen an Heinrich IV. erfüllt, den jeder Béarner als „Nouste Henric" bezeichnet, und an den er mit Stolz zurückdenkt. Durch solche Eindrücke wird man selber bestimmt, das Schloß zu besuchen, in dem Heinrich geboren ist, an dem aber später sehr verschiedene Generationen so herum gebaut haben, daß Taine es „une mascarade d'architecture" nennt, welche „zwar verwirre, doch ohne zu mißfallen"[3]). Besonders stark litt das Schloß zur Zeit der Revolution. Es diente damals als Kaserne; dann wurde es sogar in ein Gefängniß verwandelt und so bis zum Jahre 1808 entweiht. Erst Napoleon III. nahm sich des Baues wieder an und stattete ihn auch im Innern aus. Einige alte Möbel vermochte man in Paris und an anderen Orten wieder zu finden, und sie kehrten nun heim; sehr viele neue Dinge fügte man hinzu, decorirte außerdem einzelne Räume mit werthvollen flandrischen Wandteppichen. So kam die jetzige Einrichtung des Schlosses zu Stande. Dessen ungeachtet weiß der Cicerone im Einzelnen die einstige Bestimmung aller Räume anzugeben, so daß man auch genau mit dem Ort bekannt wird, in welchem Heinrich IV. am 13. December 1553 das Licht der Welt erblickte. Damit wird man an die Schilderung erinnert, die der Ge-

[1]) Strabo III, 2, 8.
[2]) Camena d'Almeida, l. c., S. 47.
[3]) l. c., p. 65.

schichtschreiber von Navarra, André Favyn[1]), von jenem Augenblick entworfen hat. Der König Heinrich II. von Navarra, Vater der Jeanne d'Albret, versprach, ihr sein Testament zu zeigen, ihr auch eine goldene Kette zu schenken, die mindestens fünfundzwanzig Mal um den Hals gehen sollte, wenn sie singend das Kind zur Welt brächte, denn er wünschte nicht, einen weinerlichen und verdrießlichen Enkel zu haben. So habe Jeanne d'Albret auf Béarnisch „Nostre Donne deou cap deou pon, adiouda mi en aqueste houre“[2]) gesungen, als sie Heinrich IV. gebar, der wirklich zur Welt kam, ohne zu schreien oder zu weinen. Der gute König, überaus beglückt, schmückte den Hals der Tochter mit der Kette, übergab ihr die Schatulle mit dem Testament, trug aber das Kind davon und ließ es in seinem Zimmer ankleiden. Hier nahm der Großvater ein Stück Knoblauch, diesen Theriak der Gascogne, rieb damit dem Kinde die kleinen Lippen ein und gab ihm aus einem goldenen Becher einige Tropfen Wein. Der Wein schien dem Kinde zu munden, und der gute König rief voller Freude: „Du wirst ein echter Béarner werden.“ Unter acht anwesenden Ammen suchte er dann die passendste für den Prinzen aus und gesellte ihr als Gouvernante Madame Susanne de Bourbon, Frau des Jehan d'Albret, Baronne de Miocens zu. In der Baronie von Miocens, in den Bergen von Coarasse, bei der kleinen Stadt Nay, wurde nun der junge Heinrich erzogen, so, wie der Großvater es verlangte, auf bäuerliche Art, barfuß und ohne Kopfbekleidung, wie andere Bauernkinder. Er dürfte nicht vernachlässigt werden, wie seine beiden vor ihm gestorbenen kleinen Brüder, sich aber auch nicht verweichlichen, vielmehr seinen Körper stählen und frühzeitig lernen, Mühe und Anstrengungen zu ertragen. Dieser Enkel sollte ein edler Löwe werden, ein Schrecken der Spanier, seiner Nachbarn und Feinde. Und der Großvater hat diesen Zweck bei der Erziehung des Prinzen erreicht; er wurde muthig, entschlossen und vermochte jeder Anstrengung zu widerstehen, wie es denn auch in einem volksthümlichen Rundgesang von ihm heißt:

Vive Henri IV,
Vive ce roi galant,
Ce diable à quatre,
Ce malin, ce vaillant!

Mit Heinrich IV. zog die gascognische Verve durch ganz Frankreich. Er selbst pflegte zu sagen, es seien so viel gascognische Samenkörner über das Land gestreut worden, daß einige davon allerorts hätten keimen müssen.

---

[1]) André Favyn, Parisien, Advocat en Parlament, Histoire de Navarre. Paris 1612. p. 809.

[2]) „Mutter Gottes vom Brückenende, hilf mir in dieser Stunde.“ Favyn fügt erläuternd hinzu, daß in der ganzen Gascogne an den Enden der Brücken sich der Mutter Gottes geweihte Capellen befänden; die der Brücke du Gave in Béarn, die nach Jurançon hinüber führt, sei aber besonders wunderthätig, und zu ihr flehen Frauen um glückliche und rasche Entbindung.

X.

An sonnigen Nachmittagen lockten mich oft die grünen Abhänge jenseits des Gave zu etwas weiteren Ausflügen. Ich durchstreifte die Weinberge von Jurançon, die einen Wein erzeugen, auf den die Béarner sehr stolz sind. Soll er es doch auch gewesen sein, den Heinrich II. seinem Enkel in den Mund tropfte! Anders als in der Provence werden hier die Weinstöcke an ziemlich hohen Pfählen empor gezogen, die einen queren Stab tragen. Man meint, umrankte Kreuze zu sehen, die sich zu einem Spalier meist verbinden. Die Trauben hingen Ende September noch am Stock; sie werden hier sehr spät geerntet. — Von den bewaldeten Hügeln jenseits von Jurançon schaut man nach Pau hinüber, dessen stattliche Häuserreihen sich hier besonders vornehm darstellen. Denn Pau hat alle seine schönsten Gebäude in einer geraden Linie dem Schloß angereiht. Sie schauen alle frei ins Thal, gemeinsam eingerahmt in das dunkle Grün der Gärten. Diese palastartigen Bauten, glänzend weiß, verleihen ein festliches Aussehen dieser Stadt, deren ältere Theile, hinter dieser glänzenden Vorderseite versteckt, nur mit den Thürmen ihrer Kirchen zur Steigerung der Gesammtwirkung beitragen.

Doch viel anziehender noch als dieses Bild sind die Ausblicke in die Ferne, die man bei einem Ausflug nach Piétat genießt, wenn man jenseits des Gave über Gelos die Wege südöstlich einschlägt und dem Hügelrücken folgt, der dort anschließt. Köstliche grüne Thäler gibt es da, Abhänge, die mit hohem Adlerfarn dicht bewachsen sind, und auf denen es sich herrlich ruhen läßt in erfrischender Kühle; dann plötzlich wieder Fernsichten nicht nur über die pyrenäischen Gipfel, sondern auch über die endlosen Hügel, die in die geheimnißvollen Fernen des baskischen Landes sich verlieren. Da steigen gegen Abend wunderbar blaue Töne aus den Tiefen, während die Kämme der hohen Kette sich vergolden. Dann bilden sich zwischen dem glühenden Abendhimmel, den flammenden Gipfeln und den dunklen Schatten der Ebene so farbenreiche Contraste, daß sich das Auge an ihrer Pracht nicht sättigen kann.

Eigenartig für diese Hügelreihen und die subalpine Region der Central-Pyrenäen sind die weiten mit Adlerfarn überzogenen Flächen. In den Alpen tritt dieser Farn im Allgemeinen erst weit höher auf, oberhalb der Region des Nadelwaldes. Auch dehnt sich das Haidekraut (Calluna vulgaris) in der subalpinen Region der Pyrenäen über viel größere Strecken als in den Alpen aus.

Einen Gegensatz zu den südlich von Pau empfangenen Eindrücken suchte ich in der weiten Ebene, an deren Rande die Stadt sich erstreckt. Denn bis Pau reichen die „Landes", die im Osten an der Garonne beginnen, im Westen bis zum Meere reichen und nordwärts erst bei Bordeaux enden. Sie sind eine Trümmerstätte von über sechstausend Quadratkilometern und bieten einen Boden, der dürr ist im Sommer, sumpfig im Winter, daher auch lange Zeit aller Cultur widerstand. Da empfiehlt es sich, den Weg nach Morlàas einzuschlagen, einem freilich an sich recht traurigen Dorfe, dem man kaum noch anmerkt, daß es einst die zweite Hauptstadt des Béarn war. Nur die aus dem 11. Jahrhundert stammende Kirche mit ihrem schönen romanischen Portal

und Reste alter Befestigungsmauern legen noch Zeugniß von besseren Zeiten ab. Doch der Weg durch die Landes des Pont-Long ist eigenartig. Er führt uns in die Melancholie dieser ausgedehnten Fläche ein, über die das Haidekraut einen röthlich-braunen Schimmer legt. Von einer Anhöhe, die man überschreitet, schweift der Blick nach Norden fast ins Unbegrenzte, während im Süden die pyrenäische Kette wächst und wächst, als wollte sie sich endlos ausdehnen. Von der Maladetta im Osten reichen die Hügel westwärts bis zu den Hügeln von Biscaya, und man empfindet es wohl, daß diese Riesenmauer Länder und Völker dauernd trennen konnte. Auf den Wegen sieht man eigenartige Fuhrwerke sich bewegen, schwere Karren, die von zwei weißen Ochsen langsam gezogen werden. Die Thiere sind mit Leintüchern behangen und durch Fadennetze auf den Köpfen vor Fliegen geschützt. Zwischen den Hörnern tragen sie oft noch ein Bündel Farnblätter. Das sind die alten Béarner Gespanne, welche Jahrhunderte überdauert haben. Ein Bauer, mit wollener Jacke angethan, das baskische Barett auf dem Kopfe, schreitet dem Fuhrwerk voran und lenkt seine Thiere, indem er mit einem langen, dünnen Stabe ihr Rückgrat berührt, rechts oder links, je nach der Richtung, die sie einschlagen sollen. —

XI.

Wer die Central-Pyrenäen noch nicht kennt, wird gut thun, sie in der Richtung von Westen nach Osten zu durchstreifen. So darf er eine dauernde Steigerung der Eindrücke erwarten. Pau ist daher der beste Ausgangspunkt für eine solche Reise. Zunächst sollte man in gerader Richtung südwärts sich jenen Theilen der Hauptkette zuwenden, welche den Hintergrund des Thales von Ossau bilden. Ein massiger Berg mit breitem Rücken, der Gourzy, schließt dieses Thal im Süden ab. Zwei Schluchten umfassen seinen Fuß; in der östlichen liegen die Thermen von Eaux-Bonnes, in der westlichen sind die von Eaux-Chaudes eingeschlossen. Da die Eisenbahn bis nach Laruns, unmittelbar an den Gourzy, reicht und dort am Bahnhof Wagen in Bereitschaft stehen, so kann man sowohl den einen Badeort wie den anderen von Pau aus in etwa dritthalb Stunden erreichen. Ich stieg schon in Bielle aus, um in dessen Nähe nach einer seltenen Pflanze zu suchen. Denn es wächst dort das Erodium Manescavi, ein zwar bescheidenes Pflänzchen, das aber auf den Botaniker eine große Anziehungskraft ausübt. Es kommt nur in den Pyrenäen vor, ist außerdem dort Gebirgspflanze, während andere Erodien die Ebene bewohnen. Merkwürdiger Weise haben die Pyrenäen sogar zwei solche nur ihnen zukommende Vertreter der Gattung aufzuweisen, außer dem Erodium Manescavi auch noch das Erodium macradenum. Diese Beiden sind unseren „Reiherschnäbeln", die nach der Gestalt ihrer Frucht den Namen führen, ähnlich, doch zeichnet sich im Besonderen Erodium Manescavi durch die Größe seiner Blüthen aus, die oft mehr als zwei Centimeter Durchmesser erreichen, außerdem in bedeutenderer Anzahl als bei anderen Reiherschnäbeln, an demselben Blüthenschaft vereinigt sind. Etwa zwei Kilometer von Bielle nach Laruns zu ist eine ganze Wiese mit den violetten Blüthenständen von

Erodium Manescavi geschmückt, — ein Anblick, wohl geeignet, den Botaniker in gehobene Stimmung zu versetzen. Und ähnliche Freuden werden ihm in den Pyrenäen oft zu Theil; denn dieses Gebirge zeichnet sich durch besonderen Reichthum an autochthonen Arten aus. Als eine solche haben wir schon die schöne Ramondia pyrenaica kennen gelernt, die unser Interesse auch dadurch in Anspruch nahm, daß sie einer Pflanzenfamilie angehört, deren sonstige Vertreter wärmere Himmelsstriche bewohnen. Noch mehr mußte der Nachweis einer Borderea[1]) in den Pyrenäen auffallen, da diese Pflanze zu den Yamswurzeln gehört und ihre nächste Verwandte[2]) sich in Chili findet. — Aus solchen Thatsachen folgt ohne Weiteres, daß die jetzt bestehenden Verhältnisse nicht ausreichen, um die Räthsel der Pflanzenvertheilung auf unserer Erde zu lösen. Wir müssen auf die Vorzeit zurückgreifen, um uns ein Verständniß für dieses Problem zu eröffnen[3]). In allgemeinen Zügen läßt sich dieser Versuch jetzt schon wagen, wenn auch Vieles noch im Dunkeln bleibt. Zur warmen Tertiärzeit, da Europa noch ein fast tropisches Klima besaß, fand eine starke Einwanderung von Pflanzen aus Amerika in unseren Erdtheil statt, über Länderstriche, welche damals diese beiden Continente im Norden verbanden. Gegen Ende der Tertiärzeit, als sich unser Klima merklich abkühlte und die Ländervertheilung sich geändert hatte, war es ein Heer asiatischer Gewächse, das sich nun von Osten über unseren Erdtheil ergoß. Die Mehrzahl aller dieser Pflanzen ging in der älteren Quartärzeit zu Grunde, als die Wärme bedeutend sank. Es blieben vorwiegend nur diejenigen Gewächse erhalten, die es vermochten, sich den neuen Bedingungen anzupassen und zu neuen autochthonen Arten umzubilden. Zu ihnen gesellten sich neue Einwanderer aus Asien. Auch aus dem nördlichen Afrika fand ein Zuzug nach dem Süden unseres Erdtheils statt. Einer Vereinigung der autochthonen, der asiatischen und der afrikanischen Pflanzen verdankt die jetzige südeuropäische Flora ihre Entstehung, während die boreale Pflanzenwelt unseres Continents fast ausschließlich auf asiatischen Ursprung zurückzuführen ist. Mit den sich bildenden Erdfalten gelangten auch bestimmte Gewächse über ihre Umgebung hinaus. Da die Faltenbildung unendliche Zeiträume in Anspruch nahm, so war es ihnen auch möglich, sich den Bedingungen des Gebirgsklimas langsam anzupassen und neue Merkmale zu gewinnen. So entstanden die ursprünglichen autochthonen Arten unserer Gebirge. Während der Eiszeiten wurden sie größtentheils zerstört. Nur einem Theil gelang es, sich in tiefere Regionen der südlichen Abhänge zu retten oder in dem naßkalten Klima auszuharren, das an den nördlichen Gletscherrändern herrschte. Dann aber folgte bei der Rückkehr wärmerer Zeiten auch manche arktische Pflanze den sich zurück-

[1]) Borderea pyrenaica.

[2]) Borderea humilis. Nach Pax, in Engler und Prantl, Natürliche Pflanzenfamilien. Zweiter Theil. Fünfte Abtheilung. S. 133. Eine eingehende Behandlung haben die Dioscoraceen neuerdings auch durch Uline erfahren in Engler's „Botanischen Jahrbüchern", Band XXV, S. 126. 1898.

[3]) Ueber den Ursprung der Pflanzenwelt in den Alpen und Karpathen vergl. „Deutsche Rundschau", 1896 a. a. O., S. 224 und 1897 a. a. O. S. 388.

ziehenden Gletschern südlich ins Gebirge. Daher die theilweise Uebereinstimmung der borealen europäischen Flora mit den Floren der Alpen, Sudeten, Karpathen und auch der Pyrenäen. Doch haben die Gletscher dieser letzteren in den Eiszeiten niemals eine solche Ausdehnung als die der nördlicher gelegenen Gebirge erreicht, daher auch die Zahl der borealen Pflanzenarten der Pyrenäen hinter derjenigen der Alpen zurückbleibt, überhaupt in den europäischen Gebirgen abnimmt, je südlicher sie verlaufen. Nach den vorhandenen Untersuchungen[1]) haben die Thäler der westlichen Pyrenäen und ihr östliches Ende zur Eiszeit überhaupt keine Gletscher aufzuweisen gehabt. Doch auch die mächtigsten Gletscher im Norden der centralen Pyrenäen reichten nicht erheblich weit in das Land. Vom Gavarnischen Circus zog abwärts eine Eismasse von siebenhundert Metern Dicke. Bei Luz schwoll sie zu neunhundert Metern an: dort nahm sie einen von Barèges kommenden Gletscher auf, und beide Eisströme vereint drängten sich durch die Schlucht von Luz hindurch, um wieder im Thale von Argelès sich auszubreiten. Da kamen noch die Gletscher der Thäler von Cauterets und Arrens hinzu. So reichten diese Eismassen über die Mündung des Thales von Argelès hinaus und deckten noch die Stelle, an der gegenwärtig Lourdes steht. Das Eis schleifte und ritzte die Kalkfelsen, die heute noch von der Macht seiner Eingriffe zeugen; der Gletscher endete aber bereits bei Adé, ohne selbst Tarbes zu erreichen. Ein anderer namhafter Gletscher, der des Thales von Ossau, das wir soeben durchstreiften, endete schon bei Buzy, wo man seine Endmoräne sieht. Im Durchschnitt hatten die nördlichen Gletscher der Pyrenäen nur sechsunddreißig Kilometer Länge aufzuweisen und hörten in 570 Metern Höhe schon auf; am südlichen Abhang betrug ihre mittlere Länge sogar nur dreißig Kilometer, und sie fanden dort in tausend Metern Höhe schon ihren Abschluß. Was bedeutet aber diese Ausdehnung im Verhältniß zu der der Alpengletscher, die zur Eiszeit nördlich bis nach dem Hegau und der Donau, südlich bis Monza und Peschiera reichten! In den Pyrenäen mag somit die Eiszeit weniger verheerend gewirkt haben als in den nördlicheren Gebirgen Europa's. Eine größere Zahl autochthoner Arten konnte sich vor dem Untergang retten. Der Zuzug borealer Arten aus dem Norden, mediterraner Arten vom Süden her steigerte dann die Mannigfaltigkeit. So bieten die Pyrenäen im Hintergrunde ihrer Thalkessel und auf den Abhängen der hohen Kette Stellen, die nach Christ's maßgebendem Urtheil[2]) an überwältigendem Artenreichthum selbst die bevorzugtesten Punkte der Schweiz im Zermatter Thal und dem Oberengadin noch übertreffen. Hingegen stehen die Pyrenäen der mittleren Alpenkette in Bezug auf die Dichtigkeit der Pflanzendecke nach. So weitgedehnte, gleichmäßig von weichstem, gedrungenstem Rasen überzogene Triften wie die Alpen, besitzen die Pyrenäen nicht; sie zeigen in dieser Beziehung schon die Natur südlicher Gebirge. Das mag der Botaniker zeitweise vergessen, wenn er unter dem Zauber der reichen Ausbeute steht, die ihm dieses

[1]) A. Penck, Die Eiszeit in den Pyrenäen. „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig". 1883. S. 163—231.

[2]) Das Pflanzenleben der Schweiz. 1879. S. 303.

Gebirge in so seltenem Maße darbietet; doch wird er an die Wirklichkeit immer wieder durch das Fehlen jener zahllosen Herden von edlen Rindern gemahnt, durch welche die Schweizer Matten belebt werden. Hier fast nur Schafherden auf den Höhen und vereinsamte Hirten, die zu ihrer Hut ausreichen. Hier auch häufig der stechende Rasen, der in den Alpen auf trockene Stellen eingeschränkt ist. Die Matten der Pyrenäen stehen denen der Alpen an Ueppigkeit des Wachsthums bei Weitem nach, und schon Ramond stellte die Dürftigkeit des Viehs und die Armuth der Sennwirthe in den Pyrenäen dem Wohlstand der Schweiz gegenüber.

Vergegenwärtigt man sich den Ursprung unserer Gebirgsfloren, die Wege, auf denen sich die Pflanzenwanderungen vollzogen, so erscheint es nicht mehr so ganz unverständlich, daß man in der Jetztzeit einzelne Pflanzenarten im Altai findet, ihnen dann in den Alpen wieder begegnet, während sie im weiten Tieflande Rußlands fehlen; daß man andere Arten Sprünge machen sieht von dem arktischen Gebiet, über Deutschlands ausgedehnte Ebenen, bis zu den südlichen Gebirgen; daß sich noch andere Arten im Caucasus, Siebenbürgen und den Pyrenäen wieder finden[1]), während sie den Alpen abgehen; daß man endlich einzelne Arten überhaupt nur noch von einem einzigen, ganz vereinzelten Standort kennt[2]). Gewächse der letzteren Art sind dem Untergange geweiht, sie gehen einem Schicksal entgegen, in dem ihnen so viele andere Arten schon voraus eilten. Wie eine Art aus einem gewissen Gebiete verschwindet, wird uns recht anschaulich vorgeführt durch das Beispiel des strauchartigen Fingerkrauts, Potentilla fruticosa. Wir cultiviren diesen Strauch öfters in unseren Anlagen, und so ist uns sein Aussehen nicht fremd. Er wächst ziemlich buschig, über einen Meter hoch, hat gefiederte Blätter und bedeckt sich im Mai mit goldgelben Blüthen. Er ist sibirischen Ursprunges, in der alpinen Region der Pyrenäen, außerdem auf den britischen Inseln, auf Oeland und in Rußland vertreten, ohne daß die centrale Flora Deutschlands ihn aufzuweisen hätte[3]). Wie überraschend mußte da sein Fund in einem einzigen Exemplar im bayerischen Ries wirken! Er wuchs da in Gesellschaft anderer, aus dem fernen Nordosten stammender Gewächse[4]), unter Verhältnissen, welche die Möglichkeit ausschlossen, daß er nur verwildert sei. Der Standort war ein Wiesenmoor zwischen dem Fuß des bayerischen Jura, bei Wemding, östlich von Nördlingen und der Wörnitz. Er war somit auf diesem Moore wie eine Reliquie aus alter Zeit zurückgeblieben, wie sie Moore und Haiden in Folge der eigenartigen Bedingungen, die in ihnen herrschen, besonders oft bieten[5]). Wie ganz anders muß somit die Verbreitung dieses Strauches einst gewesen sein! Er hat augenscheinlich das ganze alpine Areal unseres Erdtheils bewohnt, ist dann aber durch die Gletscherdecke vernichtet worden, bis auf seinen Standpunkt in den Pyrenäen.

---

[1]) Carex pyrenaica. Gentiana pyrenaica.

[2]) H. Christ a. a. O., S. 8.

[3]) Grisebach, Die Vegetation der Erde. Bd. I, S. 201, 523. 1884.

[4]) Pedicularis sceptrum, Veronica longifolia, Polemonium coeruleum, Iris sibirica.

[5]) Deutsche Rundschau, 1896 a. a. O., S. 227.

Weit schärfer als durch die Alpen wird die mitteleuropäische Flora von der mediterranen durch die Central-Pyrenäen geschieden. Ihr Hauptkamm zieht zwischen der französischen und der spanischen Vegetation eine ganz bestimmte Grenze[1]). Die Flora der französischen Hochthäler wird durch die Nähe des spanischen Abhangs kaum beeinflußt, während die Pflanzen der südwestlichen französischen Ebene sich dort merklich mit der alpinen Flora vermischen[2]). Nur die Ostpyrenäen, die an ihren beiden Abhängen der mediterranen Flora angehören, bieten der Vermischung der Pflanzen keine erheblichen Hindernisse dar.

XII.

In Laruns, wo die Eisenbahn endet, besteigt man einen Wagen, um nach den Eaux-Bonnes zu gelangen. In südöstlicher Richtung öffnet sich alsbald eine bewaldete Schlucht, über der die kahlen Gipfel des Pambassibé und des Ger sich erheben. Im Hintergrunde schließen die malerischen Kämme der Gabizos das Bild ab. In dieser grünen Wiege schlummern die Eaux-Bonnes. Ich konnte das wohl ein Schlummern nennen, denn als ich sie erreichte, war die Badezeit schon vorüber, und der Ort ganz menschenleer. Nur den Bach Valentin hörte man in der Tiefe rauschen. Die Häuser des Orts sind in der engen Schlucht an die Felsenmauern des Gourzy gedrückt, oder sie hängen über dem Bach, und nur an einer Stelle erweitert sich der Kessel, gerade so viel, um zwischen den Häuserreihen Raum für einen kleinen Park zu schaffen. In zahlreichen Cascaden stürzt der Valentin die Schlucht nach Eaux-Bonnes hinab. Seine Quellen liegen hoch oben in den Bergen, unter den Gipfeln des Ger, und von dort aus folgt er dem Abhang, in welchen er sich ein tiefes Bett grub. Ich wollte von hier aus die Eaux-Chaudes, über das oberste Plateau des Gourzy, erreichen und begann alsbald den Aufstieg. Der Weg führt in einen herrlichen alten Buchenwald, der kühlen Schatten spendet. Der Herbst hatte bereits gelbe und rothe Flecke in das Grün der Kronen gestreut und deren Farbenpracht erhöht. In Windungen ging es am Abhang des Gourzy, auf gepflegtem Wege, der Promenade „Jacqueminot", in die Höhe. Als die Baumgrenze erreicht war, enthüllte sich plötzlich das weite Land im Norden, und der Blick konnte über das grüne Thal von Ossau die braune Haide erreichen, die jenseits von Pau in endloser Ferne sich verliert. Von dem ersten Plateau gelangt man an einem grünen Abhang zum zweiten, dann durch spärlichen Buchenwald zum dritten, das nur noch mit kurzem Rasen bewachsen ist. So hatten wir den Bergrücken erstiegen, der in 1839 Metern Höhe liegt. Seit unserem Aufbruch von Eaux-Bonnes waren etwas über zwei Stunden verflossen. Eine überwältigende Rundsicht empfing uns hier. Sie steht an malerischer Schönheit der vom weit höheren Pic de Ger kaum nach. Diesen Pic hatten wir in südöstlicher Richtung unmittelbar vor Augen. Stahlgrau getönt, beherrschte er mit seiner gewaltigen Masse den Vordergrund. Ueber nahen Bergrücken im Süden ragte stolz der steile Pic du Midi d'Ossau empor,

[1]) Grisebach, Die Vegetation der Erde. Bd. I, S. 196. 1884.

[2]) Gaston Bonnier, Végétation de la valée d'Aure. „Revue générale de Botanique". T. II, p. 241. 1890.

mit seinem spitzen Doppelzinken den blauen Himmel bedrohend. Im Westen verlor sich tief zwischen steilen Bergen die enge Schlucht, in der die Quellen von Eaux-Chaudes entspringen; in südwestlicher Richtung reihten sich die bewaldeten Berge von Aspe in endloser Zahl an einander. Das Bild war wirkungsvoll und erhaben, und ich blieb lange in seine Betrachtung versunken. — Zahlreiche Schafherden bewegten sich am Abhang; hin und wieder erblickte ich einen einsamen Hirten in braunem, wollenem Kittel, der sie bewachte. Mehrere Herden zogen an uns vorbei; ich bewunderte einzelne Thiere, die mit ihren stark vorgewölbten Nasen und gewundenen Hörnern mich lebhaft an die Darstellungen der Widder bei antiken Opfern gemahnten. Weiße Schäferhunde eilten den Herden nach und trieben emsig die lässigen Thiere zusammen. Mein Führer rief einen der Hunde beim Namen herbei: er näherte sich uns freundlich und zeigte sich auch nicht abgeneigt, unseren Mundvorrath zu theilen. Ein Schäfer in der Nähe schien ihn mit Neid zu betrachten. So luden wir auch ihn zu unserer Mahlzeit ein. Die Schäferhunde der Pyrenäen gleichen vielfach denen der Hohen Tatra[1]). Es sind dieselben schön geformten Thiere von mittlerer Größe, mit langem, weißem Haar und starker Fahnenruthe. In den Alpen findet man sie nicht, und es fällt daher auf, daß man ihnen hier wieder begegnet. Sie sind ihren Herren sehr ergeben, gegen den Fremden nicht immer freundlich, so daß unter Umständen eine Begegnung mit ihnen unangenehm werden kann. Der Schäfer lobte seinen Hund sehr, und dieser schien das Lob zu verstehen, denn er blickte seinen Herrn dankbar an. Er sei, sagte Dieser, sehr wachsam und entschlossen; in der letzten Nacht habe ein Bär sich an die Herde heran geschlichen, der Hund aber rechtzeitig Lärm geschlagen, sich ihm auch muthig entgegen gestellt und ihn dadurch vertrieben. Doch wäre es dem Bären gelungen, ein Schaf aus einer anderen Herde zu rauben. In den Wäldern südlich vom Pic du Midi d'Ossau gäbe es noch ziemlich viel dieser Thiere, und sie besuchten gelegentlich auch den Gourzy. Eine Expedition sei aufgebrochen, um nach dem Räuber zu suchen. Mein Führer war leidenschaftlicher Jäger, und es betrübte ihn, an diesem Unternehmen nicht betheiligt zu sein. Dann begann er, mir Bärengeschichten aufzubinden, in denen er immer die Hauptrolle spielte. Seine gascognische Einbildungskraft trieb dabei die schönsten Blüthen.

Wir begannen von Gourzy abzusteigen auf jenem stechenden Rasen, wie er für hochgelegene Triften der Pyrenäen charakteristisch ist. Leuchtende Blumen unzähliger Alpenpflanzen lockten mich oft vom Pfade ab. Glücklicher Weise waren die Schafherden erst vor wenigen Tagen auf den Gourzy gelangt und hatten diesen Abhang noch nicht abgeweidet. Wir befanden uns an dem Standort des seltenen pyrenäischen Gamanders (Teucrium pyrenaicum), der stellenweise hier ganze Rasen bildet. Aus diesen drängten sich purpurne Blüthen in dichten Köpfchen hervor; ein mittlerer, gelblich-weißer Lappen zeichnet jede Blüthe. Auch die schöne Aster der Alpen (Aster alpinus) breitete um die gelbe Mitte ihrer Köpfchen leuchtend violette Strahlen aus. Endlich fanden sich auch noch einige spät blühende Stöcke des pyrenäischen Drachen-

[1]) Deutsche Rundschau, 1897, Bd. LXXXXIII, S. 365.

mauls (Horminum pyrenaicum) vor, deſſen große, blauviolette Kronen ſchon aus der Ferne auffallen. Wir begrüßten in ihm einen alten Bekannten, der uns auch wiederholt in den Alpen begegnet war. — Dicht über unſeren Köpfen ſchwebten einige große Geier vorüber, ſo nah, daß wir ſie mit einem Steinwurf hätten erreichen können. Ein Aas mußte in der Nähe liegen, vielleicht etwas tiefer im Wald, über dem dieſe Vögel ſich in großer Anzahl kreiſend zu ſammeln begannen. Wenn ein Geier ſich einer Schafherde zu ſehr näherte, folgten die Hunde ihm nach und bellten erregt in die Lüfte. Bald ſahen wir die Raubvögel nicht mehr, ſie waren im Dickicht des Waldes verſchwunden. Dann ſtiegen ſie plötzlich wieder auf und zerſtreuten ſich nach allen Seiten. „Ein Adler muß unter die Geier gefahren ſein," bemerkte mein Führer. — Bunte Schmetterlinge, die ich von Blüthe zu Blüthe flattern ſah, gaben meinen Gedanken eine andere Richtung. Das waren zunächſt die alten Bekannten aus der Ebene: der Admiral (Vanessa Atalanta), ſchwarz mit einer blutrothen Umrandung; der ſchwarz und gelbe Diſtelfalter (Vanessa Cardui) in beſcheidener Uniform; der kleine Fuchs (Vanessa Urticae), der ſeiner Färbung dieſen Namen dankt. Doch zu ihnen geſellten ſich auch Bewohner des Hochgebirges, die ich nicht zu nennen wußte. Am Pic de Ger, alſo in der Nähe, hatte der Graf Roger de Bouillé drei den Pyrenäen eigenthümliche Arten beobachtet: den Satyrus Gorgone, Manto Lefebvrei und Zygaena Anthillidis[1]). Vielleicht flog auch der eine oder andere dieſer von Sammlern ſo begehrten Falter an mir vorüber, ohne daß ich es ahnte. — Da die Zeit drängte, kürzten wir die Wege an ſteilen Abhängen ab und hatten bald einen wahrhaft impoſanten Tannenwald erreicht, voll alter, mächtiger Stämme. Solche Wälder bilden einen hervorragenden Reiz der Pyrenäen. Die Stämme leuchteten ſilbergrau aus dem ſchattigen Dickicht hervor. Ihr mattes, tiefes Grün ſchimmerte ſammetartig im Glanz der ſüdlichen Sonne. Und wie eindrucksvoll ſtachen ſie mit ihren dunklen Tönen ab von dem grell erhellten Fels und dem leuchtenden Himmel! Die aufrecht ſtehenden Zapfen auf den edel ausgebreiteten Aeſten verleihen dieſen Bäumen ein wahrhaft feierliches Ausſehen. Sie gleichen rieſigen Candelabern. Es iſt, als hätten in Vorbereitung eines großen Feſtes die Waldgötter ihren Wohnort mit grünen Kerzen ausgeſchmückt. Wunderbar hebt ſich mancher alte Stamm an der oberen Waldgrenze von dem hellen Grün der Matte ab. Er trotzt dort als Wetterbaum dem Sturm. Oft trägt er eine Mehrzahl von Stämmen auf ſeinen Armen. Sie haben den alten Gipfel erſetzt, als dieſer beim Angriff der Elemente zuſammenbrach. Und auch mancher Stamm iſt von Schneelawinen entwurzelt oder vom Blitzſtrahl ganz zerſchmettert worden und liegt nun da, ſeiner Rinde beraubt, von der Sonne gebleicht, gleich einem Scelett. — Wie in den Alpen die Fichte, ſo führt in den Pyrenäen die Edeltanne das Scepter unter den Waldbäumen. Die Fichte kommt überhaupt nicht wild vor in dieſem Gebirge[2]), und Verſuche, ſie anzuſiedeln, hatten nicht

[1]) Sur l'herborisation faite des Eaux-Bonnes aux Eaux-Chaudes par le Pic de Ger. Bull. de la soc. bot. de France. T. XV, p. LXVI. 1868.

[2]) Gaston Gautier, Catalogue raisonné de la Flore des Pyrénées orientales. Introduction par Ch. Flahault. p. 19. 43.

den gewünschten Erfolg[1]). Die Edeltanne ist der eigentliche Gebirgsbaum des Südens und steigt dort an den Abhängen bis zu 2000 Metern empor. Von den Pyrenäen bis zum Thüringer Wald bleibt sie auf den geneigten Boden der Höhenzüge eingeschränkt, und erst in der Lausitz, in Schlesien und Polen rückt sie in das Tiefland der baltischen Ebene hinab[2]). Wie nach der Fichte sucht man auch nach der Lärche und der Arve vergebens in den Pyrenäen, was aber weniger auffallend ist, da beider Ursprung im fernen Asien liegt. Hingegen erwartet man die Fichte, die ein echter Europäer ist, und deren Bild mit dem der Alpenlandschaft so eng sich verknüpft. Doch die Fichte ist eben ein nordischer Baum, der in Norwegen bis zum 67. Grade hinauf reicht und als Gebirgsbaum in den Alpen seine südliche Grenze findet[3]). Annähernd die gleiche Zone des Gebirges wie die Edeltanne bewohnt in den Pyrenäen die Rothbuche, doch erreicht ihr Verbreitungsbezirk größere Höhen und Tiefen[4]). Nur in schwach besonnten Thälern kann man die Edeltanne ebenso weit wie die Rothbuche hinab steigen sehen. Beide Bäume stellen annähernd die gleichen Anforderungen an Feuchtigkeit und verlangen einen kühlen Standort, doch ist die Edeltanne noch anspruchsvoller. In manchen Thälern, so in der Vallée d'Aure, treten auch die Eichen (Quercus Robur) in größeren Beständen auf, doch steigen sie am nördlichen Abhang nicht über 850 Meter, am südlichen nicht über 1250 Meter empor. In letzterer Höhe haben sie besonders kräftige Entwicklung erreicht, und Stämme bis zu 6 Metern Umfang sind dort gemessen worden[5]). Nur selten begegnet man der Schwarzkiefer (Pinus Laricio), die in den Gebirgen von Corsica so umfangreiche Waldungen bildet; sehr oft hingegen schließt hier nach aufwärts an die Edeltannen und Buchen die Bergkiefer an. Sie erklimmt selbst Höhen, die 2300 Meter übersteigen. In tieferen Regionen ist sie wohl mit der gemeinen Kiefer vermischt. Die Bergkiefer tritt an keiner Stelle der Pyrenäen in jener Zwergform auf, die als „Krummholz" bezeichnet wird, und besonders für die Karpathen so bezeichnend ist[6]). Sie wächst hier vielmehr zu einem stattlichen Baume empor, der in manchen spanischen Thälern, die von der Centralkette abfallen, große Wälder bildet. Da kommen Stämme von 20 Metern Höhe vor. Man unterscheidet sie auch bei solchem Wuchs unschwer von der gemeinen Kiefer; denn ihre Borke ist dunkler, ihre Aeste sind nie zu einem Schirm vereint, auch tiefer hinab reichend. Diese Form der Bergkiefer ist als Pinus montana uncinata bezeichnet worden. Sie tritt in solcher Gestalt auch längs der Alpenkette auf, um im Osten, jenseits des Engadins, in die niedrige Krummholzform rasch überzugehen[7]). So liegt hier das lehrreiche Beispiel einer noch bestehenden Art vor, die uns ihre Zwischenformen aufweist. Kriechender Busch im Osten, Hochstamm im

[1]) Gaston Bonnier, Études sur la végétation de la vallée d'Aure (Hautes-Pyrénées). „Revue générale de Botanique". T. II, p. 148. 1890.

[2]) Grisebach, Die Vegetation der Erde. Zweite Auflage. Bd. I, S. 99. 1884.

[3]) Christ, l. c. S. 219.

[4]) Flahault, l. c., in der Einleitung, S. 42.

[5]) Gaston Bonnier, l. c. S. 146.

[6]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1897, a. a. O. S. 368.

[7]) Christ, Das Pflanzenleben der Schweiz. S. 235.

Westen, vollzieht sie in der Schweiz ihren Uebergang aus der einen Gestalt in die andere. Sie ist keine nordische Art. Ihr Ursprungsgebiet liegt in Gegenden mit Seeklima. Sie schrumpft unter dem Einfluß des continentalen Klimas im Osten zur Zwergform zusammen und schmiegt sich als Buschwald in der Hohen Tatra dem Boden an. Rothbuche, Edeltanne und Bergkiefer beeinflussen in ihrer Massenentwicklung das Bild der pyrenäischen Gebirgslandschaft. Weniger ist dies für die Birke (Betula alba) der Fall, die immerhin gerne die Waldlichtungen der subalpinen Regionen besiedelt und an ihren weißen Stämmen, ihrem lichten Laub schon aus der Ferne sich kenntlich macht. — In jedem dieser Wälder sind, je nach der Baumart, die ihn bildet, noch andere Bäume eingestreut, und ganz bestimmte Kräuter und Sträucher bekleiden den Boden. Denn gewisse Pflanzen treten unter gegebenen Bedingungen vergesellschaftet auf, und man kann aus dem Vorhandensein der einen Art mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit auch auf die Anwesenheit der anderen Arten schließen. So vermag der Botaniker annähernd voraus zu sehen, welchen Pflanzen er in einem pyrenäischen Buchenwald und welchen anderen er im Tannenwald begegnen wird.

Doch wir setzten inzwischen unseren Weg im tiefen Waldesschatten fort, und mußten wohl Acht geben, ihn richtig einzuhalten, um nicht über die nördlicher gelegenen Felsen zu gerathen, die senkrecht nach den Eaux-Chaudes abfallen. Ueberall macht sich in den Pyrenäen der Mangel an Wegweisern fühlbar, so daß man selbst an besuchteren Strecken ohne Führer kaum auskommen kann.

Plötzlich hat man die Eaux-Chaudes unter den Füßen, ein ähnliches Bild, wie es die Eaux-Bonnes auf der anderen Seite des Berges bieten. Man sieht zwei parallele Straßen, Hôtels, den hellen Bach in der Tiefe. Das Thal hat sich an dieser Stelle erweitert; nordwärts wird es enger und verschwindet bald zwischen hohen Felsenmauern. Durch diese Schlucht, eine der wildesten in den Pyrenäen, treten wir den Rückzug an: es ist der Engpaß des Hourat, ein Wort — das in der béarnischen Mundart Loch heißt, denn der Gave d'Ossau verschwand dort vor Zeiten und kam erst 15 Kilometer weiter im Thale von Ossau wieder zum Vorschein. Doch das Loch verstopfte sich allmählich, und der Bach mußte seinen Lauf nun oberirdisch fortsetzen in einem Bett, das er immer tiefer grub. Der Weg führt über ihn an den senkrechten Felswänden des Gourzy entlang; auf der anderen Seite des schäumenden Wassers steigt der Pan, ein Vorsprung des Gentiane, empor. Auch er ist so steil, daß selbst Ziegen ihn nur mit Mühe erklimmen. Von einem Vorsprung schnellen sie zum anderen empor und weiden das kärgliche Grün zwischen den Steinen ab. Plötzlich legt sich der Gourzy ganz über den Bach, und der Weg führt nun auf eine Brücke, die dem schäumenden Wasserlauf folgt. Unter ihr stürzt sich der Bach mit Getose in einen tiefen Schlund. Das ist der Ort, an dem er einst verschwand. Jetzt wirbelt er umher in der Tiefe und steigt schäumend empor, um seinen Weg draußen in dem kalten Felsenbett fortzusetzen. Man schaut sich noch einmal nach der Brücke um, die so kühn den wüthenden Elementen trotzt, und sieht im Süden über der Mündung der Schlucht die steile, doppelzinkige Pyramide des Pic du Midi d'Ossau empor steigen.

(Weitere Abschnitte folgen.)

Zi Domenico, der Kunsthistoriker in der Campagna.

Von

F. S. Delmer.

[Nachdruck untersagt.]

Seit einigen Tagen wohne ich hier in einer kleinen Locanda mitten in der Campagna. Und es ist Frühling. Eine ganz ländliche, friedvolle Stille umgibt uns, weit außerhalb der Stadt, doch behauptet der Herr des Hauses, mein Freund Zi Domencio, es gehöre zu Rom. Halb Bauer, halb Wirth ist er jetzt, kann aber nicht vergessen, daß er einmal lange Jahre Bäckermeister in Trastevere und Bürger Roms war. Aber — „schlechte Zeiten! Und der Wille Gottes! Jawohl, es ist nun einmal so.“ Ich male oder rauche und bin schon daran gewöhnt, den Alten schwatzen zu hören. Gott bewahre, er stört mich nicht im Mindesten.

Und wie schön ist es hier!

Ganz zufällig war es, daß ich diese entlegene Ecke der Campagna entdeckte. Ein Frühlingstag hatte mich hinein gelockt. Als ich diese Sonne über diesen Wiesen liegen sah, kam es mir vor, als ob nichts wie Glück und Zufriedenheit jemals in der Welt gewesen. Eine antike Hirtenstimmung von Beschaulichkeit lag über der Landschaft. Die Luft war wie Licht, und das Licht war wie Luft. Ab und zu rührte sich ein schläfriger Wind unter dem Rohr, ganz, ganz leise, als murmelte eine Geliebte etwas und lächelte, um wieder einzuschlafen ... Stille ... Stille ... Aus dem hohen Himmel ruft ein Vogel ... ein ferner Contadino, der seinen Wein beschneidet, singt ein paar Worte eines Liebesliedes. Ein paar Augenblicke quillt es empor, dann verfällt er wieder in sein glückliches Schweigen ... Der Hirtenknabe verweilt und lungert an einer alten Mauer oder am Rande eines fließenden Wasserstreifens den langen Tag und schnitzelt an einer Flöte aus einem Hollunderzweig. So zufrieden, dachte ich mir, hat Horaz hier vielleicht einst an einer Ode zum Lobe Apollo's geschnitzelt. Wovon anders sollte hier die Flöte tönen als von Nymphen und Faunen oder die Brunnen erzählen als von Liebe und Frühling und Lydia und Chloë?

Ich wanderte weit, ohne zu merken, wie spät es geworden. Ich hatte eine schwarzbärtige, satyrmäßige Herde gezeichnet und mit dem dunkeln, roth-

wangigen Hirten geplaudert — hatte den vielen Schatten kleiner Wolken und kleiner Schafherden, die sich sanft neben einander in der Ferne bewegten, nachgesehen — hatte wilde Veilchen gepflückt, ach, ohne zu wissen, wem ich sie schenken sollte. Es war immer später geworden, und gegen Abend fand ich mich bei Zi Domenico ein und merkte, daß ich müde und ausgehungert war.

Ein Bild äußerster Verlassenheit, stand dieses ländliche Gasthaus da. Kein Leben im Hofe und kein Rauch um den Schornstein. Als ich den Eingang durchschritt, bellten drei Hunde, und eine Menge Hühner entflohen mit entsetztem Gackern und Geschrei. Nach langem, lautem Klopfen sah eine Magd zu einem Dachfenster heraus, ging erst bei sich zu Rathe, dann sprach sie lange und ernst mit dem Knecht, der hinten im Garten arbeitete. Schau! Schau! Als ob ich ein Räuberbaron wäre, der sie unter den schlimmsten Bedingungen aufgefordert hätte, sich und das Schloß zu übergeben ... Zuletzt aber konnte ich ein paar Eier bestellen. Dann wurde wieder Alles still, und da die drei Hunde jetzt überzeugt waren, daß es sich um nichts Schlimmeres als um etwas zu essen handelte, gruppirten sie sich um mich in schläfrig-wachsamen Stellungen und warteten. Und ich wartete auch. Und die Hühner kamen zurück und dachten an kommende Brosamen und schienen auch zu warten.

Alles weit und breit war ganz still in der Abenddämmerung; und ich sah Alles an und war glücklich und vergnügt, berauscht von dem freien Himmel und der unendlichen Luft und von meiner Einsamkeit. Etwas später kamen Zi Domenico und seine Frau Marietta vom Felde zurück und speisten gemüthlich an demselben Tisch wie ihr Gast. Einen rohen, rothen Landwein gab es und braunes, grobes Brot und ungekochte lange Puffbohnen. So saßen wir vor dem Hause, und ab und zu gingen Bauern vorbei und grüßten mit den schönen Worten „Buona sera“, die mir immer wie ein kleines Gedicht klingen und in der Nacht verhauchen ... Buona sera ... buona sera ... und die Tritte verhallen, und die Gestalten verschmelzen in die braune Luft des Abends ... Und fromm ist der Wirth: auf der Straßenwand des Hauses steht eine Mahnung an alle Vorbeigehenden, ein Gebet an die heiligste Jungfrau zu richten; und seinen schlichten, praktischen Sinn bezeugen die mitten in diese Mahnung eingeschalteten Worte: „Rothwein zu 3 und 4 Soldi das Viertelliter.“ Denn „Wein und Brot,“ sagt er, „das sind die Hauptsachen. Man soll essen und trinken, so lange der Appetit und die Lampe vorhält; wer weiß, ob wir uns in der anderen Welt wiedersehen, ja, wer weiß, ob es überhaupt Weinschenken dort geben wird.“ Das ist seine Philosophie. So komme ich öfters hierher, und er steht gern dabei, wenn ich arbeite; nur bedauert er, daß ich nicht Päpste und Erzbischöfe, und Christus, und Cäsar und solche Herrlichkeiten male, wie Raffaello es machte, statt mich mit miserablen, alltäglichen Dingen, wie Wiesen und Herden, zu befassen. Zuerst nannte er mich immer „Signor“, aber jetzt ist er vertrauter und väterlicher geworden und sagt „Signorino mio!“ Abends, wenn die Glöcklein der Maulesel in der Ferne läuten und die Weinwagen zur Heimkehr aus der Stadt vorbei fahren, sieht man die albanischen Berge täuschend nahe, und die Fenster der Paläste und Schlösser von Frascati blitzen da droben, als ob goldene Schachte

in den Hügeln geöffnet wären. „Das ist wie ein Blick in meinen römischen Backofen," sagt er. „Das ist wie Gold," sage ich. „Gold! Gold!" sagt er höhnisch, „Gold! Das sieht man nicht mehr in Italien." Es ist sein Lieblingsthema. Das päpstliche, zerrüttete Italien von seiner Knabenzeit scheint ihm dem goldenen Zeitalter anzugehören. „Caspita! in meiner Jugend," sagt er, „das waren Zeiten. Haben Sie je gehört von Papa Gregorio XVI. und von Papa Pio Nono, Signorino? Wenn man noch tausend Jahrhunderte leben sollte, sieht man so etwas nicht wieder. Das war ein Pontifex, sage ich Ihnen, und Rom war voll Gesang und Gelächter und Feste. Sechs weiße Pferde waren vor seinen Wagen gespannt, vier hohe goldene Engel standen vorn und hinten, Signorino, und die ganze Straße bewegte sich und wogte von knieenden und sich erhebenden Menschenmengen, und es regnete Blumen und Grüße und Jubelrufe von den Dächern herab, und die vier goldenen Engel leuchteten in der Sonne, Alles lauter Gold, und Cardinäle und Fürstlichkeiten, schön und stolz wie Gottes Erzengel im Himmel. Es war ein Paradies, Signorino, ein Paradies!

„Damals war kein schmutziges Papiergeld in Rom wie jetzt, sondern große spanische Goldstücke von 4 Scudi. Ach! herrlich! Und viele glückliche Gesichter und viele, viele betrunkene Männer konnte man in den Straßen sehen, aber ach! wie ist das jetzt Alles anders geworden, so verkommen ist die Stadt. Man kann von der Porta Pia bis zum Giannicolo laufen, ohne einem einzigen Betrunkenen zu begegnen, und Brot ist doppelt so theuer wie damals; diese Birboni, die jetzt regieren, die haben Alles zerstört. — Marietta! He! Marietta! mach schnell die Gartenthür zu, sonst kommen jene maledette Ziegen wieder 'rein und fressen die Faggiolini ... Kunst! junger Herr! Ja! Alles, was Kunst betrifft, das verstehe ich auch, obgleich ich nur Brot und Wein verkaufe und in der Campagna wohne. Was für ein römischer Wirth wäre das, der nichts von Raffaello und Michelangelo wüßte! Dazu ist man in Rom geboren, nicht wahr? Ich werde Ihnen etwas erzählen: Raffaello, der war der größte Maler, der je in der Welt gewesen ist, ja, der größte! Und was die Hauptsache ist, er war sein Leben lang in die Tochter eines Bäckermeisters verliebt. Haha! Das wußten Sie wohl nicht? Ganz einfache Leute wie wir, in Trastevere, waren sie. Viele sagen, daß er sehr jung gestorben ist, und Andere behaupten, unser Herr Christus habe ihn lebendig in den Himmel weggerafft, wie es dem San Francesco d' Assisi auch geschehen ist. Ich könnte Ihnen des Bäckers Fenster noch zeigen, wo sie hinaus gesehen hat, und wo er in der Stunde des Ave Maria auf und ab ging, um nur zu sehen, wie schön ihr Arm war, wenn sie sich des Abends hinaus lehnte und die kleine Lampe anzündete, die vor der Madonna in der Nische brannte.

„Potztausend! Raffaello, sagte der Papst zu ihm, warum haben Sie nur ein armes Bäckermädchen zur Geliebten ausgewählt, ein ausgezeichneter, gescheidter Mensch wie Sie? dem ich das Beste, was auf der Erde oder im Himmel ist, gönnen würde? Ich werde Ihnen ein halbes Dutzend schöner Mädchen schicken, Marchesinen und Gräfinnen und so etwas, und Sie sollen nehmen, welche Ihnen gefällt. Aber der Maler wollte nichts davon wissen.

I bewahre! Heiligkeit, sagte er, machen Sie gar keine Faxen, sagte er, mein Mädchen habe ich lieber als alle. Ihre Schönheit beschreiben! das kann ich nicht! ich müßte das Schönste aus allen Sprachen und Gedichten der Welt nehmen, und dann würde es doch nicht reichen.

„So konnte der Heilige Vater nichts thun als nur die Achsel zucken und dem Maler seinen apostolischen Segen geben. In den alten Zeiten, als ich meine Frau, die Marietta, zuerst lieb gewann, habe ich das Alles besser verstanden, viel besser. Im Gedächtniß eines Mannes erlischt leicht die Erinnerung. Doch war die Marietta einmal hübsch, ja, sehr hübsch sogar. Runzelig und wackelig und mager ist sie jetzt und gar nicht zu erkennen, und vielleicht bin ich auch nicht mehr ganz so wie in den Zeiten des guten Papa Gregorio, das gebe ich zu. Ich muß Ihnen die Geschichte erzählen. Marietta's Vater war meines Vaters Vetter und hatte einen kleinen Olivengarten da droben bei Nemi. Die Marietta hatte ich oft zu sehen bekommen, aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich hatte nie bemerkt, ob sie zwei Nasen oder bloß die eine im Gesicht hatte. Bis ich einmal — ich war gerade zwanzig Jahre alt — meine Verwandten besuchen mußte, um Oliven in die Stadt zurück zu bringen, und die Marietta und ich mußten die Frucht erst pflücken. Das ist die letzte Frucht, die man von den Bäumen abnimmt; es ist das ein Zeichen, daß der Winter da ist; die Luft ist schon kalt und frisch. Ihre Leiter stand auf der einen Seite des Baumes, und die meine stand auf der anderen, und wir konnten einander nicht sehen. Dann sang sie bei der Arbeit in der blauen, frostigen Luft, und in mir ging eine neue Sonne auf. Es ging durch mein Blut eine Wonne, — eine — eine — nein, das ist nicht zu beschreiben . . . Ihr Lied brach plötzlich ab. Dann schwieg sie, und Alles war still im Garten; nur hörte ich das Kauen meines Maulesels, der an den Zaun gebunden war, und das Träufeln der Thautropfen, die ab und zu in die dürren, feuchten Blätter unter den Bäumen fielen. Dann machte ich die Aeste aus einander und rief ihr zu und sah ihre Schulter und das schwarze Haar und das rosige Gesicht mit den zwei großen, funkelnden Augen darin (von der anderen Seite des Baumes durchguckend, dort im Halbschatten, zwischen den Blättern), schön wie — wie — wie — ach, wenn Sie mir so etwas malen könnten, Signorino. Aber nur Raffael hätte so ein Bild machen können; und jenen Tag ging es nicht viel weiter mit dem Olivenpflücken, so daß ihre Mutter sich wunderte, als wir nach Hause kamen, daß es so wenig waren, bis die Geschichte herauskam. Gott, Gott! wie schön waren die alten Zeiten des Papa Gregorio! So ist sie mein Weib geworden und . . . aber was schwatze ich immer von mir!

„Hören Sie? das sind die Glocken von S. Giovanni in Laterano, die da in der Ferne läuten, und das ist mir immer ein Zeichen, daß ich gehen muß, die Schweine in ihre Nachtpferche zu treiben und die Kälber auch. Denn ganz sicher vor Wölfen ist es hier nicht."

Dem Andenken des Großherzogs Carl Alexander.

[Nachdruck untersagt.]

Am Abend des 5. Januar ist der Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar sanft entschlafen und am 11. desselben Monats in der Gruft des weimarischen Friedhofs bestattet worden, in der neben den Fürsten und Fürstinnen seines Hauses die Fürsten der deutschen Dichtung ruhen. Ergriffen von ehrfürchtigem Schauer, steht der Wanderer vor diesem ernsten Bau. Nicht weit von hier, nur durch die Belvedere-Allee getrennt, beginnt der Park, in dem die Ilm leise von vergangenen Tagen erzählt und am Rande der „lieben Wiese" das weiße Gartenhäuschen steht, während jenseits, auf der entgegengesetzten Höhe, das Goethe-Schiller-Archiv sich erhebt; und eben noch erschüttert von der Majestät des Todes, der von aller menschlichen Hoheit und Größe den letzten Erdenrest abstreift, erfüllt die Seele sich nun mit freundlicheren Bildern und wendet sich von dem, was vergänglich war, zu dem, was uns bleibt und „der Nachwelt unverloren" bleiben wird.

Nicht unvorbereitet waren wir auf den Augenblick, der in dem Großherzog Carl Alexander seinem Lande den geliebten Fürsten, dem deutschen Volke den hochherzigen Beschützer seiner hehrsten Traditionen nehmen würde. Der letzte Weimaraner, der Goethe noch gekannt, hat er auch das Alter Goethe's erreicht, der einst, vor dreiundachtzig Jahren, dem Jüngstgeborenen Maria Paulowna's den Segenswunsch in die Wiege legte:

Sein Leben sei im Lustgesange
Sich und den Andern Melodie.

So haben wir ihn gekannt und verehrt, so wird sein Andenken in uns fortleben, und so wollen wir es den nachfolgenden Geschlechtern überliefern.

Vor wenigen Jahren erst, zu seinem achtzigsten Geburtstage, haben wir an dieser Stelle versucht, zu schildern, was Carl Alexander seinem engeren, was er dem großen deutschen Vaterlande war. „Eine Säule des Reiches" hat Bismarck ihn einmal genannt; und er war es, nicht in dem Sinne etwa, daß er militärisch oder politisch irgend wie besonders hervorgetreten wäre: doch hat er frühe schon den nationalen Beruf Preußens erkannt, hat 1866 unerschütterlich zu ihm gestanden und als den herrlichsten Tag der Erfüllung gewiß den miterlebt, an welchem der Gemahl seiner Schwester Augusta, König

Wilhelm von Preußen, im Schlosse zu Versailles aus den Händen von Deutschlands Fürsten und Volk die Kaiserkrone entgegennahm. Denn nicht nur der Begründung, auch der freudig geleisteten Hülfe bedurfte der Bau des neuen Deutschen Reiches, und einen treueren Freund hat der erste Kaiser, einen aufrichtigeren Bewunderer der erste Kanzler nicht gehabt; darum unter Denen, die durch ihre Gesinnung, ihr Beispiel und ihr Verhalten an Deutschlands großer Zeit mitgewirkt haben, wird stets Carl Alexander genannt werden. Den schönsten Namen aber, mit dem man einen Herrscher bezeichnen kann, hat er sich in kleineren, und doch so bedeutenderen Verhältnissen während einer langen, glücklichen Regierungszeit verdient — denjenigen, den die dankbaren Florentiner auf die Porphyrplatte im Chor von San Lorenzo über das Grab des Medicäers schrieben: „Hic situs est decreto publico pater patriae.“ Wie bei diesem Alten bildete, neben der nimmermüden Sorge für die Wohlfahrt und das Gedeihen des Staates, auch bei Carl Alexander die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften den leuchtendsten Zug seines Wesens. Auf ihm ruhte noch, ihn umgab jener Hauch der humanen Bildung, die seine Jugend gestaltet, sein Alter verklärt hat; und den Ruhm Weimars betrachtete er als etwas von den Vätern Ererbtes, das man, nach dem Worte seines Dichters, erwerben muß, um es zu besitzen. In edlem Wetteifer that er es seinen Altvordern gleich; und während sein schönes, grünes Thüringer Land überall sich der Segnungen seines väterlichen Regiments erfreute, ward die Stadt der Literatur durch ihn auch eine Stadt der Kunst und der Mittelpunkt jener Bewegung in der Musik, deren belebende Kraft Franz Liszt gewesen ist. In der Wiederherstellung der Wartburg, ebenso geweiht durch die Werke der Dichtkunst als die des Glaubens, ehrte Carl Alexander die große Vergangenheit, die von der Zeit der Landgräfin Elisabeth und des Sängerkrieges bis zu den Tagen Luther's und der Bibelübersetzung reicht; und unter ihm, auch hierin den liberalen Anschauungen seiner Vorfahren folgend, erblühte zu neuem Ansehen die sächsische Gesammtuniversität Jena, von jeher eine Stätte freier Forschung, freier Lehre, und mit den größten ihrer Namen, wie man sie dort an den Häuserwänden lesen kann, für immer eingeschrieben in die Geschichte deutscher Wissenschaft, deutscher Literatur.

Und nun ihn zu sehen, den gütigen Herrn, etwa in den Versammlungen der Goethe-Gesellschaft, im Kreise der Männer, die er so sehr schätzte, der Gelehrten, der Schriftsteller, aller Derer, die sich Eins wußten in der Liebe zu Deutschlands größtem Dichter! Diese Goethe-Tage hatten immer etwas zugleich Erhebendes und froh Vereinendes. Sie fielen in die Zeit des Jahres, in der Alles, „Fels und Wald“, in Pfingstherrlichkeit prangt; und schon auf dem Bahnhof, wenn der Ankommende von dieser Anhöhe herab die kleine Residenz in ihrem Kranz von Grün und Blüthen sah, mußte sich seiner eine Stimmung bemächtigen, die, halb Beklommenheit, halb freudige Erwartung, durch keine Wiederholung geschwächt ward. Immer war es das Gefühl, classischen Boden zu betreten, und immer doch auch wieder das, hier mehr daheim zu sein als irgendwo. Die bescheidenen Häuser, in denen unsere großen Dichter gelebt haben und gestorben sind, das großherzogliche Schloß, das Burg-

thor des Zwingers und die mittelalterlichen Giebel des Marktplatzes — Alles sprach von der Vergangenheit und stand doch mitten in der sonnigen Gegenwart. Mit Fahnen waren die Straßen geschmückt zum Empfange der Gäste, Freunde, die sich seit Jahresfrist nicht mehr gesehen, sahen sich wieder — Solche, deren Namen die Welt kennt, und Solche, die bewundernd zu ihnen aufblicken, fanden sich hier zusammen wie eine einzige große Gemeinde; die Würdenträger des Hofes und die hohe Weimarer Gesellschaft erschöpften sich in Beweisen der Aufmerksamkeit für die Fremden, und Jeder, der aus den Centren des Verkehrs, in denen der Einzelne so wenig gilt, in diese stille, vornehme Sphäre kam, hatte wohl das Empfinden, hier auf den Höhen des Daseins zu wandeln. Wenige Tage nur, aber wie begleitet von dem Goethe'schen Verse:

Pfingsten, das liebliche Fest war gekommen!

In der That, es waren Feste des Geistes, die da gefeiert wurden. Es waren schöne Stunden — schönere wohl, als jemals wiederkehren werden — wenn dann im dicht gefüllten Saale der „Erholung" die Herrschaften eintraten und, von den Anwesenden durch Erheben von den Sitzen ehrfurchtsvoll begrüßt, in der vordersten Reihe Platz nahmen — in der Mitte der Großherzog Carl Alexander, ihm zur Seite die Großherzogin Sophie und neben der Frau Erbgroßherzogin Pauline der Erbgroßherzog Carl August, dem erlauchten Ahnen, dessen Namen er trug, im leutseligen Gesichtsausdruck, so wie wir ihn von dem Reiterstandbild des Fürstenplatzes kannten, nicht unähnlich. Mit welcher Aufmerksamkeit folgte der Hof den Vorträgen, und mit welcher Huld, wenn sie beendet waren und Cercle gemacht ward, unterhielten sich die Fürstlichkeiten mit den von nah und fern herbei geeilten Gästen, erkannten Jeden wieder, der ihnen einmal vorgestellt worden, und wußten Jedem ein freundliches, liebenswürdiges Wort, das immer doch auch etwas Persönliches hatte, zu sagen. Solche Tage werden wir nicht wieder sehen. Vor den Eltern, tief betrauert von Allen, die je Gelegenheit gehabt, ihm näher zu treten, ist der Erbgroßherzog Carl August dahin gegangen; dahin gegangen ist die unvergeßliche Großherzogin Sophie, und nun ist auch der Großherzog Carl Alexander ihr in den Tod gefolgt. Wer von Denen, die dieser Feier beiwohnen durften, wird des Tages vergessen — es war ein Sonntag im Mai — an dem in Anwesenheit ihres Protectors, des Großherzogs Carl Alexander, die von der Goethe-Gesellschaft gestiftete Marmorbüste der verewigten Frau Großherzogin im Goethe-Schiller-Archiv enthüllt ward? Hier, an derselben Stelle, hatte wenige Jahre zuvor die hohe Frau selbst noch gestanden, als zur Weihe des Hauses, das sie der deutschen Literatur errichtet, ein Abgesandter Kaiser Wilhelm's II. erschienen war, als eine nach der anderen die Vorstände der Shakespeare-Gesellschaft, der Goethe-Gesellschaft, der Schiller-Stiftung heran traten und als Gegengabe des deutschen Volkes ihr die Originale von Goethe's Briefen an Frau von Stein überreicht wurden; und hier hatte sie für solche Huldigungen ihren Dank in Worten ausgesprochen, die wie vom Adel ihres Geistes geprägt waren. Heute, an diesem Maiensonntag — der lichte Himmel schimmerte durch die Fenster — stand unter einer weißen Hülle nur ihr Marmorbild. Außer dem Hof war nur eine kleine Zahl vom Vor-

stand der Goethe-Gesellschaft Geladener gegenwärtig. Die erste Anrede, im Namen der Gesellschaft, hielt Kuno Fischer, dessen weithin schallende Stimme ein lautes Echo in den stillen, weißen Räumen weckte. Hierauf sprach der Großherzog, und rührend war, was er, in großer Uniform, wie man ihn selten sah, sonst aber einfach und schlicht wie immer, zur Erwiderung ablas — manchmal vor innerer Erregung stockend, der ehrwürdige Greis, indem er mit feuchten Augen der dahin geschiedenen Gemahlin gedachte — es war unendlich ergreifend, so daß auch kaum ein anderes Auge trocken blieb. Dann aber, zum Schluß, mit fester Stimme, sprach er: „Es ist eine von Gott überkommene Verpflichtung Weimars, den Geist Goethe'scher und deutscher Dichtung zu pflegen, und ich hinterlasse sie meinen Nachkommen als heiliges Vermächtniß."

Bald nachdem der Großherzog geendet, und die Hülle gefallen war, trat ein junger Herr von frischem, anmuthigem Aeußeren an die sprechend ähnliche Marmorbüste, sie lange und aufmerksam betrachtend. Es war der Erbgroßherzog, der Enkel Carl Alexander's und Sophiens, der nunmehrige Großherzog Wilhelm Ernst. Allen aber, die jenen weihevollen Augenblick im Herzen tragen, wird es wie dessen Nachklang erscheinen, und sie werden wünschen, daß es seine feierliche Bestätigung sein möge, wenn es in der Proclamation vom 7. Januar, mit der der jugendliche Großherzog die Regierung übernommen hat, folgendermaßen heißt:

„Wir treten dieselbe hierdurch mit der Erklärung an, daß Wir . . . . . das Andenken Unseres nun in Gott ruhenden Herrn Großvaters dadurch ehren werden, daß Wir in seinem Sinne wirken und die Ueberlieferungen Unseres Hauses als ein theures Vermächtniß bewahren und pflegen werden."

J. R.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Januar.

Der preußische Landtag ist am 8. Januar vom deutschen Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten Grafen von Bülow eröffnet worden. In der Thronrede wurde hervorgehoben, daß die bei den Verhandlungen über die frühere Kanalvorlage im Abgeordnetenhause geäußerten Wünsche der Staatsregierung Veranlassung gegeben haben, einen neuen und erweiterten Plan aufzustellen, der bestimmt ist, den Bedürfnissen der verschiedenen Landestheile der Monarchie auf dem Gebiete der Wasserwirthschaft durch den Bau von Kanälen und die Verbesserung der Flußläufe gerecht zu werden. Unmittelbar nach der Constituirung des Abgeordnetenhauses entwickelte dann Graf von Bülow in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident, ohne ein vollständiges Programm entwerfen zu wollen, gleichsam die Grundsätze seiner inneren Politik, indem er als die vornehmste Aufgabe der Regierung in dem sich noch immer lebhafter gestaltenden Kampfe der wirthschaftlichen Interessen einen nach Möglichkeit gerechten Ausgleich dieser bezeichnete. Allerdings verhehlt sich der leitende Staatsmann durchaus nicht die Schwierigkeiten einer solchen Ausgleichspolitik, die bald in dem einen, bald in dem anderen Lager Mißdeutungen ausgesetzt ist. Andererseits darf nicht bestritten werden, daß die großen Erwerbsstände gleichmäßig Anspruch auf den Schutz der Regierung haben, und daß dieser insbesondere die Pflicht erwächst, Landwirthschaft, Handel und Industrie gleichmäßig zu schützen. Die Art, wie der preußische Ministerpräsident dann begründete, daß der in der Thronrede angekündigte Gesetzentwurf über den Ausbau und die Verbesserung der Kanäle und Flußläufe, der neben dem Staatshaushalte den Hauptgegenstand der diesjährigen Berathungen bilden wird, im vollen Einklange mit der von der Regierung angestrebten ausgleichenden Gerechtigkeit stehen soll, bekundete zugleich den festen Willen, der Vorlage zum Siege zu verhelfen. Im Hinblick auf die zwischen Landwirthschaft und Industrie, zwischen dem Westen und dem Osten der Monarchie bestehende Solidarität betonte der Ministerpräsident, der jedenfalls entschlossen ist, die Zügel der Regierung nicht auf dem Erdboden schleifen zu lassen, sondern fest in den eigenen Händen zu halten, daß eine Reihe weiterer, sachlich für begründet erachteter Projecte, die eine Verbesserung der geplanten Kanäle und Wasserläufe im Interesse der Landescultur bezwecken, mit dem ursprünglichen Plane des Rhein-Elbe-Kanals zu einer Vorlage verschmolzen worden sind. Durch seine im preußischen Landtage gehaltene Antrittsrede hat Graf von Bülow bewiesen, daß er nicht bloß als Leiter der auswärtigen Politik Deutschlands dessen Weltstellung und friedliche Entwicklung erfolgreich zu fördern bestrebt ist, sondern auch in seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident sämmtlichen Culturinteressen gerecht zu werden sich in vollem Maße und mit allen Kräften angelegen sein lassen will.

Die Annahme der von den Vertretern der Mächte in Peking gestellten Friedensbedingungen von Seiten der chinesischen Unterhändler bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt behufs Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in China. Hinfällig geworden ist vor Allem in erfreulicher Weise die Auffassung, wonach die verbündeten Truppen vor der Anknüpfung der Friedensunterhandlungen die Hauptstadt räumen müßten, um der kaiserlichen Familie die Rückkehr dorthin zu ermöglichen. Vielmehr hat sich die von der deutschen Reichsregierung von Anfang an mit Entschiedenheit vertretene Ansicht als durchaus zutreffend erwiesen, die gerade in der Fortdauer der militärischen Besetzung Pekings die sicherste Gewähr eines rascheren Friedensschlusses erkannt wissen wollte. Nicht minder darf als feststehend gelten, daß ohne einen einheitlichen Oberbefehl die Zersplitterung der Meinungen nicht bloß in militärischer Hinsicht Fortschritte gemacht hätte. Nur durch das feste Auftreten der diplomatischen Vertreter der Mächte, die im Grafen von Waldersee eine sichere Stütze fanden, konnte das erste Ziel erreicht werden. Allerdings bleibt noch viel zu thun übrig, da, abgesehen von der Sühne der schweren Verletzungen des Völkerrechtes, nicht bloß die von China den betheiligten Mächten und zahlreichen Privatpersonen zu gewährenden Entschädigungen, sondern auch zuverlässige Bürgschaften für die Zukunft festgestellt werden müssen.

Ebenso kann man auf unerwartete Zwischenfälle sich noch gefaßt machen. In Frankreich hat allem Anscheine nach die inzwischen bestätigte Meldung der „Times“ von einem russisch-chinesischen Abkommen über die Neuordnung der Verhältnisse in der Mandschurei besondere Aufregung hervorgerufen. Zunächst muß es höchst seltsam erscheinen, daß gerade ein den französischen Regierungskreisen nahe stehendes Organ, der „Temps“, am 5. Januar unter der Ueberschrift: „L'accord russo-chinois“ einen Leitartikel veröffentlichte, der, um einen in Frankreich geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, nur den Zweck haben konnte: „d'attacher le grelot“. Hätten die Ausführungen des Pariser Blattes jedoch die Wirkungen, die es selbst voraussetzt, so wären sämmtliche Ergebnisse des gemeinschaftlichen militärischen und diplomatischen Vorgehens der Mächte sogleich wieder in Frage gestellt, und ein Conflict der verschiedenen Nationen würde nahezu unvermeidlich. Dem „Temps“ muß ohne Weiteres zugestanden werden, daß der von dem Vertreter des russischen Admirals Alexiew mit den chinesischen Repräsentanten abgeschlossene Vertrag das russische Protectorat über die Mandschurei begründen würde. Nicht nur werden in den neun verschiedenen Artikeln des Vertrages die einem Protectoratsverhältnisse entsprechenden Befugnisse Rußlands festgesetzt, sondern Artikel 7 bestimmt auch, daß ein russischer politischer Resident mit allgemeinen Machtbefugnissen der Oberaufsicht in Mukden, der Hauptstadt Liaotongs, einer der Provinzen der Mandschurei, seinen ständigen Sitz erhalten soll. Dazu bemerkt nun der „Temps“: „Dies ist der Schlußstein des Gebäudes: der Resident ist die Seele dieses Systems, er ist die Haupttriebfeder, das unentbehrliche Werkzeug, das nothwendige und ausreichende Organ dieses Régimes.“

Hiernach müßte man also annehmen, daß ein zumeist die Auffassung der französischen Regierung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik widerspiegelndes Blatt mit einer solchen Wendung der Verhältnisse in der Mandschurei im höchsten Grade zufrieden sein dürfte. Aber weit gefehlt; vielmehr setzte der „Temps“ Alles in Bewegung, um den russisch-chinesischen Vertrag zu befehden. Als ob niemals ein Zweibund bestanden hätte, glaubte das Pariser Blatt sogar Deutschland und England aufrufen zu müssen, um gegen das in Mukden vereinbarte Abkommen Sturm zu laufen. Da der Vertrag sich auch auf den Traktatshafen Niutschuang bezieht, führte der „Temps“ unter Anderem aus: „Was die Mandschurei und Niutschuang betrifft, so erklärte Rußland früher laut, daß es in Bezug auf diese Gebiete nur vorübergehende Maßregeln ergriffen habe, die durch die Fürsorge für die eigene Sicherheit vorgeschrieben worden wären. Rußland erkannte formell das Recht der anderen Mächte und der Handelsgesellschaften am Hafen von Niutschuang

an. Es wies jede Absicht auf Eroberung oder auf Annexion und jedes Verlangen nach besonderen eigenen Vortheilen ab, versprach vielmehr, seine Truppen aus diesen Gebieten zurückzurufen und den früheren Zustand dort wieder herzustellen, so bald die Ordnung ihm gesichert erscheine, nur mit der einzigen Bedingung, daß das Vorgehen der übrigen Mächte ihm nicht ein anderes Verhalten aufzwänge." Zugleich wurde daran erinnert, daß die russische Regierung, als ihr später das deutsch-englische Abkommen über die Unverletzlichkeit des chinesischen Gebietes mitgetheilt wurde, „eine gewisse Coquetterie darein setzte, zu constatiren, daß Rußland die erste Macht gewesen wäre, die die Aufrechterhaltung der Integrität des himmlischen Reiches zur Grundlage ihrer Politik gemacht hätte."

In den officiellen Kreisen von St. Petersburg und Livadia wird es jedenfalls eigenthümlich berühren müssen, daß gerade von Paris aus ein solcher Vorwurf gegen die Leiter der russischen Politik erhoben wird. Oder sollte es dem „Temps" nur darum zu thun sein, eine andere Macht vorzuschicken? Thatsächlich wird in demselben Leitartikel nachdrücklich auf das deutsch-englische Abkommen über die chinesischen Angelegenheiten hingewiesen. Da nun der „Temps" unmöglich voraussetzen konnte, daß England, das gerade in jüngster Zeit durch die südafrikanischen Verwicklungen besonders in Anspruch genommen ist, eine Action gegen Rußland wegen der Mandschurei durchführen würde, so bleibt nur die Annahme übrig, daß Deutschland auf den Plan gerufen werden sollte, zumal da Frankreich sicherlich gegen seinen russischen Bundesgenossen nichts unternehmen würde. In dieser Beleuchtung erhalten die französischen Ausführungen einen eigenartigen Charakter. Das Pariser Blatt erachtet sich sogar für berufen, den deutschen und englischen Staatsmännern vorzuschreiben, wie sie sich im Hinblick auf das russische Protectorat über die Mandschurei auf Grund ihres eigenen Vertrages verhalten müssen. „Es ist offenkundig," versichert der „Temps", „daß der casus foederis eingetreten ist: die Errichtung des russischen Protectorates in der Mandschurei gewährt dem Zaren einen ausschließlichen territorialen und politischen Vortheil. Vorausgesetzt also, daß sie nicht einen Vertrag zerreißen, auf dessen Papier die Tinte kaum getrocknet ist, oder daß sie nicht die eigene Ohnmacht beziehentlich grundsätzliche Mißhelligkeiten proclamiren wollen, müssen England und Deutschland die Mittel prüfen, um auf die russisch-chinesische Convention zu antworten." In welcher Weise das geschehen soll, wissen die Staatsmänner des „Temps" ganz genau. Entweder ist ihre Aufgabe, Rußland zum Verzichte auf den Protectoratsvertrag zu bestimmen, oder sie müssen die vollzogene Thatsache anerkennen und die Auftheilung des chinesischen Gebietes unter die Mächte als eröffnet ansehen, so daß sie selbst ihren Antheil an der Beute beanspruchen. Es empfiehlt sich, eingehend bei diesen Ausführungen des leitenden französischen Organs zu verweilen, weil sie nach verschiedenen Richtungen grelle Streiflichter fallen lassen.

In sachlicher Hinsicht muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß die Voraussetzungen des „Temps", insofern sie sich auf das deutsch-englische Abkommen beziehen, durchaus verfehlt waren. Dieses bezieht sich gar nicht auf die Mandschurei, und dies sollte auch zuerst im Artikel 1 ausdrücklich betont werden. Hinsichtlich der Mandschurei waren vielmehr beide Regierungen von Anfang an in voller Uebereinstimmung der Ansicht, daß dieses Gebiet thatsächlich zur Interessensphäre Rußlands gehöre. Mit gutem Rechte durften deshalb in dem am 13. Januar aus St. Petersburg telegraphisch übermittelten Berichte über das russische Reichsbudget die Friedensbestrebungen des Zaren hervorgehoben werden.

Es braucht nur an die seiner Zeit vom früheren russischen Minister des Auswärtigen, Grafen Murawiew, mit dem Vertreter Englands, Mr. Scott, abgeschlossene Convention über die in der Mandschurei als Fortsetzung der sibirischen Eisenbahn zu bauende russische Linie erinnert zu werden, um den Beweis zu erbringen, daß England, als es das Abkommen mit Deutschland unterzeichnete, Rußlands Interessensphäre in der Mandschurei ebenso anerkannte, wie dies stets von deutscher

Seite geschehen ist. Die Ueberraschung des „Temps", der sich allerdings auf die „Times" berufen durfte, erklärt sich also lediglich daraus, daß die Modalitäten, unter denen das deutsch-englische Abkommen über die chinesischen Verhältnisse zur Unterzeichnung gelangte, in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden sind. In Wirklichkeit erstreckt sich dieses Abkommen nur auf diejenigen chinesischen Gebietstheile, wo England und Deutschland einen „Einfluß ausüben können", und zu diesem ohnehin sehr umfangreichen Gebiete gehört die Mandschurei weder nach englischer noch nach deutscher Auffassung. In St. Petersburg ist der Standpunkt, den die Cabinette von London und Berlin einnehmen, wohl bekannt; auch wird man dort nach Erklärungen der eigenthümlichen Sprache des der französischen Regierung nahe stehenden Organs suchen. Zum Mindesten mußte es sehr ungewöhnlich erscheinen, daß Rußland an feierliche Versprechungen erinnert wurde, die es nicht erfüllt haben soll. Thatsächlich bestanden aber bereits auf Grund der englisch-russischen Eisenbahnconvention in der Mandschurei positive Rechte Rußlands, deren Wahrung gerade im Hinblick auf die chinesischen Wirren eine besondere Fürsorge erheischt. Artikel 2 der chinesisch-russischen Convention erlegt denn auch dem in Mukden commandirenden tatarischen General Tseng ausdrücklich die Verpflichtung auf, die Russen freundschaftlich zu behandeln, die die Provinz militärisch besetzen, die Eisenbahn beschützen und die Ruhe im Lande wieder herstellen.

Für Deutschlands ostasiatische Niederlassung kann es nur erwünscht sein, daß in der Mandschurei auf die Dauer geordnete Verhältnisse geschaffen werden. Darf also den gegen die Politik Rußlands in China gerichteten Ausführungen des „Temps" eine symptomatische Bedeutung beigemessen werden? Allerdings steht dieser Artikel keineswegs vereinzelt da; es sind bereits früher in der französischen und in der russischen Presse Stimmen laut geworden, die auf eine Disharmonie schließen ließen. Wie ein rother Faden zog sich durch diese Betrachtungen der stets von Neuem wiederkehrende Einwurf, daß der Gegensatz zwischen maßgebenden Kreisen in Frankreich und der Armee sich der Festigkeit des Zweibundes gefährlich erweisen könnte. Ganz offen wurde von russischer Seite ausgesprochen, daß ein starkes französisches Heer eine der Grundbedingungen dieser Allianz wäre. Bezeichnend war, daß gleichzeitig die „Nòvoje Wrèmja" sich von ihrem Pariser Correspondenten und der „Soleil" von seinem Petersburger Mitarbeiter in demselben Sinne informiren ließen.

Der unbefangene Beurtheiler konnte sich jedoch nicht der Wahrnehmung verschließen, daß Licht und Schatten ungleichmäßig vertheilt wurden, wenn dem Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand oder gar dem Präsidenten der Republik, Loubet die Schuld für die unleugbaren Mißstände in der französischen Armee beigemessen wurde. Vielmehr regte sich im französischen Officiercorps in Melun, in Fontainebleau, in Reims und anderwärts der Geist der Insubordination und des Widerspruches gegen die bestehenden Einrichtungen. Bald war es ein Protest gegen das unter der Republik beschlossene Gesetz über die Ehescheidung, der durch die Boycottirung eines mit einer geschiedenen Frau verheiratheten Officiers von den eigenen Kameraden zum Ausdrucke gebracht, bald eine Anordnung des Kriegsministers, wodurch die Opposition des Officiercorps hervorgerufen wurde. Daß der Clerus durch seine Weigerung, im ersteren Falle die Ehe mit einer geschiedenen Frau kirchlich einzusegnen, den Officier in eine Zwangslage versetzt hatte, wurde geflissentlich übersehen, gerade wie in anderen Fällen die nationalistische Auffassung sich geltend machte, indem immer wieder an die Dreyfus-Affaire angeknüpft wurde.

Die Regierung hatte vielmehr, indem sie die Amnestievorlage unter Einsetzung ihrer ganzen Autorität und unter Stellung der Vertrauensfrage in beiden parlamentarischen Körperschaften zur Annahme brachte, den Beweis geliefert, daß es ihr wirklich um Beruhigung der Gemüther zu thun sei. Die schweren Bedenken, die dieser nunmehr zum Gesetze gewordenen Amnestievorlage aus juristischen Gründen und vom Gesichtspunkte des einfachen Rechtsgefühls entgegen standen, hatten das

Ministerium Waldeck-Rousseau nicht in der Entschließung wankend gemacht, die Straflosigkeit selbst so schwer compromittirten Personen wie dem General Mercier für alle Zukunft zuzusichern. Um so unerhörter war daher das Vorgehen des Commandanten Cuignet, der im Zusammenhange mit derselben Angelegenheit, die im Wesentlichen zu der Amnestievorlage Anlaß geboten hatte, an den Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau einen herausfordernden Brief richtete, in dem der Minister des Auswärtigen der Fälschung beschuldigt ward. Vom Kriegsminister zur Verantwortung gezogen, lehnte der unbotmäßige Officier, der sich für seine Action in Verbindung mit Führern der Nationalisten, wie dem Deputirten Lasies, gesetzt hatte, jede sachliche Auskunft ab, die er nur seinen Richtern, dem conseil d'enquête, geben wollte. Was allgemein erwartet wurde, vollzog sich dann auch in Wirklichkeit. Mit allen gegen eine Stimme sprach das Militärgericht den Commandanten Cuignet frei, so daß der Kriegsminister sich darauf beschränken mußte, gegen den Officier eine längere Festungshaft als Disciplinarstrafe zu verhängen. Wie sehr die gesammte Disciplin leiden muß, wenn dem französischen Officiercorps gleichsam ad oculos demonstrirt wird, daß die gesammte Regierung eine quantité négligeable sei, braucht nicht gesagt zu werden. Aber man darf nicht die bürgerliche Regierung für das verantwortlich machen, was vor Allem die Schuld der Nationalisten im Heere und im Parlamente ist. Nur wäre es allzu pessimistisch, wollte man die Ausführungen für berechtigt halten, nach denen die französische Armee bereits für den Staatsstreich reif sein soll. Vielmehr kann kein Zweifel darüber obwalten, daß, wie der Kriegsminister General André selbst unter den Generalen durchaus nicht die einzige Ausnahme als Anhänger der bestehenden Einrichtungen bildet, so sich auch beim Kriegsgerichte in Rennes und nun wieder im „conseil d'enquête", der den Commandanten Cuignet freisprach, eine Minorität fand, mit der bereits gerechnet werden darf. Auch erscheint es durchaus nicht ausgeschlossen, daß, falls General André in der Lage sein sollte, gewisse Reformen durchzuführen, im Officiercorps sich nach einiger Zeit ein Wandel vollziehen könnte.

Nicht bloß in der Officierschule von St. Cyr sind solche Reformen angeordnet worden, sondern auch der Unterofficierschule von Saint-Maixent sollen weiter gehende Befugnisse eingeräumt werden. Allerdings ging bereits bisher ein Theil der französischen Officiere aus dem Unterofficierstande hervor; nur daß die militärische Laufbahn dieser Kategorie von Officieren regelmäßig mit der Ernennung zum Capitän abgeschlossen war. Hier soll nun der Hebel angesetzt werden, um neben den Saint-Cyriens, die ihre frühere Ausbildung vielfach auf den von Jesuiten geleiteten oder doch beeinflußten Anstalten erhalten hatten, einen Stamm von Officieren zu gewinnen, die der Republik um so mehr ergeben sein müssen, als sie ihr Alles verdanken. General André hat denn auch bereits mit dem früheren Grundsatze gebrochen, aus tactischen Gründen jedenfalls ein geschickter Schachzug, obgleich sich erst zeigen muß, wie die Maßnahme, im Hinblick auf die höheren Anforderungen der modernen Kriegskunst, sich in militärischer Hinsicht erweisen wird. An Initiative fehlt es dem General André nicht; ob ihm auch noch die erforderliche Zeit bleiben wird, um seine Reformen zu verwirklichen, hängt an erster Stelle von den parlamentarischen Verhältnissen ab, da insbesondere die Regierungsvorlage über die Umgestaltung des Vereinswesens, ein Gesetzentwurf, der seine Spitze hauptsächlich gegen die geistlichen Congregationen richtet, ernsthafte Gefahren für das Ministerium Waldeck-Rousseau zu bergen scheint.

Literarische Rundschau.

J. H. Wichern's Briefe und Tagebuchblätter.

[Nachdruck untersagt.]

Gesammelte Schriften Johann Heinrich Wichern's. Band I. Hamburg, Agentur des „Rauhen Hauses". 1901.

„Das ist Sache der Gnade!" soll Schopenhauer ausgerufen haben, als er im Hause seines Freundes Gwinner das durch den Ausdruck tiefsten Friedens verklärte Bildniß Rancé's, des Begründers des Trappisten-Ordens, betrachtete. Und als „Sache der Gnade" stellt sich auch die einheitlich geschlossene, vom Anfang bis zum Ende des Lebens auf das nämliche Ziel gerichtete Persönlichkeit des Menschenfreundes dar, von dem das vorliegende Buch berichtet. Zu der Figur des schwärmerisch-excentrischen Franzosen, den der Todtenkopf seiner Geliebten, Madame de Montbazon, mit einem Schlage vom leichtfertigen Genußmenschen zum weltflüchtigen Asketen machte[1]), steht die Gestalt des festgefügten, niemals aus dem sittlichen Gleichgewicht gebrachten hamburgischen Bürgerssohnes — an und für sich betrachtet — im ausgesprochensten Gegensatz: als „Sache der Gnade", d. h. als ein von dem eigenen Willen des Menschen unabhängiges Geschenk, ist der von Hause aus den höchsten menschlichen Aufgaben zugewendete Wille aber ebenso anzusehen, wie die Fähigkeit zu plötzlicher und vollständiger Abwendung von den Eitelkeiten des Lebens. Der Eindruck einer Vorherbestimmung im höchsten Sinne des Wortes aber wird sich jedem Leser aufdrängen, der aus den vorliegenden Selbstbekenntnissen Wichern's erfährt, daß der Gedanke hingebender Thätigkeit an das Wohl der Armen und Elenden dieser Welt den Jüngling ebenso vollständig erfüllte, wie später der Mann, der zum Bahnbrecher der social-politischen Reformarbeit wurde, die heute im Mittelpunkte der Gedanken der Besten unseres Volkes und unserer Zeit steht. Grundlage und Ausgangspunkt der Thätigkeit Wichern's bildete eine Frömmigkeit von ausgesprochen pietistischer Färbung, — Träger dieser Frömmigkeit aber war ein stolzer und starker Charakter, dem nichts weiter ablag als schwächliche religiöse Gefühlsseligkeit, ein derber, nüchterner Menschenverstand, der Beschränkungen durch dogmatische Systeme und Furcht vor des Lebens holdem Ueberfluß niemals bei sich aufkommen ließ. Der halbwüchsige Gymnasiast, der sich und der früh verwittweten Mutter durch Privatunterricht und Schreiberarbeit den Unterhalt erwerben muß, nimmt frisch und fröhlich an Allem Theil, was das Jugendleben adeln und erhellen kann. Auf der ersten Seite seines vornehmlich sittlich-religiöser

[1]) Die in ihrer Gräßlichkeit kaum glaubhafte Geschichte, die dem Leben des vierunddreißigjährigen Rancé (geb. 1624) eine veränderte Richtung gab, erzählt Schopenhauer im 48. Capitel seines Hauptwerkes, Band II. (Dritter Band der Sämmtlichen Werke, S. 725 der Ausgabe von 1873.)

Selbstbetrachtung gewidmeten Tagebuchs vom Jahre 1826 (Wichern war 1807 geboren worden) findet sich eine witzige Anspielung auf Tieck's „Zerbino" — Wicher's künstlerischer Enthusiasmus wird durch Platen's Gedichte und Mozart's Sonaten entzündet, und der junge Christ, dem das Gebet die Hauptangelegenheit des inneren Menschen ist, übernimmt bei einer musicalischen Privataufführung des „Don Juan" die Partie des Titelhelden und freut sich des leidlichen Erfolges, mit dem er seiner Aufgabe gerecht geworden ist! In der reichsten Handelsstadt und unter dem anspruchsvollsten Patriciat des festen Landes emporgekommen, ist der arme Junge auf Unterstützungen und Stipendien angewiesen, die er dankbar und bescheiden entgegen nimmt. Nichts aber liegt ihm ferner, als haltungslose Unterwürfigkeit unter die vornehmen Gönner oder die begünstigten Genossen seiner Werdezeit. Mit dem freien Anstande des Aristokraten der Gesinnung, dem das nec quid temere, nec quid timide in die Wiege gelegt worden ist, nimmt er seinen Weg durch Verhältnisse, die solchen, die sie in jungen Jahren durchzumachen haben, nur allzu häufig das Zeichen der Dienstbarkeit aufdrücken. Freilich beklagt Wichern schon als Jüngling, was er später als Mann immer wieder beklagt hat: daß er mit Hochmuth, Eigenwillen und Heftigkeit niemals fertig zu werden vermocht habe. Diese bedeutenden Naturen nahezu regelmäßig anhaftenden Fehler stehen indessen unter der Aufsicht einer Gewissenhaftigkeit, die den Irrenden immer wieder auf den rechten Weg zurück führt. Tagebuch-Bekenntnisse frommer Menschen sehen nur allzu häufig der Swift'schen Fabel von der „Beichte der Thiere" ähnlich, in welcher die Beichtenden ihre wahren Sünden verschweigen und dafür Fehler bekennen, an denen sie niemals laborirt haben, und die ihnen darum unschwer vergeben werden können. Dieser Beichtende kannte aber dagegen sich selbst „et notre maudite race" zu genau, um die Führung eines solchen Sündencontos auch nur zu versuchen. Straft er sich in seinem Tagebuche einmal selbst, so zeigt er sich dabei als unbestechlicher Richter.

Für die geistige Eigenthümlichkeit des jungen Wichern sind zwei Umstände charakteristisch: die Unbefangenheit, mit welcher er das theologische Studium als wissenschaftliches behandelt, und seine Unzugänglichkeit für Lockungen des äußeren Ehrgeizes und der Eitelkeit. Motive einer entgegengesetzten Lebensbehandlung waren für ihn in reichlichem Maße vorhanden. Bei der Entschiedenheit, mit welcher er sich seit dem Erwachen seines religiösen Bewußtseins der (in Hamburg vornehmlich durch den Pastor Rautenberg vertretenen) gläubigen Richtung zu- und dem Rationalismus abgewendet hatte, wäre für den angehenden Theologen naheliegend gewesen, sich ausschließlich oder doch hauptsächlich nach Lehrern umzusehen, die den Standpunkt des repristinirten, dem Pietismus nahestehenden Confessionalismus einnahmen[1]). Aus den der Studienzeit Wichern's angehörigen Aufzeichnungen geht hervor, daß er seine Wahl in ganz anderem Sinne getroffen hat. In Göttingen hält er sich vornehmlich an diejenigen Lehrer, von denen er Erweiterung seiner positiven Kenntnisse erwartet. Kirchengeschichte hört er bei dem greisen Planck, der seinen Standpunkt als denjenigen des „rationellen Supranaturalismus" bezeichnet hat — die alttestamentlichen Fächer bei Ewald, dem rücksichtslosesten und kühnsten der damaligen Kritiker der vorchristlichen biblischen Bücher. Steht seinem Herzen auch der fromme Lücke näher als irgend einer der Göttinger Lehrer,

[1]) Von der Vertheilung der Rollen unter den damaligen theologischen Parteien hat Treitschke im zweiten und im vierten Bande seiner „Deutschen Geschichte" (vergl. Bd. II, S. 91 und Bd. IV, S. 245) lebensvolle und durch Unbefangenheit der Auffassung ausgezeichnete Schilderungen entworfen. Was a. a. O. über die „Gedankenlosigkeit" gesagt wird, „mit der die liberale Welt alle Arbeit des praktischen Christenthums der orthodox-pietistischen Partei überließ," trifft den Nagel auf den Kopf. Rücksichtlich des Einzelnen und insbesondere der kirchlichen Zustände des Hamburg der zwanziger und dreißiger Jahr darf auf die verdienstliche, in Deutschland viel zu wenig bekannt gewordene „Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" des Schweizer Theologen Christian Tischhauser (Basel, R. Reich. 1900) hingewiesen werden.

so ist er doch weit davon entfernt, sich der Partei dieses verehrten Meisters oder einer anderen Partei gefangen zu geben. In einem an den Senator Hudtwalcker gerichteten Schreiben vom 30. November 1828 verwahrt Wichern sich mit Entschiedenheit gegen die Methode, „vorgefaßte Sätze zu prüfen und an einem Buchstaben festzuhalten, der sich mit Anstrengung der Zeit entwindet und als solcher, als zeitgemäße Form vergehen muß ... Mit der Voraussetzung und Annahme (schreibt er weiter), daß die Form nicht das Wesentliche und Unwandelbare, sondern nur das Kleid ausmacht, muß auch zugestanden werden, daß in Hinsicht auf sie frei stehe, an der Schrift Alles zu üben, was bei jedem anderen Buche ernsten Inhalts frei steht." In Berlin, wohin der fleißige Student sich von Göttingen aus wendet, hält er sich vornehmlich an Schleiermacher, dessen persönliche Bekanntschaft ihm indessen nicht beschieden war, — eine Enttäuschung, für die ihm auch der intime, durch viele Jahre fortgesetzte Verkehr mit dem geliebten und verehrten Neander ausreichender Ersatz nicht zu werden vermag. Noch zwanzig Jahre nach Beendigung der Studienzeit hat er beim Betreten des Hauses, in welchem Schleiermacher einstmals gewohnt, seinem schmerzlichen Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß ihm nur eine und dazu kurze und bedeutungslose Begegnung mit dem größten deutschen Theologen des 19. Jahrhunderts gegönnt gewesen war. Er, der Bundesgenossen für sein Werk so gut wie ausschließlich in orthodoxen und pietistisch gerichteten Kreisen finden sollte, hat bis an das Ende seines Lebens diesem Lehrer treue Verehrung bewahrt und niemals verleugnet, daß er Jonas und Sydow, die vielgescholtenen Männer der Schleiermacher'schen „Linken", als Freunde und Brüder ansehe. Nach Anhörung einer im November 1844 gehaltenen Predigt des Dr. Jonas schreibt er: „Ich habe mich seit sechzehn Jahren selten so erbaut gefühlt wie heute; auf den Knieen sollten wir Gott anrufen, daß er uns einmal solch' einen Prediger nach Hamburg sende."

Nicht minder bezeichnend ist das andere Moment, die souveräne Unzugänglichkeit Wichern's für Lockungen des Ehrgeizes, der kirchlichen und der gesellschaftlichen „Carriere". Der Geist und Leben sprühende Candidat der Theologie stand zu dem hamburgischen Patriciat in so enger Beziehung und bei den angesehensten Vertretern desselben (Syndicus Sieveking, Senator Hudtwalcker, Lorenz Meyer ꝛc.) in so hoher Schätzung, daß ihm, dem Freunde der einflußreichsten Prediger seiner Vaterstadt, ein höheres Kirchenamt nicht hätte fehlen können. Niemals hat er ein solches gesucht, niemals den bezüglichen Winken und Aufforderungen nachgegeben. In der Blüthe seiner Jahre sperrte der talentvolle, für künstlerische und wissenschaftliche Anregungen in hohem Grade empfängliche und dabei stolze — wie er selbst meinte, „hochmüthige" — junge Mann sich in das verfallene Haus eines hamburgischen Vororts ein, um ein Dutzend verwahrloster, aus dem tiefsten Koth des „Gangeviertels" gezogener Knaben zu Menschen und zu Christen zu machen. Nur mühsam bringen die Freunde ihn, der eben heirathen und einen Hausstand begründen will, zur Annahme eines dem Einkommen eines Landpredigers correspondirenden Gehalts. „Zwischen mir und Rautenberg," heißt es in dem Bericht über diese Verhandlung, „ist es darüber zu einem heftigen Kampf gekommen. Ich mußte mich aber schließlich ergeben." — Dieselbe innere Unabhängigkeit hat der merkwürdige Mann auch in der Folge bethätigt, als ihm das Loos fiel, Rathgeber bei Begründung zahlreicher, seiner Schöpfung nachgebildeter Anstalten in allen Theilen Deutschlands zu werden und in solchen Veranlassungen mit angesehenen Vertretern des norddeutschen Adels, der preußischen Regierung, des Berliner Hofs und schließlich mit Friedrich Wilhelm IV. selbst in nähere Verbindung zu treten. Die Gabe, in persönlichem Verkehr zu gewinnen und nicht nur mit hervorragenden Menschen, sondern auch mit Kesselflickern aller Gattungen (vornehmen wie geringen) in ihrer Sprache zu reden, war ihm in hohem Grade zu Theil geworden, und er wußte von derselben, im Interesse seiner Sache, reichlichen Gebrauch zu machen. Aber niemals um den Preis der Wahrheit und der männlichen Würde. Ein Beispiel

dafür erscheint besonders vielsagend. Ueber all' die zahlreichen Begegnungen, die er mit Größen und Berühmtheiten seiner Zeit hat, berichtet er der geliebten, mit einer gewissen Galanterie verehrten Gattin so ausführlich, wie immer; nur in dem Briefe, der von seiner Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. handelt, faßt er sich kurz. Die Ehre dieses Empfanges weiß er zu würdigen, — der von ihm hoch verehrte Monarch hat ihn „sehr freundlich und theilnehmend" empfangen und den Wunsch ausgesprochen, die Wirksamkeit des „Rauhen Hauses" für seine Monarchie fruchtbar zu machen, — ein eigentlich praktisches Resultat aber hat die Sache nicht gehabt, weil auf die Details nicht eingegangen worden war. „Die Hauptpersonen bleiben also die Minister, und darum ist über die Audienz nicht viel zu sagen!" (7. November 1844.) — Bei einer späten Gelegenheit wird ihm durch den Königsberger General-Superintendenten Sartorius von den Plänen des Königs für Errichtung des sogenannten Schwanenordens[1]) ausführlich erzählt „und dabei der Wunsch stark betont, daß der König sich mit mir darüber besprechen möge. Ich weiche dem aber aus und habe die Absicht, nichts dazu zu thun" (15. Juni 1846). — Von der nämlichen Unbestechlichkeit dieses bei aller Gemüthswärme klaren und nüchternen Kopfes zeugt das Urtheil über die „erste General-Synode der evangelischen Landeskirche Preußens" (Juni 1846). Bereits wenige Tage nach Eröffnung dieser von vielen seiner Freunde mit weitgehenden Hoffnungen begleiteten Versammlung schreibt Wichern über die empfangenen Eindrücke das Folgende: „Die einen Menschen sperrt man ein, die anderen sperrt man ab, — den einen zapft man das Blut ab, — den anderen schnürt man die Kehle zu, — was beides im Grunde eins ist, und dabei immer das Geschrei: Kein Leben, keine Menschen. Es fehlt das Vertrauen und die Selbstverleugnung. Am Ruder steht die Regierungssucht und tausendfach gestaltete Eitelkeit. — Das sind die Vertreter einer evangelischen Kirche, und in solcher Kirche will man dogmatische Einheit erzielen. Ist nicht jede Einigung (als dogmatische) eine Täuschung? . . . Ich fragte den neben mir stehenden Assessor Bindewald, was er denn zu solcher Kirche sage; er meinte, man solle sie unter das Kriegsministerium stellen." — Man hat nur nöthig, dieses Urtheil mit demjenigen der hervorragendsten Gesinnungsgenossen des Briefschreibers zu vergleichen, um zu wissen, was es mit demselben auf sich hatte.

Der vorliegende erste Band von Wichern's „Gesammelten Schriften" schließt mit Aufzeichnungen vom Herbst 1848. Der September des deutschen Revolutionsjahres hat den Höhepunkt in dem Leben des Mannes gebildet, der als Anfänger der heutigen social-reformatorischen Bewegung anzusehen ist und der sich als solcher ein monumentum aere perennius gesetzt hat. Nachdem die im Jahre 1833 im „Rauhen Hause" zu Horn eröffnete Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder[2]) bis weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Nachahmung gefunden und durch die „Brüderschaft des Rauhen Hauses", sowie durch den „Verein für innere Mission" (ursprünglich: „Verein für inländische Mission") weitere Ausgestaltung erhalten hatte, wurde die Sache der „inneren Mission" durch den in Wittenberg versammelten ersten deutschen Kirchentag (20. September 1848) zu einer Angelegenheit der gesammten Nation gemacht. Von dem Vortrage, den er bei dieser Gelegenheit hielt, und der die Constituirung des „Central-Vereins für innere Mission" zur Folge hatte, hat Wichern in der Folge selbst gesagt, „er habe das übermannende Bewußtsein gehabt, daß Gott ihm dabei in außerordentlicher Weise die volle Kraft des Worts verliehen habe". Unter dem ersten Eindruck des errungenen Erfolges schrieb er seiner Frau darüber das Folgende: „Die vollkommene

[1]) „Die Idee des Schwanenordens muß erst ins Deutsche unserer Tage übersetzt werden," hatte Wichern bereits früher gesagt.

[2]) Wichern selbst hat anerkannt, daß die von Joh. Falck (dem Satiriker und Verfasser des bekannten Buches über Goethe) begründete Gesellschaft für Freunde der Noth und die von dieser Gesellschaft ins Leben gerufene Schule ihm in mehrfacher Rücksicht zum Vorbilde gedient haben.

Beherrschung des Gegenstandes machte mir die Sache leicht und erhielt mich so innerlich in der Rede frei, daß es mir eine Freude ist zu reden, weil ich dann nie aus den Augen verliere, für wen ich zu reden habe."

Ueber die weiteren Phasen dieses reich gesegneten Lebens, die Regelung der Verhältnisse von zehntausend oberschlesischen Typhuswaisen (1849 und 1850), die Uebernahme der Aufsicht über sämmtliche Gefängnisse Preußens (1851) und die Bestellung als vortragender Rath im Cultusministerium (1858), — über das Alles werden die folgenden Bände voraussichtlich mit der nämlichen Ausführlichkeit Bericht geben. Der Eindruck der Persönlichkeit dieses imposanten Mannes wird für Leser, die zu lesen verstehen, indessen schon jetzt fest stehen. Von den Ideen, die er inmitten einer widerstrebenden, durch Parteileidenschaften zerrissenen Welt in die Wirklichkeit übersetzt hat, gilt uneingeschränkt das schöne Wort, das Roscher vor mehr als einem Vierteljahrhundert gesprochen hat: „Wichern's Ideen werden zur Hebung der allerhilfsbedürftigen Classen für jede Zeit praktisch bleiben, wo es darauf ankommt, sie für Gott und ihr wahres Selbst, dann eben aber dadurch für die menschliche Gesellschaft wieder zu gewinnen. Die schönste Bethätigung der christlichen Lehre von dem unermeßlichen Werthe jeder einzelnen Menschenseele!" (Geschichte der deutschen National-Oekonomik, S. 1028.) Und es darf noch an ein anderes, für Herz und Gemüth Wichern's geltendes Wort erinnert werden, — an ein Wort, das von dem Philosophen des Pessimismus herrührt, der weder bei der Niederschrift desselben noch später von der „inneren Mission" und deren Stifter Notiz genommen, sondern dem Ideenkreise des hamburgischen Menschenfreundes durchaus fern gestanden hat: „Wie Fackeln vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens . . . Denn die Güte des Herzens ist eine transcendentale Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinaus gehenden Ordnung an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit incommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt . . . . . Was ist dagegen Witz und Genie? Was Baco von Verulam?"

—r—

Englands Seeweg nach Indien.

[Nachdruck untersagt.]

Die Etappenstraße von England nach Indien und das Kap der guten Hoffnung. Von Otto Wachs, Major a. D. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1899.

Die vorliegende, ebenso interessante wie zeitgemäße Arbeit (ist ein Abdruck von Aufsätzen, die zuvor in der „Marine-Rundschau" veröffentlicht worden sind); sie wird Jeden, der sich die Mühe nimmt, sie mit Aufmerksamkeit zu lesen, von der Bedeutung des jetzt in Südafrika geführten Kampfes für die Weltstellung Englands überzeugen. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß von den drei Wegen nach Indien, durch den Suezcanal, über Canada und um das Kap, die beiden ersten im Falle eines Krieges aus einer oder der andern Ursache für England unbenutzbar werden könnten, und daß es daher auf die Offenhaltung des dritten derselben, um das Kap der guten Hoffnung, den größten Werth legen müsse. Er beginnt mit einer vergleichenden Schilderung der englischen und französischen Kriegshäfen im Aermelcanal und am Atlantischen Meer, erwähnt die Bedeutung, die La Ferrol, Lissabon und Cadiz in anderen Händen als denen ihrer jetzigen Besitzer

haben könnten, und führt uns über Freetown in Sierra Leone, Ascension und St. Helena nach dem Kapland (mit der Tafelbai, Simons-Bai, Port Elizabeth, East London und Port Natal), von dem schon 1890 Sir Charles Dilke in seinen „Problems of Greater Britain" sagte, daß England unter keinen Umständen die militärische Stellung aufgeben dürfe, die es dort besäße, und mit Bezug auf welche Lucas in seiner „Historical Geography of the British Colonies" meint, daß die Holländer es nach dem eisernen Gesetz des Schicksals verloren hätten, und daß es unthunlich gewesen sei, eine andere Macht an einer die Handelsstraße nach Osten um das Kap derartig beherrschenden Position zu dulden.

Vom Kapland aus führt der Weg nach Indien auf der östlichen Route über Mauritius, die „Stella clavisque maris Indiae"; an der westlichen liegt zunächst die vielbesprochene Delagoa-Bai, deren Erwerbung nach allen englischen Autoritäten für England unumgänglich nothwendig ist, da von dem wundervollen Hafen aus der Seeweg nach Ostindien ernsthaft bedroht werden könnte; dann folgen Sansibar, Mombassa und die Seychellen. In Indien selbst finden wir, von Westen angefangen, Karatschi, das Wasserthor zu dem Delta des Indus und der einzige Hafen für Beludschistan, Sind, Pendschab und Afghanistan, Bombay und, auf der Ostseite Bengalens, Madras und Calcutta; für Birma ist Rangun am Irawaddi, für Malaysien, Hinterindien und das chinesische Meer Singapur der Schlüssel; Ceylon mit den drei Häfen Trinkomali, Colombo und Point de Galle bildet gewissermaßen einen vorgeschobenen Posten.

Auf diesem ganzen Wege von England nach Indien sind es nur französische Besitzungen, die der Verbindung zwischen dem Mutterlande und seiner asiatischen Besitzung gefährlich werden könnten; aber Dakar in Senegambien, Madagascar, Réunion und die Comoren mit Nossi Bé und Mayotte an der Ostküste von Afrika, wenn sie auch vortrefflich gelegen sind und ausgezeichnete Häfen besitzen, entbehren der Anlagen, die sie zu Stützpunkten für eine Flotte machen könnten, und der Befestigungen, die im Stande sein würden, sie gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen. So ist von französischer Seite trotz der Gründung des hinterindischen Reiches und der Bemühung, auch seinerseits eine Etappenstraße nach demselben zu errichten, thatsächlich nichts geschehen, um das stolze Wort zu Schanden zu machen, das Fox einst zu einem französischen Staatsmanne sprach: „England ist nur unser Absteigequartier; das eigentliche England ist die Welt."

Aber auch an diesem glänzenden Horizont zeigt sich ein schwarzer Punkt, das stetige Vorrücken der mächtigsten Militärmacht der Welt, Rußlands, gegen den einzigen zu Lande zu erreichenden und darum verwundbarsten Punkt der britischen Besitzungen: Indien. Wenn Lord Roberts of Kandahar in seinem 1898 erschienenen Werke „Forty one years in India" sagte: „Großbritannien nimmt in Indien die Stellung einer continentalen Macht ein, und seine Interessen müssen in jenem Theil der Erde durch continentale Vertheidigungsmittel geschützt werden," so liegt in diesen von dem Verfasser citirten Worten der ganze Kern der anglo-russischen Frage, die nicht auf dem Meere, sondern auf dem festen Lande ausgefochten werden wird. Der Verfasser behandelt die auf eine solche Eventualität bezüglichen Vorgänge in Asien in dem letzten, „Rückschau und Vorschau" betitelten Abschnitt seiner Arbeit ausführlich und hat damit einen äußerst dankenswerthen Abschluß zu der von ihm behandelten Frage geliefert.

M. von Brandt.

„Neidhammel“.

In der December-Nummer der „Deutschen Rundschau“ (S. 473) beklagt Herman Grimm bei Gelegenheit der zwanzigsten Auflage von Büchmann's „Geflügelten Worten“, daß ihn dieselbe über die Herkunft des Ausdruckes „Neidhammel“ ohne Auskunft gelassen habe. Es wird dabei von der stillschweigenden, aber dem Gesammteindruck des Wortes völlig gemäßen Voraussetzung ausgegangen', daß es sich da um ein „geflügeltes Wort“ im Büchmann'schen Sinne, um eine von einem bestimmten, nachweisbaren literarischen oder historischen Ausgangspunkte entsprungenen Ausdruck handelt.

Ich bin im Stande, für die Bewahrheitung dieser Voraussetzung wenigstens einen, wie ich hoffe, ausreichenden Fingerzeig zu geben, wenn mir auch augenblicklich die Zeit mangelt, der Sache bis auf den letzten Grund nachzugehen. Der Kundige wird dies leicht nachholen können.

Es gibt eine Sammlung äsopischer Fabeln in deutscher Sprache, die von Dr. Martin Luther herrührt. Darin findet sich eine Fabel, deren wesentlicher Verlauf folgender ist. Der Löwe will dem Hamster und dem Hammel aus irgend einem Anlaß eine Belohnung geben. Sie dürfen sich selbst wünschen, was sie haben wollen, doch mit der Einschränkung, daß der Zweite das Doppelte dessen bekommen soll, was der zuerst Wünschende sich ausbitten wird. Nun will Keiner zuerst wünschen, denn Keiner gönnt dem Anderen das Doppelte von dem, was er selbst bekommt. Endlich muß der Hammel zuerst wünschen. Er wünscht, daß ihm ein Auge ausgerissen werde. Nun müssen dem Hamster beide Augen ausgerissen werden, und der Hammel freut sich trotz des Verlustes des einen Auges, daß der Hamster beide verlieren muß.

Es ist evident, daß hier nicht eigentlich Schadenfreude vorliegt, sondern Neid. Die pessimistische Fabel ist heute wohl ziemlich in Vergessenheit gerathen; sie wird sich gewiß in früheren Zeiten einer großen Popularität und Notarietät erfreut haben, so daß die in dem Worte „Neidhammel“ liegende Anspielung auf sie von Jedermann verstanden wurde.

Ich schließe mich bei diesem Anlaß mit voller Ueberzeugung der Anregung Herman Grimm's an, daß in den „Geflügelten Worten“ doch nicht nur solche Aussprüche angeführt werden möchten, bei denen der Nachweis der Ursprungsstelle bereits gelungen, sondern auch solche vermuthete „geflügelte Worte“, bei denen aber wegen fehlenden Nachweises dieser Charakter noch problematisch ist. Eine solche Aufstellung von Problemen würde gewiß auf einen großen Kreis von Interessenten eine Anziehung üben und muthmaßlich zu überraschenden Resultaten führen, wie überhaupt die Anregung der weitesten Kreise zur Mitarbeit und die bereitwillige Entgegennahme aller Bemühungen in dieser Richtung für ein derartiges Unternehmen gewiß das einzig Richtige ist.

A. Döring.

εσ. **Eduard von Simson.** Erinnerungen aus seinem Leben. Zusammengestellt von B. v. Simson. Leipzig, S. Hirzel. 1900.

Eine reiche, die starke Persönlichkeit und das so ausgezeichnete politische Wirken vergegenwärtigende Gabe, wie sie nur der intim eingeweihte Sohn, der zugleich Berufshistoriker ist, uns schaffen konnte. Tagebücher und Briefwechsel standen zu Gebote und sind mit weiser Auswahl, indem für das Mannes- und Greisenalter der Accent auf das öffentliche repräsentative Wirken fällt, mit sparsamer, kundiger Interpretation dargebracht worden. Unverkürzt die jugendlichen Berichte von den Goethe-Tagen 1829. Für den Königsberger Professor und Richter zeugen Gottschall und Wichert. Wir hören Neues aus der Paulskirche, zumal über die Kaiserdeputation, dann aus den Land- und Reichstagen in die Conflictszeit hinein und über Versailles hinaus. Hervorgehoben sei ein großer Prachtbrief Vincke's. Blätter von Wilhelm I., dem Kronprinzen, Bismarck sind eingeflochten, zum Theil facsimilirt, wie auch ein Frankfurter Blatt Simson's und Arndt's über das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland". Die rechte Beantwortung der langen Schicksalsfrage gibt dieses Buch. Vorn ein scharfes Porträt, zur bündigen Charakteristik stimmend, die der Sohn mit vollkommenem Tact am Schlusse bietet.

ρσ. **Georg Andreas Reimer.** Erinnerungen aus seinem Leben, insbesondere aus der Zeit der Demagogenverfolgung. Von Dr. Herm. Reimer-Stuttgart. Mit Bildniß. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1900.

Erinnerungen aus dem Leben Georg Andreas Reimer's nimmt man mit Erwartung und Spannung in die Hand. Es steigt in Gedanken die bedeutsame Erscheinung des Berliner Patrioten und Buchhändlers auf, der der Freund aller Derer war, die vor und um 1813 die Freiheit Preußens mit Wort und That erstreiten halfen. Er verlegte Schriften Arndt's und Kleist's; ihm zuerst übertrugen die Brüder Grimm ihre Märchen. Er zog 1813 mit der Landwehr in das Feld. Auch über ihn kam, wie über manchen tüchtigen Mann, die Demagogenverfolgung. Materialien zum Aufbau seiner Biographie sind in vielen Publicationen verstreut und warten auf die Hand, die sie zu behandeln verstehen wird. Hermann Reimer, der Sohn, wollte seinem Vater und, darf man zufügen, seiner Mutter zu Liebe ein Schriftchen schaffen, das dem Lesenden, ohne die Vermittlung gelehrter Arbeit, eine Vorstellung von dem Geiste gäbe, der in seinem Vaterhause waltete. Er bedient sich dabei namentlich der zwischen seinen Eltern einst gewechselten Briefe. So ist ein Schriftchen entstanden, das seinen nächsten Zweck erfüllt und außerdem mancherlei enthält, was für jene Zeit aus verschiedenen Gesichtspunkten beachtenswerth erscheint.

εσ. **Ludwig Gabillon.** Tagebuchblätter, Briefe, Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Mit 6 Porträts und 7 Abbildungen. Wien, Pest und Leipzig, Hartleben. 1900.

Der Sprößling einer Mecklenburger Familie französischer Abkunft hat über vierzig Jahre zu den Stützen des Burgtheaters gehört, und die großen Leistungen noch seines Alters, wie Hebbel's Hagen oder Calderon's General Lope, wird Niemand übertreffen. Doch nicht sowohl vom Standpunkte der Bühnengeschichte, wie viel ihr auch diese Blätter zubringen, als vom Werth der Persönlichkeit aus soll das Denkmal gerühmt und empfohlen werden, nachdem die Lebens- und Kunstgefährtin Zerline schon 1894 in Heyesi einen feinen Biographen gefunden hat. Gabillon war ein prächtiger Kraftmensch, der gern und virtuos mit dem großen Messer schnitt, aber in allen ernsten Dingen durchaus wahrhaft blieb, ein höchst behaglicher, treuer Kamerad und Wirth, ein humoristischer Erzähler, dem nur der Schriftstellerehrgeiz fehlte, um mit der Feder weite Kreise zu gewinnen. Nicht etwa durch landläufige Coulissenschnurren, auch nicht vornehmlich durch die famosen Geschichten seiner einmal von Bodenstedt besungenen Reckenkraft oder durch überaus frische Reiseschilderungen, sondern durch den echten, tiefen, rührenden Humor, den hier das autobiographische erste Capitel „Kindheit" athmet.

εσ. **Johann Jakob Bodmer.** Denkschrift zum zweihundertsten Geburtstag (19. Juli 1898). Veranlaßt vom Lesecirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich, Alb. Müller. 1900.

Die massenhaften Werke des langlebigen und auch während des Vordringens neuer Generationen so unermüdlichen Zürichers ruhen längst im Staube der Bibliotheken und sind nur einer engen Zunft bekannt: aber Jedermann weiß, daß er einst ahnungsvoll in Umschwünge unserer Literatur eingegriffen, sich mit Franzosen und Engländern aus einander gesetzt hat und zwar ein übler Dichter, aber ein Anreger gewesen ist. Der bedeutendste Bildungsverein Zürichs, der noch jüngst eine gesellige Seefahrt mit Klopstock-Erinnerungen weihte, hat vor zwei Jahren in dem herrlich nächst dem Polytechnikum gelegenen Bodmer-Hause, da, wo Klopstock und Wieland wohnten und Goethe zu Gast war, eine reiche literar- und localhistorische Ausstellung veranstaltet. Nun ist die von innen und außen gediegene Denkschrift gefolgt als schönes Zeugniß für die beharrliche Pietät und Bildung dieser Stadt, für das Zusammenstreben ihrer wissenschaftlichen Kräfte. Auch ein junges, wohlbeschlagenes Fräulein Doctor hat mitgethan. Wir begegnen unter den neun Beiträgern Namen von gutem, altem Klang: Bodmer (zwei Brüdern aus der Familie des Jubilars), Waser, Tobler. Behandelt sind in faßlicher Form das Leben, das Haus, das pädagogische Wirken, die politischen Dramen, das Verhältniß zur Literatur Frankreichs, Englands und Italiens, über Bächtold's grundlegende Arbeit hinaus die Bibliographie, deren Mühen Prof. Th. Vetter sich unterzogen hat. Von ihm und von Donati hat der Literarhistoriker im englischen und italienischen Revier viel zu lernen, was sich keineswegs auf Bodmer

beschränkt: auch von Betz, dessen Gelehrsamkeit wohl die französischen Gewährsmänner zu einseitig schätzt. Liegt dies und Anderes dem Publicum ferner, so muß der Prachtband allen Freunden der Literatur und der Schweiz warm empfohlen werden schon wegen der vielen meisterhaften und zweckdienlichen Porträts, Facsimilien und Landschaften. Auch G. Keller's Geburtsort wie sein Greifensee mag man hier beschauen.

εσ. **Essais und Studien zur Literaturgeschichte.** Von Dr. Otto Harnack, ord. Professor an der technischen Hochschule in Darmstadt. Braunschweig, Vieweg. 1899.

Harnack's Welt- und Kunstansicht wurzelt im Zeitalter Goethe's, Schiller's, W. Humboldt's, ohne sich doctrinär und unhistorisch gegen modernen Wandel zu verschließen, wie denn dieser gehaltvolle Band mit kritischem Respect zu Puschkin, zu Ibsen, Zola, Tolstoi und Neuerern des deutschen Dramas hinführt. Von Leitsätzen über das „Classische" hebt er an, einer so unclassicistischen Gegenwart zuwider, und wenn diese gern Fäden der Romantik fortspinnt, so befehdet Harnack auch hier „die verderbliche Feindin unserer classischen Dichtung", gewiß mit manchem gesunden Wort an eine verschrobene fin-de-siècle-Neugier, aber unbillig schroff gegen das Wirken der „romantischen Schule" und den letzten Anwalt ihrer Stellung zu Goethe. Die Aufsätze hält in wohl überlegter Anordnung ein inneres Band zusammen. Fein wird von dem Jünger Humboldt's metaphorische und rhetorische Lyrik unterschieden. Auf Faust-Studien, die keinen construirenden Einheitshirten, aber auch keinen Freund künstlicher Forschungsprobleme zeigen, folgt mit weiter Umschau „Pandora" und das stilisirte Bruchstück des „Löwenstuhls", dann zwanglos die gar nicht zu mikrologische Prüfung der Trimeter. Von der Totalität der Interessen bei Goethe und W. Humboldt leitet uns Harnack, dem die Weimarische Ausgabe die gesichteten und vermehrten Kunstschriften dankt, vorurtheilslos zu diesen, dem Mitarbeiter Meyer, den Anregern. Er zeigt, wie der Schatz der Prosasprüche zu gliedern sei, erläutert eine neue Reihe vortrefflich und gelangt so empor zu Goethe's Religion und einem durch Schelling genährten Zielgedanken. Dann geht es über Schiller und Napoleon weg ins moderne Feld.

βλ. **Paul Bourget,** Œuvres complètes. Critique. I. Essais de Psychologie contemporaine. Paris, Plon 1899.

Den Meisten dürfte Paul Bourget als Verfasser viel gelesener und gepriesener psychologischer Romane bekannt sein, den Wenigsten als einer der feinsinnigsten und originellsten Darsteller jener neuen — oder sollen wir nicht sagen, bereits wieder etwas veralteten Methoden, nach welchen er seine eigene Kunst gebildet hat. Bei aller und wohl auch gerade wegen aller Virtuosität in der Behandlung seiner Stoffe haftet den Schöpfungen von Bourget's dichterischer Phantasie etwas Gewolltes und Künstliches an. Sie sind Kinder der Reflexion, sie kommen aus Büchern, nicht aus der Wirklichkeit des frisch pulsirenden Lebens; sie hätten auch anders geartet sein können, hingen sie nicht an den Fäden subtiler Theorien, nach welchen sie sich bewegen, athmen und sind. Sie verbleichen neben der gewaltigen Intuition, die in den größten Werken von Balzac und Flaubert, Stendhal und Maupassant dem Räthsel des Daseins neue Lösungen abgewonnen und die Seele des modernen Menschen mit schonungsloser Wahrhaftigkeit enthüllt hat. Allein wenn auch nur in zweiter Linie unter den großen Romandichtern aufzuzählen, ist Paul Bourget ein Kunstkritiker allerersten Ranges. Unter dem Namen „Essais", 1883, dann „Nouveaux Essais de psychologie contemporaine", 1885, erschienen die zehn Studien über Charles Baudelaire, Ernest Renan, Gustave Flaubert, Henri Taine, Stendhal-Beyle, Alexander Dumas fils, Leconte de Lisle, Edmond und Jules de Goncourt, Ivan Turgenjeff, Henri Frédéric Amiel, die hier mit Verbesserungen und den im Lauf der Zeit nothwendigen Ergänzungen versehen, den ersten Band von Paul Bourget's „Gesammelten Werken" ausfüllen. Sie gehören zum Feinsinnigsten und Besten, was die neuere Psychologie geschaffen hat und sind unentbehrlich für die Kenntniß der Entwicklung des französischen Geistes zwischen 1830 und der Gegenwart. Im Gegensatz zu dem nicht wieder übertroffenen Sainte-Beuve, der zuerst die Individualität des Autors wie der Künstler den Thon gestaltete, dem kein Zug zu klein, keine Anekdote zu geringfügig erschien, wenn sie die Aehnlichkeit zwischen dem Original und dem Porträt steigerte, der im Charakter des Schriftstellers den geheimen Schlüssel zum Verständniß seines Werkes suchte und fand, ist hier der ganze Nachdruck auf die moralische Atmosphäre gelegt, in welcher das Kunstwerk entstand, und die es seinerseits wieder beeinflußte, durchdrang und nach und nach umbildete. Die Formel von H. Taine, nach welcher „die Literatur eine lebendige Psychologie" ist, führt den Verfasser zu einer Untersuchung über das Empfinden der französischen Seele — une enquête sur la sensibilité française — die ihn wieder zurück zur Schlußfolgerung von Taine zwingt, daß in einer Gesellschaft ohne religiöse Ueberzeugungen die Sitten in Verfall gerathen und ein brutaler oder berechneter Egoismus die Oberhand gewinnen müsse. Das eigenthümlich Packende dieser „experimentalen Apologetik" liegt darin, daß, mit der einzigen Ausnahme vielleicht von Amiel, nicht einer der hier analysirten Dichter und Denker ein derartiges Ergebniß ins Auge gefaßt hat. Nur durch die Bitterkeit ihrer Weltanschauung, die Aussichtslosigkeit ihrer Hoffnungen, das Scheitern ihrer Ideale, die Unfruchtbarkeit ihres Zweifels haben sie widerwillig den Mächten gehuldigt, ohne welche die Nationen sterben.

βλ. **Der Congreß von Chatillon. Die Politik im Kriege von 1814.** Von August Fournier. Prag und Wien, F. Tempsky. 1900.

Für alle Kenner des geschichtlichen Zeitabschnitts zwischen Leipzig und Napoleon's

Abdankung zu Fontainebleau ist keine Episode interessanter und wichtiger als der Congreß von Chatillon. Unter dem Eindruck, daß u. A. weder Th. von Bernhardi unter den älteren noch A. Houssaye unter den jüngsten Darstellern dieser denkwürdigen Tage das Thema erschöpft haben und auch Forscher wie Bailleu, Delbrück, Oncken, Roloff, Trapp uns werthvolle Fragmente historischer Betrachtung bieten konnten, hat A. Fournier, der Biograph Napoleon's, die vorliegende historische Studie auf neues, österreichischen Archiven entnommenes Material gestützt und dasselbe zum wichtigsten Theil im Anhang veröffentlicht. Das Wiener Staatsarchiv gab die Correspondenz Metternich's mit dem stellvertretenden Staatsrath Hudelist, dem Grafen Philipp Stadion und den fremden Diplomaten, ferner das Tagebuch des Legationsrathes Floret, der in Chatillon amtlich anwesend war. Neben diesen nur zum Theil ungehobenen Schätzen stellte das Wiener Kriegsarchiv die seinigen zur Verfügung. Aus Berlin benützte A. Fournier das noch unveröffentlichte Tagebuch Hardenberg's, die Acten des sogenannten Albrecht'schen Nachlasses, Abschriften aus dem Petersburger, und die Münster'schen Papiere aus dem hannoverschen Archiv. Manches, wie z. B. die von Vitrolles erwähnten Protokolle der Ministerconferenzen vom März 1814, die Baron Binder redigirte, hat sich nicht mehr gefunden. Die vorhandenen englischen, russischen und französischen Quellen sind benutzt, nicht ergänzt. Es fehlt noch immer u. A. Talleyrand's Correspondenz mit Kaiser Alexander, mit dem Hof in Karlsruhe. Seine Aeußerung, „Napoleon's Meisterzug sei die Zurückbringung der Bourbons gewesen", bleibt auch das Ergebniß von Fournier's wichtigen und fördernden Untersuchungen. Was geschehen wäre, wenn Napoleon am 17. Februar die unbegrenzte, an Caulaincourt am 5. Februar ausgehändigte Vollmacht nicht zurückgezogen, auf den „natürlichen Grenzen" nicht bestanden hätte, verräth u. A. Stadion's Mittheilung an Metternich vom 18. Februar (Fournier 156, 167—168 und Anhang). Die Thatsache, daß man zu Chatillon zwischen 18. bis 26. Februar 1814 zur Verständigung bereit war, bot Napoleon noch einmal die beste, wenn auch nicht die letzte Möglichkeit der Rettung, die ihm vier Monate früher und zu Frankfurt vergebens geboten worden war. Daß er sie nicht ergriff, war nicht das Verdienst der verbündeten Diplomatie, sondern der Fluch seiner auf Erfolg und Eroberung angewiesenen Herrschaft. Nimmermehr konnte der Kaiser der Franzosen Monarch von Frankreich werden.

βλ. **Unsere Pflanzen.** Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Franz Söhns. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1899.

W. H. Riehl erinnert einmal an die gleichzeitigen Untersuchungen und Studien Luther's, Aventin's und Sebastian Münster's über Wurzel und Bedeutung unserer Personennamen, über Wortsinn der deutschen Ortsnamen, auch an die damals so zahlreich gesammelten Sprichwörter und bezeichnet alles das als kindliche Versuche, sich der deutschen Volksalterthümer zu bemächtigen, gleichsam als Weissagungen auf die germanistischen Arbeiten des 19. Jahrhunderts. Neben den unvergänglichen Denkmälern, welche die Nation ihnen verdankt, ist noch Raum für bescheidenere Leistungen auf culturhistorischem Gebiete. Eine solche hat der Verfasser des kleinen Buches „Unsere Pflanzen", selbst ein Lehrer von Beruf, seinen Collegen und vor Allem der deutschen Jugend gewidmet. Statt nichtssagende Namen und trockene Begriffsbestimmungen dem Gedächtniß einzuprägen, will er die heimathliche Pflanzenwelt ihr nach den Benennungen erklären, unter welchen seit uralten Tagen der Volksgeist Ueberlieferungen und Legenden der Vorzeit geborgen hat. Aberglaube und Volksmedicin, Mythologie und Pflanzensymbolik, Dichtung und Sprachforschung, die naiven Erklärungen der Kräuterbücher und classische Texte geben abwechselnd Aufschluß darüber, wie Alraune und Wegwarte, Rosmarin und die altheilige Mistel zu geheimnißvoller, poetischer Bedeutung gelangten. Der Stammbaum eines bescheidenen Feldblümchens reicht zuweilen bis nach Griechenland und Aegypten; an der Wiege jenes anderen haben nordische Götter Pathenstelle vertreten: es gäbe kein Uebel mehr auf der Welt, wenn alle zauberhaften Wirkungen sich erprobten, die von Alters her und bis auf die Gegenwart Pflanzen und Kräutern zugeschrieben worden sind. Melancholie, Besessenheit und „alle Teufelei" curiren sie noch heute, wenn an der Hand kundiger Führer, wie der Verfasser einer ist, Alt und Jung in freier Natur ihre Freude und Erholung zu finden wissen.

βλ. **Literarisches Leben am Rhein.** Von Dr. Joesten. Leipzig, Grunow. 1899.

Von den beiden in diesem Bändchen enthaltenen Studien beschäftigt sich die erste, „Die literarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert", mit Personen und Zuständen, mit welchen unter Anderen Cl. Th. Perthes in seinem vortrefflichen Buche über das Deutschland vor der französischen Herrschaft und G. Ennen in seiner Geschichte des Kurstaates Köln uns vertraut gemacht haben. Ueber die Gründe des intellectuellen Niederganges, der in Köln ungleich fühlbarer als in Düsseldorf oder Coblenz war, läßt der Verfasser dem unglücklichen Eulogius Schneider das Wort, der, als Universitätsprofessor nach Bonn berufen, den Einfluß der Jesuiten auf die Erziehung und die „Mönchsmoral" dafür haftbar machte. Seine eigene war aber noch ungleich schlimmer, und in geistiger Beziehung hatte er kein Aequivalent zu bieten. Die Reaction kam von anderer und zwar zunächst von katholischer Seite. Sie hat, wie der Verfasser mit Recht betont, von Wallraf den Anstoß erhalten. Joesten's zweite Studie ist dem Andenken Gottfried Kinkel's und seines Bonner Kreises gewidmet, zu welchem mit anderen berühmten Namen, auch Jakob Burckhardt gehörte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Das Postfräulein. Hochlandsroman von Arthur Achleitner. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Albrecht. — Die Jugendliteratur der Gegenwart. Von Otto Albrecht. Mit 8 Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. 1901.

Alte Gedanken neu gedacht und in Knüttelversen gebracht für Jung und Alt zu mäß'gem Genuß. Von Till Eulenspiegel posthumus. Göttingen, Franz Wunder. O. J.

Bahr. — Bildung. Essays von Hermann Bahr. Berlin u. Leipzig, Insel-Verlag, Schuster & Löffler. 1900.

Bastian. — Die humanistischen Studien in ihrer Behandlungsweise nach comparativ-genetischer Methode auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Prolegomena zu einer Psychologie. Von A. Bastian. Berlin, Ferd. Dümmler. 1901.

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. IV. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Beneke. — Die Pest. Von Rudolf Beneke. Hamburg, Verlagsanst. u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Berendt. — Schiller—Wagner. Ein Jahrhundert der Entwicklungsgeschichte des deutschen Dramas. Von Martin Berendt. Berlin, Alexander Duncker. 1901.

Beyer. — Swinegelgeschichten. Vertellt von Karl Beyer. Berlin, Wilhelm Süsserott. 1901.

Blum. — Die ständischen und socialen Kämpfe in der römischen Republik. Von Leo Bloch. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Boguslawski. — 85 Jahre preußischer Regierungspolitik in Posen und Westpreußen, von 1815 bis 1900. Geschichtliche Skizze von A. v. Boguslawski. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1901.

Bölsche. — Die Eroberung des Menschen. Eine Sylvesterpredigt zum neuen Jahrhundert von W. Bölsche. Berlin-Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften, Dr. John Edelheim. 1901.

Böttcher. — Ausgewiesen! Drama aus den achtziger Jahren in vier Aufzügen von Karl Böttcher. Zweite Auflage. Zürich, Caesar Schmidt. 1901.

Briefe eines Unbekannten über die Rechtswissenschaft. Eine Gabe zur ersten Geburtstagsfeier des neuen deutschen bürgerlichen Rechts. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1901.

Bücher. — Die Entstehung der Volkswirthschaft. Vorträge und Versuche von Karl Bücher. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1901.

Busch. — Die Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich und Italien zwischen den Kriegen von 1866 und 1870/71 von Wilhelm Busch. Tübingen, G. Schnürlen. 1900.

van der Chys. — Scirocco. Von Julienne van der Chys. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1901.

Deutsche Chansons (Brettl-Lieder) von Bierbaum, Dehmel, Falke u. A. Mit den Portraits der Dichter und einer Einleitung von Bierbaum. Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler. 1900.

Dreyfus. — Feste in Moll. Von Albert Dreyfus. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau. 1901.

Ernst. — Sechs Geschichten. Von Paul Ernst. Berlin u. Leipzig, Insel-Verlag, Schuster & Löffler. 1900.

Foerster. — Der Student und die Politik. Vortrag von Wilhelm Foerster. Berlin-Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften, Dr. John Edelheim. 1901.

Fred. — Briefe an eine junge Frau. Novellen von W. Fred. Berlin u. Leipzig, Insel-Verlag, Schuster & Löffler. 1900.

Frimmel. — Ludwig van Beethoven. Von Theodor von Frimmel. Berlin, „Harmonie". 1901.

Gaudian. — Das innere Ziel der Frauenbewegung. Von Magdalene Gaudian. Dresden, Justus Naumann. 1901.

Gedanken und Gespräche aus Schweninger's Aerzteschule. Erstes Heft. Leipzig, S. Hirzel. 1900.

Gerstenbergk. — Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf in Briefen und persönlichen Erinnerungen. Von Jenny v. Gerstenbergk. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Goethe. — Das Märchen und Die Novelle von J. W. v. Goethe (a. u. d. T. Novellen-Ausgabe, erster Band). Berlin u. Leipzig, Insel-Verlag, Schuster & Löffler. 1900.

Gregori. — Josef Kainz. Von Ferdinand Gregori. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1900.

Hanslick. — Aus neuer und neuester Zeit. (Der modernen Oper IX. Theil.) Musikalische Kritiken und Schilderungen von Eduard Hanslick. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur 1900.

Heigel. — Die neuen Heiligen. Roman in zwei Büchern von Karl v. Heigel. Potsdam, Otto v. Huth. 1901.

Heimathklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. 1. Aus Marsch und Haide. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Holm. — Mesalliancen. Zwölf Liebes- und Ehegeschichten. Von Korfiz Holm. München, Albert Langen. 1901.

Hommel. — Die Insel der Seligen in Mythus und Sage der Vorzeit. Vortrag von Fritz Hommel. Mit drei Abbildungen. München, Hermann Lukaschik. 1901.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Carl Glossy. Zehnter Jahrgang. Wien, Carl Konegen. 1900.

Immermann. — Merlin. Von Karl Lebrecht Immermann (a. u. d. T. Merlin-Ausgabe, erster Band). Berlin u. Leipzig, Insel-Verlag, Schuster & Löffler. 1900.

Jonas. — 200 Jahre Preußischer Geschichte. Eine kurzgefaßte Darstellung der Entwicklung Preußens von Friedrich I. bis Kaiser Wilhelm II. Von Dr. Fritz Jonas, städt. Schulinspector in Berlin. Mit vielen aus den jeweiligen Zeitepochen stammenden bildlichen Darstellungen. Berlin, A. Hofmann & Co. 1901.

K. — Die sociale Frage. Versuch zur Lösung der socialen Frage durch praktisches Christenthum. Von H. K. München, August Schupp. O. J.

Keben. — Unter Frauen. Pariser Geschichten von Georg Keben. Jena, Hermann Costenoble. 1901.

Klein. — Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung nach dem Standpunkte der astronomischen Wissenschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Dritte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels". Von Hermann J. Klein. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1901.

Kohl. — Register zu Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen. Von Horst Kohl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Krone. — Großherzog Friedrich von Baden. Reden und Kundgebungen 1852—1896. Herausgegeben von Rudolf Krone. Freiburg i. B., Paul Waetzel. 1901.

Launhardt. — Am sausenden Webstuhl der Zeit. Von Launhardt. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Löwy. — Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst Von Emanuel Löwy. Rom, Loescher & Co. 1900.

Man. — A monthly record of anthropological science. Published under the direction of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Hanover Sq. London, W. January. 1901.

Marquardt. — Der Verrath des Judas Iskariotb. Eine Sage. Von G. Marquardt. München, August Schupp. O. J.

Marlh. — Der Starabäus. Ein Mysterium in vier Büchern. Von Richard Marlh. Autorisirte Uebersetzung von R. O. Mahlo. Leipzig, G. Müller-Mann. O. J.

Meyer. — Bayern vor hundert Jahren Personen und Zustände in Bayern im Zeitalter des Napoleonismus. Von Christian Meyer. München, Joh. Palm's Hofbuchhandlung. 1900.

Michael. — Der Pfarrer von Grünhain. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Erich Michael. Leipzig, Adolf Baum. 1901.

Minor. — Goethe's Faust. Entstehungsgeschichte und Erklärung von J. Minor. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzel-Darstellungen. Band VII: Unser Aller Heimath. Von Arthur Moeller-Bruck. Berlin u. Leipzig, Schuster & Löffler. 1900.

Mollwo. — Das Handlungsbuch von Hermann und Johann Wittenborg. Herausgegeben von Carl Mollwo. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1901.

Münchhausen. — Balladen von Borries Freiherrn v. Münchhausen. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Berlin, Breslauer & Meyer. 1901.

Münz. — Römische Reminiscenzen und Profile. Von Sigmund Münz. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1900.

Muenzer. — Des deutschen Landwirths Liederbuch von Otto Muenzer. Dritte Aufl. Leipzig, Hugo Voigt. 1901.

Neuwirth. — Prag. Von Joseph Neuwirth. Mit 119 Abbildungen (a. u. d. T. Berühmte Kunststätten Nr. 8). Leipzig u. Berlin, E. A. Seemann. 1901.

Nollau. — Volkskönig. Drei deutsche Märchen von Hermann Nollau. Buchschmuck von Ida Clauß. Leipzig, Richard Wöpke 1900.

Ottmann. — Jakob Casanova von Seingalt. Sein Leben und seine Werke. Nebst Casanova's Tragikomödie Das Pobemoskop. Von Victor Ottmann. Stuttgart, Privatdruck der Gesellschaft der Bibliophilen. 1900.

Pfungst. — Kaskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Vierte Auflage (Volksausgabe). Berlin, Ferd. Dümmler. 1901.

Philippi. — Die Blüthe der Malerei in Belgien. Rubens und die Flamländer. Von Adolf Philippi. Mit 152 Abbildungen im Text. Leipzig u. Berlin, E. A. Seemann. 1900.

Pochhammer. — Dante's göttliche Komödie, in deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto v. E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Leipzig, B. G. Teubner. 1901.

Possart. — Hermann Levi. Erinnerungen von Ernst v. Possart. Mit einem Bilduiß nach Franz v. Lenbach. München, C. H. Beck. 1901.

Prellwitz. — Weltrömmigkeit und Christenthum. Von Gertrud Prellwitz. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1901.

Prellwitz. — Zwischen zwei Welten. Eine Weltanschauung im dramatischen Bilde. Fünf Acte. Von Gertrud Prellwitz. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1901.

Prévost. — Pariser Ehemänner. Von Marcel Prévost. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 1901.

Protestantismus, Der, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild. Erste bis dritte Lieferung. Berlin, Verlag Wartburg (Inh. Werner).

Reichel. Gottsched. Ein Kämpfer für Aufklärung und Volksbildung. Vortrag von Eugen Reichel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Reifenberg. — Mammon. Eine epische Dichtung von Ludwig Reifenberg. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1900.

Reimer. — Georg Andreas Reimer. Erinnerungen aus seinem Leben, insbesondere aus der Zeit der Demagogen-Verfolgung. Von Herm. Reimer. Mit Bildniß. Berlin, Georg Reimer. 1900.

Rohrbeck. — Durchs Herz. Gedichte von Friederike Rohrbeck. Zürich, Caesar Schmidt. 1901.

Rouvre. — Française du Rhin. Par Charles de Rouvre. Paris, Libraire académique Didier. Perrin & Cie. 1900.

Saenger. — John Ruskin. Sein Leben und Lebenswerk. Ein Essay von Sam. Saenger. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Scharlau. — Ebbe und Fluth. Zwei Schicksale. Von Willy Scharlau. Dresden u. Leipzig, E. Pierson. 1901.

Scheerbart. — Rakkóx, der Billionär. Ein Protzenroman. — Die wilde Jagd. Ein Entwicklungsroman in acht anderen Geschichten. Von Paul Scheerbart. Berlin u. Leipzig, Insel-Verlag, Schuster & Löffler. 1900.

Scheerbart. — Tarub, Bagdads berühmte Köchin. Ein arabischer Culturroman. Von Paul Scheerbart. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Schieler. — Mein Austritt aus der katholischen Kirche. Worte zur Aufklärung und Mahnung von C. Schieler. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1901.

Schmidt. — Charakteristiken von Erich Schmidt. Zweite Reihe. Berlin, Weidmann. 1901.

Schoebel-Berlin. — Uebersinnliche Liebe. Zwei Novellen von A. Schoebel-Berlin. Zweite Auflage. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1901.

Schoof. — Hessisches Dichterbuch. (Begründet durch Valentin Traudt.) Dritte, neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Wilhelm Schoof. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Schorn. — Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe. Herausgegeben von Adelheid v. Schorn. Berlin, S. Fischer. 1901.

Schultze. — Die Religion der Zukunft. Erster Theil. Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe. Von Th. Schultze. Dritte, stark vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1901.

Schurtz. — Urgeschichte der Kultur. Von Heinrich Schurtz. Mit 434 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 15 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung 1 Kartenbeilage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Schweiz, Die, im neunzehnten Jahrhundert. — Einunddreißigste bis sechsunddreißigste (Schluß-) Lieferung. Bern, Schmid & Francke.

Seidel. — Erzählende Schriften. Von Heinrich Seidel. Bis zur dreundfünfzigsten Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Servaes. — Hans Thoma. Von Franz Servaes. Berlin, Goße & Tetzlaff. 1900.

Sonnenschein. — Sonnen-Lieder. Gedichte von Helmut Prinz v. Sonnenschein. Kattowitz, Gebr. Böhm. 1901.

Spemann's goldenes Buch der Weltliteratur. Eine Hauskunde für Jedermann. Herausgegeben unter Mitwirkung von Eduard Bertz, Ernst Brausewetter ꝛc. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1901.

Stead. — „Lest we forget." A keepsake from the nineteenth century. By W. T. Stead. With over two hundred and fifty portraits and maps. The „Review of Reviews" Office. London and Melbourne. 1901.

Sternberg. — Meine Erlebnisse und Erfahrungen im Boerenkriege. Von Adalbert Graf Sternberg. Berlin, Georg Reimer. 1901.

Storm. — Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. Fünfte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1900.

Tönnies. — Politik und Moral. Eine Betrachtung von Ferdinand Tönnies. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1901.

Wagner. — Das Evangelium der Verachtung. Sociale Satire von Richard Wagner. Leipzig, Wilhelm Friedrich O. J.

Weilen. — Zur Wiener Theatergeschichte. Die vom Jahre 1629 bis zum Jahre 1740 am Wiener Hofe zur Aufführung gelangten Werke theatralischen Charakters und Oratorien. Von Alexander v. Weilen. Wien, Alfred Hölder. 1901.

Worms. — Thoms friert. Ein Roman aus der Gegenwart von Carl Worms. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1901.

Zabel. — L. N. Tolstoi. Von Eugen Zabel. Leipzig, Berlin u. Wien, Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. 1901.

Zacher. — Römische Augenblicksbilder von Albert Zacher. Oldenburg u. Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Zitelmann. — Unter ägyptischer Sonne. Roman aus der Gegenwart von K. Zitelmann. Berlin, Carl Duncker. 1901.

Zola. — Die Erdbeeren und andere Novellen. Von Emile Zola. Deutsch von Guido Eckardt. München, Albert Langen. 1901.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Bis in das dritte und vierte Glied.

Novelle

von

Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

„Wo ist denn unsere Sonne hin?“ fragte Frau Nauen eine Weile später. Wir sahen nach dem Himmel. Eine blasse, schwarz-graue Wolke mit blendenden Rändern stand über uns. „Das hättest Du mir doch sagen sollen, nun habe ich mein helles Kleid angezogen.“

Gerade als hätte sie einen Allwissenden neben sich.

Bei den ersten Tropfen wachte das Kind auf und saß nun ganz verdutzt, das Schnürchenmuster meines Jaquets noch auf der Backe, bis man sie vom Stuhl hob. Klinger nahm seinen Hut, um zu gehen.

„Laß uns noch ein bißchen Musik machen, ehe Du in Deinen Kliniken herum stöberst,“ sagte Lotti, indem sie mit dem Fuß nach ihrem Schuh haschte, den sie unmerklich abgestreift hatte. Sie trug meist zu enge Schuhe. Ihr Bruder sah mich lächelnd an, wie etwa eine Gleichgeartete unter Minderen, zu der man sagt: „So ist nun meine Schwester.“

Ich empfand das wie ein kleines Bündniß zwischen uns, ganz wie ein Glück. Lotti setzte mir zuerst ihre italienische Canzone aufs Clavierpult, dann ein paar originelle persische Volkslieder, die sie sehr liebte. Später mußte ich singen. Ich wählte das monotone Liedchen, das mir schon den ganzen Nachmittag im Sinne lag:

Gestern weint' ich in den Schoß des Glückes:
Ach, mir fehlt die Sonne Deines Blickes,
Laß mich einmal noch in Deine blauen,
Stolzen, süßen Augen wieder schauen.

Und da sah ich in der großen Ferne
Eine Wiese voller Blumensterne,
Und das Glück sprach: Sieh, da wirst Du liegen
Und Dich an zwei warme Lippen schmiegen.

Aber einst, nach langen Sommertagen —
Und da schwieg es, wollte nichts mehr sagen.

Im Singen ging mir die warme Schwermuth des Liedes zum ersten Mal sehr nahe. Und ganz allein fühlt' ich mich. Als wanderte ich im Frühlingswalde und sänge laut im Gehen vor mich hin. Von der Veranda waren leise die Badegäste heran geschlichen und hatten sich an den Wänden gesetzt oder aufgestellt. Nun, da ich geendet hatte, sah ich sie im Schwarz des Tastendeckels widergespiegelt. Ein Mißbehagen ergriff mich. Sicher würde jetzt irgend Jemand auf mich zukommen und irgend etwas loben.

Unvermerkt stand Lotti hinter mir und legte ihre Arme um meinen Hals. „Reinhard läßt Ihnen danken. Er ist fortgegangen. Wissen Sie, wie er sich ausgedrückt hat? Wenn er Sie ansähe, käme ihm immer das Wort ‚Vorabend' in den Sinn. ‚Grade als sei ihr Leben nur ein Warten auf das wunderbare Morgen,' sagte er. Ist das nicht hübsch ausgedrückt für einen so unkünstlerischen Menschen? Aber was haben Sie denn? Weinen Sie?"

Ich schloß die Augen. „Mein wunderbares Morgen!" Alles Versunkene tauchte wieder auf. Sie wurde ärgerlich. „Mit Ihnen ist darüber nicht zu reden. Ich verstehe nicht, wie ein so junges Mädchen so hypochondrisch sein kann."

„Hypochondrie ist eben schon Krankheit. Damit fängt es an."

„Thorheit! Ich glaube nicht an Ihre fixen Ideen."

Sobald ich konnte, ging ich auf mein Zimmer und schrieb nach Carlsbad. Abends nahm ich dann den Brief noch einmal auf, um ihn mit einer Marke zu versehen, die ich inzwischen gekauft hatte. Mechanisch zog ich den Bogen heraus und las ihn.

Nichts als Klinger überall.

Ein lindes, stummes Lächeln kam in meine Seele.

Ich legte mich zu Bett. Den Brief that ich unter mein Kissen. Ehe ich das Licht löschte, holte ich ihn noch einmal hervor und las ihn wieder. Ich küßte alle Stellen, wo die Worte Reinhard Klinger standen. Ein Gefühl unendlichen Glücks kam über mich. Es war wie ein Erlebniß an ihm selber. —

Zwei Tage sahen wir Doctor Klinger nicht. Er war nach Thüringen gefahren, um dort Fabrikverhältnisse zu untersuchen.

Ich ging inzwischen umher und dachte an ihn. Aus unseren kurzen, unwichtigen Begegnungen spann ich lauter Glück. Kein Zukunftsglück. Die Clichévorstellungen junger Mädchen: Verlieben, Verloben, Verheirathen waren mir, der abseits Empfindenden, nicht geläufig. Es fiel mir nicht einmal ein, Klinger zu vergleichen etwa mit Ernst oder dem Russen. Ich hatte ihn einfach in Besitz genommen wie einen wundersamen Platz, den man im Walde entdeckt, zu dem man immer wieder zurückkehren will.

Es war eine große Enttäuschung für mich, als er wieder kam. Ich sah ihn an der Table d'hôte. Er stand auf, als ich herein trat und begrüßte mich.

„Wie geht es Ihnen?"

Ich sah ihn fragend an. In Gedanken war er mir schon so vertraut geworden, nun erkältete die gleichgültige Ansprache. Nach Tische ertappte ich mich darauf, daß ich mich diesem fremden Manne beständig nachbewegte. Von Tische zur Veranda, in den Garten und zurück. Mit Gewalt und voll Scham

hielt ich mich endlich an meinem Platze fest. Es war mir eine Pein, mich so zu finden. Ich blieb ganz hülflos und erschrocken diesem Wesen gegenüber, das sich in mir offenbarte.

Am Nachmittage gingen wir spazieren. Frau Nauen wollte ihrem Bruder „den Berg" zeigen, der sich in der flachen Gegend mit seiner kleinen Größe wichtig macht. Wir gingen ein Stück Weges am Flusse entlang. Onkel und Nichte voran. Ich folgte mit Frau Nauen. Die Glocken vom Dorf und von den Stadtkirchen fingen plötzlich an zu tönen. Alle auf einmal. In den Häusern ringsum wurden Fenster geputzt, man streute Sand auf die Steinschwellen, Wasserholende kamen und gingen. Alles rüstete zu morgen. Man wurde mit hinein gerissen in das Gefühl froher Festerwartung.

Als wir die Schiffbrücke überschritten, bewegte sich Klinger's schwarzgrauer Havelock, im leichten Wasserwinde eigenthümlich zitternd, um ihn herum. Ich weiß nicht, warum mir das einen so merkwürdigen Eindruck machte.

Jetzt begann der Hügel. Einer hinter dem Anderen gingen wir den schmalen Zickzackweg hinauf. Der Tag war kühl und grau. Alle Farben gesänftigt. Wie milde Schleier lag es in der Luft, dem hohen Schornstein der Papierfabrik entstieg eine lichtumflossene, gewundene Dampfsäule. Alles war still, voll Schönheit. Ich hatte Lust, die Augen zu schließen, um Alles dies für immer festzuhalten. Als ob es jeden Augenblick verschwinden müßte in seinem wunderlichen Frieden.

Oben auf der Spitze des Hügels gab es nichts als eine weitästige, große Buche. Frau Lotti hatte ihr Skizzenbuch mitgebracht. Sie wollte die alte Burg zeichnen, die sich hier oben günstig präsentirte. Sie konnte sich nicht entschließen, wo sie sitzen sollte. Mit zusammengekniffenen Augen ging sie umher und versuchte. Sie bückte sich, sah durch die geschlossene Hand und setzte sich endlich einige Schritte tiefer am Wege auf einen Eichenstumpf. Wir machten ihr ein warmes Plätzchen zurecht und ließen sie dann bei ihrer Arbeit.

Aufs Gerathewohl streiften wir Drei nun umher. Die weglose Seite des Berges war von einer Wirrniß hohen, blühenden Unkrauts bedeckt. Nur die geraden Stämme der Tannen und Buchen verliehen ihm ein geordneteres Aussehen, dazwischen standen wilde Johannisbeeren mit gelben, duftenden Blüthen, Haselbüsche und Flieder voll zimmtrother Knospen. Mitten durchs Dickicht gingen wir. Der Boden war von feinen Wurzelnetzen durchzogen, in denen man beständig einsank. Bei jedem Schritt knackte und duftete es von brechenden Pflanzenschäften.

Klinger nahm die kleine Nina auf die Schultern, damit sie nicht zu Schaden käme. Sie schwebte da in ihrem rothen Kleide wie eine riesige, stengellose Mohnblume, die über die Gräser hinweht. Klinger wandte sich um.

„Man sieht Sie ja kaum in all' dem Lattich und Ginster. Es ist immer, als guckten Sie nur eben ein bißchen ins Menschenreich hinein. Vorsicht!" Er bog mit der Linken einen Rosenzweig zurück, der sich in meinem Kleide festhaken wollte. Einen Augenblick sah er mich ernsthaft an, ehe er den Zweig wieder frei gab. „Mitten unter Dornen stehen Sie da!" Er sagte es so eigenthümlich, daß ich verlegen wurde. „Woran denken Sie eben?"

Er ging weiter. „An etwas sehr Banales.“

Das Streifchen Hals über dem Hemdkragen wurde bräunlich roth. Und ich, die ich hinter ihm ging, erröthete mit und war sehr froh dabei. Ich pflückte drei starke, blühende Schierlingsstauden und vertheilte sie. Wie Friedenspalmen hielten wir sie in den Händen. Wir fanden etwas Frohes, Festliches darin, so zu gehen und die hohen, grünen Stengel vor uns her zu tragen. Nina konnte es nicht lange, der Schaft war ihr zu schwer. Sie neigte ihn und berührte uns wechselweise damit, wobei sie irgend etwas murmelte. Wahrscheinlich spielte sie Zauberin.

Endlich gingen wir wieder zur Höhe zurück. Die kleine Nina versuchte, an der Buche hinauf zu klettern. Ein niederer Ast reizte sie. Klinger hob sie hinauf und hielt sie fest.

Einladend streckte sich der silbergraue Ast mir entgegen.

„Muß es nicht wundervoll sein, da hinauf zu klettern?“ fragte ich sehnsüchtig.

Er sah mich lustig an. „Wollen wir alle Drei?“

„Geht denn das?“

Er verfiel in ein nettes, jungenhaftes Wesen, hob die Kleine mit übermüthigem Schwunge zur Erde, daß sie hell auflachte und „noch mal“ bat. Dann wandte er sich zu mir. „Sie müssen zuerst. Treten Sie ruhig auf meine Hand, gerade als sollte ich Sie auf ein Pferd heben. So! das ging ja prachtvoll. Nun kommst Du, Nina.“

„Was macht Ihr denn?“ rief Frau Nauen hinter ihrem Fliederbusch herauf.

„Wir reiten!“ damit wippte sich auch Klinger herauf, so daß der Ast gewaltig schwankte. Er wickelte die Kleine in einen Zipfel seines Havelocks, damit sie sicher wäre. Da saßen wir wie Spatzen auf der Stange. Unsere weißen Schierlingspalmen hatten wir neben uns gestellt, hin und wieder fächelte mich Reinhard einmal sachte damit. Nina hielt meinen Hut im Schoße, besteckte ihn mit Gänseblumen, die sie gesammelt hatte, und schwatzte vergnügt.

Ein paar alte Damen in weiten Kleidern kamen keuchend herauf, suchten vergeblich nach einer Bank, sahen uns starr voll Unwillens an und gingen verdrießlich wieder hinunter.

Wir ließen uns nicht stören. Ihr Verdruß erhöhte uns im Gegentheil das Bewußtsein unseres Behagens.

Frau Nauen kam jetzt hervor gekrochen, um uns zu sehen.

„Mutti, Mutti, sieh mal, wie ich sitze.“

„Kleines Wurzelmännchen.“ Dann trat sie zurück und betrachtete uns. „Wie ein paar Wagner-Leute auf ihrem Lindenbaum.“

„Wir müssen 'was zusammen singen,“ meinte sie, als sie zu ihrem Platz zurück ging. Von dort begann sie ohne Weiteres:

Ich will nicht, daß der Mond Dein Antlitz sieht,
Wenn er zur Nacht an Dir vorüber zieht,
Und daß des Tages Sonne Dich erwärmt,
Indeß sich Kerem weinend um Dich härmt.

Sie sang es, in ihre Arbeit vertieft, in langsamen, regellosen Rhythmen. Dadurch bekam der leidenschaftliche Text etwas Feierlich-Wildes.

Ich will nicht, daß der Regen Dich benetzt,
Wenn alle andern Blumen er ergetzt,
Ich will nicht, daß Dich Deine Mutter liebt
Und daß sie ihrem Kinde Küsse gibt.

Und viele Verse lang so weiter.

Klinger fehlten nach der ersten Zeile die Textworte. Er horchte auf mich, die das Lied kannte und ihm die Worte zusang, dann folgte er nach. Zuletzt gingen auch mir die Worte aus, und wir sangen nur die Melodie, wobei wir uns mit einem vertrauten Lächeln anblickten. Zum Schluß, in eine süße Trägheit verstrickt, brachten wir nur noch die Töne, die jedesmal den Tact begannen und den Rhythmus angaben. Frau Lotti sang inzwischen ruhig fort. Wir fühlten uns gleichsam gedeckt durch diese helle, laute Stimme.

Als sie endlich aufhörte, entstand ein großes Schweigen. Wir sahen uns an. Erschrocken, uns so allein zu finden, verwundert über dies Erschrecken und beseligt. Eine sonderbare Empfindung unserer Nähe und Einmüthigkeit ergriff mich. Deutlich fühlte ich das elastische Band zwischen uns, das jede Bewegung von Einem zum Anderen vibrirend mittheilte. Jetzt erst, da alle Worte verstummten, hatten wir unsere eigentliche Sprache gefunden. Wir sahen beide auf das Kind, das träumerisch verspielt mit seinen Blumen hantirte. Dann wandten wir uns mit feuchten, glänzenden Augen zu einander. Reinhard legte seine Hand auf meine, die mir im Schoße ruhte. In diesem Augenblick flog mir ein Marienkäfer ans Gesicht und setzte sich dann auf Klinger's Mantelkragen. Klinger führte zärtlich meine Hand zu sich hinüber und griff das Thierchen mit meinen Fingern. Unsere Augen verließen sich nicht mehr. Wir lächelten.

„Sie Liebste," sagte er, und ich im selben Augenblicke „Liebster". Dann bogen wir uns zu einander und küßten uns.

Ich hatte es ruhig gethan, wie man eine nothwendige Handlung begeht. Nun erschreckte mich die heiße, seidige Berührung, sein zweiter, gewaltsamer Kuß, der mir den Athem raubte.

Seine nahen Augen verstanden mich. Er ließ mich los. „Verzeih mir."

Da küßte ich ihn noch einmal. Diesmal um seinetwillen.

„Mir auch!" sagte Nina und bog sich rücklings zwischen uns.

Ich küßte sie und lachte, und die hellen Thränen liefen mir über das Gesicht. Dann, als ob uns Jemand gerufen hätte, glitten wir vom Aste nieder und stellten uns auf die Füße. Nina hing noch ein Veilchen oben und wiegte sich, dann warf sie sich mit einem hellen Aufschrei Onkel Reinhard in die Arme.

„Wollt Ihr gehen?" rief Frau Nanen zu uns herauf. „Mir wär's recht. Ich kann's jetzt so lassen. Seht mal." Sie kam herauf und zeigte ihre Zeichnung. „Gefällt's Euch?"

Statt aller Antwort umfaßte sie der Bruder und hob sie empor. Sie schrie und sträubte sich, aber er trug sie erst ein wenig auf dem Rasen hin und her. Dann setzte er sie zu Boden.

Auf dem Heimwege ging's sehr gesprächig zu. Ich erzählte sogar ein paar von Großvaters Anekdoten. Dergleichen war nicht mein Talent. Ich erzählte ungeschickt, und gerade darüber lachten die Anderen.

Einmal blieb Reinhard stehen, um ein schmutziges, grünblondes Kindchen aufzuheben, das im Chausseestaube umgefallen war.

„Bist Du gut!" sagte Frau Nauen.

„Ich gut?" Er lächelte behaglich mit geschlossenen Lippen.

Zuletzt waren wir Alle still. Nina ließ sich von ihrer Mutter mahnen und ziehen, Reinhard und ich gingen hinterher.

Am Himmel begann ein Rieseln und Strömen rothen Lichtes ins Grau hinein. Wir hatten die Augen aufwärts gewendet, lächelten und wußten um einander. Und auf einmal fanden wir uns Hand in Hand. Keiner hatte gefordert, Keiner gegeben.

Am Kurpark blieben wir stehen. Hier zweigte der Weg ab zur Stadt.

Reinhard gab Allen die Hand. Mir zuletzt. Als hätte er mich in Worten darum gebeten, zog ich den Handschuh aus und gab ihm die meine noch einmal. Frau Nauen blickte uns verwundert zu. „Kommst Du morgen?" fragte sie.

Er sah mich an. „Ich weiß nicht. Ja, vielleicht! Wir werden sehen."

Sie lachte. „Ich bin selig, daß Du auch 'mal Unsinn sprichst."

Als Reinhard gegangen war, umarmte sie mich. „Ich glaube, er hat sich in Sie verliebt! Wie entzückend, daß ich das an ihm erlebe! Ja, ja, leugnen Sie nicht! Er hat Sie angesehen, als wolle er Sie am liebsten gleich mitschleppen." Damit lief sie, Nina hinter sich herziehend, davon.

Erst wollte ich ihnen folgen, dann lockte mich die Stille allzu sehr. Auch war mir der Gedanke an Lotti's Neckereien und Fragen widerwärtig.

Lange stand ich, sah dem Mond zu, der auf den Dächern leuchtete, und horchte auf das Singen meines Blutes.

Als ich zuletzt ins Haus wollte, kam ein Mann die Stadtstraße herauf. Es war Reinhard. „Ich bin zurück gekommen," sagte er einfach. Seine Stimme war sehr dunkel und erfüllte das Ohr mit einem eigenthümlich zitternden Brausen. Ganz dicht stand er bei mir und sah über mich hin.

„Ich habe Sie sehr lieb, das wissen Sie, nicht wahr?"

Ich nickte.

„Und Du, Du liebst mich also auch, Hanna?"

In verlegener Zärtlichkeit lehnte ich mich an ihn.

„Liebe Du! Nein, bleib' nur so! Lehne Dich nur wieder an." Er küßte behutsam mein Haar. „Nun wollen wir vernünftig sein. Ja, das wollen wir. Ich gehe gleich wieder fort. Aber ich konnte Dich nicht lassen, ohne noch ein Wort von Dir gehört zu haben. Willst Du mich denn wirklich haben? Für immer?"

„Ich will!" sagte ich leise. Eine Weile standen wir schweigend, warm und still an einander. Dann fing er wieder an.

„Du kannst es nicht verstehen, wie mir zu Muthe ist. So ganz voll Dank, daß ich Dich habe. Ueberhaupt in mir habe. Ich war ja so arm bis

jetzt, immer ohne Freude. Meine Art, mir Alles klar zu machen, hat mir viel verdorben. Bei mir ging's immer nur in graden, harten Linien vorwärts. Meine arme Mutter war so. Ich glaube, sie hat viel gelitten. Sie konnte sich nie an die leichtlebige Art der Rheinländer gewöhnen. Mein Vater war der heiterste Mensch der Welt. Er nannte sie immer Kassandra. Nach ihr bin ich gerathen.

„Aber Du bist weich und sanft und unbewußt und reich. Du hast mich aufgeschlossen. Sag', bin ich Dir auch so viel? Kann ich Dir auch geben?"

Er sah's an meinem Wesen, fühlte es in meinen Küssen.

„Flämmchen, Flämmchen," sagte er beglückt, fast warnend. Er griff meine Hände und löste sie von seinem Nacken. „Und jetzt gehe ich, Hanna. Nein, jetzt wirklich. Für heute, heißt das, denn morgen — morgen schreiben wir zusammen an Deinen Großvater. Und übers Jahr bist Du meine liebe, kleine Frau."

„Uebers Jahr? — Uebers Jahr bin ich vielleicht schon krank?"

Gewohnheitsmäßig, nur halb bewußt, kam mir das auf die Lippen.

„Krank? Warum denn?" fragte Reinhard zerstreut.

„Hat Dir Lotti nicht erzählt? Als Kind bin ich mondsüchtig gewesen, und später — ich war schon auf dem Wege, melancholisch zu werden."

„Du? Mein gesundes, leuchtendes Mädchen? Ganz unmöglich scheint mir das."

„Mir jetzt auch. In diesem Augenblicke kenne ich nichts Trauriges mehr. Alles Schwere ist so leicht und unwahrscheinlich. Ach, Du Lieber, wie das Leben schön ist."

Und wir versänken wieder in unser lichtes Schweigen. Aber es blieb doch ein Rest in meinem Gefühl. Das Bewußtsein eines dunkeln Kerns, der sich nicht löste unter unseren Küssen. Energisch raffte ich mich zusammen.

„Reinhard," begann ich feierlich, zum ersten Mal seinen Namen nennend, „sage mir, wenn ich morgen wahnsinnig würde oder später, übers Jahr, oder noch später — und Du wüßtest das heute — würdest Du mich trotzdem zu Deiner Frau haben wollen? Nein, antworte mir. Ganz deutlich."

Er wurde ernst. „Weißt Du das wirklich nicht, Hanna? Mir ist, als gäb' es zwischen uns gar keine Wahl mehr. Als müßten wir einander halten in Allem, was ist und was kommt. Fühlst Du denn anders, Liebchen?" Er nahm mich in den Arm.

„Komm und schäme Dich. So mißtrauisch zu sein. So so, weine Dich aus. Wie kommst Du nur auf solche Gedanken? Wenn Einen von uns ein Unglück trifft, wird ihn der Andere denn nicht doppelt lieb halten? Das sind Romanconflicte, Kind. Angelesene Mädchengedanken, die wollen wir schon ausräuchern mit unseren frohen Kerzen."

Ich schluchzte nur. „Und nun, Hanna — ich weiß, es ist kindisch, aber ich glaube, so ist man einmal, wenn man ins Glück kommt — willst Du diesen Ring tragen? Er gehörte meiner Mutter. Er ist wie ein Stück von mir. Willst Du? Es ist so seltsam, daß man an solchen Symbolen hängt. Aber ich — Herrgott, wenn ich mich jetzt doch einmal sehen könnte."

Es klang so unehrlich vergnügt, daß ich hell auflachen mußte.

„Ich bin wohl komisch?“ fügte er strahlend hinzu, „ganz schwatzhaft und hülflos vor Dir.“ Er nahm meine Hand und probirte den Ring. „Aber dann mußt Du den andern da abnehmen.“

Ich streifte die Kamea ab und gab sie Reinhard in die Hand. „Willst Du nun auch meinen tragen?“

„Balbine Wagner's Ring!“ In seinem Gesicht spiegelte sich leichtes Mißbehagen.

„Magst Du ihn nicht?“

Er besah sich aufmerksam das schöne Profilbild. Dann steckte er den Ring an seinen kleinen Finger.

„Uebrigens, auch das wäre einerlei,“ sagte er langsam.

„Was?“

Er antwortete nicht. Und dann fast wie ein Gelöbniß: „So wie Du bist, liebe ich Dich.“

Vom Kurhause schlug's halb Neun. Reinhard erschrak.

„Schon? Und ich wollte nur eine Secunde — Sie werden Dich suchen. Das Souper ist längst vorbei. Auf morgen, Hanna. Ach, wär' es doch erst morgen!“

Er lachte noch einmal, wie über sein eigenes Benehmen, und ging schnell davon. — Um verwunderten Fragen zu entgehen, schlich ich am Speisesaal vorbei, wo ich sie Alle versammelt wußte. Ich bestellte dem Kellner, er möge sagen, ich sei zu müde, um zu essen, und wäre sogleich zu Bett gegangen. Oben in meinem Zimmer saß ich Stunden lang am offenen Fenster. Ganz ohne Gedanken, nur voll von Schönheit und Dank. Dicht neben mir, unter der Dachrinne, piepste ein Vogel die ganze Nacht. Sonst war Alles still.

Von der Stadt her kam ein Geräusch wie von schwingenden Bronzeglocken. Fernes, weiches Verhallen. Alles hatte etwas Merkwürdiges, Unwirkliches für mich. Ein unsichtbarer Mond leuchtete. Das Licht fiel seltsam weiß an der gestrichenen Hintermauer des Hofes auf die Butten und Fässer, die dort aufgethürmt waren. Ein heller Hühnerhund stand unbeweglich und horchte auf irgend etwas. Mir war beständig, als gäbe es noch etwas zu thun für mich heute Abend, als hätte ich ein Wichtigstes vergessen. Frierend ging ich nach Mitternacht zu Bett und schlief fest ein.

Die helle Sonne lag auf meinem Kissen, als ich am nächsten Tage warm und verträumt erwachte. Vom Vorplatze kam leise die Musik zu mir herum. Ich sprang aus dem Bett und öffnete.

Unter dem leichten Nachthemde spürte ich den reinen Morgenhauch um meine schlafwarmen Glieder. Ich hätte tanzen mögen und lachen, nur weil ich lebte und weil es Sonne gab. Heute am Pfingstsonntage!

Zu Ostern noch hatte ich dem Tage entgegen geweint. Nun stand ich hier, von Kraft und Freude überströmt. Ich dachte an Reinhard, neu, mit Tagesgedanken. Und jetzt erst wußte ich, wie ich ihn liebte, daß er mir Einziger geworden war, mein Halt, mein Brunnen. Alle diese Worte sagte ich zu ihm hier in der Stille.

Ein schwaches Fingerchen klopfte an meine Thür. Die kleine Nina machte mir eine lange Bestellung, von der ich kein Wort verstand.

Ich ließ sie ein. Sie brachte mir einen Strauß herrlicher, blaßrother Rosen und einen Brief. Und ihre Mutter ließe fragen, wie's mir ginge?

Ich hörte es nur nebenbei, wie ein Geräusch. Mit Hast griff ich nach Reinhard's Brief. Schlanke, kräftige Schriftzüge.

Und nun las ich voll tiefer Wonne die paar lieben Sehnsuchtsworte, die er seinem Kommen vorausschickte. Zerstreut und eilig kleidete ich mich an, einige der Rosen steckte ich mir in den Gürtel.

Gerade als ich hinunter gehen wollte, kam Lotti: „Wie geht es Ihnen? Wieder frisch? Ist das Bouquet von Reinhard?"

Glückstrahlend zeigte ich's ihr.

„So ohne Weiteres? Ist denn was vorgefallen?"

Ich fiel ihr um den Hals. Sie schien ganz verblüfft. „Ja, wie denn? Ist es denn Ernst zwischen Ihnen beiden?"

Ich lachte sie übermüthig an. „Ist es Ihnen etwa nicht recht?"

Aber sie schwieg. Ihr Gesicht wurde ernst und bekam dabei etwas so Unbedeutendes, daß ich sie ganz erstaunt ansah.

„Werden es die Ihrigen denn erlauben?" fragte sie endlich ziemlich trocken.

Sie setzte sich auf mein Bett und sah vor sich hin, ganz roth vor Ueberraschung und nachdenklich. „Nie hätte ich das gedacht — das ist so seltsam, daß man nun vor solcher Thatsache steht. Gestern noch amüsirte es mich. Und ich habe Sie ja auch so lieb, das wissen Sie." — Dann wieder nach kurzem Schweigen: „Ich habe bis jetzt nie daran geglaubt. An Ihre Krankheit, meine ich. Aber nun, wo es mir so nahe tritt, wo mein eigener Bruder —" Die Thränen kamen ihr in die Augen. „Sie halten mich gewiß für recht egoistisch? Aber, nicht wahr, Sie verdenken es mir nicht, wenn ich mit Reinhard rede?"

„Ich kenne seine Antwort," sagte ich hochmüthig, denn das Gespräch that mir weh. „Er hat sie mir schon gestern gegeben."

„Also trotzdem?" Sie stand auf und küßte mich. „Seien Sie mir nicht böse, Sie liebes, liebes Süßes. Sonst wäre ich ja natürlich entzückt über eine solche Schwägerin. Nur — — Sie haben mir das übrigens selber erst eingeredet."

Auf der Schwelle drehte sie sich noch einmal um.

„Nicht wahr, böse sind Sie mir nicht?"

Drei friedlose Tage verbrachte ich. Frau Lotti hatte ihren Bruder gebeten, nicht wieder zu uns heraus zu kommen, ehe Antwort aus Carlsbad da sei. Es wäre unpassend, wenn wir ohne Großvaters Einwilligung als Brautpaar mit einander verkehrten. Sie sprach auf einmal viel von der Verantwortung, die sie habe, und ging mit Aufregungsflecken im Gesicht umher.

Reinhard lachte, als sie uns am ersten Morgen so überfiel und meisterte.

„Gönne ihr die paar Tage," meinte er, „wir haben das ganze Leben vor uns."

„Aber wenn wir die Einwilligung nicht kriegen?"

„Dann nehmen wir sie uns. Geheirathet wird auf alle Fälle."

So verabschiedete er sich von mir.

Ich sah ihm nach, wie er über den Vorplatz ging. Am Thore begegnete er Frau Nauen. Sie mochte auf ihn gewartet haben. Eifrig sprach sie auf ihn ein. Ich konnte nur ihre Silhouetten sehen. Eine hastig gesticulirende und eine sehr starre.

War er betroffen? Was sagte sie ihm da? — —

Alle Gespenster gewannen wieder Macht über mich in dieser Wartezeit.

Reinhard hielt die „Quarantäne" redlich. Er habe sich in der Arbeit vergraben, schrieb er mir, und harre ungeduldig der Entscheidung.

Hundertmal las ich die paar Worte, und jedesmal legte ich einen anderen Sinn hinein.

War nicht Zuversicht darin und Jubel? Und doch — das Wort „Entscheidung" klang so seltsam. Es lag darin etwas Muthloses. Oder bildete ich mir das nur ein?

Und dazwischen wieder auf kurze Stunden ein grenzenloses Wohlgefühl: lieb halten will er mich, wenn ich ihm krank würde.

Aber ich werde nicht. Ich bin ja stark. Oder doch? Und was hat Lotti ihm gesagt? Was wollte sie von ihm?

Und so im Kreislauf.

Ich fühlte, es ging etwas vor. Einmal fand ich eine Postkarte von Doctor Würzenich an Lotti, in der er um Reinhard's Adresse bat, ein andermal traf ich ihn selber auf der Treppe.

Ich hörte auf zu essen, wurde matt und ängstlich. Nachts quälte ich mich mit trostlosen Gedanken.

Am vierten Tage kam Reinhard. Ich stand am Fenster und sah ihn in seiner Droschke heran kommen. Er stieg aus. Einen Augenblick blieb er unbeweglich vor der Thüre. Ich sah sein Profil. Wie bleiche Bronze stand es in der Luft.

Was dachte er? Und jetzt machte er eine Bewegung, als wolle er gehen.

Unsinnig vor Angst stürzte ich die Treppe hinunter, lief quer über den Hof, durchs offene Thor, ihm zu. Er wendete sich um. Ich erschrak vor seinem Gesicht. Tiefernst und leidvoll. Er kam mir entgegen, nahm meine Hand und küßte sie. Seine Lippen waren eiskalt.

„Reinhard!"

Er sah mich an voll Zärtlichkeit und Gram.

„Mein armes, armes Lieb!"

Es schien mir Alles dunkel um mich her zu werden. Unwillkürlich hielt ich mich an seinem Arm, um nicht zu fallen.

Er hielt und führte mich.

„Ist etwas geschehen? Ist der Brief gekommen? Sie erlauben es nicht?"

„Nein. Sie erlauben es nicht."

Ich sah ihn zaghaft an. „Und nun? — Wir wollen sanft zu ihnen sein, nicht wahr? Sie meinen es so gut."

Er antwortete nicht.

„Laß uns hinüber in den Kurpark gehen," sagte er endlich.

Schweigend thaten wir's. Eine Ewigkeit!

Mir war dumpf zu Sinn, wie vor einem Gewitter. Drüben hinter dem Gatter ging's bergan. Längs des Gebüsches an den Wegrändern lagen welke Winterblätter. Raschelnd ging ich darin entlang. Ich mußte etwas hören, etwas bewegen. Mir war, als müßt' ich sterben vor gespannter Stille.

An einem alten, verfallenen Laubenplatze blieben wir stehen. Die Bänke standen noch. Im Gemäuer war der zerwaschene Torso eines steinernen Ritters eingefügt. Oft hatte ich Nina Märchen von ihm erzählt. Sein grauer Stumpf war sonnenheiß, als ich mich an ihn lehnte. Der Kiesboden, Baum und Busch, die grünen Laubenstäbe, Alles hatte Sonnenfarben. Und sah doch Alles so unsäglich traurig zu mir hin.

Auf einmal singt ein Vogel im Gebüsch.

„Ist das die Nachtigall?" frage ich beklommen.

Reinhard antwortet nicht.

Da lege ich den Kopf an meinen alten, zerborstenen Ritter und weine.

Und nun höre ich Reinhard's Stimme neben mir. Aber so zitternd, daß ich sie kaum erkenne. „Es wäre richtiger gewesen, fortzugehen und Dir zu schreiben."

„Fortzugehen?" Meine Gedanken schwirren rathlos umher. „Aber später wirst Du wieder kommen? Wir werden sie überzeugen! Ich bin ja all die Zeit her so gesund gewesen."

Ich sehe zu ihm auf. Große Tropfen stehen an seiner Stirn. Unwillkürlich nehme ich mein Taschentuch und trockne sie ihm. Ein schluchzender Laut, den er gleich unterdrückt, kommt aus seiner Kehle, dann Worte wie zerbissen zwischen den zusammengepreßten Zähnen. „Es ist unerträglich, Dir jetzt, wo Du vor mir stehst so voll Liebe — und wo ich selbst — —"

Seine Stimme gehorcht ihm nicht mehr. „Du kannst es nicht begreifen, wie unglücklich ich bin!" stößt er hervor.

Ich schlinge beide Arme um seinen Hals, — entsetzt über seine Qual. Am liebsten hätte ich ihn ganz umhüllt mit meiner Gegenwart, um ihn zu trösten, zu besiegen.

„Sie haben Dir Angst gemacht, Du Armer, aber Du wirst wieder anders denken, so wie früher. Ich glaube fest an Dich, daß Du mich liebst, mich hältst gegen die ganze Welt."

Ich fühle, wie sein Körper glüht. Irgend ein Muskel an seinem Halse zuckt auf. Seine Hände hängen schlaff an ihm herab.

„Mein armes, armes Lieb," sagt er mit derselben trostlosen Stimme wie vorhin. Dann richtet er sich sehr hoch auf, daß ich wehrlos an ihm abgleite.

„Laß mich, Hanna. Ich werde Dir — Alles schreiben. Verzeih' mir, was ich Dir thue."

„Nein, nicht schreiben. Jetzt gleich will ich's erfahren." Wie zwei Kämpfer sehen wir uns in die Augen, drohend fast.

Eine Weile messen wir uns so. Dann sieht Reinhard zu Boden. „Ich habe eingesehen, daß die Deinen Recht haben," sagt er eintönig, als läse er die Worte da irgendwo von der Erde ab.

„Aber sie haben Dir doch nur gesagt, was Du schon wußtest?"

„Von Deiner Mutter und Großmutter hab' ich nichts gewußt — Hanna."

„Und was ändert das?" frage ich eben so starr, sachlich und trotzig dabei.

„Was das ändert? Ich wäre der erbärmlichste Egoist, wenn ich das wüßte und Dich trotzdem zur Mutter meiner Kinder wählte." Sein Gesicht flammt. Es ist, als spräche etwas Eigenredendes aus ihm heraus, wider seinen Willen.

Die Mutter seiner Kinder!

Meine Phantasie hat sich hiermit noch nicht beschäftigt. Aber der Gedankengang gibt mir eher einen Schauer schamvoller Freude als Leid. Ich erfasse nicht gleich seine Feindseligkeit. Noch glaube ich durch einen Händedruck, ein Wort den Spalt zu überbrücken, der sich zwischen uns aufthut.

Ich setze an, ich stammle, denke nach. „Aber Du selbst hast doch gesagt, man soll sich nicht opfern für die Absterbenden. Warum denn für die Künftigen? Wir sind doch die Wichtigen, die Gegenwärtigen, nicht sie."

„Die Entwicklung ist das Wichtige, Hanna, nicht der Einzelne. Ich spreche hier von Anschauungen, die uns naturwissenschaftlich erzogenen Menschen zur Richtschnur, ich möchte sagen zum Gesetz geworden sind. Sie sind unerschütterlich."

Eine fürchterliche Bitterkeit kommt in mein Herz. Er, immer er, was er als das Rechte findet. Und wenn er dafür leidet, dünkt er sich stark. Weiß er denn gar nicht, daß er mich tödtet, wenn er von mir geht?

Ich sehe in Klinger's Gesicht. Eine fanatische Entschlossenheit liegt darauf. Wider meinen Willen ergreift mich heiße Bewunderung für ihn, der vor mir steht wie der Prophet eines Heldenglaubens, dem man sich beugen muß. Verzweifelt kämpfe ich gegen das Alles. „Ich aber kenne sie nicht, diese Anschauungen, ich verstehe sie nicht, ich will nicht nach ihnen gerichtet werden! Geh' von mir, da Du es so willst, aber erschlage mich nicht vorher mit Deinen Grundsätzen."

Sein Gesicht verzerrt sich vor Schmerz, die Arme hält er an den Leib gepreßt, die Hände in einander gekrampft. „Ich kann nichts thun, als Dich um Verzeihung bitten, Hanna. Das Leiden, das ich auf uns lege, kann ich nicht abwenden. Das ist das schwerste für uns beide, daß Du nicht weißt, wofür wir es tragen müssen. Laß mich vor Dir mein Bekenntniß ablegen, als brächte ich es meinem Gott."

Wieder schweigt er eine Weile, dann beginnt er zu reden, eintönig, ehern, als verkünde er die Gebote einer Gesetzestafel:

„Die christliche Moral befiehlt uns, Vater und Mutter zu ehren, unsere Kinder zu erziehen und für sie zu sorgen, über unsern Tod hinaus. Die Moral unserer naturwissenschaftlichen Religion fordert mehr. Wir begnügen uns nicht damit, tüchtige Menschen zu *erziehen*, wir wollen tüchtige Menschen *schaffen*, unser Geschlecht veredeln. Dafür leben wir und dafür opfern wir."

Und plötzlich lehnt er sein Gesicht an meine Schulter wie ein armes, müdes Kind.

So standen wir. Ein unendliches, fast mütterliches Mitleiden kam über mich. Voll grenzenlosen Staunens sah ich auf das Leben und seinen Widersinn. Wie man hineingesetzt wird, hülflos und ungefragt und gleich mit einer Schuld beladen, für die man leiden muß und Andere leiden machen.

„Es ist hart, zum Wahnsinn geboren zu sein, ich weiß es," sagte ich leise.

Es sollte keine Klage sein. Nur ihm Recht geben.

Da schrie er beinahe auf. „Sprich doch nicht so. Ich ertrage das nicht." Er glitt vor mir auf seine beiden Kniee und legte den Kopf in meinen Schoß. „Du quälst mich unsinnig mit Deiner Güte!"

Endlich stand er auf. Sein Gesicht war dünn und fahl, ganz entstellt, mit eingesunkenen Augen. Ich sah ihn lange schweigend an.

„Kommst Du nie wieder?" fragte ich dann.

„Immer, wenn Du mich brauchst."

Unbeweglich, mit angepreßten Armen, als hätte er Furcht, mich anzurühren, stand er da und betrachtete mich.

„Wohin gehst Du?" fragte ich wieder.

Da er nicht antwortete, strich ich seinen Ring von meinem Finger. Irgend eine banale Ideenverbindung gab mir das ein. „Da, nimm ihn zurück, Reinhard!"

Da füllten sich seine Augen mit Thränen. „Willst Du ihn nicht behalten, Hanna?"

Er betrachtete den seinen. „Valbine Wagner's Ring," sagte er nachdenklich, wie neulich. Seine Züge festigten sich. „Wohin ich gehe? Zuerst nach England zu Deiner Pathe."

Sein Ton war sonderbar frisch. Er verletzte mich beinahe in diesem Augenblick.

„Und was thust Du dort?"

Da brach ein schwaches Lächeln bei ihm durch.

„Der Mensch ist unverwüstlich in seiner Hoffnung. Ich baue schon wieder Kartenhäuser." Und dann fühle ich mich emporgerissen zu heißer, stummer Umarmung. „Glaube doch an mich, daß ich Dich liebe und daß ich mehr leide als Du in diesem Augenblick, daß ich Alles versuchen werde; nun lebe wohl. Hasse mich nicht." Ehe ich mich fassen kann, ist er den Weg hinunter. Ich sehe seine graue schreitende Gestalt noch einmal zwischen den Büschen auftauchen. Dann ist es aus.

„Nun ist es aus."

Mir scheint, als hätte Jemand hinter mir das gesagt.

Aber da ist Niemand.

„Nun ist es aus." Ganz laut wieder und fremd.

Mücken tanzen, die Sonne scheint, auf der Straße ruft Jemand seine Waare aus. Wozu lebt das Alles? — Ich saß mitten in der Sonne. Mich fror. Ein Sperling setzte sich auf meine Hand, die herabhing. Er mochte mich für eine der Steinfiguren halten, die im Garten umherstehen. Ich weiß nicht, warum mir gerade das solch ein Gefühl des Elends gab.

Mühsam fing ich an zu denken. Ich wollte mir klar machen, was geschehen sei. Man hatte mich vom Glück zurückgerissen, damit Zukünftige, noch Ungeborene nicht leiden müßten. Merkwürdig, daß sich immer Jeder für Andere opfern muß, und die dann wieder für Andere. Tante Karoline hat mir einmal von ihrem Bräutigam erzählt, daran dachte ich jetzt plötzlich. Zwölf Jahre sind sie verlobt gewesen, dann, gerade als er Hauptmann wurde und heirathen konnte, starb sein Vater. Er mußte seine alte Mutter zu sich nehmen. Als die starb, waren sie beide alt. Nun wollte er dennoch heirathen. Da hatte Tante angefangen, mich zu erziehen. Das war ihre Pflicht, sagte sie. So blieb sie einsam.

Ein großer Altar steht mitten im Felde, da flammen Opfer Tag und Nacht. Jeder bringt herbei, was sein Liebstes ist und nährt die gefräßige Flamme.

Und wie ist das eigentlich? Man heirathet doch, weil man sich lieb hat, weil man zusammenbleiben will, eng, immer; warum muß man da gleich —.

Unvermuthet schlägt mir die Röthe ins Gesicht. Das starke, seltsame Liebesgeheimniß, dem ich bisher in großer Unschuld entgegenlebte, stellt sich mir plötzlich gegenüber. Unwissend, wie ich war und ahnungsschwer, durchzittert's mich. Danach ein ungeheueres Verzichten. Er ging an mir vorbei, verwarf mich. So, als strecke man seine Hand aus in verzückter Zärtlichkeit und griffe ins Leere. — Unten im Garten höre ich Frau Nauen nach mir rufen. Das peitscht mich empor.

Nein, ich kann nicht hinuntergehen zu ihr und den Anderen. Niemals wieder! Ich krieche ins Gebüsch. Dort hocke ich mich wie ein gemartertes, verängstigtes Thier ganz eng zusammen.

Jetzt gehöre ich zu Keinem mehr hier. Zu Keinem überall.

Ich fange an, bitterlich zu weinen, beide Fäuste in den Augen.

Ganz dicht bei mir kommen sie vorüber, Frau Nauen erst und später Nina. Sie sucht mich. Reinhard hat mir wohl die Schwester entgegengeschickt. Er ängstigt sich um mich. Aber ich kann nicht! Ich kann nicht! —

Ich höre das Kind mit seinem trippelnden Gang. Sie finden einander und gehen plaudernd wieder zurück. —

Zerkratzt, mit einem großen Riß im Kleide, krieche ich endlich hervor.

„Ich gehe nach Hause," sage ich ganz laut. Einen Augenblick setze ich mich wieder. Der Kopf thut entsetzlich weh. Ich kann kaum sehen.

Aber dann geht's hinab, seitwärts den bröckligen Stufenweg zum Gärtnerthürchen und hinaus ins Freie zum Fluß. Am Wasser war ich auf einmal sehr ruhig. Merkwürdig, daß ich nicht gleich an den Fluß gedacht habe! Aber hier nicht! Hier gehen immerfort Menschen.

Einer redet mich an. Ich hätte mein Kleid zerrissen. Der Briefträger, der mir begegnet, gibt mir zwei Briefe. Er betrachtet mich sehr aufmerksam. Ich merke, daß ich keinen Hut auf habe und rede darüber ein paar Worte. Meine Stimme klingt wie immer. Das wundert mich. An der Schiffbrücke ruft mich die Kahnfrau an, ob ich rudern will?

Ja, ich will.

Man muß im Voraus bezahlen. Die Frau fragt, für wie lange? Es kommt mir eine alberne Luft, zu lachen, wie sie das fragt. Ich gebe ihr all' meine paar Groschen. Sie stößt mich vom Ufer ab. Als ich ein Stück hinaus bin, hake ich die Ruder aus und lasse sie ins Wasser gleiten. Ich will mich dem Zufall überlassen.

Langsam, langsam schiebt sich das Boot weiter. Ein junger Mann im schnellen, schmalen Boote wirft mir im Vorbeifliegen Rosen in den Kahn und lacht mich an.

Rosen! mir!

Im Sonnenbrande, hungrig und verzweifelt wie ich bin, befällt mich Schwindel. Soll ich vielleicht jetzt —?

Aber ich bin zu matt zum Entschluß. Abwärts gleitet das Boot.

An seinem Rande steht mit großen Warnungslettern: „Achtung vor dem Wehr." Ich muß jetzt ganz in der Nähe der gefährlichen Stelle sein. Ein Kind ist neulich dort ertrunken. Bald wird mein Boot schneller schießen, immer schneller und dann —. Ich lege mich lang ausgestreckt auf den Boden des Kahns, nur ein dünnes Brett zwischen mir und dem Grabe. Sachte wiegt sich's und gluckst. Ueber mir glitzert der Himmel. Geblendet, todmüde schließe ich die Augen. — Ich glaube nicht, daß ich schlief, aber ich hatte einen Traum. Reinhard ging mit mir über eine große, sammetne Bergwiese, auf der eine Menge blasser, hochstengeliger Blumen standen. Es war sehr heiß. Der Rasen wogte unter uns. Wir konnten uns kaum halten. Die Blumen dufteten sehr stark. Sie rochen nach Rosen. „Das sind graue Mohnblumen," sagte ich ängstlich. „Wir müssen uns in Acht nehmen, daß sie uns nicht tödten." Da sah ich voll Entsetzen, daß ihnen langstengelige Luftwurzeln wuchsen. Mit ihren blassen, bösen Fingern greifen sie nach mir. Sie wachsen um mich herum und schlingen sich zu einer Hecke.

„Was denken Sie?" frage ich Reinhard, der draußen steht.

„An etwas sehr Banales!" antwortet er. „An Dornröschen. Aber warte nur, ich küsse Dich frei. Ich komme!" ruft er ganz laut. Dann gibt's einen Krach, einen Stoß, ich falle, falle immer weiter.

„Passen Se doch uff! Ich komme ja schon un helfe!"

Mein Kahn ist an ein Floß angetrieben. Der Schiffer richtet ihn mit seinem langen Haken quer gegen die Strömung. „Wo sin denn de Rudersch hin?"

„Verloren," sage ich ganz verwirrt.

„Nu, da können Se von Chlück sachen, dassen Se nich ins Wehr kamen!" Er hilft mir aufsteigen zu seinem Floß. Ein Spitz bellt mich erbittert an.

„Das is eine aus Dölau, aus der Anstalt," sagt der zweite Schiffer, der von irgendwoher auftaucht. Der Erste brummt etwas und hilft mir weiter. „Nu immer 'raus!" Er schiebt mir ein Brett ans Land. Gehorsam steige ich aus und gehe, ohne es zu wissen, die Straße zur Stadt unserem Hause zu.

Da bin ich nun. Lange stehe ich vor der Gitterthür und begreife nicht, daß sie geschlossen ist.

„Klingeln!" sagt ein Vorübergehender. Ich klingle.

Plücker kommt, weißhaarig und erstaunt. „Herrjeh, Fräulein Hanna, es ist doch nichts passirt in Carlsbad?"

Carlsbad? — Ich suche meine Gedanken zusammen. Nein, es wäre nichts passirt. Ich wollte mir etwas holen. Dann sage ich wieder dasselbe von meinem Hute wie vorhin, daß er mir abgefallen sei und ein Hund hätte ihn zerrissen.

Der alte Mann sieht mich sonderbar an. Endlich schließt er auf und läßt mich ein. Ich stehe im Hofe. Da werden Betten gesonnt. Ein Eisschrank steht mitten auf dem gepflasterten Platze mit weit offenen Thüren. Er soll auslüften. Es sieht aus wie Umzug, und ich suche Festes, Heimathliches. Vorsichtig bewege ich mich zwischen den rothen, ruhenden Inlet-Ungeheuern hindurch in den Garten.

Birken, Büsche, Blumen, Alles wie sonst. Aber die Stühle und Tische sind entfernt. Nirgends ein Bleibepunkt. Eine große, schwerfällige Amsel wackelt über den Rasen. Sie weiß, sie ist hier mehr zu Hause, als ich.

Und warum endlich bringt Plücker mir die Schlüssel nicht? „Gleich!" hat er gesagt, als er in seine Wohnung hinunterstieg. Das Hofgitter hat er hinter mir zugeschlossen.

Sehnsüchtig blicke ich nach den verhängten Stubenfenstern auf. Ein unwiderstehliches, unklares Verlangen treibt mich hinauf. Als würde Alles gut, könnte ich erst da oben sein. Ich bücke mich und klopfe im Souterrain an Plücker's Stube. Zwei erschreckte Gesichter fahren von einander und blicken zu mir auf. Ich habe Mann und Frau im erregten Flüstern unterbrochen. Der Mann soll irgend etwas thun, wozu ihn die Frau antreibt. Sie hält seinen Hut, den sie ihm nun aufstülpt.

„Ich komme sofort," ruft sie mir zu. Ich höre sie die Treppe heraufknacken. Die Hausthür wird von innen aufgeschlossen.

„So, nu' kommen Se nur ganz ruhig."

Sie schliegt hinter mir zu und bleibt mir auf den Fersen. Auch oben schließt sie auf, wieder hinter mir gehend. Immerfort. Das stört mich.

„Geben Sie mir die Schlüssel, ich habe eine Weile hier zu thun." Zögernd überläßt sie sie mir. Zwei der Schlüssel trennt sie zuvor vom Bunde. „Fräulein Hannechen sehen schlecht aus. Soll ich Sie vielleicht einen Kaffee kochen?"

Sie sieht sich noch einmal im Eßzimmer um, in das ich eingetreten bin. Auf dem bestaubten Tische liegt eine Zündholzschachtel. Die nimmt sie hastig weg und steckt sie in ihre Schürzentasche. Merkwürdig unruhig kommt sie mir vor. Wahrscheinlich hat sie irgend etwas zu verbergen? Irgend eine Unordnung?

Mir ist das gleichgültig. Um ihr deutlich zu zeigen, daß ich allein sein will, ziehe ich die beiden Briefe hervor, die ich in meiner Tasche knistern höre. Erst lese ich, ohne aufzupassen. Dann lache ich. Wanda's Verlobung mit Bartschikof!

Die Frau verschwindet wie gejagt vor meinem Lachen. Draußen hantirt sie vorsichtig am Thürschloß. Ich höre es nur nebenbei, habe nun, da ich einmal beim Lesen bin, mit größerem Bewußtsein Tante Carolinens Brief angefangen.

Großvater geht's nicht mehr so gut, er sehnt sich nach Hause. Tante Caroline fürchtet, es käme eine entscheidende Wendung zum Schlimmen. Sie hält es für ihre Pflicht, mich vorzubereiten. Hinkommen aber dürfe ich auf keinen Fall. Sobald Großvater reisefähig sei, brächte sie ihn zurück. Und noch einmal: „Er sehnt sich bitterlich nach Hause."

Nach Hause! Ja, dahin verlangt man, wenn's zu Ende geht, mein guter, alter Großvater! Nach Hause, um sich da in irgend einen vertrauten, schmerzgewöhnten Winkel hinzulegen, wie ein gemartertes Thier, und den Rest seiner Lebenszeit zu verwimmern.

Aber auch zu Hause findet man den stillen Sterbewinkel nicht. Nicht einmal den. Seit ich über diese Schwelle getreten bin, hat sich die ungeduldige Hoffnung verflüchtigt, die mich herauf getrieben. Was konnten mir diese großen verdunkelten, ungelüfteten, von Kampferduft durchzogenen Räume geben? Was suchte ich in ihnen?

In tiefer Einsamkeit gehe ich durch die unwohnlichen Zimmer. Immer mit meinem Schlüsselbunde in der Hand, der leise klirrt. Jedes Möbel ist von seiner Stelle gerückt. Die Teppiche sind über die Tischfüße geschlagen, auf der Tischplatte stehen Stühle. Mitten im Zimmer ein verlassener Scheuereimer. Alle Bilder verhangen. Die Uhrenpendel unbeweglich. Wie verwünscht und verhext dies Alles so im fahlen, todten, stillen Dämmer! Hunger und Müdigkeit vollenden das Gefühl der Wesenlosigkeit in mir. Wie eine Spukgestalt erscheine ich mir selbst, die durch ihre alten Räume wandelt, klagend um ungenossenes Glück. Mir ist, als wäre ich aus dem Grabe gestiegen, um mit meinen dumpfen, rastlosen Leidensschritten die Schlafenden aufzuscheuchen aus ihrer Zufriedenheit.

Vor meinem Zimmer bleibe ich stehen. Es ist verschlossen. Leise klirren die Schlüssel in meiner Hand. Ich suche den rechten. Da ergreift mich ein Schauer, eine Vision, so deutlich, daß ich mich vor ihr zusammenducke.

Auf allen Schränken hocken höhnische, hoffnungslose Gespenster und deuten auf mich; denn ich habe Blaubart's Schlüssel in der Hand, ich stehe vor seiner verschlossenen Kammer. Die Thüre will nicht weichen, da thut sich die Wand aus einander. Und nun sehe ich sie alle, die hingemordeten Frauen meiner Verwandtschaft. Blaß und still liegen sie am Boden, die todten Augen fürchterlich auf mich gewendet, als müßten sie mich begrüßen. Sie warten schon lange.

Eine erhebt sich, steht auf, ich schreie, laufe zur Vorderthüre zurück, entsetzt mit zusammengepreßten Augen. An einer Schrankecke stoße ich mich und falle nieder. Ich fühle Blut an meiner Schläfe. Ich raffe mich auf, fort muß ich! Wenn ich hier bleibe, werde ich wahnsinnig. Diese Bilder alle, die mich umtanzen, die mich fangen wollen! Ich wanke, stolpere mich zur Flurthür. Sie ist verschlossen. Man hat mich eingesperrt.

Ein rasender, kindischer Zorn ergreift mich. Ich stemme mich an die Thür, ich poltere mit den Fäusten dagegen, schreie, daß es mir selber klingt wie der Ton eines fremden, wutherfüllten Thieres. Mir ist, als höre ich hinter der Thüre seufzen. Jetzt trappen Schritte, aufgeregtes Wispern.

Plötzlich verlassen mich meine Kräfte. Noch einmal werfe ich mich gegen die Thüre. Die öffnet sich, ich falle blutend, mit geballten Fäusten, todtenblaß und gurgelnd vor Zorn und Schwäche auf Doctor Würzenich, der mich entsetzt anruft. Neben ihm die ängstlichen Gesichter der Portiersleute und hinter ihm Frau Nauen. Ihre gespannte, entsetzte Miene ist das Letzte, was ich noch verstehe. Dann sinke ich ins Kalte, Leere, Todte, Dunkle.

Endlich! Mit einem Seufzer strecke ich mich aus. „Nun komme ich in die Kammer zu den Anderen."

„Ja, ja!" sagt eine verängstigte Stimme. Dann wieder dunkel. — Nun legt man mich in den Sarg. Ganz weich. Sie streicheln mich. Auf dem Kopf liegt ein glühender Stein. Das sollten sie nicht thun! Manchmal wachsen plötzlich Dornen unter meinem Körper. Dann schreie ich. Der Kahn wogt. Aber es ist nicht Wasser, es sind Flammen, über die ich segle. Nein, nicht segle! Ich sitze mit Ernst und Wanda auf dem Karoussel. Unten stehen Leute. Alle sehen mich an. „Wir müssen absteigen," sagte Wanda, „es ist gefährlich." Da geht sie fort mit Bartschikof. Und Ernst geht auch. Ich will mit, aber man läßt mich nicht. Man hält mich fest: es thut sehr weh. Unten die Leute starren mich an. Kopf an Kopf. Das ganze Zimmer ist gefüllt mit ihnen. Man kann kaum athmen. Huih, hopp, immer weiter rund. Wird sie herunterfallen, wird sie? Unten ist das Feuer, das wiegt mich. Mit Gewalt greifen sie mich. Sie werfen mich in einen kühlen Fluß. Ah! Dann wieder dunkel.

Zeit vergeht, Zeit, Zeit! Neue Gesichter. Frau Lotti ist fort. Tante Caroline steht jetzt da am Bett. Sie sieht anders aus als sonst. Ich weiß, ich muß sie etwas fragen. Aber es rauscht so stark in der Luft. Irgendwo ein Springbrunnen, den sie mir verbergen. Mich quält der Durst, aber das wollen sie ja. Immer habe ich es noch nicht heraus, das Letzte, das Schlimmste, was sie mir thaten. Es muß etwas Grauenhaftes gewesen sein! Das Herz erstarrt mir, wenn ich daran herumdenke. Die Rosen verwelkten davor — und dann der Spatz, der auf meine Hand flog — —.

Nein, ich will mich nicht zwingen lassen, zu essen. Meine Mutter früher sträubte sich auch, das haben sie mir erzählt.

Am Ende bin ich gar nicht Hanna? Therese bin ich, meine Mutter, die im Irrenhause sitzt.

Alle sehen so kalt und verschlossen aus. Manchmal weinen sie. Ich habe lange nicht geweint. Auf der ganzen weiten Reise nicht, die ich gemacht habe. Woher? Wohin? Ich kann mich nicht besinnen.

Kurz davor war es, das Schreckliche. Jemand, den ich sehr, sehr lieb habe, hat mich geschlagen. Ich frage Tante danach. Sie küßt mich. Reinhard küßte anders.

Reinhard — da steigt es auf! Unsäglich.

Mit gerungenen Händen bat ich jeden Tag, sie möchten mich in eine Anstalt bringen. Aber sahen sie denn nicht, daß ich bereits verrückt war? Total verrückt? Was für Visionen hatte ich gehabt! und war ich ihnen nicht wie eine Tobsüchtige entgegen gefallen? Oh, ich wußte es noch gut.

Großvater war todt. Keine Thräne hatte ich um ihn geweint. War das etwa vernünftig?

Und sobald ich ohne Aufsicht wäre, stürzte ich mich zum Fenster hinaus. Daß sie's nur wüßten!

Sie waren wie verwandelt. Beinahe wie Hoffnung hörte es sich an, wenn sie mir widersprachen. Doctor Würzenich's altgewohntes: „Muth, nur Muth!" klang so entschieden, und Tante Carolinens Augen blickten unter ihrer Trauerhaube klar hervor. Fast zuversichtlich. Nicht mehr jenes Uebertriebene in der Stimme, wenn sie zu mir sprachen. „Glaube nur, Du wirst gesund, ganz gesund, Hanna. Glaube nur recht fest daran."

Warum sagten sie das? Ich fragte sie danach. Der fremde Arzt, Doctor Würzenich, Tante, die Pflegerin verständigten einander mit den Augen, dann sagte der Fremde: „Ja, holen Sie nur. Am Ende kann ihr das nichts schaden."

Eine kurze Karte im offenen Couvert geben sie mir. Als ich die Handschrift erkenne, fange ich an, zu zittern. Ich kann nichts mehr sehen. Da lesen sie mir vor.

Doctor Klinger schreibt aus London:

„Liebe Hanna, ich habe Dir etwas Gutes mitzutheilen. Gutes für Dich und mich, falls Du Dich nicht völlig von mir abgewendet hast. Sobald ich darf, komme ich. Dein Reinhard."

Gutes für Dich und mich! Als sänke alles Gewesene in einen tiefen Brunnen. Die Dornenhecke thut sich auf — Erlösung! —

Verstanden habe ich's nicht, aber so recht inwendig gefühlt: es ist Wahrheit. Er kommt, er nimmt Dich an sein Herz, er glaubt an Deine Zukunft. Alle Qual war nur ein Traum!

Und dann erzählen sie mir, daß Reinhard in London sei. Gleich nachdem er mich verließ, ist er zu Balbine Wagner gereist. Eine seltsame Vermuthung trieb ihn dorthin. Die Vermuthung hat sich bestätigt. Was sie mir nun berichten, in weitläufigen, vorsichtigen Sätzen, unterwühlt mich seltsam. Dann kommt es wie ein Erdbeben über mich. Nichts Festes rings, an dem ich mich halten könnte. Alles Vertraute stürzt über mir zusammen. Meine täglichen Thüren sind verschüttet. Verborgene Gänge thun sich auf und laden mich ein. Ich blicke furchtsam über die Schwelle. Erlösung noch in zwölfter Stunde. Kann denn das sein? — —

Es war Herbst. Alles farbig umglüht. Ich saß mit Reinhard und Balbine Wagner im Garten, das Herz voll Glück.

Eine Zeit zweifelnden Staunens lag hinter mir. Dann kam langsam die Genesung. Jetzt war ich stark. Nun wollte ich endlich die Blätter lesen, die Reinhard von Balbine erhielt, als Antwort auf seine Erkundigungen. Briefe meiner Mutter Therese an Balbine. Hier sind sie:

F., 2. Juni 1855.

I. „An Fräulein Balbine Stark in Krailsheim (Bayern).

Sehr geehrtes Fräulein!

Ich bin mir bewußt, daß ein Brief von mir an Sie befremdlich ist. Ich schicke die Versicherung voraus, daß ich nicht etwa als beleidigte Gattin an Sie schreibe.

Aber dennoch als Gattin.

Mein Mann trägt mir auf, mich nach Ihnen zu erkundigen. Ich glaube, in seinem Sinne und daher meiner Pflicht gemäß zu handeln, wenn ich deshalb bei Ihnen selbst anfrage.

Gleichzeitig theile ich Ihnen mit, daß mein Mann im April aus der bayrischen Armee ausgetreten ist und sich nach der Krim begeben hat, um dort im türkischen Heere mit zu kämpfen. Lutz schreibt mir, alle seine Briefe an Sie seien ohne Antwort geblieben. Ich ehre Ihr Verhalten, glaube aber die Aufklärung Ihnen schuldig zu sein, daß Ihre Zurückhaltung, sofern sie der Rücksicht auf mich entspringt, überflüssig ist. Sie haben mein Glück nicht zerstört. Was ich besaß, habe ich noch.

In Erwartung Ihrer Antwort hochachtungsvoll

Therese Manderscheid."

II. Dieselbe Adresse. F., 6. Juni 1855.

„Mein liebes Fräulein!

Ihr Brief hat alle Bitterkeit in mir hinweg geschmolzen.

Welche Kraft und liebreiche Güte muß Ihnen zu eigen sein, daß Sie ein Theilchen davon selbst auf mich zu übertragen vermögen. Ich schäme mich meines Pharisäerbriefes. Verzeihen Sie ihn einer verbitterten Frau, die seit Jahren nur noch das Surrogat des wirklich guten Handelns kennt, — das Richtighandeln.

Das allein hat mich in dem letzten Jahre aufrecht erhalten.

Sie freilich schöpfen aus unmittelbareren Quellen des Glücks!

Eben habe ich wieder die Briefe gelesen, die mir mein Mann damals im März während des Manövers aus Krailsheim geschrieben hat.

Zuerst nur Militärisches. Aerger über ungünstige Positionen, über Weg und Wetter. Ganz kurz berichtet er dann:

‚Ich bin bei der Lehrerin des Ortes einquartiert.'

Schon im zweiten Briefe steht Ihr Name.

‚Balbine Wagner ist die einzige reizvolle Person, die mir hier begegnet ist.'

Im dritten Briefe schildert er einen Spaziergang mit Ihnen, Ihre Gespräche. ‚Das Mädchen ist voll Energie und Wärme. Man muß bewundern, wie sie, die Protestantin, ihre kleine Schar hier zusammen zu halten und zu fördern versteht. Kindern wie Eltern ist sie das Orakel des Städtchens.'

Und dann jeden Posttag Freundlicheres über Sie. Vielleicht empfand er es auch schon, daß Sie ihn gleich ‚so mitleidig lieb gewannen', wie Sie schreiben. Am meisten mag wohl ich geschürt haben, die voll nachspürender Eifersucht immer Neues von Ihnen wissen wollte.

Ich glaube, alle Frauen fühlen in dieser Art. Wie mit Gewalt zieht es uns in die Nähe der Siegreichen. Immer möchte man wissen: ‚Was thut sie jetzt? wie sieht sie aus in diesem Augenblick?‘

Und dann kam eine Woche — da schrieb Lutz gar nicht mehr. Und es war Frühling und Sie beiden Thür an Thür. —

Als er mir dann zurückkehrte, sah er aus, wie im ersten Jahre unserer Ehe. Und ich verzehrte mich in Neid gegen Sie, die ihm Frische und Frohsinn zurück geschenkt hatte. Sehr bald aber verfiel er wieder in düsterste Stimmung, die durch Aerger und vermeintliche Kränkungen im Dienst einen unerträglichen Grad erreichte. In einer Stunde äußersten Mißmuths nahm er seinen Abschied. In die leeren und unerquicklichen Wochen, die nun folgten, kamen die Kriegsnachrichten aus der Krim. Das reizte Lutz. Und Anfang Mai entschloß er sich, dorthin zu reisen, um im türkischen Heere seine Dienste anzubieten. Mit schwerem Herzen ließ ich ihn ziehen. Aber er hat Recht, die Trennung war das Beste jetzt für uns beide.

Seitdem lebe ich hier ganz still. Ich pflege meinen armen kleinen Johann Gottlieb, zehre an den spärlichen Nachrichten von Lutz und umkreise Sie mit meinen Gedanken. Ich bin sehr einsam und traurig. Ihr Brief hat mich ein wenig aufgeweckt. Wie ein samentragender Wind ist er über mich gekommen. Dafür danke ich Ihnen. Und nun eine Frage: die Ferien sind vor der Thür. Wollen Sie mich hier besuchen? Ueberlegen Sie sich ruhig meinen Vorschlag. Ich warte. Ihre Therese Manderscheid.“

III. Dieselbe Adresse. F., 10. Juni 1855.

„Liebes Fräulein Balbine!

Nein, ich bin nicht gut, nur schuldbewußt. Sie sagen, mein Edelmuth erscheine Ihnen widernatürlich, verwirre Sie?

Ich will den Heiligenschein ablegen, der sie erschreckt. Sie sind der Mensch, von dem ich am Leidenschaftlichsten wünsche, daß er mich kennt. Dazu bedarf es einer kurzen Biographie. Ich gebe sie hier.

Bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre war ich vollkommen glücklich. Einer sanften Kindheit voll edler Eindrücke war die Liebe zu Lutz gefolgt. Er verbrachte regelmäßig den Urlaub bei seinem Bruder in unserer Stadt. Dort lernten wir uns kennen. Das erste Jahr unserer Ehe war nichts als ein dankbares Einander-Entdecken. Lutz's frohes, starkes Wesen und meine stillere Art bereicherten einander. Täglich wuchsen uns neue Freuden und neue Organe, sie zu genießen.

Da starb meine Mutter. Gerade als ich das Kind erwartete.

Ich hatte meine feine, kluge Mutter sehr geliebt. Sie war in Allem meine Beratherin gewesen. Dazu kam nun das Furchtbarste! Ich erfuhr, ihr Tod sei Selbstmord gewesen. Sie hatte sich nach Monate langer Melancholie in einem Anfalle von Irrsinn ertränkt, ebenso wie ihr Vater und ihr Bruder es früher gethan hatten.

Seitdem ist mein Leben ein Warten unter dem Schwerte. Ich weiß, daß früher oder später auch mich das Verhängniß ereilen wird. Ich weiß

es, denn ich bin durch meinen Vater nur zu sehr in die Gewißheiten der Vererbungstheorie eingeweiht worden.

Und in dieser Voraussicht sollte ich einem Kinde das Leben geben! Ein zweites Opfer schaffen! Verstehen Sie, wie mir zu Muthe war?

Meine Verzweiflung ging so weit, daß ich auf Mittel sann, dies zu verhindern. Ich unternahm weite, anstrengende Spaziergänge, suchte schwere häusliche Arbeit vor, lief und schleppte über meine Kräfte.

Lutz hatte unsagbare Geduld mit mir gehabt. Jetzt, da er gewahrte, wie mein Gebahren die Existenz seines Kindes und meine eigene in Frage stellte, machte er sich zu meinem Wächter.

Er selbst theilte meine Befürchtungen nicht. Er hielt sie einfach für eine Folge meines Zustandes. Reizbar, wie ich war, verletzte mich sein unerschütterlicher Optimismus beinah. Ich zog mich mehr und mehr in meine eigenen Grübeleien zurück.

Unser Kind wurde geboren. Zu früh und sehr elend.

Jetzt, wo es da war, liebte ich es unendlich. Aber voll Angst. In unbewachten Augenblicken stellte ich Versuche mit ihm an. Ich wollte wissen, ob es höre, sähe? ob alle Sinne gesund seien? Und wenn ich das farblose, unruhige, kleine Menschenwesen beobachtete, wie kraftlos und empfindlich es war, machte ich mir die bittersten Vorwürfe über mein Verhalten vor seiner Geburt.

Johann Gottlieb hat jetzt mit seinen vier Jahren die Entwicklung eines schwachen, zweijährigen Kindes. Meine Liebe zu ihm ist schmerzensvoll. Die Sorge für ihn das Einzige, was meinem Leben Berechtigung gibt. So lange er lebt, will ich gesund sein. Würde er mir genommen, zerrisse das letzte Band zwischen Lutz und mir.

Denn ich werde niemals wieder ein Kind haben. Nach dem Tode meiner Mutter schwur ich's mir.

Begreifen Sie nun, daß zwei Leute, die sich so lieb haben, einander unglücklich machen können? Begreifen Sie das „construirte Verhältniß", wie Sie sich ausdrücken? Unser Kampf ist endlos, wie das Gefühl unserer Zusammengehörigkeit. Er hat aus zwei harmonischen Menschen verstörte Kranke gemacht. Ist Lutz bei mir, quälen wir uns beide. Geht er fort, treibt mich die Eifersucht umher. Er trägt das alte Elend in die neue Umgebung.

Und so, ausgehungert wie er war, kam er zu Ihnen. Jetzt wissen Sie, wie es mit meinem Edelmuth bestellt ist, daß er nichts ist als Schuldbewußtsein.

Ihre Therese Manderscheid.

Noch eins: wenn ich mich selbst beobachte, und ich thue das stündlich, fühle ich, wie die grauenhafte Nacht immer näher rückt. Sie hängt über mir. Ich winde mich in der Angst vor ihr und kämpfe gegen das Dunkel. Aber ich schöpfe Trost aus dieser Qual, sie gibt mir die Gewißheit, daß unser Geschlecht gezeichnet ist, daß ich nach meiner Pflicht handle, wenn ich es verschütte. Die Vorstellung wäre fürchterlich, daß wir etwa alle diese Entbehrung und Zerstörung um ein Nichts erlitten.

Schreiben Sie mir und sagen Sie mir, daß ich Recht habe. Oder noch besser, kommen Sie. Es wäre eine Wohlthat für mich.

Therese Manderscheid."

IV. Dieselbe Adresse. F., 4. Juli 1855.

„Liebes Fräulein Balbine!

Was sind Sie eigentlich für ein Wunder! Ein paar Zeilen von Ihnen, und das Leben hat wieder Sinn. Es geht ein Strom frischer Luft von Ihnen aus, davor zerfallen meine Mumien in ihre Asche.

All das ruhte so lange vergraben in mir. Nun hat die Erschütterung der letzten Wochen es herauf geworfen und vor Sie hingelegt. Am hellen Tage erscheint mir mein „Geschick" wie eine einzige tragische Thorheit. Wie konnte ich das sichere Elend der Gegenwart jenem ungewissen der Zukunft vorziehen? Ich begreife das nicht mehr.

Aber Sie machen mir Muth, mein Leben neu zu beginnen. Vor Allem durch die Art, wie Sie von Lutz sprechen. Wie von einem Abgethanen. Ohne Bitterkeit und ohne Sehnsucht. Kaum bedurfte es für mich noch Ihres Bekenntnisses, daß jene Zeit Ihnen vorkommt wie ein seltsamer, heißer Traum. Und mit welchem sicheren Freimuth Sie sich das gestehen. Als seien Sie ein Naturwesen, das Wachsen und Gedeihen fraglos hinnimmt.

Hätte ich doch von Ihrer Einfachheit!

Aber von jetzt ab werde ich mich nicht mehr zergrübeln und vor selbstgeformten Gespenstern zittern. Ich will den Kampf aufnehmen. Ich gehöre zu meinem Manne, Lutz zu mir. Alles Andere sind Hirngespinnste. Seit gestern gehe ich umher und lächle. Mein kleiner Junge sieht mich erstaunt an, heute war er ausgelassen vergnügt beim Spielen. Merkte er den Sonnenschein im Hause? Oder bin ich es, die zum ersten Male auf Frohes achtet?

Es werden andere Stunden kommen, ich weiß, in denen ich nicht so kräftig in die Zukunft blicke. Aber dann habe ich ja Ihren Brief, vor Allem Sie selbst. Denn jetzt müssen Sie kommen. Fühlen Sie das nicht?

Schreiben Sie mir eine Zeile der Ankündigung.

Ihre Therese Manderscheid."

V. Dieselbe Adresse. F., 18. Juli 1855.

„Liebes Fräulein Balbine!

Ihre Absage ist mir eine große Enttäuschung, mehr als das, eine Furcht. Eine ausgesprochene, jammervolle Vermuthung, die der ruhige Ton Ihrer Briefe bereits entkräftet hatte, steigt wieder in mir auf. Der Gedanke, daß Sie vor mir das Unseligste und Wichtigste verheimlichen, läßt mir keine Ruhe. Und jetzt sind Sie vor mir nicht mehr sicher.

Meine liebe, liebe Balbine, erkennen Sie doch, daß ich Ihnen hierin die Allernächste sein muß, daß es zwischen uns keine Scham, keinen Stolz mehr geben kann. Ich habe den Auftrag meines Mannes wohl begriffen. Glauben Sie, daß ich ihn unausgeführt lassen will?

Und jetzt sage ich hierüber kein Wort mehr. Habe ich bis Ende der Woche keine Gewißheit, komme ich und hole sie mir.

Ihre Sie liebende und verehrende

Therese Manderscheid."

VI. F., 2. August 1855.

„Liebe Balbine!

Du wunderst Dich, daß ich Dir seit meinem Besuch in Krailsheim keine Zeile schrieb; ich wollte warten, bis sich meine Empfindungen einigermaßen geklärt hätten.

Der Tag bei Dir bebt noch in mir nach.

Es ging mir seltsam. Ich war gekommen, zu trösten, zu helfen, vor Allem — ich beichte Dir das — zu verzeihen. Und nun gleich auf der Treppe Dein frohes, durchleuchtetes Gesicht! Weißt Du, daß ich mich die ganze Zeit her in Neid verzehre?

Auf der Rückfahrt war ich wie betäubt von Eifersucht. Immer sah ich Dich Lutz entgegen kommen, ein fröhliches, gesundes Kind im Arme, und daneben mich, welk vor Entbehrung. So rechtlos kam ich mir vor, daß ich anfing, darüber zu grübeln, ob ich mich müßte von Lutz scheiden lassen, damit er Dich heirathen könnte.

Aber dieser Heroismus würde Dir nicht einmal nützen. Ehe Lutz frei wird, lebt Dein Kind schon.

Immer dachte ich an Deine arme Mutter, vor deren Gram Du zitterst. Unablässig baute ich Möglichkeiten und verwarf sie wieder. Endlich kam mir ein Entschluß.

Zuerst muß ich Dir nun sagen, daß ich Lutz Alles geschrieben habe trotz Deines Verbotes. Von Deinen tapferen Plänen schrieb ich ihm, und daß es wie Glück klingt, wenn Du von Deiner Mutterschaft sprichst. Zuletzt bot ich ihm an, was ich mir überlegt habe:

Ich, Lutz' Frau, will Dein Kind annehmen und erziehen mit meinem eigenen. Seitdem sich dieser Entschluß aus mir heraufgerungen hat, bin ich ruhiger.

Lutz schreibt mir ganz überwältigt von Dankbarkeit. Ich thue Einblicke in sein Herz, wie lange nicht mehr. Die unthätige Zwitterstellung, in der er sich nun zwischen uns beiden Frauen befindet, mag schwer sein für ihn, der gewöhnt ist, zu organisiren, klare Entweder-Oder zu finden oder zu schaffen. Er ist in seltsam aufgewühlter Stimmung mir gegenüber. Der Gedanke, daß ich mich um das Werden Eures Kindes mühe, hat mir neuen Werth gegeben in seinen Augen. Selbst das Natürliche, Unbeabsichtigte, daß ich Dich lieb habe, rechnet er mir zu gut. Sein Brief macht mich sehr glücklich. Unser Plan ist also fertig. Du sollst nach England, wie Du Dir vorgenommen hast. Aber ich gehe mit Dir. Lutz hat an einen deutschen Arzt in London geschrieben, der uns aufnehmen wird. Ein Doctor Wagner, Lutz kennt ihn. Es soll ein guter, kluger Mensch sein und sehr tüchtig.

Für alles Uebrige wird Lutz gleichfalls sorgen. In acht bis vierzehn Tagen können wir reisen. Johann Gottlieb wird die Luftveränderung gut thun. Es geht ihm wieder schlechter. Er ist jammervoll kraftlos.

Also rüste Dich. Suche eine Stellvertreterin bis zum Frühling. Nach den Osterferien ziehst Du dann gesund und stark wieder in Deine Thätigkeit ein, ich mit gutem Gewissen Lutz entgegen. Wenigstens habe ich alle Pflichten erfüllt, die mir die Liebe zu ihm auferlegt. Schreibe gleich.

Deine Therese."

VII. 3. August Nachts.

„Mitten in der Nacht stehe ich auf, um Dir zu schreiben. Es ist mir unerträglich, zu warten, bis Dein Brief es mir zuruft; gleich, jetzt gleich muß ich's Dir selber sagen: ich bin ein elender Egoist, liebste Balbine! All' meine Pflichterfüllung und Selbstlosigkeit ist Komödie. Unbewußte freilich. Die Wahrheit ist, ich will mir helfen, wenn ich Dein Kind annehme, nicht Dir. Ich will mir Lutz zurück gewinnen durch dieses Opfer. Das ist der tiefste Grund von Allem.

Abends war ich noch sehr selbstgerecht, voll sophistischer Tändeleien. ‚Ich thue im vollsten Umfange meine Pflicht!' sagte ich mir. ‚Mein Verhalten gegen Lutz hat ihn Balbine zugetrieben. Diese meine Schuld werde ich nun tilgen.' Und immer als Nebengefühl die Selbstbewunderung, daß ich so edel meinen Edelmuth verschleierte. ‚Denn es ist Außerordentliches, was ich thue,' sagte ich mir wieder, ‚andere Frauen würden rasen, ihr Recht vertheidigen. Ich wüßte keine, die solcher Ueberwindung fähig wäre.' Die ganze Nacht wälzte ich mich schlaflos umher und lobte an mir herum. Da auf einmal — alle Hüllen von meiner Seele — und ich erkenne mich. Grauenhaft!

Hier liege ich und beichte Dir. Das ist Linderung.

Deine Antwort auf meinen Vorschlag weiß ich voraus. Du stehst zu Deinem Kinde, nur mein eigennütziger Eifer konnte mich hierin einen Augenblick verblenden.

3. August Morgens.

Noch ehe ich meinen Fieberbrief absende, habe ich von Dir die Erwiderung, die ich voraussah. Fast wörtlich. Wenn ich erst ruhiger bin, schreibe ich noch darüber, heute kann ich nicht. Johann Gottlieb ist krank. Wieder seine Anfälle von Athemnoth. Augenblicklich schläft er. Ich vergehe vor Angst um ihn. Therese."

VIII. Telegramm.

3. August, 8 Uhr 10 Minuten Abends.

„Johann Gottlieb soeben entschlafen. Bitte, komm. Therese."

Der letzte Brief ist aus meinem Heimathsort vom Jahre 1857. Die sonst so klare Handschrift ist unregelmäßig, viele Worte ausgestrichen.

IX.

An Miß Balbine Wagner, London.

„Liebe Balbine!

Endlich nach so langer Zeit versuche ich eine Zeile an Dich. Verzeih, daß ich Deine Briefe nie beantwortete. Ich konnte einfach nicht. Es lag wie eine Lähmung über mir seit Lutz' Tode. Immer noch kann ich nicht begreifen, daß er todt sein soll. Manchmal ist es mir, als müsse er nun endlich kommen. Hätte ich ihn im Sarge gesehen, wüßte ich's, so aber denke ich — Du darfst mich nicht verrathen, Du bist ja die Einzige, die noch zu mir hält — ich denke, sie verstecken ihn vor mir.

Ein paarmal bin ich schon gegangen, ihn zu suchen, aber ich komme nicht weit, und sie passen so auf. Sie sagen, es wäre meine fixe Idee. Das mag auch sein. Ich bin ja erblich belastet, wie Du weißt.

Aber von alledem wollen wir heute nicht reden. Ich habe Dir noch sehr nachträglich zu gratuliren. Dein Entschluß, Mr. Wagner's Werbung endlich anzunehmen, hat mich sehr gefreut. Eine Liebe, die durch so viel Schmerz und Zweifel gehen mußte, wie die seine, stößt man nicht zurück.

Ich lese Deinen letzten Brief wieder. Darin fühlt man nicht nur Dankbarkeit, man fühlt Glück.

Aber nennt Euer Kind, wenn es ein Mädchen wird, nicht Therese. Ich bitte Euch. Sogar mein Schatten kann vergiften. Liebste Balbine, ich denke oft mit innerer Rührung daran, wie Du mir nach Johann Gottlieb's Tode Dein Ungeborenes schenktest und mich dadurch zwangst, zu leben. Du meintest es so grenzenlos gut mit mir. Und so einfach thatest Du's. Denn Du ergrübelst Dir Deine Handlungen nicht, Du läßt ihnen nur Weg; darum liebe ich Dich.

Was ich übrigens da oben schrieb von Lutz, ist natürlich nicht wörtlich gemeint. Ich lasse es stehen, damit dieser Brief an Dich nicht wieder in den Papierkorb wandert, wie seine Vorgänger. Ich bin manchmal etwas verwirrt. Aber nun habe ich mich klar geschrieben.

Als nach Lutz' Tode die große Nacht anbrach, wollte ich Dir Hanna zurückgeben. Aber mir fehlte die Energie zu jeder Willensäußerung. Ich ließ die Tage über mich dahin fließen und stand sie aus. Das war Alles.

Jetzt brauchst Du das Kind nicht mehr, und hier hat sie eine Mission zu erfüllen. Das ist mein geheimnißvoller Trost bei Allem, was ich leide; denn ich leide unerträglich. Hier, wo jeder Baum, unter dem meine Mutter weinte, ihr Bett, die Briefbogen in ihrer Mappe, die ich benütze, jede Anordnung im Hause, die aus ihrer Leidenszeit stammt, mir ein fürchterliches Memento darstellt, komme ich immer tiefer in meine Angstgrübeleien. Ich fühle mich täglich dem Wahnsinn näher, und diese Furcht mag schlimmer sein als die Krankheit selbst.

Schon bin ich an der Grenze angelangt. Zwischen Tagen völliger Krankheit habe ich Stunden, in denen ich mich selbst nicht fühle. Ich bin dann irgendwie in einem Anderen. In Lutz vielleicht, wenn er noch lebt. Aber das darfst Du Niemandem verrathen. Es klingt so lächerlich und ist es auch vielleicht.

Da siehst Du wieder. Es ist wie eine Spirale, auf der ich mich bewege. Liebe Balbine, dieser Brief ist ein Abschied. Ich begebe mich in eine Heilanstalt. Für mich gibt's keine Heilung, das weiß ich. Ich suche nur ein Versteck vor dem Leben, das mich ausspeit wie ein Zuviel.

Hanna's Mission aber ist es, dies Unglückshaus zu reinigen und zu neuem Ansehen zu bringen. Sie wird stark und froh werden, wie Du, sie wird heirathen, gesunde Kinder haben, ein aufrechtes Geschlecht hinstellen, da, wo seit Generationen nur jammervoll Belastete umher stöhnten. Dies ist der Gedanke, der mir Frieden gibt, so lange ich noch fähig bin, ihn zu denken.

Und Hanna's Gesundheit, hier an dieser Stätte, wird viele meiner unglücklichen Schwestern und Brüder, die unter dem gleichen Fluche geboren wurden, wie ich, wieder an Barmherzigkeit glauben lassen; als gäbe es ein Entrinnen. Und ist es nicht schon eines, wenn man daran glaubt?"

Mit dieser Frage enden Theresens Briefe.

Die classische Literatur der Chinesen.

Von

Wilhelm Grube.

[Nachdruck untersagt.]

Mit dem Jahre 841 v. Chr. beginnt die chronologisch beglaubigte Geschichte China's. Von diesem Jahre an bis auf den heutigen Tag besitzen wir eine nach Jahren und Monaten geordnete ununterbrochene Aufzeichnung der Ereignisse, aus denen sich die Geschichte China's zusammensetzt. Die historische Tradition freilich nimmt keineswegs erst mit dem Jahre 841 ihren Anfang, aber ihre Glaubwürdigkeit im Einzelnen nimmt in dem Maße ab, als sie sich über jenen Zeitpunkt hinaus in der Vergangenheit verliert. Schon die geschichtlichen Aufzeichnungen aus dem neunten Jahrhundert v. Chr. zeigen uns einen monarchisch regierten Feudalstaat mit einer reich gegliederten Beamtenhierarchie, mit einem bis ins Detail ausgebreiteten Ritualwesen, mit alten Traditionen und eigenem Schriftthum: kurz, ein Culturgebilde, das, um sich bis zu solcher Höhe entwickeln zu können, eine beträchtliche Dauer seines Bestehens voraussetzt. So ist denn das hohe Alter der chinesischen Cultur durch jene chronologische Grenze keineswegs in Frage gestellt; was ihr aber ein besonderes Interesse verleiht, beruht auf dem Umstande, daß sie von den uns bekannten alten Culturen die einzige ist, die sich bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten hat. Nur wenig von außen her beeinflußt, hat sie sich zumeist aus eigener Kraft von innen heraus entwickelt und steht nun vor unseren Blicken da, einem ehrwürdigen, verwitterten Bau aus grauer Vorzeit vergleichbar, der, obwohl zum Theil schon eine Ruine, doch immer noch bewohnbar und auch thatsächlich noch bewohnt ist. Die nächste Zukunft muß lehren, ob das morsche Gemäuer dem Anprall feindlicher Geschosse noch Stand halten, ob es in Trümmer sinken oder, durch besonnene Maßnahmen von innen und außen restaurirt, auch ferneren Stürmen noch Trotz bieten wird.

In unserem Falle handelt es sich jedoch nicht um eine Beurtheilung der gegenwärtigen politischen Lage und zukünftigen Gestaltung des chinesischen Reiches, sondern einzig und allein um diejenigen literarischen Erzeugnisse des chinesischen Alterthums, die als mustergültig und in diesem Sinne classisch

angesehen werden und dadurch nicht nur heute noch im höchsten Ansehen stehen, sondern geradezu eine herrschende Macht im geistigen Leben der Nation bedeuten. Sie verdienen daher auch nicht nur als alte und älteste Denkmäler chinesischen Schriftthums gebührende Beachtung, sondern dürfen zugleich als Werthmesser der Denkweise, Lebensauffassung, Geschmacksrichtung, kurz, der gesammten Gesittung eines uralten Culturvolkes das Interesse jedes wahrhaft Gebildeten, dem nichts Menschliches fremd ist, beanspruchen.

Bei der Darstellung und Beurtheilung einer gegebenen Literatur oder Literaturperiode pflegen der Autor und sein Werk im Mittelpunkte zu stehen. Man sucht jenen in seiner bestimmten und bestimmenden Eigenart historisch aus seiner Zeit und psychologisch aus der ursprünglichen Beschaffenheit seines Wesens zu verstehen, um von dem so gewonnenen Standpunkt aus sein Werk einerseits als individuelle Schöpfung, andererseits als Zeitproduct zu würdigen. Die nächste Aufgabe ist dann, Einfluß und Wirkung beider zu verfolgen und auf diese Weise zu schildern, wie die führenden Geister, obwohl selbst von der Strömung ihrer Zeit getragen, doch wiederum ihrerseits jene Strömung in neue Bahnen lenken. Diese Betrachtungsweise läßt sich indessen selten auf jene ältesten Literaturperioden anwenden, in denen die Person des Autors sammt seinen Lebensschicksalen hinter seinem Werke zurückzutreten, auch wohl ganz dahinter zu verschwinden pflegt, so daß wir uns auf das Werk allein angewiesen sehen. Dann bleibt eben nur übrig, die in Betracht kommenden Literaturdenkmäler nach Inhalt und Form als Erscheinungen und Träger der geistigen Entwicklung darzustellen. Ein solches Verfahren kann aber nur da genügen, wo es sich um eine Literatur handelt, die uns auf Grund des gewohnten Bildungsganges ohne Weiteres verständlich erscheint. Weniger einfach liegt aber die Sache, wenn wir es mit literarischen Erzeugnissen zu thun haben, die einer der unseren fremden Cultur- und Geisteswelt angehören. In einem solchen Falle ist eine, wenn auch nur ganz allgemeine Charakteristik der Sprache nach ihrem Bau und ihrer individuellen Eigenart unerläßlich. Was jeder Literatur voraus geht, was sie überhaupt erst möglich macht und ihr das specifisch nationale Gepräge gibt, das sie von anderen ihres Gleichen unterscheidet, ist die Sprache. Sie liefert nicht nur das Material, sondern, in allgemeinen Umrissen wenigstens, auch den ‚Bauplan zum Tempel nationaler Dichtung. Gewiß wirkt der schöpferische Genius des Dichters bereichernd und umgestaltend auf die Sprache, deren er sich bedient, aber in weit höherem Grade ist er selber von ihr abhängig. Die innige Wechselwirkung zwischen Sprachbau und geistiger Entwicklung ist durch Wilhelm von Humboldt genugsam dargethan worden und bedarf daher keines neuen Beweises. So gilt auch in dieser Beziehung, was Goethe „zum besseren Verständniß des Westöstlichen Divans" sagt:

Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

I.

Das Chinesische gehört gleich dem Siamesischen, Birmanischen, Tibetischen und verschiedenen anderen, ihm zum Theil nur form-, zum Theil aber auch stammverwandten Idiomen zu der Classe der sogenannten monosyllabischen oder isolirenden Sprachen. Monosyllabisch werden sie genannt, weil sie keine anderen als einsilbige Wörter kennen, isolirend, weil die grammatischen Beziehungen der Worte unter einander nicht durch Veränderungen im oder am Wortstamme, sondern ausschließlich durch die Wortstellung und gewisse grammatische Hülfswörter zum Ausdruck gebracht werden. Damit ist der Bau der Sprache in seinen Grundzügen charakterisirt. Umwandlung des Wortstammes zum Ausdruck der grammatischen Beziehungen, sei es durch Ab- oder Umlaut, sei es durch Anfügung formbildender Silben nach Art unseres „sprich", „sprach", „Spruch", „ge—sproch—en" u. dergl. m., sind dem Chinesischen unbekannt. Während wir unter dem Begriffe „Wort" ein Lautsymbol als Aequivalent für einen bestimmten Begriffswerth verstehen, das jedoch immer zugleich einer bestimmten grammatischen Kategorie — als Hauptwort, Eigenschaftswort, Zeitwort u. s. w. — angehören muß, besitzt das Wort als solches im Chinesischen nur Begriffswerth. Hier kann im Princip jedes Wort jeder grammatischen Kategorie angehören. Einen lautlichen Ausdruck der grammatischen Form gibt es von Haus aus nicht: weder Wort- noch Formenbildung, weder Flexion noch Agglutination, somit auch keine morphologische Unterscheidung der Redetheile. Daher kann jeder Wortstamm in seiner unveränderten Gestalt als Hauptwort, Eigenschaftswort, Zeitwort u. s. w. fungiren, und die jeweilige grammatische Kategorie wird einzig und allein durch die Stellung des Wortes im Satzganzen bestimmt. Ebenso wenig werden an einem Worte, das als Hauptwort fungirt, Geschlecht, Casus und Numerus oder an einem solchen, das als Zeitwort fungirt, Person, Tempus und Modus unterschieden. Folgendes Beispiel wird das Gesagte veranschaulichen. Der Lautcomplex schang bezeichnet als solcher, d. h. außer allem Satzzusammenhange, nur den Begriff: „Oben". Je nach seiner Stellung im Satzgefüge bedeutet er dann als Hauptwort erstens „Obertheil", zweitens „Oberster", „Höchster" im Sinne von „Kaiser", als Eigenschaftswort „oberer", als Umstandswort „oben", als Verhältnißwort „auf" oder „über" und endlich als Zeitwort erstens „auf etwas steigen", „besteigen" und zweitens „sich Einem überlegen zeigen". So bedeutet z. B. ma-schang, Pferd — oben: „auf dem Pferde", „zu Pferde", hingegen in umgekehrter Stellung schang-ma, oben — Pferd: „das Pferd besteigen".

Die Gesetze der Wortstellung bilden das eigentliche Wesen und Princip der chinesischen Grammatik. Das chinesische Wort, als grammatische Einheit betrachtet, verhält sich also zu unserem Worte etwa wie die unbestimmten Zahlengrößen der Algebra zu den bestimmten Zahlengrößen der Arithmetik, und die grammatische Analyse eines chinesischen Satzes läßt sich dem entsprechend am passendsten der Lösung einer algebraischen Gleichung an die Seite stellen. Der Vergleich würde vollständig sein, wenn die Gesetze der Wortstellung das einzige Mittel zum Ausdruck grammatischer Beziehungen wären. Das ist jedoch nicht der Fall; vielmehr wird die starre Gesetzmäßigkeit und Monotonie

der Wortstellung durch gewisse grammatische Hülfswörter pronominalen oder verbalen Ursprungs belebt und durchbrochen, die je nach ihrer Bedeutung und Function eine erstaunliche Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit des Satzbaues ermöglichen. Außerdem besitzt das Chinesische eine beträchtliche Anzahl von Partikeln, die, ähnlich unseren „wohl", „gar", „doch", „eben" u. dergl. m. lediglich zum Ausdrucke modelnder Nuancirung dienen; sie verleihen dem Tone der Rede oft den Charakter unmittelbarer Subjectivität und können bei geschickter Verwendung ungemein reizvoll wirken. Oft wird man beim Lesen chinesischer Texte, z. B. der Dialoge des Meng-tsĕ, an die Platonischen Dialoge mit ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit psychologischer Färbungen und Schattirungen des sprachlichen Ausdrucks erinnert. So hat es die chinesische Sprache der confucianischen und nachconfucianischen Zeit zu einer Entwicklungshöhe der Ausdrucksfähigkeit und des Periodenbaues gebracht, die in Anbetracht der so überaus dürftigen Mittel geradezu bewundernswerth erscheinen muß.

Aber auch die rein lautliche Seite der Sprache ist zu berücksichtigen. Da das Chinesische nur über einsilbige Wörter verfügt, ist die Zahl lautlich verschiedener Wortindividuen selbstverständlich eine verhältnißmäßig beschränkte; noch mehr aber wird sie durch den Umstand verringert, daß keine Consonantengruppen, sondern nur einfache Consonanten geduldet werden[1]). Bedenkt man ferner, daß der ohnehin dürftige Lautbestand in den Dialekten Nord- und Mittelchina's im Laufe der Zeit sehr erhebliche Einbußen erlitten hat, so wird man sich leicht eine Vorstellung von der geringen Auswahl möglicher Lautverbindungen machen können. Während die südlichen Dialekte, die die ursprünglichen Lautformen treuer bewahrt haben, noch Wörter aufweisen, die auf k, p t, m, n und ng auslauten, kennen die nord- und mittelchinesischen Dialekte keine anderen Auslautsconsonanten als n und ng, so daß z. B. Wörter wie shik, Stein, shit, wahr, ship, zehn, in Nord- und Mittelchina unterschiedslos shi lauten. Naturgemäß wird durch alle diese Einschränkungen die Möglichkeit verschiedener Lautcomplexe auf ein Minimum reducirt, und während z. B. der lautreichste Dialekt China's, der von Fu-tschou, noch gegen 800 lautlich verschiedene Wörter aufzuweisen hat, besitzt der Pekinger Dialekt als der lautärmste von allen deren nur etwa 420. Mit diesen 420 bis 800 Lautcomplexen würde somit thatsächlich der ganze Wortschatz erschöpft sein, wenn die Sprache nicht über ein Mittel verfügte, durch das sie in die Lage gebracht wird, ihr bescheidenes Inventar möglicher Lautgruppen zu vergrößern. Dieses Mittel sind die Betonungen oder Worttöne. Jeder Vocal kann nämlich nicht nur lang oder kurz, sondern mit gewissen Stimmbiegungen ausgesprochen werden, die sich allenfalls mit dem sogenannten „geschliffenen Accente" vergleichen lassen, wie er in manchen „singenden" Dialekten unserer Muttersprache vorkommt. Wir bedienen uns des steigenden Tones in der fragenden Rede, z. B. „So? sollte das wahr sein?", während der fallende Ton in der

[1]) Gewisse Consonanten, wie ts, sch, tsch, ng, die wir durch ganze Gruppen von Buchstaben umschreiben, sind vom lautphysiologischen Standpunkte als einfache, nicht zusammengesetzte Laute aufzufassen.

bestätigenden Antwort: „Ja" zu hören ist; der Unterschied liegt nur darin, daß diese Betonungen bei uns lediglich rhetorischer Natur sind, während sie im Chinesischen dem Worte unlöslich anhaften und dadurch seine Bedeutung mit bestimmen. So bedeutet das Wort li sowohl Pflaume als auch Birne und obendrein noch Castanie: im ersten Falle wird es mit dem langsam steigenden, im zweiten mit der rasch steigenden und im letzten mit dem fallenden Tone gesprochen. Natürlich erfordert die richtige Beherrschung der Töne Jahre lange Uebung, ein sehr feines musikalisches Gehör und große Modulationsfähigkeit des Organs; der Leser kann sich daher leicht vorstellen, welchen Mißverständnissen, oft höchst drolliger Art, der Ausländer in China auf Schritt und Tritt ausgesetzt ist. Die Anekdote von dem Missionar, der von Jesu Krankenheilungen reden wollte und statt dessen seine andächtigen Zuhörer durch die überraschende Mittheilung erfreute, daß Jesus Kuchen zu essen pflegte, klingt durchaus glaubhaft. Kranke heilen heißt tschi-ping und Kuchen essen: tsch'i-ping; die Ausdrücke für „essen" und „heilen" sind sowohl durch die Aussprache der Anlautsconsonanten als auch durch die Betonung, die Ausdrücke für „Kuchen" und „Kranke" nur durch die Betonung unterschieden.

Es liegt nun auf der Hand, daß die Zahl der lautlich verschiedenen und durch die Betonung differenzirten Wörter nicht einmal annähernd genügt, um den stetig wachsenden Bedarf an sprachlichem Ausdruck zu decken; vielmehr ist es unvermeidlich, daß zahllose Bedeutungswerthe in ihrer lautlichen Form zusammenfallen. Um der hieraus entstehenden Gefahr der Mehrdeutigkeit und des Mißverständnisses vorzubeugen, bedient sich die Sprache, wenigstens soweit die gesprochene Rede in Betracht kommt, des Mittels der Verbindung sinnverwandter Wörter. Indem sich zwei an sich vieldeutige Wörter, die zufällig in einer ihrer vielen verschiedenen Bedeutungen zusammentreffen, verbinden, ergibt sich dann aus dem beiden Componenten Gemeinsamen der Sinn des Compositums. In diesem Verfahren tritt bereits eine Tendenz zur Mehrsilbigkeit hervor, die vielleicht bestimmt ist, das Chinesische einem neuen Stadium sprachlicher Entwicklung entgegen zu führen.

Anders behilft sich die Schriftsprache. Die chinesische Schrift ist nicht wie die unsere Buchstaben-, sondern Wortschrift, so daß jedem Bedeutungswerthe, unabhängig von seiner Lautform, ein besonderes Schriftzeichen entspricht. Aehnlich dem Papiergelde, das auf Grund allgemein anerkannten Zahlungscredits als Aequivalent für das Metallgeld verwendet wird, dient das geschriebene Wortzeichen gewissermaßen als gleichwerthiges Ersatzmittel zur Deckung des Deficits an Lautwerthen, d. h. lautlich unterschiedenen Wörtern. Man braucht nur ein beliebiges chinesisches Wörterbuch aufzuschlagen, um sich von dem Mißverhältniß zu überzeugen, das zwischen der geringen Zahl lautlich unterschiedener Wörter und dem kaum übersehbaren Capital an Begriffswerthen besteht, die einen sprachlichen Ausdruck verlangen. So enthält z. B. das berühmte, unter der Regierungsperiode K'ang-hi (1662—1722) zusammengestellte Wörterbuch über 40000 verschiedene Schriftzeichen, von denen freilich viele theils veraltet, theils wenig gebräuchlich sind; immerhin ist es bezeichnend, daß die 306 Lieder des Schi-king allein nicht weniger als 3035 verschiedene Schriftzeichen aufzuweisen haben.

Unzweifelhaft bestand die chinesische Schrift in der ältesten Zeit aus Hieroglyphen, die theils Bilder, theils Symbole waren, und es fehlt auch nicht an Zeichen dieser Art, die ihren Ursprung noch deutlich erkennen lassen. Es lag nahe, besonders Gegenstände der umgebenden Außenwelt durch Bilder wiederzugeben, wie denn auch z. B. die Schriftzeichen für Sonne, Mond, Mensch, Berg, Fluß, Baum sowie die für verschiedene Körpertheile, für Thiere aller Art und viele andere ihren ideographischen Ursprung verrathen, während andererseits ein Punkt über oder unter einem Strich für die Begriffe „Oben" und „Unten", ein durch eine Senkrechte halbirter Kreis für „Mitte", ein geöffneter Mund für „sprechen" Zeichen symbolischen Charakters darstellen. Bald genügte aber der Vorrath an derartigen einfachen Zeichen nicht mehr, und man begann nun, sie in Gruppen zu vereinigen und auf diese Weise zusammengesetzte graphische Gebilde zu schaffen, deren Bedeutung aus den Einzelbedeutungen ihrer Theile ersichtlich zu sein pflegt. So ergab die Verbindung der Ideogramme für Sonne und Mond ein zusammengesetztes Schriftzeichen mit der Bedeutung „Licht", „Klarheit"; in ähnlicher Weise bedeuten Mund und Vogel „singen", Auge und Wasser „Thränen", zwei Bäume „Wald", zwei Kinder „Zwillinge". Sinniger und zum Theil nicht ohne Witz sind folgende Verbindungen: Mensch und reden für „aufrichtig", „treu", „glauben" (man denke an unser Sprichwort: „Ein Mann, ein Wort"), zehn und Mund für „alt" (zehn Münder im Sinne von zehn Generationen), Weib und Besen für „Hausfrau", zwei Weiber für „Zank"' drei Weiber für „Ehebruch", „Ränke", Herz und nehmen für „lieben". Oft gewährt uns auch die Form des Schriftzeichens einen interessanten Einblick in die Culturverhältnisse der Vorzeit: sie ersetzt dann in gewisser Hinsicht das, was in den Sprachen, die eine Lautschrift besitzen, die älteren Lautformen für die Etymologie und den Bedeutungswandel der Wörter leisten. Hier ein paar Beispiele. Wörter, welche Werthgegenstände, Kostbarkeiten und dergleichen bezeichnen, pflegen größtentheils mit dem Schriftzeichen für „Muschel" zusammengesetzt zu sein. Der nahe liegende Schluß, daß also wohl in alter Zeit, wie anderswo auch in China, Muscheln als Geld verwendet worden seien, wird in der That durch die geschichtliche Ueberlieferung bestätigt. Das Wort für „sitzen" wird durch ein Zeichen wiedergegeben, das zwei Menschen auf der Erde darstellt: ein Beweis dafür, daß man in China vor Alters auf der Erde zu hocken pflegte, während die Chinesen heutzutage bekanntlich die einzigen Orientalen sind, die auf Stühlen sitzen. Für die hohe wirthschaftliche Bedeutung, die im alten China der Viehzucht beigelegt wurde, legen noch heute manche Schriftzeichen ein beredtes Zeugniß ab. Wenn z. B. die Combination der Zeichen für „Schaf" und „groß" die Bedeutung „schön", „lobenswerth" hat, so scheint daraus ersichtlich zu sein, daß der Besitz großer und fetter Schafe und Hammel den Höhepunkt alles Schönen und Wünschenswerthen bildete, wie andererseits die Zusammensetzung von „Schaf" und „ich" mit der Bedeutung „Gerechtigkeit" offenbar ursprünglich wohl nichts Anderes bedeutete, als die Wahrung des eigenen Viehstandes gegen fremde Eingriffe.

Wenn vorhin gesagt wurde, daß die chinesischen Schriftzeichen die Bedeutung des Wortes unabhängig von seinem Lautwerthe zum Ausdruck bringen,

so ist das cum grano salis zu verstehen. Thatsächlich wird in den meisten Fällen auch der Lautwerth, freilich in der Regel nur andeutungsweise, kenntlich gemacht. Es gibt nämlich eine größere Zahl selbständiger Schriftzeichen, ungefähr anderthalb Tausend, die Verbindungen mit anderen Zeichen eingehen, nur um als „phonetische Elemente" den ungefähren Lautwerth des so entstandenen zusammengesetzten Gebildes anzugeben, während das andere Glied die Bedeutungskategorie, der das Ganze angehört, zum Ausdruck bringt. Der Hauptmangel dieses Verfahrens liegt darin, daß die Angabe des Lautwerthes, wie gesagt, immer nur eine annähernde und daher vielfach schwankende bleibt, wie denn z. B. das Schriftzeichen kung, „Arbeit", als phonetisches Element für die verwandten Lautcomplexe kung, k'ung, hung, kang und kiang verwendet wird; immerhin bieten die mit phonetischen Elementen gebildeten Schriftzeichen dem Sprachforscher ein wichtiges Hülfsmittel, sofern er sich mit den Problemen der lautgeschichtlichen Entwicklung des Chinesischen befassen will. Zur Angabe der Bedeutungskategorie dienen 214 Schriftzeichen meist ideographischen Charakters, die als „Radicale" oder „Classenhäupter" bezeichnet werden. So umfaßt das Classenhaupt „Baum" oder „Holz" alle Ausdrücke für hölzerne Geräthe, das Classenhaupt „Herz" solche für Gefühle und geistige Thätigkeiten, während durch „Hand" manuelle Thätigkeiten, durch „Wasser" Gewässer aller Art wie auch Flüssigkeiten überhaupt bezeichnet werden u. s. f. Auf diese Weise bedeutet das vorhin genannte phonetische Element kung mit „Herz" verbunden Ungeduld, mit „Hand" tragen, mit „Wasser" Strom, mit „reden" Zank, mit „Holz" hölzerne Brücke. In den meisten chinesischen Wörterbüchern ist das gesammte lexikalische Material derart unter diesen 214 Classenhäuptern geordnet, daß die Zeichen, die mit dem gegebenen Classenhaupte verbunden sind, nach der Zahl der einzelnen Striche, aus denen sie bestehen, auf einander folgen. Kennt man also die Reihenfolge der Radicale und die Nummer jedes einzelnen derselben auswendig — und Uebung macht ja den Meister —, so ist das Nachschlagen ein Leichtes.

Es mag nun wohl auf den ersten Blick nicht recht ersichtlich sein, in welchem Zusammenhange all' diese Erörterungen mit dem Charakter der Literatur stehen sollen. Und doch ist ein solcher unverkennbar: sowohl mit der inneren wie mit der äußeren Form der literarischen Erzeugnisse. Läßt doch schon der überwiegend abstract-begriffliche Charakter der Sprache auf einen gewissen Mangel an plastischer Anschaulichkeit schließen. Indem das Wort hier diese, dort jene Function vertritt, verliert es jede Individualität und sinkt gleichsam zu einem bloßen Träger verschiedener Exponenten herab, etwa einem Schauspieler vergleichbar, der, gewohnt, heute diesen, morgen jenen Charakter zu verkörpern, wohl schließlich dahin kommen mag, auch im gewöhnlichen Leben immer nur diese oder jene Rolle zu spielen und mehr zu scheinen als zu sein. Mit diesem Mangel an unmittelbarer Anschaulichkeit ist aber naturgemäß eine erklärliche Nüchternheit und Schwunglosigkeit der Phantasie verbunden, da doch die Einbildungskraft auf der gestaltenden Macht des Anschauungsvermögens beruht. Die altchinesische Poesie vermag hier und da durch ihre naive Einfalt des Empfindens zu rühren und durch ihren sittlichen

Ernst zu ergreifen: um aber „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" sich bald in die dunkelsten Tiefen hinab, bald zu den lichtesten Höhen empor zu schwingen, dazu haftet ihr doch zu viel Erdenschwere an.

Wie nun aber der grammatische Bau die innere Form der Dichtung beeinflußt, so hat der Monosyllabismus des Chinesischen, verbunden mit seinen lautlichen Eigenthümlichkeiten, eine analoge Wirkung auf ihre äußere Form zur Folge. Indem die einzelne Silbe zugleich Wortwerth und Wortton besitzt, sind ganz unbetonte Silben ausgeschlossen, wodurch dem Rhythmus nothwendiger Weise eine gewisse Schwerfälligkeit und Monotonie anhaften muß. Andererseits mußte der Reichthum an gleichlautenden Wörtern schon früh zur Verwendung des Reimes anregen, wie denn auch bereits die Lieder des Schi-king mit geringen Ausnahmen aus Reimversen bestehen.

Und die Schrift? — Auch sie macht ihre Einwirkung auf die Literatur in mehr als einer Hinsicht geltend. Complicirt und schwerfällig, wie die chinesischen Schriftzeichen ihrem Baue nach sind, wurden sie in der ältesten Zeit mit einem Schreibstift auf Holz- oder Bambustafeln eingeritzt, — ein Verfahren, das, ebenso umständlich wie zeitraubend, den Gebrauch der Schrift sehr wesentlich erschweren und beeinträchtigen mußte. Die Folge davon war das Bestreben, die Niederschrift eines Textes durch einen möglichst geringen Aufwand an Schriftzeichen zu vereinfachen. Daher zeigt sich der Einfluß der Schrift auf den Stil in der gedrängten Knappheit und Kürze des sprachlichen Ausdrucks, die den Schriftdenkmälern jener frühesten Periode eigen ist. In späterer Zeit, als an die Stelle des bisherigen Schreibmaterials zuerst Seidenstoff, dann Papier trat, der Schreibstift durch den handlicheren Pinsel verdrängt wurde und die ursprünglich eckigen und unbeholfenen Schriftzeichen eine gefälligere Cursivform anzunehmen begannen, macht sich als Folge der vervollkommneten technischen Hülfsmittel ein größerer Wortreichthum, verbunden mit einer behaglicheren Breite der Darstellung, allmählich immer mehr bemerkbar. Obwohl etwas ihrem Wesen nach Aeußerliches, übt aber die chinesische Wortschrift zugleich einen Einfluß auf die ästhetische Wirkung der literarischen Erzeugnisse aus, den keine Buchstabenschrift je nachzubilden im Stande wäre. Wie ich oben an einigen Beispielen zu zeigen versuchte, bringen die chinesischen Schriftzeichen die Bedeutung des Wortes oft in einer höchst sinnigen Weise zum Ausdruck; sie bieten dadurch mehr, als das Wort als solches zu bieten vermöchte, und ersetzen bis zu einem gewissen Grade, was der Sprache abgeht: die Anschaulichkeit. Was ist z. B. das bloße Wort „lieben" im Vergleich mit einem der dafür gebrauchten Schriftsymbole, das, aus einer Zusammensetzung der Zeichen für Weib und Kind bestehend, dem Leser das Bild der Mutterliebe vor Augen führt? Die ästhetische Wirkung der chinesischen Schrift ließe sich daher vielleicht nicht unpassend mit dem vergleichen, was durch unseren modernen „Buchschmuck" angestrebt wird: weniger eine Illustration als eine bildlich-symbolische Andeutung und Ergänzung des im Texte Gesagten. Darin liegt eben das Unterscheidende der chinesischen Literatur, daß sie sich durch Wort und Bild zugleich an Ohr und Auge wendet; sie will im Urtext gelesen sein, um nach ihrem ästhetischen Gehalte voll gewürdigt zu werden.

II.

Die classische Literatur der Chinesen ist das Werk des Confucius, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar. Sie ist es in dem Sinne, daß, wenn Confucius nicht gewesen wäre, von dieser Literatur als einer classischen nicht die Rede sein würde. Nicht sowohl ihrem inneren Werthe verdankt sie also ihre Stellung, als vielmehr dem Namen des Confucius, mit dem sie unlösbar verknüpft ist. Und welche Rolle spielt diese Literatur seit zwei Jahrtausenden in dem Leben der Nation! Wenn wir von unserer classischen Literatur reden, so meinen wir damit diejenigen Werke unserer Dichtung, die jedem gebildeten Deutschen bekannt und geläufig sein sollten, während jeder auch nur halbwegs gebildete Chinese die Schriftdenkmäler, die ihm als classisch gelten, nicht nur gelesen haben, sondern auch auswendig kennen muß. Höchstens mit der Bibel könnte man jene alten Schriftwerke an Volksthümlichkeit vergleichen, dürfte aber dabei nicht vergessen, daß sie nicht wie jene die Prärogative einer göttlichen Offenbarung für sich beanspruchen: die classische Literatur China's ist durchaus Profanliteratur und bildet dennoch bis auf den heutigen Tag, so zu sagen, das Credo der gesammten Nation. Wir stehen hier vor einer jener welthistorischen Zufälligkeiten, die scheinbar den Causalnexus des Geschehens durchbrechen oder aufheben, und die sich zumeist da beobachten lassen, wo die Macht einer großen Persönlichkeit selbstthätig in den Gang der Ereignisse eingreift.

Confucius wurde im Jahre 551 v. Chr. geboren, und seine äußeren Lebensschicksale sind in wenig Worten erzählt. Seine Heimath, das kleine Fürstenthum Lu, in dessen Heere sein Vater diente, bildete einen Theil der heutigen Provinz Schantung, der Interessensphäre des Deutschen Reiches. Drei Jahre alt verliert Confucius seinen Vater und verbringt seine Jugend in beschränkten Verhältnissen unter der Obhut seiner Mutter, bis er, neunzehn Jahre alt, heirathet oder, richtiger gesagt, verheirathet wird. Ein Jahr darauf wird ihm sein einziger Sohn mit Namen Li geboren. Zunächst bekleidet Confucius einen kleinen Beamtenposten und beginnt zugleich seine Lehrthätigkeit. Im Jahre 528 stirbt seine Mutter, und er zieht sich, wie es die Sitte vorschreibt, von seiner öffentlichen Stellung zurück. Nach Ablauf der dreijährigen Trauerzeit verbleibt er noch sieben Jahre in Lu, wo er sich, vermuthlich im fürstlichen Archive, dem Studium des Alterthums, daneben aber auch der Musik hingibt. Wie bei uns im frühen Mittelalter die Klöster, so waren im alten China die Fürstenhöfe die Centren höherer Bildung und feinerer Gesittung, und die fürstlichen Archive wohl nahezu die einzigen Sammelstätten des Schriftthums. — Im Jahre 517 unternimmt er eine Reise nach der Hauptstadt des Reiches, Lo-yi in der heutigen Provinz Honan, um an Ort und Stelle die alten Bräuche der Tschou-Dynastie (1122—249 v. Chr.) zu studiren. Kaum ist er im folgenden Jahre in die Heimath zurückgekehrt, als der Landesherr von Lu durch Unruhen in seinem Lande genöthigt ist, im Nachbarstaate Tsi Zuflucht zu suchen. Confucius folgt ihm dorthin in der Hoffnung, einen heilsamen Einfluß auf den Fürsten von Tsi und die Verwaltung des Landes gewinnen zu können. Bald überzeugt er sich indessen von der Erfolglosigkeit seiner

Bemühungen und kehrt wieder in seine Heimath zurück, um sich jetzt dauernd dort niederzulassen.

Während der nun folgenden vierzehn Jahre bekleidet Confucius kein Staatsamt, sondern widmet sich neben seiner Lehrthätigkeit ausschließlich der Sammlung und Sichtung jener alten Schriftdenkmäler, die dereinst als die sogenannten „King" oder kanonischen Bücher den wichtigsten Bestandtheil der classischen Literatur China's bilden sollten. Nachdem inzwischen der Fürst Ting in Lu zur Regierung gekommen war, wird nun Confucius wieder in den Staatsdienst gezogen: zuerst als oberster Verwaltungsbeamter in der Stadt Tschung-tu, sodann als Justizminister. Durch seine segensreichen Reformen soll sich das sittliche und politische Niveau im Staate Lu in kürzester Zeit so sehr gehoben haben, daß dessen steigende Blüthe und Macht den Nachbarfürsten allmählich Neid und Besorgniß einzuflößen begannen. Man bemüht sich, dem gefährlichen Nebenbuhler Hindernisse in den Weg zu legen, und schließlich gelingt es denn auch dem Fürsten von Tsi durch Intriguen galanter Art, den Confucius mit seinem Landesherrn zu entzweien. Nach einer nur vierjährigen öffentlichen Thätigkeit sieht er sich schon wieder genöthigt, ihr zu entsagen. Jetzt beginnt abermals ein unstetes Wanderleben; er zieht von Staat zu Staat, von Hof zu Hof, ohne daß es ihm glückt, irgendwo festen Fuß zu fassen. Zwar steigt sein Ruhm mit jedem Jahre, die Zahl seiner Schüler nimmt stetig zu, aber sein Lieblingswunsch, als Rathgeber eines regierenden Fürsten seine Grundsätze zum Heile der Mit- und Nachwelt praktisch zu verwerthen, bleibt unerfüllt. Ein Greis von achtundsechzig Jahren, kehrt er endlich nach vierzehnjähriger Abwesenheit in seine Heimath zurück. Anfangs sieht es zwar so aus, als solle er wieder Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewinnen, doch erkennt er bald, daß seine Rathschläge kein Gehör finden, und zieht sich endgültig ins Privatleben zurück. Es scheint, daß er sich während seiner letzten Lebensjahre hauptsächlich dem Studium des Yi-king hingegeben habe. Im Jahre 478 starb er.

Nach seinem äußeren Verlauf betrachtet, gleicht der Lebensgang des Confucius dem von Hunderten seiner Landsleute, die damals und besonders während der nächstfolgenden Jahrhunderte gleich ihm von Staat zu Staat umherzogen, den Fürsten ihre Dienste anboten oder als Lehrer und Wanderredner, den griechischen Sophisten ähnlich, Schule zu machen suchten, hie und da auch wohl zu hohen Aemtern und angesehenen Stellungen gelangten, meist jedoch wieder spurlos von der Bühne verschwanden. Abgesehen von jener kurzen Episode, da Confucius während einiger Jahre in seinem Heimathsstaate den Posten eines Justizministers bekleidete, zeigt sein Leben eigentlich nur eine ununterbrochene Kette von mißglückten Versuchen, zu einer öffentlichen Wirksamkeit zu gelangen. Und doch legten vielleicht gerade die Mißerfolge seines Lebens den Grund zu dem geradezu ungeheuren Erfolge und Einflusse, der ihm nach seinem Tode beschieden war.

Vergegenwärtigen wir uns in ein paar flüchtigen Zügen die politische Lage China's zur Zeit des Confucius.

Als im Jahre 1122 v. Chr. das Haus Tschou die Herrschaft führte, suchten die Gründer der neuen Dynastie ihrem Reiche dadurch ein festeres und dauerhafteres Gefüge zu geben, daß sie eine größere Anzahl von Ländereien unter ihre Verwandten, Rathgeber und sonstige Getreue als erbliche Lehensgebiete vertheilten. Dadurch verliehen sie ihrem Reiche von vorn herein den Charakter eines Feudalstaates. Dieses Princip, erbliche Belehnung als Lohn für besondere Verdienste um den Staat, wurde auch von den späteren Kaisern dieser Dynastie beibehalten, so daß das Reich allmählich in eine kaum übersehbare Reihe größerer, kleinerer und ganz kleiner Lehensstaaten zerfiel. Die unausbleiblichen Folgen einer solchen Politik waren vorauszusehen. Indem sich die Bande der Blutsverwandtschaft oder Freundschaft, die ursprünglich den Monarchen mit seinen Vasallen verbunden hielten, naturgemäß von Generation zu Generation immer mehr lockerten, wuchs in demselben Maße die Decentralisation. In gleichem Maße, wie die kaiserliche Gewalt sank, erstarkte die Selbständigkeit und mit ihr die wachsende Rivalität der Lehensstaaten. Durch Bündnisse traten neue Staatengruppen ins Leben, und es ist sogar zu wiederholten Malen vorgekommen, daß einzelne unter den mächtigsten Lehensfürsten zeitweilig eine Art Hegemonie im Reiche errangen. So lagen die Dinge zur Zeit des Confucius, als die Tschou-Kaiser bereits seit sechs Jahrhunderten den Thron von China inne hatten; solcher Art war die geschichtliche Umgebung, die seinem Wesen das ihm eigene Gepräge verlieh und die Richtung seines Wirkens bestimmte.

Sicherlich ist damals Confucius wohl nicht der Einzige gewesen, der die verzweifelte Lage der Monarchie erkannte und mit Besorgniß in die Zukunft blickte, aber ebenso gewiß ist, daß Keiner wie er sich bemüht hat, dem Uebel zu steuern. Auf seinen vielfachen Reisen fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, einmal in den verschiedenen Staaten die dort herrschenden Zustände aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dann aber auch in den fürstlichen Archiven, die ihm zugänglich waren, reichen Stoff zur Geschichte des Landes zu sammeln. Und dieser letztere Umstand war von ganz besonderer Bedeutung für ihn. Durch das Studium der alten Urkunden gelangte er je länger je mehr zu der Ueberzeugung, daß nur in der Rückkehr zur patriarchalischen Monarchie des Alterthums Rettung zu finden sei. Die erhabenen Herrscher der Vorzeit, die halb mythischen Kaiser Yao und Schun, sowie auch die ersten Kaiser der Tschou-Dynastie wollte er den Fürsten seiner Zeit als leuchtende Vorbilder vor Augen führen und zur Nachahmung empfehlen. Solches waren die Gesichtspunkte, die ihn bei der Redaction der alten Urkunden leiteten: so entstanden das Schi-king und das Schu-king in der Gestalt, wie sie uns heute vorliegen.

Auf die Geschicke des Reiches waren die Lehren und Mahnungen des Confucius zunächst ohne Einfluß geblieben: den Gang der Ereignisse hatte er nicht aufzuhalten vermocht. Schon seit Jahrhunderten hatten die Tschou-Kaiser nur eine Scheinherrschaft geführt, als endlich im Jahre 249 v. Chr. diese langlebigste aller Dynastien, die je den Thron China's inne gehabt, nach fast neunhundertjährigem Bestande in sich zusammenbrach. Die nun folgende Tsin-Dynastie, obwohl von nur kurzer Dauer (249—206), bezeichnet den

Beginn einer neuen Aera. Im Jahre 221 v. Chr. brach Schi-hoang-ti, eine der gewaltigsten Gestalten China's, endgültig mit der Vergangenheit, indem er an die Stelle der bisherigen Feudalmonarchie die monarchische Centralgewalt begründete. Damit gab er dem Reiche diejenige Organisation, die es im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag behalten hat. Um mit dem bisherigen Régime ein für alle Mal zu brechen, galt es vor Allem, mit der ganzen historischen Tradition des Reiches tabula rasa zu machen, und um diesen Zweck in möglichst wirksamer Weise zu erreichen, richtete der erste Minister, Li-sze mit Namen, eine Denkschrift an den Thron, in der er empfahl, die gesammte schriftliche Ueberlieferung, mit Ausnahme nur der Annalen der herrschenden Dynastie, sowie derjenigen Schriftwerke, welche Landwirthschaft, Heilkunde oder Wahrsagekunst zum Gegenstande hatten, durch Feuer zu vernichten. In jener Eingabe, deren Wortlaut uns erhalten ist, heißt es ausdrücklich, daß sämmtliche Exemplare des Schi-king und Schu-king verbrannt und Alle, die sich öffentlich über das Schi-king und Schu-king zu unterhalten wagten, auf dem Marktplatze hingerichtet werden sollten. Nur den Mitgliedern des Gelehrtencollegiums sollte gestattet sein, jene Werke zu behalten. Der Antrag wurde vom Kaiser genehmigt und in Ausführung gebracht. Das geschah im Jahre 213 v. Chr. Aus dem besonderen Nachdruck, der gerade auf das Schi-king und Schu-king gelegt wird, zeigt sich so recht, daß der Name des Confucius bereits eine Macht geworden ist, mit der man rechnen mußte. Das Edict der Bücherverbrennung spricht deutlicher als alle Lobpreisungen des Confucius für den Einfluß, den er schon zu jener Zeit erlangt hatte. Im Uebrigen wurde jedoch durch jene drakonische Maßregel nur das Gegentheil von dem erreicht, was sie bezweckte: Confucius hatte jetzt, 259 Jahre nach seinem Tode, den Glorienschein eines Märtyrers erhalten, und sein Ruhm leuchtete fortan im ganzen Reiche. Bereits im Jahre 202 v. Chr. kam die Han-Dynastie ans Ruder, und nun beginnt ein Zeitalter der Restauration. Das Schi-king und Schu-king, sowie die übrigen Werke, die theils von ihm redigirt, theils von ihm verfaßt worden sind oder auch nur seiner Schule angehören, erhalten jetzt die Geltung und das Ansehen heiliger Texte, und jedes Fragment derselben, das aus Schutt und Trümmer ans Licht kommt, wird als kostbare Reliquie betrachtet. Ganze Generationen von Gelehrten widmen sich der Sammlung, Wiederherstellung und Herausgabe der verloren geglaubten alten Texte, und ihre Bemühungen sind von dem erfreulichsten Erfolge gekrönt.

Ohne Zweifel ist durch die Bücherverbrennung manch' kostbarer Schatz chinesischen Schriftthums unwiederbringlich verloren gegangen. Auch darf nicht vergessen werden, daß im Jahre 207 v. Chr. Hien-yang, die Hauptstadt des Tsin-Reiches, ein Raub der Flammen wurde, wobei vermuthlich auch die noch im Besitze des Gelehrtencollegiums befindlichen Exemplare der alten Texte zu Grunde gegangen sind. Ebenso muß in Betracht gezogen werden, daß angesichts der großen Schwierigkeiten, mit denen zu jener Zeit das Schreiben verbunden war, die ursprüngliche Zahl der überhaupt vorhandenen Handschriften nur eine beschränkte gewesen sein kann. Deswegen braucht man aber Denen

noch keineswegs beizupflichten, die da meinen, daß die ganze classische Literatur der Chinesen in der uns vorliegenden Niederschrift ausschließlich mündlicher Ueberlieferung zu verdanken sei; vollends unhaltbar erscheint aber die von derselben Seite verfochtene Ansicht, daß es vor der Han-Dynastie Bücher überhaupt nur in Staatsarchiven, nicht aber im Privatbesitz gegeben habe. Die Chinesen unserer Zeit sind Bibliomanen; ob sie schon damals der gleichen Liebhaberei gehuldigt haben, ist eine Frage, die sich freilich mit Sicherheit nicht beantworten läßt, aber die Annahme liegt doch nahe, daß Handschriften gerade um ihrer Seltenheit willen ein begehrter Artikel gewesen seien, um dessen Besitz sich gar Mancher bemüht haben mag. Zum Glück brauchen wir uns jedoch durchaus nicht auf bloße Vermuthungen und Combinationen zu beschränken, vielmehr ist die in der oben erwähnten Denkschrift des Li-szĕ enthaltene Bestimmung, daß Diejenigen, die das Schi-king, das Schu-king oder die Schriften der verschiedenen Philosophenschulen zu verbergen gewagt hätten, ihre Exemplare an die örtlichen Behörden ausliefern sollten, damit sie verbrannt würden, ein genügend deutlicher Hinweis auf die Thatsache, daß auch Privatpersonen sich im Besitze von Büchern befanden. Daß neben der schriftlichen zugleich eine mündliche Ueberlieferung bestanden hat, ist quellenmäßig nachweisbar, und ihr Werth kann nicht hoch genug veranschlagt werden, da sie die Entzifferung der alten Texte, die in einer älteren, inzwischen außer Gebrauch gekommenen Schriftform geschrieben waren, sehr wesentlich erleichtert hat; auch mußte durch sie allzu groben Fälschungen und Interpolationen, von welchen die neu redigirten Texte nichtsdestoweniger nicht ganz verschont blieben, vorgebeugt werden. Zwar befindet sich die wissenschaftliche Textkritik auf diesem Gebiete noch in ihren Anfängen, doch läßt sich schon jetzt mit Sicherheit sagen, daß die Echtheit jener classischen Texte im Großen und Ganzen über jeden Zweifel erhaben ist.

III.

Die Schriftwerke nun, aus denen sich die classische Literatur der Chinesen zusammensetzt, zerfallen in zwei gesonderte Gruppen: die fünf „King" (wu-king) und die vier „Schu" (szĕ-schu), von denen jene, als die ältesten Denkmäler chinesischen Schriftthums überhaupt, in ganz besonders hohem Ansehen stehen, während sich diese, schon durch ihre leichtere Verständlichkeit, wohl einer größeren Volksthümlichkeit erfreuen. Das Wort King bedeutet ursprünglich den Aufzug oder Zettel eines Gewebes, sodann Richtschnur, Kanon und endlich im übertragenen Sinn jedes Buch, das als Regel oder Kanon zu gelten hat, mithin so viel wie „kanonisches Buch". Schu hingegen ist der allgemein übliche Ausdruck für „Buch" überhaupt; da jedoch in diesem Falle ganz bestimmte Bücher par excellence gemeint sind, so pflegt die Bezeichnung Szĕ-schu in der Regel durch „die vier classischen Bücher" wiedergegeben zu werden.

Die fünf King oder kanonischen Bücher, die man auch als die im engeren Sinne classische Literatur bezeichnen könnte, gehen inhaltlich sowohl wie der Zeit nach so weit aus einander, daß von einem inneren Zusammenhang unter ihnen kaum die Rede sein kann; vielmehr ist hier das einigende Band lediglich

in dem Umstande zu suchen, daß ihre Redaction (vom Li-ki abgesehen) dem Confucius zugeschrieben wird. Unter ihnen aber nimmt wiederum das Yi-king oder „Buch der Wandlungen", dessen man sich zu Wahrsagezwecken bediente, eine Sonderstellung ein: es ist durchaus sui generis und mit keinem der übrigen zu vergleichen. Den Grundtext des Buches — falls dieser Ausdruck in solchem Falle überhaupt zulässig ist — bilden 64 Hexagramme, deren jedes aus sechs theils ganzen, theils gebrochenen Linien besteht. Die Hexagramme aber sind ihrerseits nichts anderes als die vierundsechzig möglichen Combinationen, die sich aus der Zusammensetzung von je zwei, ebenfalls aus ganzen und gebrochenen Linien bestehenden Trigrammen, deren es im Ganzen acht gibt, bilden lassen. Da jedes der acht Trigramme seine besondere Bedeutung besitzt, wird der Sinn jedes Hexagrammes in mehr oder minder willkürlicher Weise aus den Sonderbedeutungen seiner beiden Bestandtheile hergeleitet, und die so gewonnene Gesammtbedeutung des Hexagrammes wird demselben, gleichsam als Ueberschrift des betreffenden Capitels, beigefügt. Darauf folgen in sechs Paragraphen die Deutungen jeder der sechs Linien, die meist, jedoch nicht immer, einen gewissen Zusammenhang unter einander und mit dem Ganzen verrathen; sie bilden den eigentlichen Inhalt der 64 Abschnitte oder Capitel, in die das Schi-king zerfällt. Ursprünglich sind jene ganzen und gebrochenen Linien vermuthlich nichts Anderes als eine Nachbildung der Stäbchen, die aus den Stengeln der Schafgarbe hergestellt und bereits im frühesten Alterthum zur Befragung des Looses verwendet wurden. Genaueres über das Verfahren selbst, das bei der Divination beobachtet wurde, wissen wir nicht; nur so viel läßt sich darüber aus den geschichtlich überlieferten Beispielen ersehen, daß immer nur eine von den sechs Linien des Hexagrammes als ausschlaggebend in Betracht kam. So lesen wir z. B. im Tso-tschuan, von dem weiter unten die Rede sein wird, daß im Jahre 676 v. Chr. der Fürst Li von Tsʻin einen Wahrsager beauftragte, seinem eben geborenen Sohne das Horoskop zu stellen. Der Wahrsager zog das Hexagramm ䷓ kuan, das die Bedeutung „betrachten" hat. Dasselbe ist aus zwei Trigrammen zusammengesetzt, von denen das obere ☴ „Wind", das untere ☷ „Erde" bedeutet. Die Erklärung dieses Hexagrammes, wie wir sie im Schi-king finden, lautet: „Der Wind geht über die Erde hin. Das bedeutet kuan, betrachten. Indem die alten Könige ihre Gebiete prüften, betrachteten sie das Volk und führten Belehrung ein." Was mit diesen dunkelschönen Worten gemeint sein soll, können wir allenfalls noch errathen, wenn wir an das Gleichniß denken, welches Confucius von dem Einflusse gebraucht, den der Edle auf die Menschen ausübt: „Der Edle gleicht in seinem Wesen dem Winde, der Alltagsmensch dem Grase: wenn der Wind über Gras dahin fährt, muß es sich beugen." In dem gegebenen Falle war nun die dritte Linie (von oben gerechnet) ausschlaggebend, und ihre Deutung lautet: „Den Glanz des Reiches betrachten. Es ist vortheilhaft, Gast eines Königs zu sein." Aus diesem Orakelspruch schloß dann der Wahrsager, daß dem neugeborenen Prinzen eine glänzende Zukunft beschieden sei. Auf weitere Beispiele ähnlicher Art wird der Leser, wie ich annehme, gern verzichten, zumal dieses eine wohl hinreicht, um einen leidlich klaren Begriff von der Unklarheit des seltsamen

Buches zu geben. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß dieses abstruskabbalistische Opus wohl weniger durch das, was es wirklich enthält, als durch das, was spitzfindige Köpfe hinein geheimnißt haben, die Anregung zur späteren chinesischen Naturphilosophie gegeben hat, deren Blüthezeit ins 11. und 12. Jahrhundert n. Chr. fällt.

Das Schu-king, das „kanonische Buch der Urkunden", enthält eine Sammlung amtlicher Documente, die von den ältesten Zeiten bis auf das 7. Jahrhundert v. Chr. herabreichen, mithin, wenn man die landläufige Chronologie gelten lassen will, einen Zeitraum von ungefähr anderthalb Jahrtausenden umfassen. Es zerfällt in 58 Abschnitte, von denen jedoch nur neunundzwanzig als unbedingt authentisch anzusehen sind; die übrigen sind, ohne gerade für Fälschungen gelten zu müssen, doch immerhin, wie die eingehenden textkritischen Untersuchungen des Pariser Sinologen Chavannes bewiesen haben, erst in verhältnißmäßig später Zeit aus den nach der Bücherverbrennung wieder aufgefundenen Fragmenten in ihrer uns bekannten Fassung zusammengestellt worden. Ein Geschichtswerk im eigentlichen Sinn ist das Schu-king nicht; vielmehr trägt es ein vorwiegend lehrhaftes Gepräge: Reden, Erlasse und Ermahnungen der alten Herrscher nehmen darin den weitaus größten Raum ein, während geschichtliche Begebenheiten eine bescheidene Nebenrolle spielen. Unter die wenigen Ausnahmen von dieser Regel gehört u. A. der Abschnitt, der unter dem Titel Yü-kung, „die Tributrolle des Yü"[1]), sehr werthvolle Angaben über Topographie, Bodenbeschaffenheit und Administration des Reiches in jenen frühesten Zeiten seines Bestandes enthält. Wenn es wohl auf den ersten Blick befremdlich erscheinen mag, daß das Schu-king eine so auffallend dürftige Ausbeute an geschichtlichem Material darbietet, so darf man eben nicht vergessen, daß Confucius, als er jene alten Urkunden sammelte und redigirte, wenn nicht ausschließlich, so doch vornehmlich die ethischen Vorbilder und Lehren des Alterthums im Auge hatte, während die historischen Begebenheiten für seine Zwecke erst in zweiter Linie, gewissermaßen als Begleiterscheinungen, in Betracht kamen. Als eine der ältesten Urkunden des Menschengeschlechts ist das Schu-king ein Werk von unvergänglichem Werthe, aber durch seinen überwiegend didaktisch-rhetorischen Charakter, durch den fast gänzlichen Mangel an epischer Anschaulichkeit leidet es an einer Monotonie des Gedankenganges und der Diction, die nicht anders als ermüdend wirken kann. Wer das Buch zur Hand nimmt, um darin ein Erzeugniß chinesischer Geistesart und Denkweise kennen zu lernen, wird es daher bald gelangweilt und enttäuscht zur Seite legen.

Nicht so die Lieder des Schi-king. Wo der Mensch dem Menschen gegenüber tritt, da kann er stets der Theilnahme, meist auch des mitempfindenden Verständnisses sicher sein. Liebe und Haß, Kummer und Freude, elementare Gemüthserregungen überhaupt machen sich zu allen Zeiten und in allen Zonen

[1]) Der Kaiser Yü regierte angeblich im 22. Jahrhundert v. Chr., doch dürfen, wie bereits oben bemerkt worden, chronologische Daten um so weniger Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen, je weiter sie sich über das Jahr 841 v. Chr. hinaus entfernen.

Luft durch Lachen und Weinen, durch Wort und Gebärde, sie sind etwas allgemein Menschliches, das weder örtliche noch zeitliche Schranken kennt. Mögen auch gleiche Anlässe hüben und drüben verschiedene Wirkungen hervorbringen, so bleiben doch die Empfindungen selbst, so lange sie ihre ursprüngliche Natürlichkeit bewahren, im Grunde überall die gleichen. Erst indem sie unter dem Einflusse verschiedener Culturrichtungen, je länger je mehr, ihre Unmittelbarkeit einbüßen, treten allmählich die trennenden Unterschiede in der Empfindungsweise immer mehr hervor, die bisweilen wohl einen Höhepunkt erreichen können, von dem aus ein gegenseitiges Verständniß unmöglich wird. So ist es zu erklären, wenn uns die Chinesen jener ältesten Zeiten menschlich näher stehen als ihre heutigen Nachkommen. Sie geben sich, wie sie sind, noch ist ihr Empfinden, besonders in den Liedern volksthümlichen Charakters, dem unseren gleich gestimmt, weil noch nicht, wie das heute der Fall, jede Gefühlsäußerung dem unerbittlichen Zwange einer Alles nivellirenden conventionellen Etiquette unterworfen ist.

Das Schi-king besteht aus 306 Liedern und Gesängen, die, mit Ausnahme von fünf angeblich noch älteren Stücken, aus dem Zeitraume vom 12. bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. stammen. Bereits im Jahre 1833 hat Friedrich Rückert diese Lieder in deutschem Gewande erscheinen lassen; da ihm jedoch die Kenntniß des Chinesischen abging, ist er genöthigt gewesen, sich statt des Originals an die gänzlich unbrauchbare lateinische Uebersetzung des Paters Lacharme, die hundert Jahre früher erschienen war, zu halten. Was ihm unter solchen Umständen versagt bleiben mußte, gelang um so glänzender Victor von Strauß, dessen Wiedergabe der Lieder des Schi-king[1]) wohl zum Vollendetsten gehört, was unsere Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat. Man muß das Original selbst lesen können und wissen, daß das Chinesische und das Deutsche nahezu incommensurable Größen sind, um die Schwierigkeit einer solchen Riesenleistung beurtheilen und dieses Meisterwerk deutscher Uebersetzungs- und Dichtkunst nach seinem vollen Werthe würdigen zu können. Was Victor von Strauß mir einmal als das Ziel seines Strebens bezeichnete: durch die deutsche Wiedergabe annähernd den gleichen Eindruck zu bewirken, wie ihn das Original selber hervorbringt, ist ihm, so weit Solches überhaupt menschenmöglich ist, sicherlich geglückt.

Die Lieder des Schi-king sind in vier Hauptabschnitte eingetheilt, deren erster den Titel: „Landesübliches" trägt und Lieder aus fünfzehn Feudalstaaten enthält. Angeblich sollen diese Lieder von Staats wegen gesammelt worden sein, weil sie die im Volke herrschenden Gesinnungen am unverfälschtesten zum Ausdruck bringen. Den Inhalt der beiden folgenden Abschnitte bilden die kleinen und großen Festlieder, die vermuthlich, zum größten Theile wenigstens, bei höfischen Festen vorgetragen wurden, und der letzte Theil enthält Oden und Feiergesänge, deren man sich zu Ehren der Ahnen und bei Opferfeiern bediente.

[1]) „Schi-king". Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Victor von Strauß. Heidelberg, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. 1880. Es braucht wohl kaum besonders bemerkt zu werden, daß die im Folgenden mitgetheilten Proben sämmtlich diesem Buche entnommen sind.

Von den Liedern des ersten Abschnittes tragen die meisten das Gepräge echter Volkslieder, wie z. B. das „Lied der Wegerichpflückerinnen“:

Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, und pflücket ihn!
Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, ihr rücket ihn.

Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, ergreifet ihn!
Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, entstreifet ihn!

Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, nun packt ihn ein!
Pflücket, pflücket Wegerich,
Eija zu, nun sackt ihn ein!

Ist es auch gerade nicht tiefsinnig, so zaubert es doch in seiner ungekünstelt-natürlichen Weise und mit den denkbar einfachsten Mitteln ein Bild harmlosen, ländlichen Lebens vor unsere Seele, wie sich's jeden Augenblick genau ebenso auf unseren heimathlichen Fluren abspielen könnte: eine Schar frischer, vergnügter Mädchen, emsig beschäftigt, ihren Wegerich zu pflücken, und dabei die fröhliche Arbeit unter den leichten Rhythmen des Liedchens vollends in Kurzweil verwandelnd. Ein Stück uralten Volksthums, das sich vor uns aufthut, als sähen wir's mit eigenen Augen. Und noch Eins. Wüßten wir nicht, daß jene alten Lieder bestimmt waren, gesungen zu werden: dies Liedchen müßte uns davon überzeugen. Ein Beweis zugleich, von wie hoher Vollendung die Wiedergabe ist.

Ebenso volksthümlich im Tone, aber schon ungleich feiner in der Composition ist das schelmische Liebesgetändel, das V. v. Strauß mit der Ueberschrift: „Der schöne Jäger“ versehen hat[1]):

Getödtet liegt das Wild im Hain,
Und Riedgras überspreizet es.
Lenzfreuden sinnt das Mägdelein,
Ein schöner Jüngling reizet es.

Dicht stehn im Wald die Bäumelein,
Getödtet liegt der Hirsch im Hain,
Und Riedgras hüllet rings ihn ein.
Das Mägdlein gleicht dem Edelstein.

„Gelassen! Und nur sachte, sachte, o!
Nicht an mein Tuch zu rühren trachte, o!
Und mache ja nicht, daß mein Hündlein — belle!“

Mit wie zarten Strichen ist hier im Rahmen lieblicher Waldeinsamkeit die etwas heikle Situation angedeutet und wie köstlich der Humor in der graziösen Coquetterie des Mädchens! Als elegisches Gegenstück zu diesem glücklichen Stelldichein mag die „verfehlte Zusammenkunft“ dienen:

Ein sauberes Mädchen, so schmuck und fein!
Die harrt an der Ecke der Mauer wohl mein.
Ich liebe sie, aber ich sehe sie nicht;
Ich traue den Kopf, steh' betreten allein.

Das saubere Mädchen, so lieblich im Flor,
Die schenkte mir ein rothglänzendes Rohr.

[1]) Die Ueberschriften der Lieder rühren sämmtlich vom Uebersetzer her, da die Lieder im Originale, ähnlich den Veda-Hymnen, nur durch die Versanfänge bezeichnet werden.

Doch schimmert das röthliche Rohr auch sehr,
Die Schönheit des Mädchens erfreuet mich mehr.

Sie hatte mir Knospen vom Felde beschert,
Und traun, die sind schön und bewunderungswerth.
Und doch, ihr selber, ihr seid nicht schön,
Ihr seid's nur, weil euch mir die Schöne verehrt.

So ziehen in diesen Liedern gar mancherlei Gestalten an unserem Auge vorüber, so fremdartig auf den ersten Blick und doch auch wieder so vertraut, daß sie uns hie und da anmuthen wie alte Bekannte, denen wir schon im Leben ein Mal begegnet sein müssen: bald ist es ein glücklich liebendes Paar, bald ein verschmähter Liebhaber, der sich über die spröde Unnahbarkeit seiner Schönen nicht zu trösten weiß; hier eine liebliche Braut, zu deren festlichem Empfange sich Alles rüstet, dort eine vernachlässigte Gattin, die, um ihr Lebensglück betrogen, sich bitter über die ihr widerfahrene Unbill und Zurücksetzung beklagt; dann wiederum das Heimweh des Kriegers, der, in der Ferne weilend, an die Geliebte daheim zurückdenkt:

Ach, ihrer denk' ich, ihrer denk' ich!
In welchem Mond zurück zur Heimath wieder lenk' ich?

Nicht minder wird uns mancher interessante Einblick in das gesellige Leben jener fernen Zeiten gewährt, wobei wir uns überzeugen können, daß auch im alten China bei passenden Gelegenheiten wacker geschmaust und poculirt wurde. Bisweilen wird das Gelage durch ein Wettschießen eröffnet, bei dem der Sieger den geschlagenen Gegner „pro poena in die Kanne steigen" läßt:

Nun lasset eure Schießkunst sehn!
Und trefft das weiße Mittelmal,
Zu fordern euern Strafpocal!

Da pflegt es Anfangs wohl fein gesittet und in allen Ehren herzugehen, aber allzu lange währt es nicht, so hat der Eine oder der Andere doch des Guten zu viel gethan und begeht nun Dinge, die er nicht mehr verantworten kann, wofür ihm dann mit gravitätischer Eindringlichkeit der Text gelesen wird:

Die Gäste, die den Matten nahn[1]),
Mit feinstem Anstand gehn sie dran.
So lange sie nicht trunken worden,
Bleibt Sitt' und Haltung wohlgethan;
So bald sie aber trunken worden,
Schwankt Sitt' und Haltung aus der Bahn,
Sie stehn vom Platz auf, ändern dran,
Sie springen tanzend auf den Plan.
So lange sie nicht trunken worden,
Sind Sitt' und Haltung ausgesucht;
So bald sie aber trunken worden,
Gehn Sitt' und Haltung auf die Flucht:
Denn eben weil sie trunken worden,
Weiß Keiner mehr von rechter Zucht.

[1]) Vor Alters wurden die Gastmahle auf Matten angerichtet, die am Boden ausgebreitet waren. (V. v. Str.)

So bald die Gäste trunken worden,
So schrein und lärmen sie umher,
Verwirren uns die Näpf' und Schüsseln
Und tanzen taumelnd hin und her;
Denn eben weil sie trunken worden,
Merkt Keiner seinen Unfug mehr.
Die Hüte schief auf ihren Köpfen,
So tanzen sie bis zum Erschöpfen.
Ist man berauscht und geht davon,
Ist's allgemein für Glück zu schätzen:
Ist man berauscht, geht aber nicht,
Das heißt die Schicklichkeit verletzen.
Weintrinken ist gar schön und gut,
Doch nur, wenn man's fein sittig thut.

Um allzu grobem Unfug vorzubeugen, gab es daher einen Trink-Comment:

Bei jedem dieser Weingelage
Wird Mancher trunken, Mancher nicht.
Drum wird ein Trinkwart eingesetzet
Und ein Gehülf' ihm zum Bericht.
Und wenn die Trunkenen nicht gut thun,
Daß Nichtberauschte Scham ansicht,
So mahnen sie die Unfolgsamen,
Daß Rohheit nicht die Schranke bricht,
Daß Unsagbares nicht gesagt wird,
Nicht Unbefolgbar's vorgebracht;
Da Worte Trunkener befolgen
Harmlose Widder ausgehn macht[1]).
Wem schon den Sinn drei Becher rauben,
Wie darf sich der noch mehr erlauben?

Wie wir aus dem Schi-king die häuslichen und geselligen Verhältnisse des alten China mit ihren allgemeinen und doch auch wieder eigenartigen Zügen kennen lernen, so nicht minder das öffentliche Leben, die wechselvollen Geschicke des Reiches, Blüthe und Niedergang im staatlichen und sittlichen Leben der Nation; und gerade die großen politischen Oden des zweiten und dritten Abschnittes gehören mit zum Schönsten der ganzen Sammlung. Durch ihren sittlich-herben Ernst, der, mit edlem Freimuth gepaart, selbst vor der geheiligten Person des Herrschers nicht zurückschreckt, vermögen sie auch heute noch einen wahrhaft ergreifenden Eindruck hervorzubringen. Ich kann mir daher nicht versagen, wenigstens ein Beispiel dieser Art, wenn auch nur auszugsweise, anzuführen. Es handelt sich in dem Liede um die heillosen Zustände unter der Regierung des Königs Yu (781—770 v. Chr.), der, ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Geliebten, Pao-szĕ, nur deren Creaturen um sich duldete und dadurch das Reich an den Rand des Abgrundes brachte. Der Verfasser der Ode ist unbekannt, doch läßt sich aus dem Zusammenhange des Ganzen entnehmen, daß er zu den ehrenfesten und gesinnungstreuen Beamten gehörte, für die es am damaligen Hofe keinen Platz gab. Um die hoffnungs-

[1]) D. h. Unnatürliches, sich selbst Widersprechendes zu Tage bringen. (V. v. Str.)

lose Lage des Reiches trauernd beklagt er sein Loos, gerade in einer solchen Zeit leben zu müssen:

Stark fiel der Reif zur Sommerszeit,
Mein Herz ist weh vor Traurigkeit.
Des Volks verleumderisch Gerede,
Es wächst und mehrt sich weit und breit.
Gedenk' ich, wie allein ich steh',
Zergrämt mein Herz Bekümmertheit.
Ach weh, wie mein verzagtes Herz
Hinsiechet am geheimen Leid!

Ihr Eltern, die ihr mich gezeugt,
Was thatet ihr's zu meiner Pein?
Und konnte dies denn vor mir nicht,
Und konnte dies nicht nach mir sein?
Wie gutes Wort vom Mund' allein,
Kommt schmählich Wort vom Mund' allein.
Stets mehrt sich meine Herzenspein
Und trägt mir nur Verachtung ein.

Mein trauernd Herz ist tief betrübt,
Denk' ich des Unglücks, das uns hetzt.
So viele des unschuld'gen Volks
Sind alle Knecht' und Sklaven jetzt.
O weh uns armen Menschen hier,
Von wem kommt Heil uns noch zuletzt?
Ein Rabe, seh' ich, fliegt herab —
Weß ist das Haus, drauf er sich setzt?[1])

Wirthschaftlicher Niedergang überall: im Walde „nur Reisigholz und Stockbestand", und die Felder liegen brach. Traumgebannt blickt das Volk zum Himmel empor, aber auch von ihm kommt keine Hülfe. Selbst die Wahrsager sind mit ihrer Weisheit am Ende —

Beruft man die erfahr'nen Alten,
Fragt bei den Träumedeutern an,
So sagen Alle: „Wir sind weise;
Wer aber kennt bei Raben Weib und Mann?"

Rings umher nichts als „verleumderisch Gerede", daher es der Verfasser für seine Pflicht ansieht, laut sein Wort zu erheben und den Menschen seiner Zeit ihre eigene Verworfenheit vorzuhalten. Dann fährt er fort:

Von Angst beklommen ist mein Herz,
Als ob es zugeschnüret sei.
Dies gegenwärt'ge Regiment,
Wie ist es voller Tyrannei!
Wenn sich der Brand ringsum erhebt,
Wer kommt ihm dann mit Löschen bei?
Das ruhmvoll-ehrenreiche Tschou,
Pao-sze führt seinen Sturz herbei.

Dies Ende liegt mir stets im Sinn;
Noch, von der Regennoth umschlungen,
Und da der Wagen schon bepackt,

[1]) Niemand, auch nicht der Verfasser, ist seines Eigenthums mehr sicher. (V. v. Str.)

Weg wirfst du deine Wagenrungen[1]).
Stürzt aber Deine Ladung um,
So rufst Du: „Herr, mir beigesprungen!“

Würfst Dein Rungen Du nicht weg,
Du würdest Deinen Speichen frommen;
Gäbst Du auf Deinen Fuhrmann Acht,
Der Ladung blieb' ihr Sturz benommen;
Zuletzt ums Schlimmste kämst Du hin; —
Doch das ist Dir nie beigekommen.

Kommt in den Teich der Fisch hinein,
So kann er deß sich nicht erfreu'n,
Denn ob er bis zum Grunde tauche,
Er wird doch deutlich sichtbar sein[2]).
Mein traurig Herz ist tief betrübt,
Gedenkt es, wie das Reich voll Tyrannei'n.

Dort haben sie den besten Wein,
Dazu die schönsten Gasterei'n,
Sie laden alle Nachbarn ein,
Die Vettern preisen's allgemein;
Und denk' ich, wie allein ich steh',
Ist mein betrübtes Herz voll Pein.

Werthlose haben Häuser in den Gassen,
Unwürd'ge füllen allzeit ihre Kassen;
Dem Volk ist nicht sein Tagsbedarf gelassen;
Der Himmel schlägt mit Noth die Massen;
Und halten's noch die Reichen aus, —
Weh, wer allein steht und verlassen!

Worte wie diese durften vor zweiundeinhalb Jahrtausenden in China öffentlich gesprochen werden und müssen in jenem „despotisch regierten“ Lande auch heute noch von einem Jeden, der auf Bildung Anspruch erhebt, auswendig gekannt sein, — eine Thatsache, die wohl verdient, erwähnt zu werden. Doch nun genug der Beispiele, die nichts Anderes bezwecken sollten, als den Leser anzuregen, daß er das köstliche Buch selbst zur Hand nehme und sich an diesem uralten Jungbrunnen echter Volkspoesie labe und erfreue. Ein unvergängliches Denkmal uralter Dichtkunst, ist das Schi-king für uns zugleich als treuer Sittenspiegel seiner Zeit eine Geschichtsquelle allerersten Ranges.

IV.

Die beiden übrigen noch zu erwähnenden kanonischen Bücher dürfen, so unschätzbares Material sie auch dem Forscher bieten, doch auf ein allgemeines Interesse kaum Anspruch erheben. Das erste derselben, das Li-ki, „die Aufzeichnungen über die Bräuche“, ist eine umfangreiche Compilation, die in ihrer

[1]) Der König wird mit einem Frachtfuhrherrn verglichen, und die weggeworfenen Rungen sind die zurückgesetzten redlichen Beamten. (V. v. Str.)

[2]) Bleiben ehrliche Beamte auch im Dienst, so sind sie doch immer beobachtet von den schlimmen Machthabern. (V. v. Str.)

gegenwärtigen Fassung ein Product des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, mithin erst nachconfucianischen Ursprungs ist. Wenn Confucius von den Riten spricht, so läßt sich aus seiner Ausdrucksweise nicht mit Sicherheit entnehmen, ob er damit eine codificirte Ritualsammlung gemeint habe oder nur Bräuche, die, durch Alter und Tradition geheiligt, den Charakter fester Satzungen angenommen hatten. Indessen wird sich bereits für seine Zeit das Vorhandensein mindestens einer derartigen Sammlung schwerlich in Abrede stellen lassen. Der um 180 Jahre jüngere Meng-tßĕ hingegen bezieht sich mit der Wendung: „Das Li sagt" ganz zweifellos auf eine geschriebene Urkunde rituellen Inhalts, da die von ihm herangezogenen Stellen sich im Li-ki nachweisen lassen. Dennoch würde es ein Irrthum sein, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß ihm bereits das Li-ki in seiner uns bekannten Gestalt vorgelegen habe, vielmehr ist dieses aus Fragmenten sehr verschiedenen Alters und Ursprungs zusammengestellt, von denen einige allerdings in die Zeit der Tschou-Dynastie hinein reichen, während andere sich auf Bräuche beziehen, die erst der Han-Dynastie angehörten.

Den Inhalt des Li-ki bilden, wie schon der Titel besagt, die li oder Riten, d. h. Bräuche sowohl socialen wie auch profanen Charakters. Wie weit der Chinese davon entfernt ist, wenn von li im Sinne von Riten oder Bräuchen die Rede ist, ausschließlich oder auch nur vorzugsweise an religiöse Riten zu denken, zugleich aber auch, welch' kaum übersehbares Gebiet die Herrschaft dieses Begriffes umfaßt, zeigt u. A. mit besonderer Deutlichkeit die von der gegenwärtigen Dynastie veranstaltete officielle Sammlung ritueller Satzungen, die in nicht weniger als hundert Bänden das gesammte Ritualwesen behandelt und den ganzen Stoff nach folgenden fünf Kategorien gruppirt: 1) freudige Riten oder Riten aus freudiger Veranlassung, worunter religiöse Riten, in erster Linie das Opferceremonial, zu verstehen sind, 2) Festriten, die sich hauptsächlich auf höfische Etiquette beziehen, 3) Riten, die beim Empfange von Gästen, besonders bei Hofe, zu beobachten sind, 4) militärische Riten und 5) Trauerriten. So ist denn auch das Li-ki seinem wesentlichen Inhalte nach eine Sammlung von Vorschriften und Anstandsregeln für den Umgang mit Menschen und Göttern. Wenn wir bisweilen lesen, daß das Li-ki 3300 Einzelvorschriften enthalte, so beruht diese Angabe auf einer mißverstandenen Stelle des Tschung-yung, wo von dem Wege, den der „heilige", d. h. sittlich vollkommene Mensch zu wandeln hat, gesagt wird, daß er dreihundert Ritualvorschriften und dreitausend Anstandsregeln in sich schließe. Es liegt auf der Hand, daß die angegebenen Zahlen nicht im buchstäblichen Sinne zu nehmen sind; immerhin sind aber der Vorschriften so viele, daß ihr Studium kaum noch Zeit zu wichtigeren Dingen übrig läßt.

Obwohl es noch zwei andere Ritualwerke älteren Ursprungs gibt, die sich im Gegensatze zu dem fragmentarischen Charakter des Li-ki durch eine mehr systematische Behandlung des Stoffes auszeichnen, ist dennoch, dank der Bevorzugung, die ihm unter der Han-Dynastie zu Theil wurde, gerade dieses endgültig in die Zahl der kanonischen Bücher aufgenommen worden, wodurch jene beiden älteren Werke allmählich fast in Vergessenheit gerathen sind. Durch

die ihm zugeschriebene kanonische Geltung aber hat das Li-ki einen außerordentlich folgenschweren und geradezu verhängnißvollen Einfluß auf die Entwicklung des Nationalcharakters ausgeübt. Das moderne Chinesenthum ist in seinen charakteristischen Zügen vorwiegend ein Product des Li-ki. Jener starre Ritualismus ist die eherne Form, in die der ursprünglich gesunde Volksgeist hinein gezwängt wurde, um schließlich als vollendete Unnatur, halb künstlicher Krüppel, halb Marionette, aus ihr hervorzugehen.

Das letzte der fünf kanonischen Bücher trägt den Titel: Tsch'un-ts'iu, „Frühling und Herbst", und ist eine Chronik des Fürstenthums Lu, aus dem Confucius gebürtig war, vom Jahre 722 bis zum Jahre 481 v. Chr. Es ist nach allgemein verbreiteter Annahme von Confucius selbst verfaßt und gilt zugleich für das einzige authentische Werk, das wir von seiner Hand besitzen. Aus diesem und nur aus diesem Grunde allein konnte es unter die kanonischen Bücher aufgenommen werden. Das Buch steht bei den Chinesen bis auf den heutigen Tag im höchsten Ansehen, und auch Confucius selber scheint eine außerordentlich hohe Meinung davon gehabt zu haben, da ihm Meng-tßĕ das Wort in den Mund legt: „Woran man mich erkennen wird, das ist das Tsch'un-ts'iu; weswegen man mich verurtheilen wird, das ist das Tsch'un-ts'iu." Man sollte demnach ein Geschichtswerk großen Stiles erwarten, zum Mindesten ein Werk, das durchaus den Stempel des Weisen trüge, — denn wie sollte man ihn sonst daraus erkennen können, wie in den Fall kommen, ihn zu tadeln? Und statt dessen finden wir nichts als ein nach Inhalt und Form gleich dürftiges Opusculum, das nichts, aber auch gar nichts Anderes enthält als die denkbar kürzesten Notizen über die äußeren Begebenheiten im kleinen Staate Lu während eines Zeitraumes von 242 Jahren. Das ist Alles, — kein näheres Eingehen auf Einzelheiten, nicht die bescheidenste Spur eigenen Urtheils; von künstlerischem Schmuck der Darstellung schon gar nicht zu reden. So hätte das Tsch'un-ts'iu einen nur sehr untergeordneten Werth für uns, wenn wir nicht einen umfangreichen Commentar dazu besäßen, der sich an den Grundtext anschließt, indem er ihn durch ebenso reichhaltiges wie interessantes Detail ergänzt, ihn auch hie und da berichtigt, ja, ihm sogar bisweilen offen widerspricht. Dieser Commentar trägt den Titel: Tso-tschuan, der im Anschluß an die landläufige Tradition durch „Commentar oder Ueberlieferung des Tso" übersetzt zu werden pflegt, unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß Tso ein Eigenname sei. Man sagt uns nämlich, daß der Verfasser ein Mann Namens Tso K'iu-ming gewesen sei. Gut. Wer aber war jener Tso K'iu-ming? Daß es der im Lun-yü erwähnte Schüler des Confucius gewesen sei, ist aus inneren Gründen vollkommen ausgeschlossen, und einen Anderen dieses Namens kennen wir nicht. So hätten wir zwar im besten Falle den Namen des Verfassers, aber in Betreff seiner Person tappen wir nach wie vor im Finstern. Zum Glück liegt aber gar kein zwingender Grund vor, Tso als Eigennamen aufzufassen, da das Wort in der Bedeutung: „linker", „links", ein ganz alltäglicher Ausdruck ist. Da nun, wie bekannt, die Chinesen in senkrechten, von rechts nach links auf einander folgenden Zeilen schreiben, so stehen Anmerkungen und Zusätze aller Art nicht

unter, sondern hinter dem Texte, in diesem Falle also links von demselben; wenn daher im Texte auf etwas Späteres verwiesen werden soll, so bedient sich der Chinese nicht wie wir der Wendung: „siehe unten," sondern er sagt dafür ganz folgerichtig: „siehe links." Fassen wir nun im gegebenen Falle „tsŏ" in diesem Sinne auf, so erhalten wir für den Titel Tsŏ-tschuan die Bedeutung: „der linke Commentar" oder „der Commentar links vom Texte", d. h., wie wir sagen würden, der Commentar unter dem Texte. Statt auf Grund eines bloßen Namens vergeblich nach seinem Träger forschen zu müssen, gelangen wir so auf die einfachste Weise zu einem befriedigenden Resultate.

Damit wären wir aber der Frage nach dem Verfasser noch um keinen Schritt näher gekommen. Ein Schüler oder Nachfolger des Confucius, sei es ein unmittelbarer oder ein mittelbarer, kann es unmöglich gewesen sein, denn woher hätte ein solcher die Kühnheit nehmen sollen, an den Worten des Meisters nicht nur Kritik zu üben, sondern ihn sogar Lügen zu strafen? Also bleibt wohl nur die eine Möglichkeit übrig, daß jener Commentar dem Confucius selbst zuzuschreiben sei. Wollte man gegen diese, auf den ersten Blick gewagt erscheinende Annahme geltend machen, daß Confucius unmöglich seinen eigenen Tod berichtet haben könne, der doch im Tsŏ-tschuan erwähnt sei, so ist es nicht schwer, diesen Einwand zu entkräften. Wir wissen, daß das Tsŏ-tschuan erst im zweiten Jahrhundert v. Chr. durch die Vermittlung eines gewissen Tschang Tsʻang in der uns bekannten Fassung ans Licht der Oeffentlichkeit gekommen ist. Daß es vielfach mit späteren Zusätzen und Interpolationen versetzt worden, ist ebenfalls eine allgemein anerkannte Thatsache. Warum sollte es also nicht auch während der drei Jahrhunderte, die zwischen dem Tode des Meisters und der Herausgabe des Werkes durch Tschang Tsʻang liegen, über den Schluß hinaus von fremder Hand durch Nachträge fortgeführt und ergänzt worden sein? Wenn wir aber den Confucius als den Verfasser annehmen, so würde dadurch in der That auch Manches seine Erklärung finden, was sonst unverständlich bleiben müßte. Das Tsŏ-tschuan beschränkt sich keineswegs, wie das Tschʻun-tsʻiu, auf das Fürstenthum Lu, sondern zieht das ganze damalige China in den Kreis seiner Betrachtung; sein Autor mußte daher sehr umfassende Quellenstudien gemacht haben, um den immerhin umfangreichen Stoff so bis in seine Einzelheiten beherrschen zu können. Von Confucius aber wissen wir gerade, daß er Jahre lang im Lande umher gereist ist und an verschiedenen fürstlichen Archiven Forschungen angestellt hat. Ferner tritt uns in dem Verfasser des Tsŏ-tschuan eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit entgegen, die von der hohen Warte des Historikers aus die Ereignisse nicht nur darstellt, sondern auch mit scharfem Auge beurtheilt und, wo sich ein Anlaß dazu bietet, weder mit ihrem Lobe noch mit ihrem Tadel zurückhält. Faßt man das ins Auge, so wird jene von Meng-tsĕ citirte Aeußerung des Confucius, auf das Tsŏ-tschuan bezogen, durchaus begreiflich erscheinen, während sie im Hinblick auf das gänzlich unpersönliche und farblose Tschʻun-tsʻiu den Eindruck arger Selbstüberhebung hervorrufen müßte. Nun aber verstehen wir auch, was Confucius meint, wenn er sagt: „Seine (d. h. des Tschʻun-tsʻiu) Thatsachen gehen auf die Geschichtschreiber zurück; was aber den Sinn desselben betrifft, so habe

ich diesen aus ihnen zu entnehmen gewagt." Die Thatsachen, das will er damit sagen, habe ich meinen Quellen entlehnt, aber die Beurtheilung ihres Werthes und die Würdigung ihres Zusammenhanges ist mein Werk.

Wie haben wir uns nun aber des Confucius Verhältniß zum Tsch'un-ts'iu zu denken, das ihm doch ausdrücklich zugeschrieben wird? Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß das Tsch'un-ts'iu amtlichen Ursprungs ist, daß wir es hier mit einer Staatschronik zu thun haben, wie sie in den Archiven der Fürstenhöfe geführt und aufbewahrt wurden. Da Confucius, wie wir wissen, gerade am Archiv des Fürstenthums Lu Studien gemacht hat, so darf wohl auch angenommen werden, daß er sich dort entweder eine Abschrift der Landeschronik oder wenigstens einen Auszug aus derselben angefertigt habe, um die auf seinen Heimathsstaat bezüglichen chronologischen Daten einer synchronistischen Darstellung der Ereignisse im ganzen Reiche, wie er sie im Tso-tschuan gegeben hat, zu Grunde zu legen. Dann hätten wir es zwar dem Confucius zu verdanken, daß uns die Chronik von Lu erhalten geblieben ist, ohne daß wir jedoch in ihr sein Werk im Sinne geistigen Eigenthums zu erblicken hätten. Und wenn Confucius von dem T'schun-ts'iu als von seinem Werke spricht, so meint er damit vermuthlich Text und Commentar zusammen, wie ja auch heute der eine nie ohne den anderen herausgegeben zu werden pflegt.

Durch die obigen Ausführungen sind wir zu einem Ergebniß gelangt, das zwar von der herkömmlichen Auffassung in sehr beträchtlichem Maße abweicht, das uns aber in den Stand setzt, wenn auch nicht endgültig das Räthsel zu lösen, so doch manche Punkte, auf deren Verständniß wir sonst verzichten müßten, erklärlich erscheinen zu lassen, vor Allem aber den peinlichen Gegensatz zwischen dem objectiven Werthe des Tsch'un-ts'iu und seiner subjectiven Werthschätzung durch Confucius aufzuheben. Sind wir aber mit unserer Auffassung im Rechte, so erscheint damit auch die historische Gestalt des Confucius in einem völlig neuen Lichte: nicht mehr als der große Reformator allein tritt er uns dann entgegen, sondern zugleich als der Begründer der chinesischen Geschichtschreibung.

V.

Was nun die „vier classischen Bücher", die Szĕ-schu anlangt, so sind sie im Gegensatz zu den King nacheonfucianischen Ursprungs: sie sind durchweg ein Product der confucianischen Schule. Wer sich mit den Lehren des Confucius und seiner nächsten Nachfolger bekannt machen will, wird daher in ihnen die zuverlässigste Auskunft finden. Obenan stehen in dieser Hinsicht die „Unterredungen", „Lun-yu", eine Sammlung von Antworten des Confucius auf Fragen, wie sie gelegentlich an ihn gerichtet wurden, sowie von aphoristischen Aussprüchen des Meisters und seiner Jünger, zumeist über ethische und politische Themata. Da ich bereits in einem früheren Aufsatz des Näheren auf dies Buch eingegangen bin, so glaube ich, um nicht bereits Bekanntes zu wiederholen, den Leser auf das dort Gesagte verweisen zu dürfen[1]).

[1]) „Der Confucianismus und das Chinesenthum", Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CIII, S. 62 ff.

Das zweite und dritte der classischen Bücher, das Ta-hio und das Tschung-yung, zeigen, bei aller sonstigen Verschiedenheit, doch eine auffallende Aehnlichkeit sowohl in ihrer Anlage als auch in der Art, wie jedes derselben seinen Gegenstand behandelt. Das Ta-hio, „die große Lehre", ist ein kurzer ethisch-politischer Tractat und zerfällt in zwei scharf gesonderte Abschnitte, von denen der eine den eigentlichen Text enthält, während der andere gewissermaßen als Commentar dazu aufzufassen ist. Jener wird, nach der unter den chinesischen Gelehrten vorherrschenden Ansicht, dem Confucius, dieser seinem unmittelbaren Schüler Tseng-tsĕ zugeschrieben. Nach einer älteren und daher (wenigstens soweit der eigentliche Text in Betracht kommt) glaubwürdigeren Tradition, wäre der Enkel des Confucius, Tsĕ-sse mit Namen, als der Verfasser des Ta-hio anzusehen. Wie dem auch sei: daß Text und Commentar von verschiedenen Verfassern herrühren, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Was nun den irrthümlicher Weise dem Confucius selbst zugeschriebenen Text anlangt, so macht derselbe in seiner Kürze eher den Eindruck eines Fragmentes als den eines selbständigen Ganzen. Folgendes ist sein Wortlaut:

„Der Weg der großen Lehre liegt in der Offenbarmachung der lichten Tugend, in der Liebe zum Volke und in dem Stehenbleiben bei dem Höchstguten. Weiß man, wo man stehen zu bleiben hat, dann steht man fest; steht man fest, dann vermag man Ruhe zu finden: hat man Ruhe gefunden, dann vermag man Frieden zu finden; hat man Frieden, dann vermag man zu überlegen; hat man überlegt, dann vermag man sein Ziel zu erreichen. Die Dinge haben Ursache und Wirkung (Wurzel und Wipfel), die Angelegenheiten haben Anfang und Ende. Weiß man, was vorangeht, und was nachfolgt, so ist man der Vernunftnorm nahe. Wenn die Alten die lichte Tugend offenbar machen wollten im Reiche, ordneten sie zuvor ihren Staat; wenn sie ihren Staat ordnen wollten, regelten sie zuvor ihr Hauswesen; wenn sie ihr Hauswesen regeln wollten, vervollkommneten sie zuvor ihre eigene Person; wenn sie ihre eigene Person vervollkommnen wollten, machten sie zuvor ihr Herz rechtschaffen: wenn sie ihr Herz rechtschaffen machen wollten, machten sie zuvor ihre Gedanken wahrhaftig; wenn sie ihre Gedanken wahrhaftig machen wollten, vervollständigten sie zuvor ihr Wissen; wenn sie ihr Wissen vervollständigen wollten, ergründeten sie zuvor die Dinge. Waren die Dinge ergründet, dann war das Wissen am Ziel; war das Wissen am Ziel, dann waren die Gedanken wahrhaftig; waren die Gedanken wahrhaftig, dann war das Herz rechtschaffen; war das Herz rechtschaffen, dann war die eigene Person vervollkommnet; war die eigene Person vervollkommnet, dann war das Hauswesen geregelt; war das Hauswesen geregelt, dann war der Staat geordnet; war der Staat geordnet, dann herrschte im Reiche Eintracht. Das gilt für Alle, vom Himmelssohne bis zum gemeinen Mann herab. Für Alle bildet die Selbstvervollkommnung die Grundlage. Daß bei ungeordneter Grundlage, was aus ihr entspringt, geordnet sei, erscheint ausgeschlossen. Es ist noch nicht dagewesen, daß das Wichtige als nebensächlich und das Nebensächliche als wichtig behandelt worden wäre."

Der Sinn dieser langathmigen Klimax, die übrigens zugleich als ein charakteristisches Beispiel chinesischen Stils gelten kann, ist also, kürzer ausgedrückt: Die Grundlage eines geordneten Staatswesens ist Selbstcultur des Einzelnen, diese ist aber nur erreichbar auf Grund des Wissens, das auf dem Eindringen in die Natur der Dinge beruht. Der Commentar fügt dem Obigen keinen neuen Gedanken hinzu, sondern begnügt sich damit, den Text, im Stile einer Nachmittagspredigt, exegetisch-homiletisch zu behandeln, indem er unter Anführung classischer Citate in einer mehr erbaulichen als interessanten Weise die Nutzanwendung aus dem Gesagten zieht.

Das Tschung-yung, „das Innehalten der Mitte", wie Victor von Strauß den Titel zuerst richtig wiedergibt, wird von der Tradition, und wahrscheinlich

mit Recht, dem bereits erwähnten Enkel des Confucius zugeschrieben. Unter „Mitte" ist in diesem Falle nach der chinesischen Terminologie das innere Gleichgewicht zu verstehen, jener Zustand des Gemüthes, in dem die Affecte gleichsam latent sind. Wie im Ta-hio so sind auch im Tschung-yung die leitenden Gedanken bereits in den ersten Sätzen erschöpft, und Alles, was weiter folgt, dient nur ihrer Erläuterung und Ausführung; dennoch bildet es ein einheitlicheres Ganze; auch steht es an geistigem Gehalte unstreitig höher, sofern es wenigstens die Keime einer philosophischen Weltauffassung enthält. Der Leser urtheile selbst:

„Des Himmels Ordnung heißt Natur; die Gemäßheit der Natur heißt Vernunftnorm; die Pflege der Vernunftnorm heißt Unterweisung. Die Vernunftnorm kann nicht für einen Augenblick verlassen werden; könnte sie das, so wäre sie nicht die Vernunftnorm. Daher ist der Edle behutsam gegenüber dem, was er nicht sieht, und ängstlich gegenüber dem, was er nicht hört. Nichts ist sichtbarer als das Verborgene und nichts offenbarer als das Geheimnißvolle; daher gibt der Edle Acht auf sein Alleinsein. Den Zustand, da Freude und Zorn, Trauer und Heiterkeit noch nicht hervorgetreten sind, nennt man das innere Gleichgewicht (die Mitte); wenn sie hervortreten und dabei das rechte Maß treffen, nennt man das Harmonie. Das innere Gleichgewicht ist die große Grundlage der Welt, und die Harmonie ist die die Welt durchdringende Vernunftnorm. Sind inneres Gleichgewicht und Harmonie vollkommen, so stehen Himmel und Erde fest, und alle Dinge gedeihen."

Das metaphysische Moment, das in der Verknüpfung des kosmischen Princips mit dem ethischen liegt, ist ein vollständiges Novum in der confucianischen Philosophie, und man könnte den Verfasser dieses Tractates fast im Verdacht haben, von der taoistischen Speculation, die von Lao-tßë, dem großen Rivalen des Confucius, ausgegangen war, nicht ganz unbeeinflußt geblieben zu sein. Der Begriff der Vernunftnorm, des „Tao", scheint dafür zu sprechen, wie nicht minder der Mysticismus, der in dem Satze von der Sichtbarkeit des Verborgenen enthalten ist. Jedenfalls aber läßt sich den kurzen, schlichten Sätzen eine gewisse Erhabenheit der Auffassung nicht absprechen, auch wird man zugeben müssen, daß sie Gedanken enthalten, die einer Entwicklung fähig wären. Um so bedauerlicher ist es, daß der Verfasser nichts Rechtes mit ihnen anzufangen weiß und sich in seinen weiteren Ausführungen sofort wieder ausschließlich auf das ethische Gebiet beschränkt. Dem Confucianer, wie überhaupt mehr oder weniger jedem Chinesen von echtem Schrot und Korn, geht in der dünnen Luft metaphysischer Speculation gar bald der Athem aus, und er muß, wohl oder übel, doch wieder auf den sicheren Boden greifbarer Thatsachen zurückkehren.

Nach Ton und Darstellung verschieden von Allem, was uns die classische Literatur China's bisher geboten hatte, ist aber das Buch, das den Namen des Philosophen Meng-tßë trägt, zugleich das letzte in der Reihe der classischen Bücher. Ob es, wie die Einen wollen, von ihm selbst auf Grund gemeinsamer Besprechung mit einigen seiner Schüler oder, wie Andere behaupten, von zweien seiner Schüler verfaßt ist, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Zum Glück ist die Frage indessen für die Sache selbst von einer nur untergeordneten Bedeutung, denn daß das Buch die unverfälschte Lehre des Meng-tßë enthält, daß er selbst uns darin echter entgegen tritt als etwa der Sokrates im platonischen

Gewande, steht außer allem Zeifel; außerdem aber ist das Buch — und auch das ist für seine Beurtheilung wichtig — ein Werk aus einem Gusse, das sich durch ein unverkennbar individuelles Gepräge verräth, so daß wir überzeugt sein können, darin die Lehre des Meisters auch mit dessen eigenen Worten vorgetragen zu sehen. Für die Entwicklung der confucianischen Ideen ist Meng-tßĕ von der größten Bedeutung; da ich jedoch auf diesen Philosophen im Zusammenhange mit den divergirenden geistigen Strömungen seiner Zeit, die zu einer lebhaften Controverse Anlaß gaben, noch in einer besonderen Studie zurückzukommen hoffe, so darf ich mich hier auf ein paar allgemeine Bemerkungen beschränken.

Ungefähr hundert Jahre liegen zwischen dem Tode des Confucius und der Geburt des Meng-tßĕ, und welch ein Unterschied in der Art, wie die beiden Männer ihren Stoff gestalten und zur Darstellung bringen! Weniger vielleicht in der Entwicklung des Lehrgehaltes als in der Form seiner Behandlung liegt der Fortschritt, aber er ist deshalb keineswegs etwa nur ein äußerlicher. Man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß innerhalb der classischen Literatur China's, von den Liedern des Schi-king abgesehen, die ja als poetische Erzeugnisse ohnehin eine Sonderstellung einnehmen, hier zum ersten Male ein Buch vorliegt, das in einem persönlichen Stile geschrieben ist und daher die geistige Physiognomie seines Verfassers deutlich erkennen läßt. Nicht mehr aphoristische Sentenzen, wie im Lun-yü, die den Gegenstand mehr andeuten als erschöpfen, auch nicht bloße Gedankenfragmente, die sich bald im Sande verlieren, sondern ein zusammenhängendes Ganzes, das nicht nur als ein Geisteszeugniß jener Zeit interessirt, sondern auch durch den intimeren Reiz persönlicher Eigenart menschlich fesselt. Verleiht schon die Dialogform der Darstellung eine größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, so bietet zugleich der Widerstreit der Meinungen reichliche Gelegenheit zur Entfaltung dialektischer Gewandtheit. Und in der That sehen wir denn auch schon bei Meng-tßĕ das ganze Rüstzeug der Dialektik beisammen: Ueberredung, unerwartete Schlußfolgerungen, Gleichnisse, historische Beispiele und classische Citate, Humor und Satire, — Alles wird aufgeboten, um den Gegner ad absurdum zu führen. Hier ein Beispiel dieser Art. Meng-tßĕ verficht den Satz, daß des Menschen Natur ursprünglich gut sei; Menschenliebe und Gerechtigkeit seien angeborene Eigenschaften der menschlichen Natur. Dieser Auffassung tritt ein Philosoph Namens Kao entgegen, indem er die Behauptung aufstellt, daß die menschliche Natur indifferent sei; sie liefere nur das Material, aus dem jene Tugenden geformt werden:

„Kao-tßĕ sagte: ‚Die Natur des Menschen gleicht dem Weidenbaume, die Gerechtigkeit aber einem Becher oder Napfe. Aus der Natur des Menschen formt man Menschenliebe und Gerechtigkeit, wie man aus dem Weidenbaume Becher und Näpfe formt.'

Meng-tßĕ erwiderte: ‚Vermagst Du in Gemäßheit mit der Natur des Weidenbaumes Becher und Näpfe daraus zu formen? Du mußt ihm Gewalt anthun, um es zu können. Wenn Du nun dem Weidenbaume Gewalt anthun mußt, um Becher und Näpfe daraus zu formen, mußt Du auch dem Menschen Gewalt anthun, um Menschenliebe und Gerechtigkeit hervor zu bringen? Deine Worte sind sicherlich der Art, daß sie die Menschen verleiten könnten, Menschlichkeit und Gerechtigkeit für ein Unglück zu halten!'

„Kao-tßĕ sprach: ‚Die menschliche Natur gleicht einem Wasserstrudel; bricht man ihm Bahn nach Osten, so fließt er ostwärts; bricht man ihm Bahn nach Westen, so fließt er westwärts ab. Die menschliche Natur macht so wenig einen Unterschied zwischen gut und nicht gut, wie das Wasser zwischen Ost und West.‘

„Meng-tßĕ entgegnete: ‚Das Wasser, traun, macht keinen Unterschied zwischen Ost und West — aber macht es auch keinen zwischen Aufwärts und Abwärts? Die Güte der menschlichen Natur gleicht dem Abwärtsströmen des Wassers. Unter den Menschen gibt es so wenig Einen, der nicht gut wäre, als es ein Wasser gibt, das nicht abwärts flösse. Nun aber verhält sich's mit dem Wasser so, daß, wenn Du es peitschest und hüpfen machst, Du wohl bewirken kannst, daß es Dir über die Stirn weg spritze, und wenn Du es eindämmst und seinen Lauf bestimmst, kannst Du es bergauf leiten — aber liegt denn solches darum in der Natur des Wassers? Durch Gewalt bringst Du es dahin. Wenn der Mensch veranlaßt werden kann, nicht gut zu sein, so verhält sich's mit seiner Natur just ebenso‘.“

Meist sind es Fragen ethischer und politischer Art, die in solcher Weise behandelt werden. Die Aehnlichkeit mit den Beweisführungen der griechischen Sophisten ist unverkennbar; auch läßt sich eine gewisse Geistesverwandtschaft bedenklicherer Art nicht ganz in Abrede stellen, wenn z. B. Meng-tßĕ bisweilen regierenden Fürsten wohlgemeinte Rathschläge ertheilt, die mit deren Stellung als Lehensträger des Kaisers nicht leicht in Einklang zu bringen sind.

Ueberblicken wir diese in flüchtigen Zügen hingeworfene Skizze zum Schlusse noch ein Mal, so finden wir in ihr den Satz bestätigt, von dem wir ausgegangen waren: Die classische Literatur China's ist zwar nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar das Werk des Confucius. Indem er die alten Urkunden und Lieder sammelte und redigirte, gab er seinem Volke eine nationale Literatur und brachte ihm dadurch zugleich die Gemeinsamkeit nationalen Empfindens zum Bewußtsein. Dankbare Pietät hat jenen altehrwürdigen Büchern kanonische Geltung beigelegt und ihnen Schriftwerke aus frühester nachconfucianischer Zeit an die Seite gestellt, die in der Werthschätzung der Nation eine jenen nahezu ebenbürtige Stellung einnehmen. Der Zweck, den Confucius stets im Auge behielt, war ein didaktischer, pädagogischer; was ihm in einer Zeit allgemeinen staatlichen und sittlichen Verfalles dabei als Ideal vorschwebte, war die Wiedergeburt China's aus der Vergangenheit, und ebendasselbe Ziel verfolgen auch die Schriften der confucianischen Schule, wie sie in den Szĕ-schu niedergelegt sind. In ihrer Gesammtheit ist daher die classische Literatur der Chinesen der vollkommenste Ausdruck der confucianischen Ideale — sie ist Tendenzliteratur im eigentlichsten Sinne des Wortes und will auch als solche beurtheilt sein. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet liefert sie uns den Schlüssel zum Verständniß des Chinesenthums.

Lange genug haben wir dieser eigenartigen, der unseren so fremden Culturwelt kalt und gleichgültig gegenüber gestanden, bis endlich in jüngster Zeit die politischen Ereignisse im fernen Osten unsere Blicke auf China gelenkt haben. Möchte dieses durch äußeren Anstoß angefachte Interesse kein nur vorübergehendes sein; möchte es sich vielmehr vertiefen und einer unbefangenen, menschlich-theilnehmenden Würdigung fremder Geistesart die Wege ebnen, damit wir sie verstehen lernen, bevor wir sie verurtheilen.

Aus Insulinde.

Malayische Reisebriefe

von

Ernst Haeckel.

[Nachdruck untersagt.]

III. Buitenzorg.

Buitenzorg — „Außer-Sorge", das „Sans-Souci" von Java — hatte mir seit vielen Jahren als ein ideales Reiseziel vorgeschwebt. Besteht doch hier seit dem Jahre 1817 ein botanischer Garten, der durch die ungewöhnliche Gunst der Naturverhältnisse und die verdienstvolle Arbeit trefflicher Männer sich zum reichsten und größten aller botanischen Tropengärten entwickelt hat; neuerdings hat derselbe nicht nur die höchste praktische Bedeutung für tropische Gewächshauscultur gewonnen, sondern ist auch seit zwei Decennien durch Errichtung ausgezeichneter Laboratorien und Versuchsstationen zu einer wissenschaftlichen Anstalt ersten Ranges geworden. Alljährlich wird jetzt dieses „Botanische Centralinstitut", wie wir es wohl nennen dürfen, von einer Anzahl europäischer Botaniker aufgesucht, welche hier die Wunden des Pflanzenlebens aus erster Quelle und in reichster Entfaltung studiren können; sie gewinnen hier im Laufe weniger Monate durch eigene lebendige Anschauung viel mehr für das wahre Verständniß des Pflanzenlebens nach allen Richtungen hin, als sie im europäischen Laboratorium durch vieljähriges Studium einer sehr umfangreichen Literatur und durch das ungenügende Surrogat der verkümmerten Tropenpflanzen in unseren Gewächshäusern erlangen könnten.

Der geneigte Leser wird vielleicht verwundert fragen, wie ich als Zoologe dazu komme, für mehrere Monate mich in diesem Pflanzengarten fest zu setzen, der doch eigentlich nur für Botaniker von Fach seine volle Würdigung und Verwerthung finden kann. Die bescheidene Antwort auf diese berechtigte Frage muß meinen hiesigen Aufenthalt in mehrfacher Beziehung erklären. Erstens darf ich daran erinnern, daß ich (wie Manchem bekannt sein dürfte) schon in früher Jugend von lebhaftestem Interesse für Betrachtung und Erforschung der Pflanzenformen beseelt und bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahre von dem Wunsche durchdrungen war, die Botanik als Lebensberuf

wählen zu dürfen. Erst als ich (1854) unter dem mächtigen Einflusse meines großen Lehrers Johannes Müller in Berlin in die wunderbaren Geheimnisse des Thierlebens eindringen lernte, erschien mir deren Studium so viel lehrreicher — und namentlich durch die Beziehung zur Anthropologie so viel wichtiger — daß allmählich die Botanik dagegen in den Hintergrund trat. Doch blieb ich der alten Liebe zur „Scientia amabilis“ stets treu, und wenn auf den zahlreichen naturwissenschaftlichen Reisen, die ich später ausführte, die zoologischen Zwecke stets im Vordergrunde standen, behielten doch die botanischen Studien daneben noch ihre alte Anziehungskraft. Wenn nun auch diese letzteren naturgemäß nur dilettantischen Werth hatten, so haben sie doch die allgemeinen Ziele der ersteren sehr wesentlich gefördert und ergänzt. Auch stand mir dabei als leuchtendes Vorbild stets mein großer Meister Charles Darwin vor Augen. Als ich ihn 1866 zum ersten Male in Down besuchte, befestigte sich in mir die schon aus dem Studium seiner Schriften gewonnene Ueberzeugung, daß die moderne Entwicklungslehre die große organische Natur nur als ein einziges, umfassendes Ganzes, als ein überall zusammenhängendes „Lebensreich“ begreifen und verstehen kann. Der Biologe, welcher sich ihre Erforschung zur Lebensaufgabe setzte, wird sich zwar in Folge der nothwendigen Arbeitstheilung darauf beschränken müssen, nur einen einzelnen, mehr oder minder großen Theil des ungeheuren Gebietes vollständig zu beherrschen; er wird aber, um nicht in ganz einseitige und verkehrte Anschauungen zu verfallen, genöthigt sein, daneben immer noch einen beträchtlichen Antheil seines Interesses und seiner Arbeitskraft dem großen ganzen Wunderbau des organischen Lebens zuzuwenden, in welchem Thier- und Pflanzenentwicklung stets innig verknüpft erscheinen.

Professor Melchior Treub, welcher seit zwanzig Jahren Director des botanischen Instituts von Buitenzorg ist und durch zielbewußte, energische Thätigkeit dasselbe zu seiner jetzigen bewunderungswürdigen Höhe empor gehoben hat, zeichnet sich auch durch weiten Blick und philosophische Auffassung der Verhältnisse vor vielen angesehenen Biologen der Gegenwart aus; er ist stets von der hohen Bedeutung jener wichtigen Beziehungen überzeugt gewesen und hat es in Folge dessen jetzt durchgesetzt, daß ein besonderes zoologisches Laboratorium neben den botanischen Gebäuden errichtet wird. Dieses stattliche, jetzt im Bau begriffene Local wird noch vor Ablauf dieses Jahres den reisenden Zoologen Europa's geöffnet werden; wäre ich ein Jahr später gekommen, hätte ich es mit einweihen können. Es wird zunächst drei Arbeitsplätze für zoologische Untersuchungen jeder Art enthalten, ferner ein Museum, in welchem die einheimischen Thiere von Java gesammelt sind, und zwar vorzugsweise jene Formen, die für die Pflanzenwelt direct und indirect von Bedeutung sind. In erster Linie wird es sich dabei natürlich um die formenreiche Classe der Insecten handeln, deren Hunderttausende von Arten zum größten Theile in bestimmten Beziehungen zu gewissen Pflanzen stehen. Wenn schon in unserem Europa die genaue Kenntniß der nützlichen und schädlichen Insecten für Land- und Forstwirthschaft von höchster Bedeutung ist, so muß das natürlich in sehr erhöhtem Maße hier in Java der Fall

sein, wo die erstaunliche Zeugungskraft der Tropensonne unter den üppigsten klimatischen Bedingungen ebenso in der Thierwelt wie in der Pflanzenwelt die höchsten Aufgaben des organischen Lebens zur Lösung bringt.

Die Fülle von merkwürdigen Thierformen, welche der große Garten von Buitenzorg (ganz abgesehen von jenen wichtigen biologischen Beziehungen) dem Zoologen liefert, ist übrigens schon seit einer Reihe von Jahren von europäischen Naturforschern, die mehrere Monate hier arbeiteten, ausgebeutet worden. So hat namentlich hier Professor Ludwig von Graff (aus Graz) das reiche Material für seine große Monographie der Landplanarien gesammelt. Von meinen eigenen Schülern haben Professor Richard Semon und W. Kükenthal hier gearbeitet. Professor Max Weber aus Amsterdam hat hier vor zwei Jahren mit seiner Gattin Anna Weber van Bosse die Vorbereitungen zu der großen Siboga-Expedition ausgeführt, welche die faunistische Erforschung des ganzen malayischen Archipels während einer langen Fahrt von 12000 Seemeilen (ein ganzes Jahr hindurch) erzielte. Außerdem haben aber auch verschiedene andere Zoologen aus Holland, Rußland, Deutschland, Oesterreich, England ꝛc. bereits den Anfang zu einer näheren Erforschung der überaus reichen Fauna von Buitenzorg gemacht.

Da das neue zoologische Laboratorium noch nicht fertig ist, hatte mir Professor Treub ein besonders geräumiges Arbeitszimmer in demjenigen Theile des großen botanischen Instituts eingeräumt, welcher für das Studium der Pflanzenkrankheiten (Phytopathologie) bestimmt ist. Schon im letzten Frühjahr, als ich den Plan zu meiner Javareise gefaßt und Dr. Treub mitgetheilt, hatte derselbe mich in freundlichster Weise eingeladen, während meiner Anwesenheit in Buitenzorg bei ihm im Garten zu wohnen und längere Zeit das Laboratorium beliebig zu benutzen. Nach Allem, was ich davon bisher gehört und gelesen — und besonders auf Grund der eingehenden Mittheilungen meines Freundes Dr. Ernst Stahl, Professors der Botanik in Jena — hatte ich mir viel, sehr viel von dem hiesigen Aufenthalt versprochen. Ich muß aber jetzt, nachdem ich ihn zwei Monate genossen, bekennen, daß meine hochgespannten Erwartungen in jeder Beziehung nicht allein erreicht, sondern übertroffen worden sind. Schon am ersten Morgen nach meiner Ankunft, als ich am 16. October um 6 Uhr beim herrlichsten Sonnenschein mit Professor Treub den ersten Rundgang durch den schönsten Theil des Gartens machte, überwältigte mich der Eindruck, daß — wenn irgendwo auf der Erde — hier in Buitenzorg der „Garten des Paradieses" in Wirklichkeit zu schauen ist. Alles, was wir seit frühester Jugend in unserer kindlichen Phantasie als „Paradies" uns vorstellen, ist hier in dem „Hortus Bogoriensis" (Bogor ist der malayische Name des Ortes Buitenzorg) verwirklicht: ein prächtiger Garten, voll der mächtigsten Bäume und der schönsten Blumen, voll der köstlichsten Früchte und der herrlichsten Waldpartien — durchströmt von einer Fülle rauschender Bäche, geschmückt mit anmuthigen Teichen, auf denen Seerosen schwimmen — ebenso reich an leuchtenden Sonnenplätzen wie an verschwiegenen Schattengängen, durchzogen von einem Netze der bequemsten Fahrstraßen und Fußwege, mit unvergleichlichen Ausblicken auf die üppigen Frucht-

ebenen von Westjava und die stolzen Vulcankegel, die sich im Süden über ihnen erheben — und das Alles belebt von singenden Vögeln und Scharen bunter, seltsamer Insecten. Dabei herrscht überall Friede und Ruhe (wenigstens scheinbar); das Klima ist in mancher Beziehung geradezu ideal. Selbst die eingeborene Bevölkerung, die man im Garten trifft, der stille, sanfte Malaye mit seinem zurückhaltenden Anstande, paßt zu dem Bilde.

Es würde mir eine Freude sein, wenn ich meinen Lesern nicht allein eine allgemeine Vorstellung von dem wunderbaren Reichthum und der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit des paradiesischen „Bogor-Gartens" geben, sondern auch eine Auswahl von den prächtigen und großartigen Pflanzengestalten desselben ihnen im Einzelnen vorführen könnte. Das wäre aber nur möglich, wenn es anginge, meine Beschreibung durch zahlreiche, gute Abbildungen, Aquarellskizzen und Photographien, zu erläutern; auch würde zum vollen Verständniß ein gewisses Maß von botanischen Kenntnissen vorauszusetzen sein, sowohl in der Systematik und Morphologie der natürlichen Pflanzenfamilien als in der Pflanzen-Geographie und -Physiognomik. Da ich das nicht ohne Weiteres voraussetzen darf, muß ich mich auf allgemeine Wiedergabe der Eindrücke beschränken, mit besonderer Betonung der hohen Bedeutung, welche die ganze Einrichtung und Verwerthung des botanischen Bogor-Instituts neuerdings gewonnen hat.

Uebrigens existirt bereits eine ausgedehnte und werthvolle Literatur über den Garten von Buitenzorg. Die eingehendste Darstellung — populär und wissenschaftlich zugleich — hat Dr. G. Haberlandt (Professor der Botanik in Graz) gegeben. Seine „Botanische Tropenreise" (Leipzig 1893, Engelmann, mit fünfzig Abbildungen, 300 S.) enthält nicht allein sehr lebendige und naturgetreue „indomalayische Vegetationsbilder und Reiseskizzen", sondern auch eine Fülle von trefflichen botanischen Bemerkungen, welche selbst dem Laien die Entstehung und Bedeutung zahlreicher bionomischer Einrichtungen klar machen. — Eine kleinere, recht lebendige und anschauliche Schilderung in französischer Sprache hat der belgische Botaniker Jean Massart aus Brüssel gegeben: „Un Botaniste en Malaisie" (Gand 1895, 200 S., mit vielen Photogrammen). Aber auch in zahlreichen neueren Reisewerken botanischen und zoologischen Inhalts sind Darstellungen des Bogor-Gartens enthalten, alle darin übereinstimmend, daß dieses großartigste botanische Institut nicht nur für alle Theile der Pflanzenkunde, sondern auch für andere Wissenschaften von höchstem Werth und in jeder Beziehung ausgezeichnet organisirt ist.

Am 18. Mai 1892 beging das „Lands-Plantentuin" (wie der officielle Name des „botanischen Landesinstitutes" zu Buitenzorg lautet) unter großer Theilnahme die Feier seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens. Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte der Director Dr. Treub eine officielle Festschrift, die auch in deutscher Uebersetzung erschien[1]). Sie enthält aus der Feder des

[1]) Der botanische Garten zu Buitenzorg auf Java. — Festschrift zur Feier seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens. 432 S. Mit 12 Lichtdruckbildern und 4 Plänen. Leipzig, Engelmann. 1893.

Herausgebers die Festrede über „Die Bedeutung der tropischen botanischen Gärten", und ferner eine sehr interessante „Kurze Geschichte des botanischen Gartens". Dann folgt ein praktischer Führer: „Spaziergänge durch den botanischen Garten", von Dr. Burck, und von demselben eine Schilderung des Herbariums und Museums; von Dr. Janse eine Aufzählung der sehr zahlreichen „Wissenschaftlichen Untersuchungen aus dem botanischen Garten", und endlich noch eine Anzahl kleinerer Mittheilungen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand, die Zusammensetzung und Wirksamkeit des botanischen Bogor-Institutes werden von Dr. Treub neuerdings regelmäßige Bulletins (in französischer) und Verslags (in holländischer Sprache) herausgegeben. Der soeben erschienene „Verslag omtrent den Staat van 's Lands-Plantentuin over het jaar 1899" ist ein stattlicher Band von 242 Seiten. Besonders interessant aber ist die kurze „Notice sur l'état actuel de l'Institut" (40 S.), welche Nr. 1 des neuen Bulletin von 1898 bildet. Hier findet namentlich der europäische Naturforscher, der die Herrlichkeiten des Paradiesgartens mit eigenen Augen schauen und seine botanische Bildung auf eine höhere Stufe erheben will, das Nöthigste über das Institut und die von diesem gebotenen Hülfsmittel, auch sehr nützliche Winke betreffs der Herreise, ihrer Kosten, des Verhaltens im hiesigen Klima u. s. w. Wer aber noch Näheres über diese und andere Verhältnisse von Buitenzorg erfahren will, muß die zahlreichen einzelnen Abhandlungen consultiren, die bereits eine stattliche Zahl von Bänden füllen.

Wenn ich nun versuche, meinen Lesern ein allgemeines Bild von Buitenzorg und seinen wunderbaren Naturschätzen zu geben, muß ich zunächst die prachtvolle Lage des Ortes in einer der schönsten Landschaften der Erde hervorheben. Maßgebend für dieselbe und zugleich bestimmend für das äquatoriale Klima des Ortes ist vor Allem die Erhebung von drei gewaltigen Vulcankegeln, welche im Süden den großartigen Hintergrund der Landschaft bilden: südwestlich der herrliche Kegel des Salak mit seiner fünfzackigen Krone (2253 Meter), südöstlich der gewaltige Pangerango (3000 Meter) und der Gedeh (2962 Meter). Der größte Theil dieser Vulcanriesen ist mit Urwald bedeckt und durchzogen von zahlreichen radialen Schluchten, welche nach allen Seiten in die fruchtbare Hochebene ausstrahlen und ihr reichliche Wasserbäche zuführen. Die jungen Reisfelder dieser Ebene, abwechselnd smaragdgrüne und röthlichbraune Bänder, geben dem Mittelgrund einen idyllischen Reiz, dadurch erhöht, daß überall freundliche, von Palmengärten und Fruchtbäumen umschlossene Dörfer (Kampongs oder Dessas) darin zerstreut liegen. Den Vordergrund der glänzenden Tropenlandschaft aber bilden — je nach dem Standpunkt des Beobachters — näher gelegene Hütten und üppige Gärten oder das tief eingerissene Flußbett des wilden Tjidani. Dieser schlammige, gelbe, reißende Bergstrom begrenzt das höher gelegene Terrain von Buitenzorg im Westen, ein anderer, Tjilinsong, im Osten. („Tji" heißt in sundanesischer Sprache: Der Bach.) Beide Bergwässer kommen eiligen Laufes direct von den nordöstlichen Abhängen des Salak herab und fassen den erhöhten (265 Meter über Meer gelegenen) Landrücken zwischen sich, auf welchem Buitenzorg sich lang hin-

streckt. Der Vordergrund des entzückenden Bildes erhält dadurch einen beständig wechselnden Reiz, daß den ganzen Tag über — besonders aber Morgens und Abends — Hunderte von Malayen und Chinesen sich im Flusse baden, Männer, Weiber und Kinder bunt durch einander. Berühmt ist die Aussicht aus den südlichen „Bergkammern" des Hôtel Bellevue, wo man diesen lustigen Badeplatz unmittelbar zu Füßen hat. Noch schöner aber sind die wechselvollen Landschaftsbilder, wenn man zum Flusse hinabsteigt und, seinem gewundenen Laufe folgend, die prachtvolle Vegetation seiner schattigen Ufer näher ins Auge faßt. Von Strecke zu Strecke führen hohe Brücken über den Tjidani hinweg, von denen man in die düsteren, von dichtester Vegetation erfüllten Schluchten, in deren Tiefe der wilde Bergstrom über mächtige, runde Rollsteine schäumt, hinab blickt.

Die herrliche Lage von Buitenzorg, das gesunde Klima, welches große Vorzüge vor dem von Batavia besitzt, haben die Holländer schon vor mehr als zweihundert Jahren veranlaßt, diesen „Luftkurort" zur Erfrischung aufzusuchen. Wenn man aus der erdrückend heißen und schwülen Atmosphäre von Batavia, verpestet durch die fieberschwangeren Ausdünstungen der schlammigen und sumpfigen Küste, mit der Eisenbahn in anderthalb Stunden nach Buitenzorg hinauf fährt, so fühlt man schon bei der Annäherung an das ferne südliche Gebirge einen frischeren Lufthauch; und oben angelangt, athmet man erquickt die reine, frische Bergluft, welche beständig von den Urwaldschluchten des mächtigen Salak gegen die grüne Hochebene herabströmt. Es war daher sehr begreiflich, daß schon im Jahre 1747 der Generalgouverneur von Niederländisch-Indien seine Residenz von Batavia hierher verlegte und daß sie seitdem beständig hier geblieben ist. Nur bei besonders festlichen Gelegenheiten und officiellen Empfängen fährt der Generalgouverneur, der thatsächlich Vicekönig von Insulinde ist, nach Batavia hinunter.

Das Gouvernements-Palais — gleich allen anderen hiesigen Gebäuden einstöckig, wegen der häufigen leichten Erdbeben — liegt in einem umfangreichen Parke, der von Alleen mächtiger Feigenbäume und schlanker Königspalmen durchzogen, und dessen weite Rasenflächen von Hunderten zahmer Hirsche belebt sind. Dieser Regierungspark bildet die nördliche Grenze des großen botanischen Gartens; die westliche wird durch die breite alte Poststraße (Djalan besar) markirt, in deren Umgebung die meisten europäischen Villen liegen. Im Süden stößt an den Bogor-Garten das abgesonderte Chinesenviertel, in welchem zusammenhängende Reihen von offenen Läden (Tokos) dicht an einander stoßen und sich weithin ausdehnen. Ehe man vom Haupteingang des Gartens — in der Mitte seiner Südseite —, in dieses „Kampong China" eintritt, kommt man auf den großen Marktplatz, welcher täglich (besonders aber Dienstag und Freitag) mit seiner reichen Ausstattung und dem bunten Gewühle seiner Besucher ein höchst unterhaltendes Schauspiel gewährt. Die östliche Grenze des Gartens bildet der tiefer gelegene, von Süden nach Norden strömende Tjilinsong, jenseits dessen sich weithin Reisfelder erstrecken, in blauer Ferne südlich überragt von dem mächtigen Gebirgsrücken des Gedeh und Pangerango.

Der Flächenraum, welchen der so abgegrenzte, fast quadratische Hauptgarten einnimmt, beträgt nicht weniger als 58 Hektar oder 230 Morgen. Dazu kommt nun noch der ausgedehnte Cultur- und Versuchsgarten von Tjikömöh, welcher eine halbe Stunde westlich entfernt liegt und 72 Hektar (280 Morgen) umfaßt; ferner der großartige Gebirgsgarten von Tjibodas (mit 31 Hektar = 120 Morgen). Alle drei Gärten zusammen haben eine Ausdehnung von 161 Hektar = 630 Morgen. Diese gewaltige Fläche wurde neuerdings fast um das Doppelte vermehrt; 1890 wurde ein Urwald angegliedert, welcher an den Berggarten von Tjibodas anstößt und nicht weniger als 283 Hektar (= 1110 Morgen) umfaßt, und in neuester Zeit wurde in der Nähe ein ansehnliches Grundstück für die Cultur von Guttapercha bestimmt. Bei dem hohen Werthe, den neuerdings die Guttapercha für viele technische Zwecke, besonders aber die Fabrikation der marinen Telegraphenkabel erlangt hat, verspricht der Anbau der sie liefernden Palaquiumbäume besonders glänzende Ergebnisse.

Diese gewaltige Entwicklung des Bogor-Institutes sowie die bewunderungswürdige Organisation des großen Ganzen, verdankt dasselbe Professor Treub. Die Anfänge des Gartens waren sehr bescheiden und die Schicksale im Laufe von dreiundachtzig Jahren sehr wechselnd. Als im October 1815 die Generalcommission aus Holland abreiste, um Java aus den Händen der englischen Zwischenregierung zurück zu empfangen, war ihnen als „Director der Landbau-Angelegenheiten" ein deutscher Naturforscher beigegeben, C. G. L. Reinwardt, damals Professor der Chemie und Naturgeschichte am Athenaeum in Amsterdam; er sollte sowohl die naturwissenschaftliche Erforschung der Colonie fördern, als auch über ihre praktische Verwerthung Bericht erstatten. Um beiden Aufgaben vereint gerecht zu werden, schlug Reinwardt bereits am 15. April 1817 die Gründung eines selbständigen botanischen Gartens vor, und noch am selben Tage wurde sein bedeutungsvoller Vorschlag von der Generalcommission genehmigt. Schon einen Monat später, am 18. Mai, wurde die Errichtung des neuen Institutes begonnen und ihm der officielle Name „Lands-Plantentuin" beigelegt, um seine volle Unabhängigkeit von den angrenzenden Parkanlagen des Gouvernements-Palais zu bezeichnen.

In den ersten fünf Jahren wurde durch die eifrige Thätigkeit seines Directors der junge botanische Garten so gefördert, daß er 1822 bei Reinwardt's Rückkehr nach Europa schon über 900 verschiedene Pflanzenarten enthielt. Auch sein Nachfolger, Blume, warf sich mit solchem Eifer auf die systematische Durchforschung der Flora von Niederländisch-Indien und speciell von Java, daß er bereits nach wenigen Jahren 1160 Pflanzenarten als neue Formen beschreiben konnte. Aber dieser viel versprechende Anfang schien von kurzer Dauer zu sein. Schon nach neun Jahren, als Blume 1826 nach Holland zurückkehrte, wurde seine Directorstelle aus Sparsamkeit nicht wieder besetzt und bald darauf sogar die ganze Dotation des Gartens eingezogen; die nothwendigen Regiekosten mußten aus den Mitteln des Gouvernements-Parkes bestritten werden. Ein Decennium hindurch schien die Existenz des Gartens fast vernichtet, und weitere drei Decennien hindurch hatte er den

härtesten „Kampf ums Dasein" zu bestehen, bis ihm endlich im Jahre 1868 seine volle finanzielle und administrative Thätigkeit wieder gegeben wurde.

Zwei mächtige Feinde waren es, welche während dieser vierzig Jahre die freie, selbständige Entwicklung des Gartens beständig bedrohten und bekämpften, der bureaukratische Geist der Regierung und die Eifersucht der Fachgenossen im Heimathlande. Die trefflichen Holländer bewiesen auch hierin wieder ihre Stammeszugehörigkeit zu Deutschland. Was die Regierung betrifft, so waren zwar mehrere Generalgouverneure und deren Intendanten, die sich zunächst zur „Regierung" des Gartens berufen fühlten, seiner Entwicklung wohl gesinnt; Andere hingegen betrachteten ihn bloß als einen angenehmen, schattigen Anhang des Palais-Parkes; und als 1837 endlich sich die Anstellung eines dirigirenden Botanikers neben dem eigentlichen Gärtner als unvermeidlich erwies, wurden beide auf Antrag des Palais-Intendanten, Major Scharten, unter dessen unmittelbaren Befehl gestellt. Thatsächlich blieb nun der botanische Garten dreißig Jahre hindurch unter militärischem Oberbefehl! Viele ähnliche Wunderlichkeiten hat auch die Geschichte wissenschaftlicher Institute in Deutschland zu verzeichnen — in neuerer Zeit nur mit dem Unterschiede, daß man zur „sachverständigen" Leitung den Officieren die Juristen vorzieht, deren hohe formale Bildung ihnen nicht gestattet, die nöthigen materiellen Kenntnisse zu erwerben.

Waren die hochgestellten Gegner im Gouvernements-Palais dem Bogor-Garten schon gefährlich, so erwuchsen ihm noch schlimmere Feinde daheim in Holland; das waren die Professoren der Botanik und die Directoren des großen Reichsherbariums in Leiden. Diese wollten den Buitenzorger Garten lediglich als eine untergeordnete Nebenabtheilung des letzteren betrachtet wissen und alle Ergebnisse seiner Thätigkeit nur in ihren Besitz fließen lassen; alle Verbindungen des Bogor-Gartens mit anderen botanischen Gärten und Instituten sollten aufgehoben, jegliche Selbständigkeit vernichtet werden. Merkwürdiger Weise war es der frühere Director des Gartens, Blume, welcher mit diesen Angriffen energisch begann; sein wissenschaftlicher Gegner, Professor de Vriese in Leiden, setzte sie später in gleicher Weise anhaltend fort.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen war es allein dem Charakter eines einzigen Mannes von untergeordneter Stellung zu verdanken, daß der Bogor-Garten nicht allein am Leben blieb, sondern sogar im Stillen wuchs und sich günstig weiter entwickelte. Dieser merkwürdige und höchst verdienstvolle Mann war J. E. Teijsmann, ein einfacher Gärtnergehülfe, den der Generalgouverneur mit nach Java gebracht und 1831 zum „Hortulanus" ernannt hatte. Er besaß nur sehr geringe allgemeine und botanische Bildung, dafür aber das größte Interesse für das Gedeihen des Gartens, dessen Leitung ihm anvertraut wurde, ferner eine unverwüstliche Gesundheit und Arbeitskraft und rücksichtslose Energie in der beständigen Verfolgung des hohen Zieles, das er sich gesteckt hatte. Nachdem er sich sechs Jahre lang in aller Stille um die Reorganisation des Gartens bemüht hatte, wurde ihm 1837 als „Assistent" der treffliche Botaniker Dr. J. K. Haßkarl beigegeben, von dessen reichen Kenntnissen er täglich zu lernen bestrebt war; und im Verein mit ihm begann er sofort die von ihm angeregte Neuordnung der Pflanzen nach den natürlichen Familien —

eine Einrichtung, die sich bald als höchst fruchtbar erwies. Natürlich mußte bei dieser Umpflanzung eine große Anzahl schöner alter Bäume zum Opfer fallen, zum größten Verdrusse des Generalgouverneurs. Da Teijsmann trotz seines wiederholten Gegenbefehls mit dem nothwendigen Fällen vieler Bäume fortfuhr, fragte er ihn eines Tages: „Wer hat hier zu befehlen, ich oder Sie?“ Prompt antwortete der Hortulanus: „Ich, Eure Excellenz, so lange Sie mich nicht meines Amtes enthoben haben!“ Und er blieb im Amte und führte die begonnene Umgestaltung des Gartens glücklich zu Ende, setzte auch mit zäher Beharrlichkeit und Geduld eine Menge von wichtigen Verbesserungen durch, die für „unmöglich“ galten.

Sehr bezeichnend für den vortrefflichen Charakter von Teijsmann und für die selbstlose Hingabe an den Garten, in dessen Dienste er ein volles halbes Jahrhundert wirkte, ist auch die energische Art, mit der er sich gegen die übermüthigen Angriffe der egoistischen Professoren in Leiden, besonders Blume's und de Vriese's, zur Wehr setzte. Als der Letztere verlangt hatte, daß eine Anzahl leerer Ward'scher Kisten, die er nach Buitenzorg schicken wollte, mit Pflanzen gefüllt zurück kommen sollten, antwortete Teijsmann, „er werde Alles aufbieten, um ihm seine Kisten leer zurück zu senden.“ Und als de Vriese gar das Verbot betrieb, fremde Culturpflanzen aus anderen Erdtheilen in Buitenzorg einzuführen, replicirte Teijsmann: „Es erübrigte sich nur noch, zu befehlen, daß alle früher bereits eingeführten Culturpflanzen, und wäre es auch nur der Caffee, der dem Gouvernement jetzt Millionen einbringt, wieder ausgerottet würden!“

Mit unermüdlichem Eifer setzte Teijsmann länger als dreißig Jahre hindurch in zahlreichen Berichten die Maßregeln auseinander, welche er zur vollständigen Reorganisation des Gartens für nothwendig hielt; und endlich hatte er die Genugthuung, seine unausgesetzten Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen. Nachdem auch der verdiente Botaniker Miquel in Utrecht seine Pläne kräftig unterstützt hatte, wurde 1868 dessen Schüler Dr. R. H. C. C. Scheffer zum neuen Director des Gartens ernannt und diesem zugleich seine volle finanzielle und administrative Selbständigkeit zurück gegeben.

In den zwölf Jahren, in denen Scheffer, Anfangs noch unter der werthvollen Mitwirkung von Teijsmann, die Direction des Bogor-Gartens führte, geschah sehr viel für dessen allseitige Entwicklung, sowohl in wissenschaftlicher als auch in praktischer Beziehung. Das Terrain des Gartens wurde erheblich erweitert und verbessert, die Zahl der europäischen Beamten und der eingeborenen Arbeiter vermehrt, und neue Gebäude wurden errichtet. Zur besseren Aufstellung der Sammlungen und der stattlichen Bibliothek stellte die Regierung das Gebäude des Bergwesens zur Verfügung, das noch heute von den Eingeborenen „Kantor Batu“, das „Steincomptoir“, genannt wird. 1875 wurde das große Terrain für den Cultur- und Versuchsgarten in Tjikömöh, 72½ Hektar umfassend, erworben. Außerdem wurde hier eine besondere Landbauschule errichtet, an welcher sowohl die jungen europäischen Beamten die praktische Cultur der Tropenpflanzen kennen lernen, als auch die Söhne der eingeborenen Bauern und Pflanzer gründliche landwirthschaft-

liche Ausbildung erhalten sollten. 1874 wurden die „Annales du Jardin de Botanique de Buitenzorg“ gegründet, die sich seitdem zu der wichtigsten periodischen Zeitschrift für systematische und allgemeine Tropenbotanik entwickelt haben. Leider wurde aber die Arbeitslast, die mit diesen neuen, großen und verschiedenartigen Aufgaben verbunden war, so schwer, daß sie die Gesundheit des eifrigen, unermüdlich thätigen Dr. Scheffer untergrub; er unterlag schon 1880 — erst sechsunddreißig Jahre alt — einem acuten Leberleiden.

Es war ein großes Glück für die weitere Entwicklung des mächtig aufblühenden Gartens, daß die erledigte Directorstelle sofort einem jungen Botaniker übertragen wurde, der in jeder Beziehung als „der rechte Mann am rechten Orte“ bezeichnet werden muß und der sich in den seitdem verflossenen zwanzig Jahren die größten Verdienste um denselben erworben hat. Die zu einer Commission vereinigten Professoren der Botanik an den holländischen Reichsuniversitäten, die von der Regierung zur Wahl eines passenden Nachfolgers aufgefordert wurden, einigten sich alsbald zum Vorschlage von Dr. Melchior Treub (sprich „Troeb“), damals neunundzwanzig Jahre alt und Assistent an der botanischen Lehrkanzel zu Leiden. Seiner Wahl ist es in erster Linie zu verdanken, daß seitdem der Bogor-Garten nicht nur seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechend sich glänzend weiter entwickelt, sondern auch — weit darüber hinaus! — zu einem wissenschaftlichen Institut ausgebildet hat, das in seiner Art einzig dasteht, zu einem „botanischen Tropeninstitut“ ersten Ranges.

Aus dem Ueberblick über die Geschichte des botanischen Gartens zu Buitenzorg. den Dr. Treub — damals schon zwölf Jahre Director — in der erwähnten Festschrift zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum des „Lands-Plantentuin“ gibt, ersieht man deutlich, wie unter den mannigfaltigen Interessen, die sich an den Garten von Anfang an knüpften, zwei große Auffassungen im Vordergrunde stehen und sich den Vorrang streitig machen: einerseits das theoretische Interesse der wissenschaftlichen Botanik, der hier ein gewaltiges Arbeitsfeld unter den günstigsten Bedingungen sich öffnet, — anderseits die praktischen Zwecke der angewandten Pflanzenkunde, vor Allem der Land- und Forstwirthschaft, die hier in Java, einem der reichsten Tropenländer der Erde, ebenfalls auf ungewöhnliche Erfolge rechnet. Natürlich widersprechen sich die Aufgaben des „Lands-Plantentuin“ nach diesen beiden verschiedenen Richtungen hin in keiner Weise; im Gegentheil sind beide berufen, sich wechselseitig zu stützen und zu fördern. Aber in der Praxis kommt es darauf an, das richtige Gleichgewicht zwischen den Ansprüchen beider Richtungen herzustellen, und in der Vertheilung der reichen Hülfsquellen auf beide den richtigen Mittelweg zu finden. Alle Botaniker, die in den letzten sechzehn Jahren das Lands-Plantentuin besucht und darin gearbeitet haben, sind überzeugt, daß Dr. Treub — gleich bedeutend als theoretischer Botaniker wie als praktischer Gartendirector — jene schwierige Aufgabe in glücklichster Weise gelöst und mit ganz ungewöhnlichem Talent die vielen entgegenstehenden Hindernisse überwunden hat.

Um die vielseitigen Verdienste Dr. Treub's richtig zu würdigen, genügt ein Vergleich des Zustandes, in welchem er 1880 bei seinem Amtsantritt den Garten vorfand, mit demjenigen, welchen er 1892 in der Jubiläumsfestschrift (S. 74—77) schildert, und mit dem Bilde, welches er 1898 von dem gegenwärtigen Zustande in der ersten Nummer des „Bulletin" entwerfen konnte. Die folgenden kurzen, der officiellen „Notice sur l'état actuel de l'Institut" (S. 1—40) entnommenen Mittheilungen werden dem Leser eine ungefähre Vorstellung von der außerordentlichen Bedeutung geben, welche das „botanische Centralinstitut" im letzten Decennium thatsächlich erlangt hat.

Als die vier wesentlichen Bestandtheile jedes großen botanischen Tropeninstitutes betrachtet Treub mit Recht: 1) Wissenschaftliche Laboratorien, ausgestattet mit den Hülfsmitteln der modernen Pflanzenphysiologie und -Morphologie; 2) einen ausgedehnten botanischen Garten, der möglichst vollständiges Material von lebenden Tropenpflanzen jeder Zeit zur Untersuchung liefert; 3) ein großes Herbarium, welches nicht nur die einheimische Flora möglichst vollständig enthält, sondern auch zur Vergleichung diejenige aller anderen Tropenländer und insbesondere die typischen Originalexemplare, welche für die Aufstellung der Species maßgebend gewesen sind; 4) eine Bibliothek, welche sowohl die botanische Literatur möglichst vollständig enthält, als auch die wichtigsten Werke aus den übrigen Gebieten der Naturwissenschaft. Für dieses letztere, sehr wichtige Bedürfniß geschah viel im Jahre 1897, indem reiche Privatleute in Holland eine große Summe für den Neubau eines Bibliotheksgebäudes zusammen schossen, und gleichzeitig die „Koninglijke Natuurkundige Vereeniging" in Batavia den Beschluß faßte, ihre eigene werthvolle Büchersammlung in das neue Local zu übertragen. Diese letztere umfaßte 10800, die erstere gegen 10000 Bände, so daß gegenwärtig die Gesammtzahl bereits über 22000 beträgt, ungerechnet viele Tausend Broschüren und Separatabhandlungen.

Das mit Lesezimmer sehr bequem eingerichtete Gebäude der Bibliothek liegt nicht im Garten selbst, sondern dessen nordwestlichem Eingang gegenüber, an der anderen Seite der großen Poststraße. Ebendaselbst befindet sich das Museum (eine sehr reiche Sammlung von Alkoholpräparaten, Früchten, Holzarten u. s. w.) und das als Originalquelle für Bestimmung und Vergleichung der malayischen Pflanzenarten höchst wichtige Herbarium. Es besteht aus einem großen, umfassenden Generalherbarium, einer „Gartensammlung", welche die im neuen Catalog des Gartens aufgezählten Pflanzen enthält, einer „Laboratoriumssammlung" für den täglichen Gebrauch der daselbst arbeitenden Botaniker, und einem „Herbarium Bogoriense", welches ausschließlich die in der Umgebung wild wachsenden Pflanzen enthält und die Grundlage für die in Publication begriffene „Flora von Buitenzorg" liefert.

Die Laboratorien des botanischen Bogor-Institutes bilden gegenwärtig dessen eigenthümlichsten und wissenschaftlich wichtigsten Bestandtheil. Nachdem im Winter 1883/84 zum ersten Male ein europäischer Botaniker, Graf von Solms-Laubach (jetzt Professor in Straßburg), zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen nach Buitenzorg gekommen war, wurde

für ähnliche Besuche 1885 das erste einfache Laboratorium eröffnet. Jetzt dagegen gibt es bereits ein Dutzend verschiedener Laboratorien, deren ansehnlicher Gebäudecomplex einen weiten Raum in der südwestlichen Ecke des Gartens einnimmt. Alle diese Gebäude (viele mit kleineren Nebengebäuden ausgestattet) sind geräumig, luftig und gut ventilirt, wie es das Tropenklima erfordert, getrennt durch prächtige Baumgruppen und reichlich bewässert durch den rasch fließenden Tjibalokbach, der auch die Teiche des Gartens speist.

Gleich neben dem Haupteingang des Gartens, der an dessen Südgrenze vom Marktplatze in die große Canarienallee führt, liegt das Bureau, in welchem sich die Arbeitsräume des Directors und seiner Beamten befinden, das Archiv und eine kleine Druckerei. Westlich schließt sich daran die Wohnung des Obergärtners (jetzt „Hortulanus" Wigman) und der stattliche Complex der großen Laboratorien. Alle selbständigen Abtheilungen derselben sind besonderen Dirigenten unterstellt: das Laboratorium für europäische Botaniker, welche hier Monate lang anatomische und phylogenetische, physiologische und bionomische Untersuchungen ausführen wollen (vorläufig mit fünf wohl ausgestatteten Arbeitsplätzen) — die Laboratorien für Pflanzenchemie und -Pharmakologie, für Pflanzenkrankheiten und Bakteriologie, für Forstflora und Waldcultur, für das Studium des Caffeebaues und des Tabaks von Deli, endlich für landwirthschaftliche Zoologie, Kenntniß der nützlichen und schädlichen Insecten u. s. w. Dazu kommt nun noch ein vortrefflich eingerichtetes Laboratorium für Photographie und Lithographie (unter Leitung des deutschen Künstlers C. Lang); ferner die räumlich vom Bogor-Garten getrennten großen Laboratorien im Versuchsgarten von Tjikömöh, und im Gebirgsgarten von Tjibodas — letzterer wieder mit vier Arbeitsplätzen und Wohnzimmern für den Besuch europäischer Botaniker. Für den Dienst an diesen umfangreichen Anstalten sind jetzt bereits vierundzwanzig europäische Naturforscher angestellt (meist Holländer); die Zahl der eingeborenen malayischen Diener und Gartengehülfen übersteigt zweihundert.

Der beträchtliche Kostenaufwand, welchen die Erhaltung und Verwaltung eines so großartigen Institutes erfordert, würde durch die regelmäßigen Dotationen der Regierung (gegenwärtig 120000 Gulden jährlich) allein nicht gedeckt werden können. Es ist daher besonders dankbar anzuerkennen, daß nicht nur in Holland eine Anzahl von reichen Privatleuten ihr Interesse an dem Gedeihen des Institutes fortdauernd durch ansehnliche freiwillige Beisteuern bethätigt, sondern daß auch (seit 1893) Gruppen von intelligenten Pflanzern sich zusammen gethan haben, um durch regelmäßige Beiträge die Erhaltung solcher Arbeitsstellen zu ermöglichen, die für ihre großen Culturen von besonderem Interesse sind. Aus diesen Mitteln sind z. B. mehrere der Stellen dotirt, welche für das Studium der Cultur des Caffees, Tabaks, Thees u. s. w. bestimmt sind, insbesondere auch der so verhängnißvollen Pflanzenkrankheiten. Es ist sehr erfreulich, daß auf diese Weise die Nothwendigkeit der innigen Verbindung zwischen der theoretischen Botanik und der praktischen Landwirthschaft immer weiteren Kreisen zu klarem Bewußtsein kommt und dadurch ihre gegenseitige Förderung gesichert wird.

Welchen Umfang in Folge dessen der erhöhte Geschäftsverkehr im Bureau des Bogor-Institutes angenommen hat, geht aus folgenden Thatsachen hervor: im Jahre 1893 wurden 1927 amtliche Briefe versendet, im Jahre 1895 schon 2350 und 1897 endlich 4302. Die Zahl der unentgeltlich an Pflanzer abgegebenen Samenpflanzen, Ableger, Samen u. s. w. stieg in denselben drei Jahren von 1159 auf 1663 und 2294. Der außerordentliche praktische Nutzen des Institutes wird außerdem dadurch illustrirt, daß es täglich von inländischen Landwirthen und Pflanzern besucht und consultirt wird, und daß außerdem zahlreiche Pflanzer aus dem tropischen Afrika und Amerika herüber kommen, um sich an dieser maßgebenden, in ihrer Art einzigen Centralstelle Rath zu holen.

Wenn man die hohen, jährlich viele Millionen betragenden Summen einschätzt, welche die Cultur von Caffee und Thee, Cacao und Tabak, China und Guttapercha, Zimmt und Gewürznelken und von hundert anderen unentbehrlichen Producten der Tropenflora einbringt, so ist es selbstverständlich, daß deren physiologische Kenntniß, die sorgfältige Erforschung ihrer Lebens- und Entwicklungsbedingungen, die scharfe Unterscheidung und Bekämpfung ihrer zahlreichen Feinde, der Pilze, Insecten u. s. w. dem praktischen Pflanzer von höchstem Vortheil sein muß. Nun ist ja schon in unserem gemäßigten Klima der hohe Werth von Forstakademien, Ackerbauschulen und landwirthschaftlichen Versuchsanstalten jetzt allgemein anerkannt; in erhöhtem Maße muß das naturgemäß in der Tropenzone der Fall sein, wo die materiellen Werthe der Erzeugnisse viel höher, die Bedingungen ihrer Gewinnung viel verwickelter sind. Darüber ist im Allgemeinen dem Bekannten nichts hinzuzufügen.

Ganz anders steht es hingegen mit der Frage nach der theoretisch-*wissenschaftlichen* Bedeutung eines solchen großen botanischen Tropeninstitutes. Ist dasselbe wirklich zu dem Anspruche berechtigt, den Dr. *Treub* in seiner Festrede erhebt, als ein neues, höchst wichtiges und unentbehrliches Glied in die Kette der vielen kostspieligen Einrichtungen einzutreten, welche die moderne Botanik für ihren vollständigen Ausbau zur einheitlichen Gesammtwissenschaft erfordert? Ist es wirklich wünschenswerth, daß jedes Jahr europäische Botaniker die weite, mindestens vierwöchentliche Reise nach Java unternehmen, um hier mindestens drei bis vier Monate dem Studium der Tropenflora an Ort und Stelle sich zu widmen? Ist es zu verlangen, daß von europäischen Regierungen und Akademien (wie es in Holland, Deutschland, Oesterreich, Rußland bereits der Fall ist) besondere *Stipendien* errichtet werden, die unbemittelten Botanikern die Hin- und Rückreise nach Buitenzorg, sowie den mehrmonatlichen Aufenthalt daselbst gestatten?[1])

[1]) Die *Kosten hierfür* belaufen sich gegenwärtig auf insgesammt etwa 4000 Mark. Junge Naturforscher, die wenig Ansprüche machen, können aber auch ganz gut auf dem Dampfer die zweite Classe statt der ersten benutzen und dadurch beträchtlich sparen. Ueber die Einzelheiten der Reisekosten hat Dr. *Treub* in der ersten Nummer des „Bulletin“ (1898, S. 30—33) sehr praktische Angaben mitgetheilt.

Ueber diese wichtigen Fragen, die für die weitere fruchtbare Entwicklung des botanischen Centralinstitutes höchst bedeutungsvoll sind, herrscht noch heutzutage nicht allein in den dafür interessirten Kreisen gebildeter Laien, sondern auch in den engeren Kreisen der botanischen Fachmänner eine weitgehende Verschiedenheit der Ansichten. Ich habe mich bemüht, während meines Aufenthaltes in Buitenzorg mir mein eigenes unparteiisches Urtheil darüber zu bilden, und ich will gleich voraus schicken, daß es durchaus zu Gunsten der von Treub ausgesprochenen Ansichten ausgefallen ist. Insbesondere sind es drei verschiedene Gesichtspunkte, die mir für diese Auffassung maßgebend erscheinen, der physiologische, der bionomische und der phylogenetische. Die meisten und wichtigsten Gesichtspunkte, die wir diesen drei Zweigen der wissenschaftlichen Pflanzenkunde entnehmen, sind erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Geltung gelangt, nachdem Charles Darwin (1859) uns über die wahren Ursachen der Erscheinungen des organischen Lebens die Augen geöffnet und in der natürlichen Entwicklung der Formen durch allmähliche Umbildung und gemeinsame Abstammung der Arten den Schlüssel zur Lösung des großen biologischen Welträthsels gefunden hatte.

Wesentlich einfacher erschienen die Aufgaben der Botanik und der Zoologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo beide biologische Wissenschaften zum größten Theil als „beschreibende Naturwissenschaften" galten und ihre Hauptaufgabe in der sorgfältigen systematischen Beschreibung und guten Abbildung aller Pflanzenarten fanden, in ihrer zweckmäßigen Anordnung und Aufbewahrung im Herbarium. Damals — vor hundert Jahren — war es Alexander von Humboldt, der zuerst weitere Kreise für Tropenbotanik zu interessiren wußte. Er hatte auf seinen denkwürdigen „Reisen durch die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes" sehr zahlreiche neue Pflanzenarten entdeckt, die zum Theil durch ihre gewaltige Größe imponirten, zum Theil durch das fremdartige Aussehen ihres Wuchses, durch die Schönheit, Größe und seltsame Form ihrer Blätter, Blüthen und Früchte. In seinen fesselnden „Ansichten der Natur" schilderte er anmuthig den malerischen Reiz dieser prachtvollen Tropenpflanzen; in der „Physiognomik der Gewächse" unterschied er zuerst die verschiedenen ästhetischen Eindrücke, welche die großen Charakterformen der Flora auf uns ausüben; in seiner grundlegenden Pflanzengeographie wies er auf die allgemeinen Gesetze in der Verbreitung der Pflanzenfamilien über die Erdoberfläche hin. Später zeigte er im „Kosmos", welchen Werth die Cultur exotischer Gewächse und die Landschaftsmalerei als „Anregungsmittel zum Naturstudium" besitzen. Einerseits machte er die hohe Bedeutung der Gewächshäuser klar, welche allein es dem Bewohner der gemäßigten Zone ermöglichen, die großartigsten und schönsten Formen der Tropenflora, die Palmen und Baumfarne, die Bambusen und Bananen, die Pandanen und Lianen lebendig zu schauen; anderseits betonte er, daß doch diese künstlich erhaltenen, unter unnatürlichen Bedingungen gezüchteten Bewohner unserer Treibhäuser nur eine schwache Vorstellung von der Pracht und dem Glanze geben könnten, welche dieselben Gewächse unter den natürlichen Entwicklungsbedingungen ihrer tropischen Heimath entfalten. Wie verlockend diese glänzenden

Schilderungen Humboldt's auf jugendlich empfängliche Gemüther wirkten, wie sie in jedem angehenden Botaniker den Wunsch einer Tropenreise entzündeten, das weiß ich aus eigener Erfahrung zu berichten. Als vierzehnjähriger Knabe besuchte ich 1848 zum ersten Male die schönen Gewächshäuser im botanischen Garten bei Berlin und auf der Pfaueninsel bei Potsdam, und etwas später die reizenden Treibhäuser in Moabit, in denen Borsig die schönsten Pflanzenformen der Tropen höchst geschmackvoll hatte zusammen stellen lassen. Da ich damals schon in unserer einheimischen Flora gut bewandert und von Humboldt's Schilderungen begeistert war, reifte in mir sofort der Entschluß, um jeden Preis den Versuch einer Tropenreise zu erstreben — ein Wunsch, der erst dreiunddreißig Jahre später zur Ausführung gelangte.

Wenn nun schon für diese ältere, systematisch-morphologische Botanik damals bereits der Satz feststand, daß nur die eigene lebendige Anschauung der Tropenflora selbst in ihrem Vaterlande uns eine vollkommene Vorstellung von ihrer Eigenthümlichkeit geben könne, so gilt derselbe Satz — freilich erst viel später zur Anerkennung gelangt! — ebenso oder noch mehr auch für die jüngere Wissenschaft der Pflanzenphysiologie, die Lehre von ihren Lebenserscheinungen, von den Functionen ihrer Organe, von der speciellen Thätigkeit ihrer einzelnen Theile. Die viel reichere Entfaltung des Pflanzenlebens, wie sie der verstärkte Einfluß der Tropensonne, des Lichtes und der Wärme, der Ueberfluß an Regen und an Bewegung hervorruft, bedingt eine große Anzahl von eigenthümlichen Lebensthätigkeiten, und von besonderen Organen für dieselben, von denen wir in unserem gemäßigten europäischen Klima entweder gar keine oder nur ganz schwache Andeutungen kennen. Die Untersuchungen von Solms-Laubach, Stahl, Haberlandt, Wießner und vielen Anderen haben neuerdings gelehrt, daß die sorgfältige physiologische Untersuchung der Tropengewächse in ihrer Heimath, verbunden mit Experimenten, — wie sie bisher unter den günstigsten Bedingungen nur in den Laboratorien von Buitenzorg durchzuführen ist —, die wichtigsten Aufschlüsse gibt, nicht allein über viele merkwürdige, nur in den Tropen sich entwickelnde Einrichtungen des Pflanzenlebens in einzelnen Formen, sondern über schwierige, allgemeine Fragen der Pflanzenphysiologie.

Ein wichtiger Punkt verdient hier ganz besonders hervorgehoben zu werden und ist auch von Dr. Treub in seiner Festrede mit gebührendem Nachdruck betont worden. Die zahlreichen sorgfältigen Beobachtungen und experimentellen Untersuchungen, aus denen sich die moderne Pflanzenphysiologie als selbständige Wissenschaft aufgebaut hat, sind zum weitaus größten Theile in Europa an unseren einheimischen Pflanzen angestellt. Diese sind nun sammt und sonders — die einen mehr, die anderen weniger — dem periodischen Wechsel der Lebensbedingungen unterworfen, welcher mit unserem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten nothwendig verknüpft ist. Nur im Sommer entfaltet sich bei uns der weitaus größte Theil des Pflanzenlebens zur vollen Activität, während er im Winter einem mehrmonatlichen, bald kürzer, bald länger dauernden Winterschlafe unterworfen ist. Wenn im Frühjahr die europäische Pflanze zu neuem Leben erwacht, treibt sie zu bestimmten Terminen ihre Blätter, entfaltet ihre

Blüthen und reift ihre Früchte; im Herbst ist die ganze Herrlichkeit vorüber, bei den meisten Arten fallen alle Blätter ab, und kein äußeres Lebenszeichen verräth mehr, daß tief im Innern der Lebenskeim schlummert, der erst im nächsten Frühjahr zu neuer Lebensthätigkeit erwachen soll. Diese allbekannten Erscheinungen, die mit einer Masse von besonderen Anpassungen an den Wechsel der Jahreszeiten verknüpft sind, werden nun in den meisten Lehrbüchern als das normale Pflanzenleben hingestellt. Es wäre dasselbe, wenn man in den Lehrbüchern der thierischen Physiologie das eigenthümliche Leben der Murmelthiere — oder anderer, einem langen Winterschlaf unterworfener Säugethiere — als das normale Paradigma des Mammalienlebens beschreiben wollte. Ein befreundeter Botaniker nannte deshalb die jetzt geltende, von jenem irrthümlichen Gesichtspunkte beherrschte Pflanzenphysiologie die „Marmotten-Botanik". Um boshaften Mißdeutungen vorzubeugen, will ich hinzufügen, daß derselbe damit nicht etwa gewisse Professoren der Botanik mit Murmelthieren vergleichen wollte, sondern die von ihnen als Paradigmen betrachteten nordischen Pflanzen.

Um den richtigen Standpunkt zur naturgemäßen Beurtheilung dieser wichtigen Verhältnisse zu gewinnen, müssen wir einen Seitenblick auf die Geschichte der Pflanzenwelt werfen, und auf die Geologie, die uns in den Versteinerungen die handgreiflichen „Denkmünzen der Schöpfung" in die Hand gibt. Diese lehrt uns nun, daß der Wechsel der Jahreszeiten, den wir von Kindheit an in Europa als Norm betrachten, und die Sonderung der klimatischen Zonen auf unserem Erdball verhältnißmäßig neue Ereignisse in dessen Geschichte darstellen; sie haben sich erst im Laufe der Tertiärzeit entwickelt, im Laufe jener känozoischen Geschichtsperioden, welche nur ungefähr drei Procent von der ganzen Länge der organischen Erdgeschichte bedeuten. In der vorhergehenden Secundärzeit, in der Trias, Jura und Kreide abgelagert wurden, und ebenso in der noch älteren und längeren Primärzeit, macht sich der Zonenunterschied noch nicht geltend; ein gleichmäßig warmes und feuchtes Klima, gleich unserem heutigen äquatorialen, herrschte auf der ganzen Erdkugel vom Aequator bis zu den Polen. Das ergibt sich aus der großen Zahl von versteinerten Palmen und anderen Tropenpflanzen, welche in der mesozoischen (secundären) und theilweise noch in den älteren tertiären Ablagerungen von Grönland und anderen, heute mit Eis bedeckten arktischen Gebieten gefunden worden sind.

Für die ganze Länge der „organischen Erdgeschichte", d. h. jenes ungeheueren Zeitraumes, während dessen sich organisches Leben auf unserem Erdball entwickelt hat, werden von neueren Geologen hundert Millionen Jahre als Minimum angenommen. (Andere schätzen denselben fünf- bis vierzehn Mal so lang!) Davon würden also nur drei Millionen auf die Tertiärzeit kommen, d. h. dreitausend Jahrtausende![1]) Jedenfalls wäre dieser Zeitraum

[1]) Ueber die moderne Berechnung und Schätzung dieser langen geologischen Zeiträume vergleiche die Bemerkungen über die „Kosmologische Perspective" in meinem Buche über „Die Welträthsel". 1900. Capitel I, Anm. 1.

lange genug für die langsame Sonderung der heutigen klimatischen Zonen, die durch die fortschreitende Abkühlung des Erdballs an beiden Polen bedingt wurde. Später, im Beginn der jüngsten Periode, der Quartärzeit, ging diese Abkühlung bekanntlich noch viel weiter und führte die große „Eiszeit" herbei. Schon vor Beginn der letzteren, gegen Ende der Tertiärzeit, hatte das bedeutendste historische Ereigniß stattgefunden, die Entwicklung des Menschengeschlechts aus Menschenaffen der alten Welt.

Die hohe Wichtigkeit der Eiszeit für die stärkere Ausbildung der klimatischen Zonenunterschiede und für die großen, damit verknüpften Wanderungen der Thier- und Pflanzenarten ist jetzt allgemein anerkannt, ebenso der maßgebende Einfluß, den dieselben auf ihre heutige geographische Verbreitung gehabt haben. Dabei wird aber häufig vergessen, daß die tiefgreifenden, damit verknüpften Veränderungen in der Organisation und Lebensweise der Thiere und Pflanzen erst sehr spät entstanden sind. Der lange Winterschlaf unserer nordischen Pflanzen und Thiere, die lange Unterbrechung oder doch Verlangsamung der wichtigsten Functionen, die Beschränkung der Fortpflanzung auf eine bestimmte günstige Periode — das Alles sind späte Anpassungen an die allmähliche Sonderung der Klimazonen, secundäre Abweichungen von den ursprünglichen Verhältnissen, wie wir sie noch heute in der Aequatorialzone antreffen.

Mit Recht sagt Dr. Treub in seiner Festrede: „Die allgemeine Botanik unserer Hand- und Lehrbücher ist zum größten Theile nur diejenige der gemäßigten Zonen, aber nicht die der Tropen." Und doch zeigen diese letzteren die maßgebenden primären, jene ersteren die neuerlich davon abgeleiteten secundären Verhältnisse. Die zahlreichen, daraus entstandenen Irrthümer und schiefen Auffassungen werden erst mit Erfolg berichtigt werden, wenn eine größere Zahl von Botanikern selbst nach Buitenzorg kommt und sich an Ort und Stelle mit eigenen Augen von jener Wahrheit überzeugt.

Leichter einzusehen und allgemeiner anerkannt als diese Bedeutung der Tropenbotanik für die Physiologie ist diejenige für die Bionomie oder „Oekologie". Wir verstehen darunter jenen wichtigen Zweig der Biologie, welcher die Beziehungen der Pflanzen und Thiere zur Außenwelt betrifft, zu ihrem Wohnort, zu den Organismen, mit denen sie zusammenleben, zu ihren Freunden und Feinden, ihren Symbionten und Parasiten. In Deutschland wird diese Bionomie noch häufig als Biologie (im engeren Sinne) bezeichnet, obgleich man diesen umfassendsten Begriff nur in weitestem Sinne gebrauchen sollte, für die Gesammtwissenschaft vom organischen Leben: Anatomie und Physiologie, Bionomie und Chorologie, Ontogenie und Phylogenie — lauter einzelne Wissenschaftszweige, die ebenso in der Botanik wie in der Zoologie und Anthropologie unterschieden werden können.

Die Bionomie der Pflanzen und Thiere in den Tropen ist schon deshalb viel interessanter und lehrreicher als in den gemäßigten Zonen, weil dort im ewigen Sommer die allgemeine Lebensenergie der Organismen ungleich größer und mannigfaltiger ausgebildet ist, als hier, wo der Winterschlaf eine lang dauernde Unterbrechung der Functionen bedingt. Hierüber sagt Treub:

„Die Lebensbeziehungen sowohl zwischen den Pflanzen unter einander als auch der Thierwelt gegenüber bilden an und für sich in den Tropen ein so überaus reiches Forschungsgebiet, daß man sich ohne eigene Anschauung keine richtige Vorstellung davon machen kann. Der Blick auf einen einzigen umgestürzten Baumstamm in unseren Urwäldern, mit der ganzen ‚Flora', die sich an und auf diesem einen Stamme entwickelt hat, lehrt in dieser Hinsicht mehr als die ausführlichsten Beschreibungen. Man erinnere sich nur des Vergleiches halber an die unbedeutende Vegetation von Moosen, Flechten und Algen, die man in Europa an Baumstämmen findet, und an die so spärlich vorkommenden Kletterpflanzen, die in europäischen Wäldern einen schwachen Versuch wagen, den Bäumen Concurrenz zu bereiten. Hier in unseren Tropengegenden repräsentiren die Anpassungen an die eigenthümlichen Lebensbedingungen, welchen die Epiphyten, Schling- und Kletterpflanzen, ebenso wie die Küstenvegetation (Mangroven) ausgesetzt sind, eine Anzahl ebenso neuer als interessanter Forschungsthemen. — Die ganze Pflanzenwelt hat in den Tropen in Folge der größeren Verschiedenheit der Formen und der Umgebung Eigenthümlichkeiten aufzuweisen, die der Flora in den gemäßigten Zonen abgehen. — In tropischen Ländern ist das Arsenal, aus welchem die Pflanzen (und ebenso auch die Thiere) für den „Kampf ums Dasein" ihr Rüstzeug holen, außergewöhnlich reich und viel besser ausgestattet als irgendwo anders, weil die Concurrenten bei diesem Kampfe um so Vieles zahlreicher sind und so viel mehr Verschiedenheiten zeigen. Nirgends wird man sich denn auch eine bessere Vorstellung machen können von der Bedeutung der natürlichen Selection, die uns der große Darwin dargelegt hat."

Eine große Anzahl von interessanten, dafür sprechenden Beispielen hat Haberlandt in seiner „Botanischen Tropenreise" angeführt und illustrirt, besonders in den Capiteln 10—13, welche die Lianen, Epiphyten, Mangroven und Ameisenpflanzen behandeln.

Weniger allgemein bekannt und anerkannt, als diese Bedeutung der Tropenbotanik für die Bionomie, ist diejenige für die Phylogenie oder Stammesgeschichte. Ich darf wohl voraussetzen, daß der geneigte Leser im Allgemeinen über die Aufgaben und Methoden dieses jungen Zweiges der Biologie orientirt ist; ich habe dieselben zuerst 1866 (in meiner „Generellen Morphologie") eingehend zu begründen versucht; ihren Grundgedanken formulirte ich in dem biogenetischen Grundgesetze: „Die Ontogenie ist eine gedrängte Recapitulation der Phylogenie" oder: „Die Keimesgeschichte ist ein kurzer Auszug aus der Stammesgeschichte"; — d. h. die Reihe von Formen, welche jeder einzelne Organismus, während seiner Entwicklung aus dem Ei bis zur vollendeten Ausbildung durchläuft, ist eine kurze, allgemeine Wiederholung der Formen, welche seine Vorfahren im ganzen Verlaufe ihrer Stammesgeschichte durchlaufen haben. Diese Wiederholung ist um so vollkommener, je älter die heute noch lebende Gruppe ist, zu der der betreffende Organismus gehört, je mehr seine ganze Organisation auf der ursprünglichen Bildungsstufe stehen geblieben ist. Deshalb gibt uns z. B. die Keimesgeschichte der ältesten Wirbelthiere (des Amphioxus, der Cyclostomen, der Haifische) wichtigere und sicherere Aufschlüsse über die Abstammung der Säugethiere (mit Inbegriff des Menschen) von jenen ersteren, als es die Ontogenie der letzteren selbst zu thun im Stande ist.

Aehnlich verhält es sich nun auch mit der Entwicklungsgeschichte der Tropenpflanzen; diese haben zum größten Theile die ursprünglichen Verhältnisse der Keimbildung getreuer bewahrt als die Pflanzen der gemäßigten Zone, und sie sind nicht jenen beträchtlichen genetischen Veränderungen unterworfen worden, welche die letzteren bei ihrer Anpassung an die klimatische

Zonensonderung und den Winterschlaf durchmachen mußten. Da die Lebensbedingungen der Pflanzen in der Tropenzone noch heute im Wesentlichen dieselben geblieben sind, wie sie vor vielen Millionen Jahren (in der Primär- und Secundärzeit) auf der ganzen Erde herrschten, so finden wir in deren Keimbildung und Entwicklung noch viele wichtige palingenetische Documente, d. h. unverfälschte „Ursprungszeugnisse", wogegen diese bei nahe verwandten Pflanzenformen der gemäßigten Zone während der Tertiärzeit verloren gegangen und durch irreführende kenogenetische Abänderungen ersetzt worden sind. Wir beobachten daher beim sorgfältigen Studium der Ontogenie vieler Tropenpflanzen (das nur in der Tropenzone selbst in erforderlichem Maßstabe möglich ist) viele bedeutungsvolle Thatsachen, die unmittelbar durch Vererbung von älteren Ahnen erklärt und somit für die Phylogenie des ganzen Stammes verwerthet werden können; bei den nächsten Verwandten derselben in Europa, deren Keimesgeschichte vielfach kenogenetisch verändert ist, würden wir vergeblich nach denselben suchen.

Nun müssen wir uns wieder erinnern, daß die Phylogenie nicht allein an sich ein höchst wichtiger und interessanter Zweig der modernen Biologie ist, sondern daß sie zugleich der ganzen Morphologie und Systematik der Organismen eine neue erklärende Grundlage gegeben hat. Wie schon Lamarck und Darwin mit weitschauendem Blicke erkannten, ist das natürliche System der hypothetische Stammbaum der Thiere und Pflanzen; ihre wahre „Formverwandtschaft" ist zugleich „Stammverwandtschaft". Nun haben zwar die großen Fortschritte der modernen Systematik die Abstammungsverhältnisse vieler größerer und kleinerer Pflanzengruppen befriedigend aufgeklärt; allein über den verwickelten phylogenetischen Zusammenhang derselben (besonders bei den Angiospermen, den höheren Phanerogamen) herrschen doch noch sehr verschiedene Ansichten. Gerade hier ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Ontogenie der Tropenpflanzen, sowohl die eigentliche Keimesgeschichte, die Embryologie, als die spätere Verwandlungsgeschichte, die Metamorphosenlehre) uns noch phylogenetische Aufschlüsse von höchster Wichtigkeit geben wird. Diese sind um so kostbarer, je weniger hier die Paläontologie im Stande ist, die an sie zu stellenden Anforderungen zu erfüllen, je mehr aus den bekannten Gründen die „Versteinerungsurkunde" höchst unvollständig ist und immer bleiben wird.

Fassen wir alle diese Verdienste der Tropenbotanik zusammen, so können wir sagen, daß dieselbe neuerdings für die gesammte allgemeine Pflanzenkunde einen ähnlich hohen, unentbehrlichen Werth erlangt hat, wie für die allgemeine Thierkunde das Studium der niederen Seethiere. Seitdem vor sechzig Jahren Johannes Müller in Berlin zuerst die außerordentliche Bedeutung des letzteren darlegte, seitdem seine zahlreichen Schüler alljährlich auf Reisen an die Meeresküste eine Menge der wichtigsten Entdeckungen machten, ist die marine Zoologie zu einer früher nicht geahnten Bedeutung gelangt. Nur im Meere finden wir noch heute lebend eine große Masse von merkwürdigen und interessanten Thieren, deren vergleichende Anatomie und Ontogenie uns nicht nur die wichtigsten Aufschlüsse über ihre Phylogenie ge-

geben, sondern auch zur klaren Lösung vieler schwierigen und dunklen Fragen der allgemeinen Zoologie geführt hat. Heute gilt kein Naturforscher mehr als „wissenschaftlicher Zoologe", der nicht längere Zeit selbst an der Meeresküste gearbeitet und sich dadurch eine Menge von unentbehrlichen Kenntnissen erworben hat, die auf keinem anderen Wege erlangt werden können.

Sehr erleichtert ist den Zoologen diese Aufgabe seit dreißig Jahren durch die Errichtung zoologischer Stationen an der Meeresküste. Während wir Aelteren bei unseren Reisen an dieselbe genöthigt waren, einen großen Apparat von Hülfsmitteln mitzuschleppen, Kisten mit vielen Büchern und Instrumenten, mit Netzen und Reagentien u. s. w., findet jetzt der moderne junge Zoologe den größten Theil dieses Apparates fertig und bequem vorbereitet in der zoologischen Station vor; erfahrene Fischer sind an dieser angestellt und bringen täglich in Fülle das Arbeitsmaterial, welches wir Aelteren uns mühsam und kostspielig mit eigener Hand erwerben mußten. Auch in anderer Beziehung ist der Nutzen der permanenten zoologischen Stationen so allgemein anerkannt und ihre hohe wissenschaftliche Bedeutung so gewürdigt, daß die meisten europäischen Regierungen feste Plätze an denselben gemiethet und Stipendien gestiftet haben, welche jungen Naturforschern die Mittel zur Reise und zur Benutzung der Plätze liefern.

Mit den botanischen Tropenstationen verhält es sich ganz ähnlich, und es wäre zu wünschen, daß bald die Munificenz der Regierungen und der Akademien durch Stiftung regelmäßiger Stipendien deren Besuch ebenso erleichterte und förderte, wie es mit den zoologischen Marinestationen bereits geschehen ist. Schön wäre es auch, wenn reiche Privatleute diese Bestrebungen unterstützten, wie es in Holland zu Gunsten von Buitenzorg bereits wiederholt und vereinzelt zu ähnlichen wissenschaftlichen Zwecken auch bei uns der Fall gewesen ist. Die Universität Jena wurde so 1886 durch die großartige Schenkung bereichert, welche Dr. Paul von Ritter (in Basel) als Stiftung für phylogenetische Zoologie gründete. Zahlreiche junge Naturforscher haben seither aus deren Erträgnissen nutzbringende Reisen unternommen, und dasselbe gilt von der Stiftung, mit welcher der verstorbene Graf Carl Bose (in Baden) Jena beschenkt hat. Möchten solche glänzende Beispiele doch öfter Nachahmung finden! Wenn aus privaten Mitteln künftig — wie sicher zu hoffen ist! — Stipendien für die Entwicklung und den Besuch der zoologischen Marine- und der botanischen Tropenstationen in größerer Anzahl gestiftet werden, so werden die edelmüthigen Stifter sich durch deren Verknüpfung mit ihrem Namen einen schöneren, fruchtbareren und dauernderen Ruhmestitel erwerben, als durch Errichtung von Standbildern oder durch Häufung von Titeln und Orden.

Bis jetzt ist nun Buitenzorg die erste und einzige „botanische Tropenstation" in obigem Sinne geblieben. Es ist zu vermuthen, daß sie auch dann, wenn andere ähnliche Stationen mit ihr in Concurrenz treten, hinsichtlich ihrer Ausdehnung und ihrer Leistungen die erste bleiben wird. Schon die Wahl des Ortes durch Reinwardt muß als ein überaus glücklicher Griff bezeichnet werden. Denn die Höhe von 265 Meter über Meer, der Wechsel

des reich gegliederten Terrains, die Ueberfülle des Regens und des fließenden Wassers, das feuchtwarme und doch gesunde Klima, die Nähe von Batavia, anderseits im Süden die Nähe der mächtigen Vulcane, welche das Klima in günstigster Weise beeinflussen, ferner der hohe landschaftliche Reiz der wechselvollen Umgebung: diese und noch andere, oben schon erwähnte Verhältnisse vereinigt, geben Buitenzorg einen Werth, der schwerlich von einer anderen botanischen Tropenstation in ähnlicher Weise erreicht werden kann. Dazu kommt nun noch der große Vorsprung, den dasselbe durch seine glänzende historische Entwicklung besitzt, und die Ausstattung mit allen wünschenswerthen Hülfsmitteln, welche es der Munificenz der Regierung und vieler reicher Privatleute sowohl in Holland wie Java verdankt.

Obgleich Buitenzorg nicht im eigentlichen Aequatorialgürtel liegt (zwischen 3° N. und 3° S. von der Linie), sondern südlich 6½° vom Aequator entfernt, kann man doch sein Klima als ein echt äquatoriales bezeichnen, weil eine trockene Jahreszeit ganz fehlt und die mittlere Jahrestemperatur beständig 25° C. beträgt; die Mitteltemperatur des wärmsten Monats, September, 25,5° C., diejenige des kältesten Monats, des Februar, 24,5°. Die Wärmevertheilung ist danach so außerordentlich gleichmäßig, daß die extremen Unterschiede der Monatsmittel nur einen Grad betragen. Die mittleren Jahresextreme betragen 30,1° und 20,9°, so daß die absolute Jahresschwankung sich nur auf 9,2° beläuft. In dem gemäßigten Klima von Mitteleuropa, z. B. von Wien, beträgt die letztere 48° (zwischen 33,5° und — 14,5°). Die Mitteltemperatur des heißesten Monats (Juli) ist in Wien 20,5°, in Berlin 18,8°, in Singapore 26,7° und in Buitenzorg 25,0°. Noch auffallender ist der Unterschied der Temperaturmaxima in diesen Orten; dieselben betragen in Wien 33,5°, in Berlin 33,0°, in Singapore 33,6° und in Buitenzorg 30,1°.

Buitenzorg hat demnach, was den Wechsel der Temperatur betrifft, eigentlich gar keine Jahreszeiten, sondern ununterbrochenen ewigen Sommer. Ebenso, durch die örtlichen Verhältnisse der Lage bedingt, fehlt — wie schon erwähnt — eine eigentliche trockene Jahreszeit ganz, vielmehr herrscht das ganze Jahr hindurch ein hoher Grad von Feuchtigkeit. Die Gesammtmenge der atmosphärischen Niederschläge beträgt im Durchschnitt jährlich 450 Centimeter; was das bedeuten will, begreift man bei dem Vergleiche mit Mitteleuropa, wo die entsprechende Durchschnittsmenge z. B. für unser norddeutsches Tiefland auf 61 Centimeter berechnet ist, für Süddeutschland auf 82, für Oesterreich-Ungarn auf 74 Centimeter; das schöne Salzburg, dessen Regenreichthum so viele Touristen in üblem Andenken haben, bringt es nur auf 116 Centimeter: in Buitenzorg regnet es viermal so viel. Unser immergrüner Paradiesgarten ist demnach einer der regenreichsten Orte nicht nur des malayischen Archipels, sondern der ganzen Erde. Die Gesammtzahl der Regentage im Monat schwankt durchschnittlich zwischen 18 und 24; während des Westmonsuns regnet es oft mehrere Wochen hinter einander täglich und zwar tüchtig! Ein einziger solcher Guß (wir würden bei uns „Wolkenbruch" sagen) liefert bisweilen in wenigen Stunden eine Niederschlagsmenge von 40 bis 100 Millimeter und darüber.

Daß unter diesen außergewöhnlich günstigen Verhältnissen, unter dem vereinigten Einfluß der beständigen Aequatorialwärme und des Regenüberflusses, die Tropenvegetation im Bogor-Garten den höchsten Grad üppigen Wuchses und reicher Entfaltung in jeder Beziehung entwickelt, ist begreiflich. Das „natürliche Treibhaus" zeigt hier seine gewaltige Triebkraft in äußerstem Maße. In der trockenen Jahreszeit, Vormittags, beträgt die relative Luftfeuchtigkeit 80 bis 90 Procent, in der trockensten Stunde, Mittags zwischen 12 bis 1 Uhr, 70 bis 80; wenn aber Nachmittags der übliche Platzregen gefallen ist, steigt sie rasch auf 90 bis 97 Procent und erhält sich auf dieser Höhe die ganze Nacht bis 7 Uhr Morgens, d. h. die Luft ist während zwei Drittel der Tageszeit mit Wasserdampf nahezu gesättigt!

Während des größten Theils des Jahres läuft der tägliche Wechsel von Wärme und Feuchtigkeit im Aequatorialklima von Buitenzorg mit solcher Regelmäßigkeit ab, wie es an wenigen anderen Orten der Erde der Fall ist. Die schönsten Stunden des Tages sind die vier Morgenstunden von 5 bis 9 Uhr; das Erwachen des jungen Tages, die erfrischende Kühle, der Glanz der glitzernden Thautropfen an den Blättern, die im Licht der aufsteigenden Sonne zu funkelnden Diamanten werden, dazu die Entfaltung der zusammengelegten Blätter, das Erwachen der schlafenden Blumenkelche, die munteren Stimmen der Vögel und Insecten — das Alles zusammen genommen ist unbeschreiblich schön! Die Aquarellskizzen und Photogramme, welche ich in diesen goldenen Morgenstunden, theils im Garten selbst und seiner nächsten Umgebung, theils in der weiteren Umgegend von Buitenzorg aufnahm, werden zu den mir liebsten Erinnerungen dieser Javareise gehören.

Um 9 Uhr Vormittags beginnt die hoch aufsteigende Tropensonne ihren mächtigen Einfluß gefahrdrohend zu entfalten, in zunehmendem Maße bis zur Mittagszeit. Es gilt als allgemeine Regel, während dieser heißesten Zeit das Arbeiten im Freien zu vermeiden und im kühlen Zimmer oder Laboratorium zu bleiben; diese Stunden sind (nächst den kühlen Morgenstunden) auch für wissenschaftliche Untersuchungen die beste Arbeitszeit des Tages. Ich versuchte wiederholt, jener zweckmäßigen Regel zu trotzen und bis zur heißesten Mittagszeit im Garten zu sammeln, zu malen und zu photographiren. Diesen Leichtsinn mußte ich mit einer starken Erkältung und rheumatischem Fieber büßen, welches mich fast den ganzen November an das Zimmer fesselte. Von 11 bis 1 Uhr ist gewöhnlich die Hitze am drückendsten; doch entwickeln sich gewöhnlich schon während dieser Zeit die schweren Regenwolken, die von den urwaldbedeckten Vulcanen im Süden heraufziehen. Zwischen 1 und 2 Uhr ist dann gewöhnlich schon der ganze Himmel mit einer düsteren Wolkendecke überzogen, und heftiger Donner beginnt deren Entladung anzuzeigen. Meistens zwischen 2 und 4 Uhr, seltener früher oder später, gehen dann jene colossalen Regenmassen nieder, welche auf das derbe, feste Laubwerk der immergrünen Bäume wie Hagelschauer niederprasseln und in kürzester Frist alle Wege in strömende Gießbäche verwandeln. Wenn nicht im ganzen Garten alle Wege vortrefflich chaussirt oder fest gepflastert wären, und wenn nicht zugleich durch ein sinnreiches System von Abzugscanälen für baldige Entfernung des Wasserüberflusses und

zweckmäßige Bewässerung aller Theile gesorgt wäre, so würde es unmöglich sein, den großen, prachtvollen Garten stets in dem ausgezeichneten Zustande zu erhalten, den wir zu bewundern gezwungen sind.

In den letzten Tagesstunden, zwischen 4 und 6 Uhr, hat meistens der Regen aufgehört oder dauert nur im geringen Maße fort. Dann prangt oft der ganze Garten in üppigster Frische, während Nebelschleier durch die Kronen der hohen Bäume ziehen; oder wenn die Abendsonne noch durch die Wolkendecke bricht, bereitet sie uns ein entzückendes Schauspiel, indem sie Himmel und Wolken mit den glühendsten Farben bemalt, und die triefenden Blätter in den leuchtendsten Reflexen erglänzen läßt. Wenn nun nach Sonnenuntergang rasch die Dämmerung hereingebrochen ist, beginnt das tropische Insectenleben in eigenthümlicher Form seine energische Fülle zu äußern: das tausendstimmige Zirpen und Singen von Cicaden und Grillen erfüllt die Luft, manchmal so dröhnend, daß man in nächster Nähe das Wort des Tischnachbars nicht verstehen kann. Noch unangenehmer sind die fliegenden Insecten, die, durch das Licht der Lampe angezogen, zu Tausenden in unsere Veranda und selbst in das geschlossene Zimmer dringen: geflügelte Ameisen und Termiten, Moskitos und Motten, Cicaden und Heuschrecken. Die Zudringlichkeit dieser ungebetenen Gäste, deren Schwärme oft dichte Wolken bilden, ist so groß, daß man oft das Zimmer völlig schließen muß, trotz der dumpfen Treibhausatmosphäre, und endlich froh ist, bald unter das geschlossene Moskitonetz der riesigen Bettstatt kriechen zu können.

Das tägliche Leben der Europäer in Buitenzorg — und insbesondere die Tageseintheilung der fleißigen Laboranten im botanischen Institute — ist diesen regulären Witterungsverhältnissen durchaus angepaßt. Da die Vormittagsstunden, von Tagesbeginn an, als die werthvollste Arbeitszeit des ganzen Tages geschätzt werden, stehen wir schon um 5 oder $5^1/_2$ Uhr auf, nehmen ein erfrischendes Morgenbad und zur Stärkung eine Tasse Thee oder Caffee. Um 8 Uhr wird das eigentliche Frühstück eingenommen, Caffee, Thee oder Cacao mit ein paar Eiern, nach Bedürfniß auch mit ein oder zwei Fleischschüsseln und einen Nachtisch herrlicher Früchte. Von $8^1/_2$ oder 9 bis 1 Uhr wird fleißig gearbeitet; ich untersuchte während dieser Zeit im Laboratorium das Plankton der Gartenteiche und der Reisfelder, zeichnete neue „Kunstformen der Natur" und sammelte zugleich eine Menge von interessanten Thieren, welche mir täglich die malayischen Gartenarbeiter und deren Kinder brachten; vorzugsweise Insecten und Arachniden (Skorpione und Spinnen), Reptilien (Eidechsen, Schlangen), und Eier derselben auf allen Entwicklungsstufen; ich konnte in wenigen Monaten eine reiche embryologische Sammlung zu Stande bringen, und ebenso eine Collection von jenen seltsamen Insecten der Tropenzone, welche durch „Mimicry" oder mimetische Anpassung die speciellen Formen, Farben und Zeichnungen von Pflanzentheilen (Blätter, Blüthen, Früchte, Zweige) in vollkommenster Weise nachahmen. Die weitaus merkwürdigsten von diesen gehören der Ordnung der Orthopteren oder Schrecken an: grüne Blattschrecken oder „wandelnde Blätter" (Phyllium), Blumenschrecken oder „wandelnde Blumen" (violetten Orchideenblüthen gleich), graue Aststschrecken,

welche völlig dem dürren, mit Flechten bedeckten Aste gleichen, auf dem sie sitzen u. s. w. Zoologen, welche sich in dem neuen Laboratorium des Bogor-Gartens dem Studium dieser und unzähliger anderer bionomischer Wunder widmen, finden hier noch unendlich viel zu thun.

Um 1 Uhr werden die Laboratorien geschlossen, und man begibt sich zum Genusse des Tiffin oder Lunch. Meistens wird dies hier in Form der sogenannten „Reistafel" genossen, bei welcher der grundlegende Reis eigentlich die Nebensache ist, die Hauptsache dagegen die zwanzig bis dreißig verschiedenen pikanten Zuthaten zu demselben, welche aus allen möglichen vegetabilischen und animalischen Körpertheilen mit Hülfe scharfer Gewürze bereitet werden — ähnlich wie in Englisch-Indien das berühmte „Curry and rice", über welches ich in meinen „Indischen Reisebriefen" berichtet habe. Da ich nicht für diese complicirten und meist sehr beliebten Delicatessen schwärme, sondern eine einfache europäische Mahlzeit vorziehe, war es mir sehr angenehm, daß mein liebenswürdiger Gastfreund, Professor Treub, meinen Geschmack theilte und mich statt dessen mit einer ausgezeichneten französischen Küche bewirthete, wie man sie hier selten findet. In der Regel saßen wir dabei plaudernd 1—1½ Stunden zusammen; dann widmeten wir uns der Siesta, die hier allgemein als ein sehr wichtiges Glied in der Stundenkette des Tages betrachtet wird: eine bis zwei Stunden völlige Ruhe des Körpers und Geistes. Durch das heftige Gewitter, das während dessen draußen tobt, wird die behagliche Ruhepause drinnen doppelt angenehm.

Der Nachmittag von 4 bis 6 ist für die Arbeit im Laboratorium nicht mehr geeignet; die Luft darin ist dann drückend schwül und das Tageslicht gewöhnlich viel zu düster, um noch mit dem Mikroskope arbeiten zu können. Ich habe gewöhnlich die Zeit von 3 bis 5 Uhr zum Malen oder zum Schreiben von Briefen oder Reiseerinnerungen benutzt, mich um 4 Uhr durch eine Tasse Thee erfrischt und von 5 bis 6½ oder 7 Uhr einen Spaziergang gemacht. Und wie unvergleichlich sind diese Abendwanderungen, wenn der prasselnde Regen aufgehört hat, die farbigen Wolken am klaren Abendhimmel sich verziehen und die untergehende Sonne ihren vollen Strahlenglanz durch die gefiederten Kronen der Palmen wirft!

Um 6 oder 6½ Uhr wird die Lampe angezündet und die Zeit bis 8 Uhr zum Lesen und Schreiben benutzt. Die Stunde von 7 bis 8 Uhr ist hier auch die allgemeine officielle Besuchsstunde. Man wirft sich dann in den europäischen schwarzen Gesellschaftsanzug, während man Tags über die bequeme, leichte Tropenkleidung trägt: weiße Jacke und Hose von leichtem Baumwollstoff, leichte Strümpfe und Schuhe — keine Cravatte und Halskragen, keine Stulpen und Handschuhe, und wie alle die Marterinstrumente der westlichen Civilisation heißen. Auch die holländischen Damen machen es sich vernünftiger Weise sehr bequem, indem sie nach malayischer Landessitte Tags über nur drei leichte Kleidungsstücke tragen: eine weite weiße Jacke, die Kabaya, den bunten Sarong, ein großes Stück Kattun, das gleich einer Schürze um die Hüften geschlungen wird und bis zu den Füßen herab fällt, und ein paar zierliche Pantöffelchen, in welche die nackten Füßchen (ohne Strümpfe!) gesteckt

werden — alles Andere ist vom Uebel! Erst gegen 5 oder 6 Uhr Abends wird Toilette gemacht, und dann sind auch die europäisch gekleideten Damen bereit, Besuche zu machen und zu empfangen und um 8 Uhr Abends am Diner Theil zu nehmen. Die beiden letzten Abendstunden, von 8 bis 10 Uhr, saß ich gewöhnlich allein mit meinem Gastfreund, Dr. Treub, bei seinem trefflichen Diner, und erfreute mich der stets interessanten Unterhaltung mit diesem ausgezeichneten Naturforscher, der mir erlauben muß, ihm an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank nicht nur für die berühmte „orientalische Gastfreundschaft" zu sagen, die er mir mehrere Monate hindurch in der denkbar angenehmsten Weise gewährte, sondern auch für den hohen Genuß und die vielfache Belehrung, welche ich in solchen Gesprächen mit ihm aus seiner „orientalischen Philosophie" geschöpft habe.

Das neue Directorialgebäude liegt im schönsten Theile des Gartens, nahe der südwestlichen Ecke, an der Stelle, wo die große, den Garten durchziehende Fahrstraße in weitem Bogen aus der ostwestlichen Richtung in die südnördliche übergeht. Das geräumige Haus, einstöckig gleich allen anderen, hat eine schöne, auf Säulen ruhende Vorhalle, aus welcher der Blick über schöne, grüne Rasenflächen auf großblumige Sträucher und prachtvolle Baumgruppen fällt, phantastisch geschmückt mit colossalen Lianen. Den gleichen erfrischenden Blick genieße ich aus dem Vorderzimmer meines Pavillons, welcher durch einen breiten, gedeckten Gang mit der Wohnung des Directors verbunden ist. Zwischen beiden Häusern stehen prachtvolle Bambusgruppen und Palmen, hinter denselben Gruppen von Cocospalmen und den merkwürdigen Schizolobium excelsum, einer Leguminose, die mit ihrer Krone von zierlich doppelgefiederten Blättern auf hohem, schlanken Stamm einer Baumfarn gleicht. Von allen Aesten hängen, gleich dichten, grünen Riesenmänteln und Guirlanden, mächtige Lianen herab, darunter die merkwürdige Zannonia mit ihren kopfgroßen Riesenfrüchten, die, dichtgepackt wie Packete von Postpapier, Hunderte von großen fliegenden Samen mit ein paar Flügeln von dünnem Seidenpapier einschließen.

Wenn wir nun von unserer Wohnung eine kurze Wanderung durch den herrlichen Garten antreten, so kommen wir auf der großen Fahrstraße links zunächst in das alte Quartier der Lianen, in welchem Schling- und Kletterpflanzen der verschiedensten Art ihr tolles Wesen treiben und, von einem Riesenbaum auf den anderen steigend, bald ein undurchdringliches „Djungle" schaffen würden, wenn nicht das Messer des Gärtners beständig Lufträume zwischen ihnen frei hielte. Allen voran stehen die merkwürdigen Rotangpalmen (Calamus), deren dünne, kletternde Stämme das „Spanische Rohr" für unsere geflochtenen Sessel liefern; sie werden mehrere hundert Fuß (im Urwald sogar über tausend Fuß) lang. Die mit Widerhaken besetzten Ruthen, welche von den Mittelrippen ihrer schön geschwungenen Fiederblüthe ausgehen, angeln uns beim Besuche dieses Dickichts die Hüte vom Kopfe und zerreißen unsere Kleider.

Gehen wir nun durch die herrliche Allee von hohen Fächerpalmen (Livistona) an der Westseite des Gartens nach Norden, so treffen wir rechts

die sonnige Parkanlage des Rosengartens, in dessen Mitte eine Granitsäule das Andenken an den hochverdienten Teijsmann lebendig erhält. Das hohe Bambusgebüsch im Hintergrunde beschattet, Trauerweiden ähnlich, den Begräbnißplatz der Generalgouverneure und ihrer Familienmitglieder. Eine stattliche Allee von weißstämmigen Königspalmen (Oreodoxa regia) führt weiterhin zum Palais des Generalgouverneurs mit seiner stolzen Säulenhalle und seinem Kuppelbau. Aus dessen Park führt nördlich eine Allee von mächtigen Waringinbäumen nach der großen Poststraße hinüber; jeder von diesen colossalen Feigenbäumen (Ficus benjaminea) stützt sich auf zahlreiche Luftwurzeln und bildet eine Halle für sich. Obgleich die beiden Baumreihen der breiten Allee weit aus einander stehen, stoßen ihre mächtigen, horizontal von den Stämmen abgehenden Aeste doch in der Mitte zusammen und bilden ein dichtes Schattendach.

Der große Teich, welcher sich südlich vom Regierungspalaste ausdehnt und oben in zwei Arme gespalten ist, bietet eines der schönsten Landschaftsbilder im Garten. Seine spiegelnde Fläche ist theils mit den stacheligen Riesenblättern und weißen Blumenkronen der Victoria regia bedeckt, der gewaltigsten aller Seerosen, theils mit den rothen Blüthen des mythischen Lotos (Nelumbium speciosum), theils mit Seerosen (Nymphaea) von verschiedener Farbe. In der Mitte des Teiches schwimmt eine kleine Insel, die wohl das farbenreichste Palmenbouquet bildet, das man sich denken kann. Ueber bunten Büschen von Croton, Acalypha und Codiaeum erheben sich die schlanken Stämme der zierlichen, rothen Pinangpalme (Cystostachys rendah); ihre scharlachenen Blattstiele und Blattscheiden leuchten schon von Weitem aus dem dunkeln Laub- und Astgewirr hervor, während die Liane Thunbergia grandiflora sich mit ihren großen, violetten Blumenglocken überall durchwindet. Unter den zahlreichen Bäumen, welche die Ufer des großen Teiches säumen, fällt einerseits die hochstämmige Ravenala madagascariensis auf mit ihrer fächerförmigen, in eine Ebene senkrecht stehenden Blätterkrone, andererseits die afrikanische Kigelia pinnata, der seltsame „nubische Derwischbaum" — oder besser „Leberwurstbaum" — denn von den schön geschwungenen Zweigen seiner breiten Krone hängen an meterlangen Schnüren Tausende von großen Früchten herab, die äußerlich an Gestalt, Größe und Farbe täuschend einer appetitlichen Braunschweiger Leberwurst gleichen; sie sind 30—40 Centimeter lang, 8—10 Centimeter dick und mehrere Pfund schwer. Versuchen wir sie anzuschneiden und sie zu kosten, so werden wir freilich bitter enttäuscht; denn das steinharte Fleisch der Frucht schließt viele kleine, harte Samen ein und ist ganz ungenießbar.

Längs des westlichen Ufers des großen Victoriateiches verläuft die berühmte Canarienallee, die geraden Weges zum Haupteingang des Gartens in der Mitte seiner Südseite führt. Der breite Fahrweg ist an beiden Seiten gesäumt mit einer Reihe von ungefähr 160 Prachtexemplaren des Canarium commune, eines mächtigen Baumes aus der Familie der Burseraceen, der aus Ambon stammt und jetzt vielfach als prächtiger Alleebaum angepflanzt wird. Gleich Säulen steigen die lichten Stämme gerade empor, unten gestützt durch

einen starken Sockel, einen Kranz von senkrecht stehenden Bretterwurzeln, die nach allen Richtungen sich ausbreiten. Die helle Rinde der Stämme ist größten Theils dicht bedeckt mit Epiphyten und Kletterpflanzen der verschiedensten Art, meistens Aroideen und Freycinetien, Orchideen und Farnen. Die dichten, dunklen Laubkronen der Stämme treten hoch oben von beiden Seiten in schönem Bogen zusammen und bilden ein gewölbtes Blätterdach, welches nur wenig Licht durchfallen läßt. Die ganze Allee macht den erhabenen Eindruck eines gothischen Domschiffes.

Der ganze östliche Theil des Bogor-Gartens bildet einen Abhang, der sich vom Ostufer des großen Teiches gegen den Tjiliwongfluß hinab senkt. Er ist ebenso wie die westliche Hälfte in viele Quartiere getheilt, welche die natürlichen Familien getrennt erhalten und durch orientirende Aufschriften bezeichnet sind. Von jedem Baume sind in der Regel wenigstens zwei Exemplare neben einander gestellt, von denen das eine auf besonderer Etiquette den Namen der Gattung und Art angibt. Ueberhaupt ist die ganze musterhafte Anordnung des Gartens der Art, daß nicht nur der Botaniker, sondern auch der dilettirende Pflanzenfreund mit leichter Mühe sich selbst zurecht finden und belehren kann, zumal an der Hand jenes von Dr. W. Burck verfaßten Leitfadens, dessen wir als eines Bestandtheiles der Festschrift bereits gedacht haben.

Wenn wir vom unteren (südlichen) Ende des großen Teiches rechts hinabsteigen, gelangen wir bald an ein kleines, kreisrundes Wasserbecken, in dessen Mitte ein Springbrunnen emporsprudelt. An seinem nördlichen Rande erheben sich zwei colossale Gummibäume, die einen eisernen Gartenpavillon beschatten. Auch dieser kleine Teich, rings von mächtigen Bäumen umgeben, ist mit Seerosen geschmückt. Die malerische Scenerie ist von eigenthümlicher düsterer Schönheit. Rechts weiter hinabsteigend kommen wir in das Farn-Quartier, in welchem einerseits die zierlichen Baumfarne — die schönsten aller Pflanzengestalten —, anderseits Farnkräuter mit colossalen Wedeln unsere höchste Bewunderung erwecken. Dazwischen sitzen und kriechen eine Menge von kleineren Farnen, deren zierliche Fiederblattbildung von keiner anderen Pflanze erreicht wird. Dagegen werden wir etwas enttäuscht von dem anstoßenden Orchideen-Quartier, in welchem Hunderte von Arten als Epiphyten an die Stämme von Plumiera angeheftet sind. Die meisten Arten dieser herrlichen Blumen blühen nur selten und kurze Zeit.

Um so großartiger und interessanter ist das nördlich anstoßende Palmen-Quartier, welches sich am östlichen Abhang bis zum Tjiliwongfluß hinabzieht und über fünfzig verschiedene Gattungen dieser Familie — der Fürsten der Gewächse — aufweist. Ehe wir in dasselbe eintreten, bewundern wir noch die großartige Fernsicht aus einem oberhalb gelegenen Pavillon. Der Blick schweift hier über den östlichen Theil des Gartens und die anstoßenden Reisfelder bis zu dem blauen Gebirge im Süden, über welchem sich die mächtigen Vulkanhäupter des Gedeh und Pangerango erheben. Bei der aufmerksamen Wanderung durch das Palmen-Quartier erstaunen wir nicht allein über die Riesengröße, welche der Wuchs aller einzelnen Baumtheile in dieser „Fürsten-

familie" erreicht, sondern auch über die Mannigfaltigkeit, welche sich in der verschiedenen Ausbildung aller einzelnen Theile kundgibt. Das Schema der Palmen, wie wir es uns gewöhnlich von der Dattelpalme oder Fächerpalme abstrahiren, ist zwar höchst einfach: ein ungetheilter Säulenstamm, der oben eine einfache Krone von Fieder- oder Fächerblättern trägt, und zwischen diesen hängen die Trauben der Blüthen und Früchte herab. Aber welche Mannigfaltigkeit in Wirklichkeit, wenn wir die Formen der glatten oder stachelbewehrten Stämme vergleichen, das Gewebe und die Linienführung ihrer geschwungenen Blätter, die Größe, Farbe und Form der Blüthen und Früchte!

Ich würde den Leser gerne noch näher in die verschiedenen Geheimnisse dieses wunderbaren Palmengartens einweihen; ich würde ihn gerne noch in den phantastischen Märchenwald des südlich anstoßenden Pandanaceen-Quartiers einführen oder nördlich in den weit ausgedehnten Zipfel des Gartens, welcher die imposanten Riesenbäume trägt aus den artenreichen Familien der Feigen- und Brotfruchtbäume, der Lorbeern und Casuarinen, der Dipterocarpen und Euphorbiaceen — nicht zu gedenken vieler anderen, kleineren und bescheideneren Familien, die aber doch viel Schönes und Interessantes bieten. Allein ich fürchte, ich habe der Geduld des Lesers mit meinen botanischen Liebhabereien bereits zu viel zugemuthet und muß ihn bezüglich aller weiteren Information auf das schon erwähnte Buch von Haberlandt, die „Botanische Tropenreise", verweisen; er wird hier nicht allein alle wichtigeren Pflanzenformen des Gartens beschrieben und illustrirt finden, sondern auch zahlreiche bionomische Bemerkungen, welche die wunderbaren Anpassungs- und Vererbungserscheinungen der Tropenflora vom Standpunkte der Abstammungslehre aus erklären.

Soll ich in wenigen Worten die Eindrücke zusammenfassen, welche ich während meines mehrmaligen Aufenthaltes im botanischen Centralinstitute von Buitenzorg empfangen habe, so kann ich nur sagen, daß sein Besuch allein die weite und kostspielige Reise von Europa nach Java lohnt. Es bleibt also nur zu wünschen, daß jedem strebsamen, jungen Botaniker die Mittel gewährt werden, sich hier einen reichen Schatz der werthvollsten Anschauungen für das ganze Leben zu erwerben.

Chamberlain und das römische Recht.

Von

B. Matthiaß.

[Nachdruck untersagt.]

Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. Zweite Auflage. Band I u. II. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann (A.-G.). 1900.

Der Wechsel des Jahrhunderts hat Gelehrten und Ungelehrten die äußere Veranlassung zu einer Reihe von literarischen Aeußerungen gegeben, die sich mit den Errungenschaften des vergangenen Jahrhunderts auf den verschiedensten Gebieten beschäftigen. Wohl keiner dieser Schriftsteller hat sich seine Aufgabe so hoch gestellt wie Houston Stewart Chamberlain in seinem oben angezeigten, im Jahre 1898 zuerst erschienenen, jetzt in zweiter Auflage vorliegenden ungewöhnlichen Werk. Er will darin das Erbe an geistiger Cultur feststellen, welches das abgelaufene Jahrhundert von der Vergangenheit übernommen hat. Dieser umfassende Vorwurf führte ihn nothwendiger Weise auch auf die geschichtlichen Grundlagen unseres Staats- und Rechtslebens und so auf das römische Recht.

Um die Auffassungen Chamberlain's über das römische Recht richtig zu würdigen, müssen wir uns die allgemeine Stellung des Verfassers zu seiner Aufgabe vergegenwärtigen. Er äußert sich über diese mit voller Offenheit in dem Vorwort. Er will in seinem Werke zu uns als „ungelehrter Mann" sprechen; „ein Prunken mit Wissen und Belesenheit," sagt er, „würde lächerlich bei einem Manne gewesen sein, dessen Wissen nicht auf die Quellen zurück geht, und dem stets als Ideal vorschwebte, nicht möglichst viel zu lesen, sondern so wenig wie nur irgend thunlich und bloß das Allerbeste." Dem ungelehrten Dilettanten weist er eine wichtige Aufgabe zu: Jeder Gelehrte sei auf ein bestimmtes Wissensgebiet beschränkt; das Wissen gewinne aber immer erst an den Grenzscheiden lebendiges Interesse; daher trieben gerade auch die Gelehrten, indem sie an diesen Grenzscheiden das disparate Wissen zu vereinigen trachteten, einen „versteckten Dilettantismus". Einen gewissen Vorzug verdiene aber der „offene Dilettantismus des Ungelehrten", der auf keinem Gebiete ein Gelehrter sei. Chamberlain nimmt denn auch das Goethe'sche Wort für sich in Anspruch:

„Der geringste Mensch kann complett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt.“ Die Bedenken gegenüber diesem allgemeinen Standpunkte drängen sich von selbst auf: Ist es wirklich möglich, in schwierigen, complicirten geschichtlichen Fragen zu einem befriedigenden Ergebnisse zu gelangen, wenn man lediglich der Literatur folgt und die Quellen nicht kennt? und kann man mit überschauendem Geiste die disparaten Wissensgebiete vereinigen, die entscheidenden Gesammtgesichtspunkte finden wollen, wenn man auf keinem Gebiete ein solides Fachwissen besitzt? Ich möchte diese Frage verneinen. Der offen eingestandene Dilettantismus des Ungelehrten, den Chamberlain uns empfehlen möchte, erinnert bedenklich an die durch keinerlei Sachkenntniß getrübte Objectivität. Trotzdem ist das Werk Chamberlain's lesenswerth, es ist mit warmer Liebe und Begeisterung geschrieben und das Product eines ungewöhnlichen receptiven Talentes. Wir glauben daher auch, daß das Buch viel gelesen ist und gelesen werden wird; ganz besonders wird das Capitel über das römische Recht in Laienkreisen weit mehr gelesen werden als die Werke der gelehrten Gewährsmänner des Verfassers. Gerade dieser Umstand hat mich veranlaßt, mir die Frage vorzulegen: ist das Bild, das Chamberlain dem Laien von der römischen Staats- und Rechtsentwicklung gibt, ein geschichtlich getreues?

Bei der Beantwortung dieser Frage werde ich auf Einzelheiten möglichst wenig, auf die Gesammtauffassung Chamberlain's dagegen tiefer eingehen. Darin, daß die weltgeschichtliche Größe Roms in der Arbeit liegt, die es für die Staats- und Rechtsentwicklung, besonders die Privatrechtsentwicklung, gethan, wird Chamberlain Widerspruch nicht erfahren. Auch darin herrscht wohl allgemeine Uebereinstimmung, daß die Grundlagen dieser Cultur in der Periode der Könige und der Republik gelegt sind. Dagegen müssen wir das Lob, das Chamberlain der Verfassung dieser Periode spendet, als übertrieben ablehnen. Nach Chamberlain hat das Bild dieser Verfassung keinerlei Flecken, ihr Bau keinerlei Schwächen, die alte Verfassung ist von siegreicher Stärke gegenüber allen Angriffen; „einzig eine ganz gewaltige Persönlichkeit,“ ruft er aus, „einer jener abnormen Willenshelden, wie die Welt sie in einem Jahrtausend kaum ein Mal hervorbringt, vermochte es, einen solchen Staat zu Grunde zu richten.“ Dieser Eine ist, nach Chamberlain, Cäsar. Dieser Auffassung Chamberlain's gegenüber steht es m. E. fest, daß die Verfassung des alten römischen Staates schon lange vor Cäsar einer rapideren Auflösung verfallen war, und daß Cäsar hieraus die für die damalige Zeit vielleicht einzig mögliche Consequenz gezogen hat. Um dieses darlegen zu können, muß man sich den Entwicklungsgang der alten Verfassung vergegenwärtigen.

Rom tritt in das hellere Licht der Geschichte, als die Staatenbildung längst vollendet, die Verfassung des Königthums entwickelt war. Die alte römische Tradition, die Rückschlüsse aus der geschichtlichen Zeit und die vergleichende Rechtswissenschaft ergeben uns eine Verfassung des vorköniglichen Roms, die der alten Verfassung der Deutschen durchaus ähnlich ist, nämlich eine *Geschlechterverfassung*, d. h. eine losere Vereinigung von Familienverbänden, an deren Spitze Geschlechtsälteste, Geschlechtsfürsten stehen. Die

Geschlechter verbindet mit einander ein nationales Band. Diese Geschlechter sitzen jedes auf eigenem Gebiete. Dem Geschlecht gehört der Grund und Boden, der einzelne Geschlechtsgenosse hat nur an Haus, Hof und Garten privates Eigenthum. Aus dieser ursprünglichen Verfassung hat sich das Königthum entwickelt. Dieses ist eine Geschlechterverfassung mit monarchischer Spitze. Der Kampf ums Dasein führt zum engeren Zusammenschluß der Geschlechter unter einem König, zunächst vielleicht nur im Kriege, dann dauernd auch für die Zeit des Friedens. Es gelingt einem hervorragenden Geschlechtsfürsten, den dauernden Vorrang vor den übrigen zu erringen. Die unter dem König geeinten Geschlechter bilden den Staat (civitas). Mit dem Königthum ist jedoch die Bedeutung der alten Geschlechter zwar eingeschränkt, aber nicht aufgehoben; denn neben dem König stehen der Senat, d. h. der Geschlechtsfürstenrath, und das Volk, d. h. die Gesammtheit der Geschlechtsgenossen; beider politischer Einfluß beschränkt die königliche Gewalt. Aus der Vereinigung von drei solchen civitates ist der Staat der römischen Königszeit nach der Tradition erwachsen, — wie wir wohl annehmen dürfen, unter dem Drucke kriegerischer Ereignisse. Zu betonen ist, daß in diesem römischen Staate unverändert alles politische Recht des Einzelnen abhängig ist von der Geschlechtsangehörigkeit, daß also die alte Geschlechterverfassung die Grundlage der Staatsverfassung ist. Neben den Staatsvollbürgern, d. h. den Angehörigen der Geschlechter, stehen aber die Bürger ohne Staatsbürgerrecht, die später Plebejer genannt werden. Dieser Bestandtheil des Volkes ist nicht als ein Pöbel aufzufassen, es sind auch nicht unterworfene Ureinwohner, wie etwa die Heloten in Sparta, sondern die Plebejer ergaben sich mit der strengen Organisation des Geschlechtes von selbst. Wer den Anforderungen des Familien- und Geschlechtsrechtes nicht genügt, wie z. B. uneheliche Kinder, die Mitglieder unterworfener, auf römischem Staatsgebiet angesiedelter fremder, wenn auch nationalgleicher Stämme, Ausländer, freigelassene Sklaven und die Nachkommen aller dieser, der tritt nicht in eines der Geschlechter und entbehrt daher des politischen Rechtes. Alle diese Neubürger stehen in Abhängigkeit von den Geschlechtern, sie sind Clienten. Die fortgesetzte kriegerische Action des alten Rom, die beständige Decimirung der Geschlechter durch den Krieg, die durch den Krieg gesteigerten Staatsbedürfnisse mußten dazu führen, daß die Plebejer zum Kriegsdienst und zur Steuerpflicht heran gezogen wurden. Damit ist die Basis gegeben, von der aus der Kampf um die politische Gleichberechtigung von den Plebejern eröffnet werden konnte. In gewisser Weise lief mit dem Interesse der Plebejer das des Königthums gleich. Jede Schwächung der alten Geschlechterverfassung bedeutete für das Königthum einen Zuwachs an Macht. Daher erklären sich die Ueberlieferungen, daß gewisse Könige die Plebejer gegenüber dem Geschlechtsadel bevorzugten, und wenn auch die sog. Servianische Verfassung kaum dem Könige Servius Tullius oder einem anderen Könige ihr Dasein verdankt, so beweist diese römische Tradition doch, daß die Bestrebungen, die alte Geschlechterverfassung zu untergraben, in die Königszeit zurück reichen. In den Kämpfen des Königthums mit den Geschlechtern unterliegt das Königthum. Die Vertreibung der

Könige und die Aufrichtung der republikanischen Verfassung bedeutet in der Tendenz die Herstellung der alten Geschlechterverfassung. Wenn diese Tendenz sich nicht voll verwirklichte, so liegt das vorwiegend darin, daß die Republik den Gegensatz zwischen Geschlechteradel und Plebs übernahm und — austragen mußte. Der Gang dieses inneren politischen Kampfes ist hier nicht weiter zu verfolgen. Sehen wir auf das Resultat, auf die herausgebildete Verfassung der Republik: Die Elemente dieser Verfassung sind der Senat, die Magistratur und das Volk. In allen drei Elementen haben die Plebejer gleiches Recht mit den Patriciern erstritten. Der Schwerpunkt der Verfassung liegt aber nur scheinbar beim Volke; die Volkssouveränetät wird mehr und mehr zu einer reinen Fiction. Der Schwerpunkt liegt beim Senate und der Magistratur. Die Functionen der königlichen Gewalt übernehmen die Magistrate und die Priester. Die Magistrate — von den Priestern wird in einem anderen Zusammenhange zu reden sein — werden zwar vom Volke gewählt und wechseln nach kurzer Amtsdauer. Dieser Umstand darf aber nicht verführen, die Magistratur als politisch minder bedeutend zu beurtheilen; denn die römische Magistratur ist ihrem Wesen nach etwas durchaus Anderes als das heutige Amt. Der römische Magistrat ist Vertreter der Gesammtheit, der Volksgemeinde, aber nicht ein bloßer Vollstrecker ihrer Beschlüsse, der Magistrat ruft vielmehr den Beschluß der Volksgemeinde hervor und vollzieht ihn, und erst in diesen magistratischen Willensacten liegt der Wille der Volksgemeinde, nicht in ihrem Beschlusse. Die Magistratur beruht also auch nicht auf einem Willensact der Gemeinde, — sie ist eine selbständige Institution, durch deren jeweiligen Träger der Gemeindewille zum Ausdruck gebracht und vollzogen wird. Daher geht die Vollmachtsertheilung an diesen Träger nicht von der Gemeinde aus, sondern vom Vormanne im Amte. Dieser ernennt den Nachfolger. Hierbei ist er allerdings an die Befragung des Volkes und dessen Wahl in den Comitien gebunden. Halten wir uns diese grundsätzliche Bedeutung der Magistratur gegenwärtig, so ist die Thatsache, daß die Magistratur von einem durch Staatspraxis geschlossenen Kreise von Familien patricischen und plebejischen Standes ausschließlich mit Beschlag belegt wird, von entscheidendem Gewicht für die Beurtheilung der Verfassung. In dieser Thatsache zeigt sich das Fortleben der alten Geschlechterverfassung. Die politische Prärogative des alten Geschlechteradels ist lediglich erweitert und mit übertragen auf die nicht zum Wenigsten durch Reichthum hervorragenden Familien der Plebs. An die Stelle des alten patricischen Adels tritt der neue, aus Patriciern und Plebejern gebildete Amtsadel, die Nobilität. Die Hochburg dieser neuen Aristokratie ist aber der Senat; denn alle gewesenen Magistrate treten nach Niederlegung des Amtes in den Senat, — ein Grundsatz, der sich sehr bald unter dem natürlichen Gewichte der Ansprüche der Nobilität feststellte. Dieser Senat ist die Centralstelle der inneren und äußeren Staatsregierung. Er ist zwar keine Körperschaft, die bindende Gesetze erlassen könnte, seine Rathschläge und gutachtlichen Aeußerungen haben aber das thatsächliche Gewicht solcher Gesetze. So sehen wir, daß die politische Berechtigung in letzter Linie bei den Adelsgeschlechtern liegt. Sie sind von Haus aus die Vertreter des Reichthums, — das Amt ist für sie

eine weitere Quelle des Reichthums. So wirkt das politische System selbst an der Verbreiterung der Kluft zwischen Reichthum und Armuth. Die Mitwirkung des Volkes tritt mehr und mehr zurück. So sehr auch die Comitien in der republikanischen Periode demokratisirt sein mögen, der Einfluß der ersten Censusclassen, d. h. der Reichsten im Staate, die ja eben mit der Nobilität identisch waren oder doch durch gleiches Interesse ihnen nahe standen, blieb von Rechts wegen gewahrt. Die Verbindung von politischer Vorberechtigung und Reichthum in der Hand der Nobilität führte aber weiter auch zur ungerechtfertigten Beeinflussung der großen Masse der besitzlosen Bürger und drängte die Comitien auch in eine thatsächliche Abhängigkeit von der Nobilität.

Wäre der Staat auf seine alten Grenzen, mit denen er in die Republik eintritt, also auf die Stadt Rom und ein mäßiges weiteres Staatsgebiet beschränkt geblieben, so möchten vielleicht die Vorzüge dieser Aristokratie die Nachtheile dauernd überwogen haben. Das Vorrecht bestimmter Geschlechter auf die Magistratur, die Priesterthümer und den Senatssitz mußte in diesen Familien politische Einsicht zur Tradition werden lassen. In der Magistratur und vollends im Senat erschien ja gewissermaßen der jeweilige Vollbesitz der vorhandenen Staatsweisheit vertreten. Der Gefahr, daß das politische Vorrecht in einseitigem Familien- oder gar persönlichem Interesse ausgebeutet werden konnte, hätte wohl schon die Eifersucht der gleich Privilegirten und die Erwägung des eigenen Vortheils gesteuert, wo der Gemeinsinn versagte. Auch hatte diese Aristokratie etwas Volksthümliches, da ja Niemand anders als durch Volkswahl in das Amt und so in den Senat gelangte. Schon aber, nachdem der Staat sich über diese engsten Grenzen auf die Landschaft Latium und dann über Italien ausgedehnt hatte, erschien das System als völlig unnatürlich, innerlich ungerecht und überlebt. Das ergibt sich aus Folgendem:

Mit der Ausdehnung des Staates wuchs die römische Bürgergemeinde, es traten die Mitglieder der in das römische Bürgerrecht aufgenommenen italischen Gemeinden hinzu. Trotzdem blieb die Magistratur und der Senatssitz bei dem Amtsadel der Stadt Rom, und das Stimmrecht dieser Neubürger in den Comitien wurde schon zur Fiction, so bald die Heimathstadt des betreffenden Neubürgers nur wenige Meilen von Rom entfernt lag. Thatsächlich genossen diese Neubürger politische Rechte nur in ihren Heimathgemeinden, den Municipien, nicht im Gesammtstaate. Hier waren sie, obwohl der Zahl nach unendlich überlegen, nur die von der römischen Aristokratie Beherrschten, während sie an den Lasten, besonders der empfindlichsten Steuer, der Wehrpflicht, mit zu tragen hatten. Und noch viel weniger in den Verfassungsorganismus hinein gezogen erscheinen die Provinzen. Hier herrschte ebenfalls die römische Aristokratie nach kriegsrechtlich-militärischen Gesichtspunkten. Mag man in der alten Verfassung Vorzüge entdecken, so viele man will, es ist eine geschichtliche Unwahrheit, wenn man, wie Chamberlain es thut, leugnet, daß sich diese Verfassung gegen Ende der heidnischen Zeitrechnung völlig überlebt hatte. Die Decke der Verfassung war für den Staatskörper zu kurz geworden. Eine Stadtverfassung konnte nicht genügen als Verfassung eines großen Staates.

Der völlig veränderte Staat bedurfte zu seiner Weiterexistenz einer anderen Form der Verfassung, und es war eine That höherer politischer Einsicht, als Cäsar die Monarchie heraufführte. Trotz Chamberlain war Cäsar der Retter Roms, d. h. des römischen Staates.

Daß Chamberlain durch seine m. E. irrige Auffassung von der Elasticität und fast unverwüstlichen Lebenskraft der alten Verfassung zu einer ebenso einseitigen und schiefen Beurtheilung der Kaiserzeit gelangt, habe ich noch später zu beleuchten. Ein Richtiges scheint Chamberlain hier vorgeschwebt zu haben — durch seine Uebertreibung wird es falsch. Der römische Nationalstaat war dahin, aber er war nicht seit oder gar durch Cäsar's Politik beseitigt. Schon lange vor Cäsar vereinigte der Staat die verschiedensten, durch Nationalität und Culturzustand stark differenzirten Völker. Und wie sah es im Herzen des Staates aus? Man beachte, daß der beständige Krieg, auch der Bürgerkrieg, die altrömischen Familien fortgesetzt decimirte, und daß der Nachwuchs vornehmlich auch aus den aus dem Sklavenstande hervor gegangenen Freigelassenen hervor ging. So ist klar, daß die hauptstädtische Bevölkerung in einer Mischung aus allen möglichen Nationalitäten bestand, in der wohl auch echtes Römerblut sich vererbte, aber wohl kaum überwog. Chamberlain versichert uns mit der ihm eigenen, auf dem Kothurne sich bewegenden Phraseologie: „Rom besaß die Lebenskraft, das Sklavenblut zu adeln, das heißt ihm den bestimmten römischen Charakter mitzutheilen." Soll das nichts weiter heißen, als daß diese nationalfremden Elemente in das traditionelle politische System hinein gezogen wurden, so mag man noch zustimmen, wenn man nur nicht vergißt, daß sich gegen Ende der Republik in der Frage der politischen Gleichberechtigung der Gegensatz zwischen der altrömischen Bevölkerung und den Freigelassenen sehr lebhaft geltend machte. Chamberlain denkt aber offenbar an eine Nationalisirung dieser Elemente, und das kann nur Der behaupten, der von den numerischen Verhältnissen des Sklavenstandes und der Sklavengesetzgebung im republikanischen Rom keine Ahnung hat oder sich gegen diese Kenntniß verschließt.

Chamberlain steht allen diesen geschichtlich verbürgten Thatsachen ohne hinreichende Kritik gegenüber, er sucht uns für eine lichte Größe der alten Verfassung, in der er die besten Garantieen der bürgerlichen Rechte und der Freiheit sieht, zu begeistern, ohne uns die tiefen Schatten zu zeigen. Aber auch wenn wir den Blick vor diesen Mängeln nicht verschließen, besteht für uns die weltgeschichtliche Größe Roms. Wir stimmen Chamberlain völlig zu, wenn er diese Größe nicht in der gewaltigen Expansion und kriegerischen Eroberung sieht, die eine ganz oberflächliche Geschichtsbetrachtung mit allen ihren widerwärtigen Begleiterscheinungen in den Vordergrund rückt, und die weit eher zu einer abfälligen Kritik des Römerthums führen müßte als zur Anerkennung seiner Größe. Die Größe Roms liegt in dem, was es für die Ausbildung der Rechts- und Staatsidee geleistet hat. Das ist der richtige Grundgedanke aller Ausführungen Chamberlain's. Auch in der Durchführung und Begründung dieses Grundgedankens begegnet uns viel Richtiges, aber auch Schiefes, Oberflächliches und, wo seine Schwärmerei für die alte Zeit sich

bemerklich macht, Falsches. Es ist kein Zweifel, daß das römische Volk für das Recht eine einseitige und ganz hervorragende Begabung besessen hat. Diese selbst zu erklären, etwa aus den geographischen Bedingungen, ist unmöglich. Der Einfluß solcher äußeren Bedingungen, der nicht geleugnet werden soll, läßt sich nicht controliren, und schon deshalb müssen wir an der Annahme einer ursprünglichen Begabung festhalten. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß derartige äußere Factoren ja selbst vielfach durch das Volk aus seiner Eigenart heraus geschaffen sind. Vollends müssen wir beim römischen Volke auf eine Beantwortung der Frage nach den Gründen seiner Eigenart verzichten; denn als Rom in die Geschichte eintritt, liegt seine Eigenart scharf entwickelt vor, und mit dem Mittel der Rückschlüsse können wir so feine Fragen der Völkerpsychologie nicht lösen wollen. Auch Chamberlain beschreitet diesen die Phantasie reizenden Weg nicht.

Was war nun aber die unvergängliche Frucht des römischen Volksgeistes? Hier vermögen wir wieder oft ein gutes Stück Weges mit Chamberlain zu gehen.

Es ist selbstverständlich, daß in Rom Recht und Staat nicht erfunden sind. Recht und Staat haben vor Rom und neben Rom existirt; so weit menschliche Gemeinschaften bestanden haben, tritt das Bedürfniß hervor, eine äußere Ordnung für das gedeihliche Zusammenleben der Gemeinschaftsmitglieder zu schaffen. Wohl aber, können wir sagen, hat kein Volk die Nothwendigkeit rechtlicher Ordnung mit solcher Klarheit erkannt.

Die Frucht römischer Eigenart liegt auch für uns nicht darin, daß Rom etwa eine Musterrechtsordnung und Musterstaatsverwaltung mit einem für alle Zeiten und alle Völker maßgeblichen Inhalte geschaffen hätte. Das wäre ein schwerer Irrthum, von dem man sich allerdings nicht immer frei gehalten hat. Auch Chamberlain ist offenbar dieser Ansicht, gelegentlich aber und unbewußt sinkt er doch in diesen Irrthum zurück. Was wir aber sagen können, ist, daß nirgends außer Rom ein so ausschließlicher und beständiger Eifer auf die Gestaltung der Rechtsordnung verwendet ist. Man wird uns diese Thatsache vielleicht zugestehen wollen, aber sie mit der Berufung auf eine eigenartige Begabung des Volkes noch nicht hinreichend erklärt finden. In der That, wenn wir uns darüber klar werden wollen, warum die geistige Arbeit dieses Volkes durch die Jahrhunderte fast ausschließlich dem Rechte gewidmet ist, so erklärt sich diese Thatsache wohl kaum hinreichend aus einer intellectuellen Anlage und Begabung, sondern daraus, daß das römische Volk mit ihr eine tiefe Religiosität verband. Der Römer steht beständig unter der Zucht und Leitung der Götter. Bei jedem wichtigen Schritt im privaten und öffentlichen Leben werden die Haus- und Staatsgötter befragt und geben dem Fragenden Billigung und Mißbilligung durch Zeichen zu erkennen. Heilige Satzung beherrscht das ganze Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft. Jede rechtliche Regelung der Lebensverhältnisse muß sich mit dieser heiligen Satzung abfinden. So entwickelte sich das Recht bei den Römern in engster Verbindung mit ihren religiösen Vorstellungen und dem ethischen Inhalte dieser Vorstellungen. Diese Verbindung lockerte sich, als mit der Steigerung der Cultur die selb-

ständige Aufgabe der Rechtsordnung mehr hervor trat und die Religiosität abnahm. Gelöst ist sie aber in der Zeit des Nationalstaates nicht. Für die römische Rechtsentwicklung ergaben sich hieraus bedeutsame Folgen. Die streng religiöse Richtung der Römer forderte die pünktlichste Befolgung der heiligen Satzungen. Die Kenntniß derselben wurde von Priestercollegien und Brüderschaften bewahrt, gepflegt und fortgepflanzt, es gab also eine Wissenschaft dieser heiligen Satzungen, des jus sacrum. Denselben Kreisen der Priesterschaft ist auch in ältester Zeit die Pflege des weltlichen Rechtes anvertraut. Deshalb tritt uns das römische Recht von vornherein nicht als ein naives Zeugniß des Volksgeistes entgegen, sondern als ein von berufenen Kennern berufsmäßig cultivirtes, wissenschaftlich gepflegtes und angewendetes. Damit war dem römischen Rechte von alter Zeit her die Möglichkeit organischer Entwicklung gesichert, d. h. einer Entwicklung aus sich selbst heraus unter Anwendung der seiner besonderen Natur entsprechenden wissenschaftlichen Methode. Aus der engeren Verbindung von Religion und Recht erwuchs aber auch eine im Volke weit verbreitete Rechtskenntniß. Das Volk kannte das Recht seiner Götter, und von ihm war das weltliche Recht untrennbar.

Die enge Verschwisterung des jus sacrum und des weltlichen Rechtes hat von Anbeginn jede oberflächliche Einschätzung der Rechtsordnung der römischen Auffassung ferngehalten. Für den Römer steht neben der religiösen Ordnung als gleichberechtigte ethische Macht die Rechtsordnung. Damit ist der weltlichen Rechtsordnung die Tendenz gesichert, sich in Uebereinstimmung zu halten mit den allgemeinen ethischen Grundanschauungen, und zugleich der tiefere Grund der Allgemeinverbindlichkeit der Rechtsordnung dem gesammten Volke bewußt.

Endlich hat derselbe Umstand dem römischen Rechte eine wunderbare Stetigkeit der Entwicklung gesichert, die dem langsamen Wachsen der Pflanze vergleichbar ist. Dieses viel angefochtene Bild, das Savigny für die Rechtsentwicklung überhaupt verwendete, ist für die römische Rechtsentwicklung zutreffend; hier ist das Ideal verwirklicht. Gerade diese Erscheinung würden wir kaum aus der besonderen Begabung der Römer für das Recht allein erklären können. Sind eben alle Lebensverhältnisse durch göttliche Ordnung geregelt, sind besonders die Grundlagen des staatlichen und privaten Lebens unter göttlicher Billigung ins Leben gerufen und deshalb heilig, so sind sie auch der Abänderung durch weltliche Satzung entrückt, ein für alle Male festgelegt. Die Ewigkeit der Rechtsordnung ist keine Phrase, sondern Wahrheit. Vorübergehende oder plötzlich auftretende Bedürfnisse vermochten sich in der Rechtsordnung nicht durchzusetzen, erst einem erprobten dringenden Bedürfniß wurde Rechnung getragen, und selbst dann scheuten die Römer davor zurück, die Aenderung offen in neuen Rechtssätzen auszusprechen; sie ließen formell den alten Rechtszustand von Bestand, entzogen ihm aber indirect und successive seine Bedeutung und Geltung. Wir verstehen jetzt, warum die alte, reformbedürftige Verfassung eine so zähe Lebenskraft erwies und so wenig ihren Charakter änderte. Wir verstehen jetzt die Heftigkeit römischer Verfassungskämpfe und manche an sich unbedeutende Eigenthümlichkeit, die der oberfläch-

lichen Betrachtung als verwerflicher Formalismus erscheinen kann, z. B., daß die römische Republik, obwohl sie das Königthum beseitigt hatte, dennoch den König als Schattenkönig, rex sacrificulus, beibehielt. Dadurch beschwichtigte man das Gewissen, nachdem man die Hand an eine geheiligte, von den Göttern inaugurirte Institution gelegt hatte. Die Beständigkeit der Verfassung ist auch dem modernen Staate ein dringendes Bedürfniß, sie wird gesichert dadurch, daß die gesetzlichen Voraussetzungen für die Verfassungsänderungen erschwert werden. Für den Römer ergibt sich die principielle Unabänderlichkeit der Verfassung unmittelbar aus ihrer Heiligkeit. Es ist nun nicht zu verkennen, daß diese hohe, ideale Auffassung nur eben so lange einen Segen bedeutete, als wahre religiöse Empfindung herrschte. Versagte diese Garantie, so mußte sich der Segen gelegentlich in Fluch verwandeln. Die geheiligte Tradition war dann auch die bequeme Schutzmauer, hinter der sich die egoistischen Interessen der herrschenden Kaste vertheidigten, oder der Stützpunkt für destructive Bestrebungen Einzelner. Eines blieb aber dem römischen Volke erhalten als herrlicher Besitz: der Sinn für Tradition; er ist eine wesentliche Seite des römischen Volksgeistes. Daher fehlen auch nach den Zeiten der Republik die sprunghaften Uebergänge im Verfassungsleben. Eine gewaltige Tradition verband das Stadtkönigthum des Romulus mit dem Weltkaiserthum Justinian's.

Auf dem Gebiete des Privatrechts hat aber dieser Sinn für Tradition zweifellos die schönsten Früchte getragen. Das Privatrecht ist bei den Römern viel weniger durch die Gesetzgebung als durch die Praxis, in deren Dienst fast ausschließlich die Rechtswissenschaft thätig ist, entwickelt worden. Wäre die Privatrechtsverwaltung, wie bei uns, einem an das bestehende Recht gebundenen Richter übertragen gewesen, so hätte diesem Richter die römische Scheu vor dem Hergebrachten noch eine besondere Fessel auferlegt. Das Privatrecht wäre wohl eher in einen Zustand der Stagnation als zur freien Entfaltung gelangt. Daß der Hang zum Festhalten an dem Althergebrachten in Rom nicht schädlich wirkte, ist dem Umstande zu verdanken, daß die Privatrechtsverwaltung in den Händen von Magistraten, besonders der Prätoren, lag. Diese überwiesen den vor ihnen anhängig gemachten Rechtsstreit zur Entscheidung an Laien, Geschworene; bei dieser Ueberweisung wurde dem Geschworenen auch die Rechtsnorm gewiesen, nach der er zu entscheiden hatte. Obwohl der Magistrat an das bestehende Recht gebunden und für die Befolgung desselben verantwortlich war, so konnte er doch kraft seiner Amtsgewalt dem Richter Rechtsweisungen ertheilen, die das bestehende Recht abänderten. Diese Rechtsweisungen galten an sich nur für den einzelnen Fall und niemals über das Amtsjahr des Magistrats hinaus. Der Amtsnachfolger übernahm aber diejenigen Rechtsweisungen, die sich bewährt hatten, und in dieser sich fortpflanzenden Ueberlieferung vollzog sich eine gesunde Entwicklung des Rechtes; der ererbte Sinn für Tradition, die Beamtenverantwortlichkeit und die Begabung und Schulung in rechtlichen Dingen — alle diese Factoren wirkten dahin zusammen, daß subjective Reformpläne, sprunghafte Neuerungen ferngehalten wurden; nur ein mit der Aenderung der allgemeinen Lebensverhältnisse unab-

weislich hervortretendes und ein allgemein empfundenes Rechtsbedürfniß konnte den Magistrat veranlassen, mit seinen Rechtsweisungen aus dem Rahmen des bestehenden Rechtes herauszutreten. Der gleiche, subjectiver Speculation abgewandte Geist lebt in der römischen Rechtswissenschaft. In diesen Verhältnissen trat mit der Aufrichtung des Prinzipates nur eine formelle, keine materielle Veränderung ein. Der Rechtsentwicklung bleiben die Kräfte, die ihr in der Republik gewidmet waren, erhalten, nur daß der reiche Schatz erworbenen Könnens und Wissens mehr zur Verfügung des neuen Staatsoberhauptes gestellt erscheint. Diese Centralisirung hat nicht hemmend auf Rechtspraxis und Wissenschaft gewirkt, vielmehr wurde sie zum Schutze der alten Tradition, in deren Dienst sich die besten Kräfte aus dem großen Reiche stellten. Auch auf dem Privatrechtsgebiete haben wir so das gleiche große Bild: Von den Gesetzen des Romulus und den zwölf Tafeln führt eine ununterbrochene Linie bis auf das corpus juris Justinian's.

Fassen wir es zusammen: Eine eigenartige Begabung und ein aus der Tiefe religiöser Anschauung erwachsener starker Sinn für Tradition haben das römische Volk seine besondere Culturaufgabe lösen lassen, die Schöpfung einer auf tiefer sittlicher Grundlage ruhenden, die Lebensverhältnisse der alten Welt umfassenden Staats- und Rechtsordnung.

Finden wir nun das, was ich soeben in Kürze entwickelte, nicht auch bei Chamberlain?

Man wird Chamberlain nicht den Vorwurf machen dürfen, daß er sich mit den tieferen Ursachen der besonderen Culturmission des römischen Volkes und seiner welthistorischen Größe leicht abgefunden hätte. Er sucht diese vielmehr zu ergründen und hat zweifellos Vieles richtig erkannt und gewürdigt, und dennoch glaube ich, daß seine Ausführungen, so großen Einfluß auch der hohe Klang seiner Darstellung auf gläubige Gemüther haben mag, doch für den Kenner der überzeugenden Kraft entbehren.

Am schärfsten müssen wir opponiren gegen die Geschichtsauffassung Chamberlain's, die den Höhepunkt schöpferischer Thätigkeit mit dem Ende der republikanischen Periode als erreicht und, was da folgt, als Niedergang betrachtet. Bleiben wir aber zunächst bei dem, was Chamberlain für die Zeit des Nationalstaates ausführt. Er sucht richtig die Gründe der Größe Roms im römischen Volkscharakter und nimmt für die Römer eine besondere Begabung, einen „Instinct" in Anspruch; er fühlt auch, daß damit nicht Alles erklärt ist und führt deshalb die Größe Roms zugleich auch auf eine sittliche Ueberlegenheit des Volkes zurück, ja er sucht auch die Wurzel dieser sittlichen Ueberlegenheit in der strengen Religiosität, aber er betont das nicht genügend, rückt vielmehr in den Vordergrund die Liebe zur Heimath und zur Familie und die Organisation der Familie. Die Heimathsliebe und der Familiensinn bedürfen doch aber selbst der Erklärung, und es bleibt bei Chamberlain ungeklärt, wie denn aus diesen einzelnen Aeußerungen der Völkerpersönlichkeit und aus der Organisation der Familie allein sich die besonderen Erfolge Roms erklären sollen. Dabei lassen wir es dahin gestellt, ob es überhaupt zutrifft, was Chamberlain behauptet, „daß es vor der römischen keine heilige, würdige und

zugleich praktische Regelung der Ehe- und Familienverhältnisse gab". Sehr viel richtiger spricht Chamberlain von der inneren Kraft, „welche den Römer lehrte, seine Freiheit, seine Rechte, seine Verbindung mit einem Weibe zur Ehe, seine Verbindung mit anderen Männern zu einem Gemeinwesen als etwas Heiliges zu betrachten, als das Kostbarste, was das Leben schenken kann"; und weiter: „Die heilige Scheu, den heiligen Ernst treffen wir in verschiedenen Gestaltungen bei allen Mitgliedern dieser Familie (d. h. der Indogermanen) an; die hartnäckige Kraft der Verwirklichung auf praktischem Gebiete war aber keinem so gegeben wie den Römern."

Das sind ja goldene Wahrheiten, voll verständlich dem Kenner; aber auch dem Laien? Ich fürchte, sie werden ihm verschlossen bleiben, so lange ihm nicht die eigenartige Verschwisterung von Recht und Religion vor Augen geführt wird, wie ich es zuvor versuchte, was eben Chamberlain gänzlich unterläßt.

Den römischen Volksgeist, den Chamberlain mit Recht zur Erklärung heranzieht, nennt er auch „anonyme Volksgröße". Damit verbindet er aber noch einen besonderen Sinn. Er will damit hervorheben, daß in allem römischen Staats- und Rechtsleben persönliche Individualität schöpferisch wenig hervortritt. Was da geschaffen wird, ist Schöpfung der Gesammtheit, nicht Einzelner. Auch hier liegt eine richtige Beobachtung vor, es handelt sich aber wieder nur um eine Folgeerscheinung; die tiefere Erklärung aus der Macht geheiligter Tradition, vor der der individuelle Reformdrang sich beugen muß, bleibt uns Chamberlain auch hier schuldig. Chamberlain übertreibt außerdem; es fehlt im alten Rom keineswegs an den großen, mit schöpferischer Kraft begabten Individualitäten. Diese Uebertreibung beruht aber wieder auf einem ganz unleidlichen Geschichtsdogmatismus. Einen gänzlich paradoxen Satz Gibbon's, daß „die Macht der Könige am wirksamsten in der Zerstörung ist", macht sich Chamberlain zu eigen; er wendet ihn auf alle Politiker an, die über die hinreichende Macht verfügen. Mit vollem Ernste behauptet er, daß es der weise Solon war, der durch die Einführung seiner Verfassung eine gedeihliche Entwicklung des atheniſchen Staates für alle Zeiten unmöglich gemacht hat, indem er an Stelle der historisch gewordenen Eintheilung des Volkes nach Stämmen eine Eintheilung nach Censusclassen, eine Timokratie setzte. Abgesehen davon, daß er die alte Timokratie mit dem Worte „Ehre dem, der Geld hat" keineswegs zutreffend charakterisirt, übersieht er, daß die Bedeutung der Reform Solon's gerade darin bestand, daß er die lose neben einander stehenden Stämme zu einem größeren, widerstandsfähigeren Staate verband. Daß diese große Reform auch Mängel aufwies, wer wollte das leugnen? Alles Menschenwerk bleibt hinter dem Ideal zurück. Zeigte aber auch die sogenannte Servianische Verfassung in Rom, die ja ganz verwandte Motive und Tendenzen aufweist, auch eine Timokratie war, nicht die gleichen Mängel? Sicher war diese Servianische Verfassung das Werk bewußter persönlicher Initiative. Chamberlain müßte diesen Politiker ebenso verdammen wie den Solon. Er spricht sich — ob aus Absicht oder unbewußt, läßt sich schwer sagen — darüber nicht aus. Jedenfalls wäre es mit dem Märchen, daß der alte römische Staat so ganz organisch aus der Eigenart eines schöpferischen Volksgeistes hervor-

gesprossen wäre, vorbei, wenn wir Chamberlain's Urtheil über die Solonische Verfassung auf die Servianische übertragen.

Daß dem summarischen Urtheil Chamberlain's über die großen Politiker auch Cäsar zum Opfer gefallen ist, hob ich schon hervor. Ich glaube in der That, daß von der ganzen Beweisführung Chamberlain's in diesem Punkte nichts übrig bleibt als der Syllogismus: Alle machtvollen Politiker sind am wirksamsten in der Zerstörung, Cäsar war ein machtvoller Politiker, ergo war auch Cäsar am wirksamsten in der Zerstörung. Die unerbittliche Logik drängt Chamberlain aber weiter zu einer Würdigung der nachcäsarischen Staats- und Rechtsentwicklung, die meines Erachtens nicht scharf genug abgelehnt werden kann. Wir würden uns sonst das Verständniß für die Erfolge Roms und seine Culturmission verschließen. Durch Cäsar's Einfluß, sagt Chamberlain, „starb beides, Volk und Instinct, das Werk blieb aber einstweilen bestehen; und in ihm verkörpert die Idee des Werkes;" ferner: „Nach dem Untergange des echten römischen Volkes lebte nun diese Idee — die Idee des römischen Staates — in den Hirnen verschiedener einzelner zur Macht berufener Männer sehr verschieden wieder auf." Er hebt dann hervor, daß bald Kaiser nichtrömischer Nationalität den Thron besteigen, und sagt: „Und doch, die Idee lebte weiter."

Chamberlain's Auffassung läßt sich kurz dahin formuliren: Im Nationalstaate ist Alles herrlich, da pulsirt frische schöpferische Volkskraft — im Kaiserstaate ist Alles im Niedergange, wir sehen nur eine äußerliche und unrömische Fortführung der alten Tradition, es fehlt an jeder schöpferischen Kraft. Der ersten Kaiserzeit will allerdings Chamberlain nicht alle schöpferische Kraft abstreiten, aber auch diese Zeit ist ihm nur eine Zeit der Agonie.

Ich halte dieses Urtheil über die Kaiserzeit für übertrieben. Es erinnert uns das, was Chamberlain sagt, an die beweglichen Klagen des Tacitus über den Wechsel der Verfassung, und Tacitus war gleichfalls ein Freund der Aristokratie überhaupt und besonders der gestürzten römischen. Tacitus hat aber sein Urtheil nicht seiner Vorliebe untergeordnet. Wir brauchen nur mit Tacitus an die in Rom eingetretene Anarchie, an den Niedergang der Sitten und an die ungeheure Ausdehnung des Staates und die Verschiedenheit der im Reiche vereinigten Nationen zu erinnern, um das einseitige Urtheil Chamberlain's richtigzustellen und die Nothwendigkeit der Monarchie einzusehen. Wenn wir unbeirrt durch die häßlichen Begleiterscheinungen diese Epoche prüfen, so finden wir, daß der dem römischen Volke eigene Zug zur Tradition, der freilich aus der Quelle der Religion frische Nahrung nicht mehr empfängt, sich auch weiter bewährt. Die republikanische Verfassung wird ganz allmählich in die monarchische übergeleitet, und wo Chamberlain nur Zerstörung sieht, sehen wir Neuschöpfung und Fortbildung in der Richtung der Tradition. Die Bürgerrechtsverleihung Caracalla's namentlich erscheint mir als ein Act vernünftiger Politik, als eine aus der Zusammensetzung des Staates sich ergebende Nothwendigkeit. Die Maßregel war freilich nicht hinreichend, um dem Riesenstaate organisches Leben einzuhauchen. Aber könnten wir, die wir aus der Geschichte eine größere Anzahl von Verfassungen kennen als die damaligen

Leiter des römischen Staates, aus dem Schatze unserer Kenntniß für das römische Reich, in dem die Culturnationen der alten Welt vereinigt waren, eine geeignete Verfassung empfehlen? Ich glaube kaum. Für derartige Weltreiche, die nur von oben auf die Macht gegründet sind, nicht von unten auf die Einheit des Volkes, gibt es keine befriedigende Verfassung. Daß also die Monarchie in Despotismus ausartete, war die letzte Consequenz des Expansionstriebes, der die Römer schon beseelte, als sie noch Bürger der Siebenhügelstadt waren.

Nicht günstiger lautet das Urtheil Chamberlain's über die Privatrechtsentwicklung in der Kaiserzeit. Chamberlain hebt ja ganz richtig hervor, daß es nicht der materielle Gehalt der römischen Privatrechtsordnung ist, die der Nachwelt als werthvollstes Erbe zugefallen ist, sondern die Privatrechtstechnik. Es ist auch zutreffend, und ich habe schon darauf hingewiesen, daß zur Ausbildung dieser Technik der Grund in Rom schon früher gelegt ist, als die Jurisprudenz bei der Theologie in die Schule ging. Davon abgesehen aber befriedigen die Ausführungen Chamberlain's, wenn ich mich in die Seele eines Laien versetze, am wenigsten. Von vornherein identificirt Chamberlain, indem er seinen Lehrmeister Ihering mißversteht, Recht und Rechtstechnik, dann doch wieder Rechtstechnik und Jurisprudenz. Ich glaube kaum, daß aus Chamberlain's Ausführungen dem Laien irgendwie das klar werden kann, was Rechtstechnik ist und worin die Vorzüge der römischen Rechtstechnik liegen. Dann macht sich die allgemeine Geschichtsauffassung Chamberlain's hier recht lästig bemerkbar. Auch auf diesem Gebiete sucht er die Leistungen der Kaiserzeit herabzusetzen, während doch nichts so sicher ist, als daß die großartige Entwicklung und Verfeinerung der Technik, der ganze Ausbau des Gebäudes in diese Epoche fällt.

Gewiß: der geringste Mensch kann complett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt. Mir sind aber die erheblichsten Zweifel geblieben, ob Chamberlain sich in diesem Capitel über das römische Recht im Rahmen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten gehalten hat. So weit seine Ausführungen von den Fachgelehrten gelesen werden, ist eine Gefahr von ihnen nicht zu befürchten, im Gegentheil, sie können nur zur Nachprüfung anregen. Ist aber eine so subjective, ich möchte sagen, intuitive Geschichtsbetrachtung noch nützlich, wenn sie an den Laien heran tritt? Nach meiner Ueberzeugung liegt in dem Vorgehen Chamberlain's eine ernste Gefahr, gegen die die Fachwissenschaft berufen ist, die warnende Stimme zu erheben.

Die Conföderation der australischen Colonien.

Von
Emil Jung.

[Nachdruck untersagt.]

Mit dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, das nach englischer Zeitrechnung mit dem 1. Januar 1901 begonnen hat, sind die australischen Colonien in ein neues Lebensstadium getreten. Sie sind dem Beispiel gefolgt, das die britischen Colonien Nordamerika's ihnen vor dreiunddreißig Jahren gegeben haben, als diese sich zur „Dominion of Canada" zusammenschlossen, sie haben für sich erreicht, was Cecil Rhodes für ganz Südafrika anstrebte, und in einem „Commonwealth of Australia" die oft einander widerstrebenden Interessen einheitlich zusammengefaßt.

Das ist eigentlich nur eine Rückkehr zu ursprünglichen Verhältnissen. Denn als England, wie Canning es im englischen Parlament aussprach, durch die Colonisirung Australiens eine neue Welt ins Dasein zu rufen beschloß, um das Gleichgewicht der alten nach dem Verlust Nordamerika's wieder herzustellen, und Phillip, der erste Gouverneur der australischen Verbrechercolonie, unter der von ihm im Hafen von Sydney gehißten britischen Flagge mit weit vorschauendem Auge die glänzende Zukunft der neuesten Welt voraussah, lag der ganze Australcontinent vor ihm als ein einziger englischer Besitz, den als solchen zu hüten ihm Pflicht war. Darum wurden Sträflingscolonien angelegt an der Stelle, wo sich heute die Hauptstadt Queenslands erhebt, im äußersten Norden bei Port Essington, im äußersten Südwesten am King George's Sund. In gleicher Weise war Vandiemensland gesichert worden, das nachmals, um den bösen Leumund von sich abzuwenden, den alten, häßlich gewordenen Namen mit dem nach seinem Entdecker gemodelten Tasmania vertauschte.

Außer dieser schönen, grünen Insel schien das Land völlig werthlos, „a howling wilderness", wie es die englischen Seefahrer nannten, und weder die Holländer, die ihm den jetzt halb vergessenen Namen Neu-Holland gaben, noch die Franzosen, an deren emsige Forschung heute so manches Kap und so manche Bucht erinnern, zeigten irgend welche Neigung, sich an den Küsten fest-

zusetzen. Und was von England nach der Botany Bay ging — so nannte man lange Zeit auch bei uns noch die Verbrechercolonie am Stillen Ocean — bestand, wie einer seiner besten Gouverneure es faßte, aus Deportirten oder aus solchen, die es verdienten, deportirt zu werden.

Franz von Holtzendorff hat einmal gesagt, die Deportation nach Australien habe den Beweis geliefert, daß die für unbrauchbar gehaltenen Granitmassen verbrecherischer Bestandtheile eines Volkes so weit verwittern können, um einen Boden zu schaffen, in dem eine reife Cultur Wurzel zu schlagen vermag[1]). Das ist auch eingetroffen, aber die Zahl Derer, „die nicht mehr den Vergleich mit den redlichsten, freien Einwanderern zu scheuen brauchten", war doch gering, und nach der übel berufenen „Botany Bay" wollten redliche Leute selten gehen. So blieb Australien unter der ausschließlichen Verwaltung des in Sydney residirenden Gouverneurs von Neusüdwales.

Da geschah etwas Unerwartetes. Das mißachtete Land, dessen alleinige Nutzbarkeit man in Schaf- und Rinderzucht erblickte, enthüllte sich plötzlich als eines der reichsten der Erde. Als Major Mitchell das heutige Victoria durchzog und wegen der verhältnißmäßigen Schönheit der Landschaft „Australia felix" benannte, ahnte er nicht, wie treffend der Name sei. Denn hier fand man mühelos die reichsten Schätze an Gold, welche die Welt gesehen hat.

Und nun folgte schnell die Auftheilung. Die ganze lange Ostküste mit ihrem weit nach Westen zurückgreifenden Hinterlande wurde in die drei Colonien Neusüdwales, Victoria und Queensland zerlegt, die Mitte, die jetzt von Süden bis zum höchsten Norden, von Meer zu Meer reicht, erhielt den Namen Südaustralien, der Anfangs leidlich paßte, heute völlig verfehlt ist, und der ganze übrig bleibende gewaltige Westtheil sollte fortan Westaustralien heißen.

Damit wurde einem schon lange bestehenden Verhältniß der politische Stempel aufgedrückt. War die Verbindung der drei östlichen Colonien mit einander schon äußerst beschwerlich, so war es der Verkehr mit Südaustralien noch mehr, und der mit Westaustralien, dessen furchtbare Wüsten sich als unüberschreitbares Hemmniß entgegen stellten, konnte überhaupt nur durch die Schiffahrt vermittelt werden.

Nach der Trennung und Abgrenzung wurde das Sonderleben noch einseitiger. Jede der fünf Colonien und auch Tasmania, das als sechste von Neusüdwales losgelöst worden war, erhielt ihre eigene Verfassung mit Oberhaus und Unterhaus, einem verantwortlichen Ministerium und dem von England herüber gesandten Gouverneur als Spitze. Die Verfassungen waren, wie man sieht, Nachahmungen der englischen, aber, wie es die Umstände geboten, in einem Punkte verschieden, in der Zusammensetzung des Oberhauses. Eine Geburtsaristokratie gab es in Australien nicht und konnte es nicht geben; was sich dort an der Oberfläche zeigte, das gehörte meist zu der Schar der „schwieligen Hände", die ihr Glück aus den Tiefen der Erde geholt hatte, oder zu jener nicht minder erfolgreichen Classe von Schankwirthen, die ihren

[1]) Die Deportation als Strafmittel. Berlin 1859.

Reichthum dem Leichtsinn und der Trunksucht glücklicher Goldgräber und dem eigenen weiten Gewissen verdankten. Man nahm einmal in Neusüdwales den Anlauf, eine erbliche Pairskammer zu schaffen, aber bei diesem Anlauf blieb es, man sah bald davon ab.

Immerhin ist in der Zusammensetzung der Parlamente von Neusüdwales und Queensland noch etwas Conservatismus geblieben, denn in diesen beiden Colonien werden die Mitglieder des Oberhauses von der Krone, das ist vom Gouverneur, auf Lebenszeit ernannt. In Queensland zahlt man ihnen 300 Pfd. Sterl. jährlich, in Neusüdwales, wo die Zahl der Mitglieder unbeschränkt ist, erhalten sie keinerlei Vergütung, ebenso wenig in Victoria; hier werden sie aber, wie in den übrigen Colonien, direct von der besitzenden Classe gewählt, die Grenze ist freilich ziemlich niedrig gezogen. Zu den Wahlen für das Unterhaus sind alle Männer, in Südaustralien auch selbständige Frauen, im Mindestalter von einundzwanzig Jahren berechtigt; die Mitglieder erhalten, seit Kurzem auch in Westaustralien, Zahlungen, die in den einzelnen Colonien zwischen 300 und 100 Pfd. Sterl. schwanken.

So ist die ganze staatliche Organisation eine durchaus demokratische, sie blieb auch lange eine centrifugale, und ließ sich einmal in Victoria oder Südaustralien eine Stimme hören, die zur Zusammenfassung aller Colonien unter einer monarchischen Spitze rieth — man dachte an einen jüngeren Prinzen des königlichen Hauses — so begegnete ein solcher Vorschlag allseitiger Ablehnung. Wenn die Australier auch an kein Zerreißen des Bandes dachten, das sie mit der alten Heimath verknüpfte, so waren sie doch einer monarchischen Staatsform durchaus abgeneigt; blieb die Zustimmung der Krone, die unter der Regierung der Königin Victoria keinem von dem englischen Parlamente gefaßten Beschluß je gefehlt hat, den australischen Parlamentsbeschlüssen einmal versagt, so ließ man sich dadurch nicht beirren. Vergebens hat die englische Gesetzgebung die Eheschließung des Wittwers mit der Schwester der verstorbenen Frau als zu Recht bestehend nicht anerkannt und den dahin gehenden Beschlüssen australischer Parlamente stets ihr Veto entgegen gestellt. Eine Rückkehr in die alte Heimath bleibt für solche Ehegatten und deren Kinder freilich ausgeschlossen, da die Ersteren dem Strafgesetz, die Letzteren aber dem Makel der Illegitimität verfallen würden.

Mit der territorialen Trennung ging die wirthschaftliche Hand in Hand. Jede der sechs Colonien legte sich nach den eigenen finanziellen Bedürfnissen ein Zollsystem zurecht, wie es ihr am besten dünkte, ohne sich um die andern zu kümmern. Bei der Anlage von Eisenbahnen nahm man keine Rücksicht auf die Spurweite in den Nachbar-Colonien, obwohl man den Rath Gladstone's, des damaligen Colonialministers, eingeholt hatte, der aber nirgends befolgt wurde. Die Australier hatten darum weder damals noch in späteren Fällen ein Recht, sich über den nicht immer freundlichen Ton zu beklagen, den sie von Downingstreet vernahmen. Wenn eine Deputation, die vom Earl Grey nicht Alles erlangen konnte, was sie ungebärdig forderte, die Drohung ausstieß, man fühle sich stark genug, des Gängelbandes Englands zu entrathen, so wurde ihr prompt die gelassene Antwort zu Theil, in solchem Falle dürften die Au-

stralier auf jede Hülfeleistung Seitens des Mutterlandes rechnen, ihre Absichten zu verwirklichen.

Thatsächlich meinte es keine der beiden Parteien ernsthaft. An einen Abfall von England dachten die australischen Colonisten durchaus nicht. Und wenn auch die liberale Partei im englischen Parlament die Colonien, nicht allein die australischen, als eine schwere Bürde bezeichnete, deren man sich entledigen müsse, sobald die Zeit für beide Theile gekommen sei: die Conservativen glaubten niemals daran. Welchen Gefahren würden die Colonien ausgesetzt sein, wenn England nicht schützend seine Hand über ihnen ausbreitete! Denn noch standen die australischen Colonien völlig isolirt neben einander. Der Gedanke, daß sie nur durch Einigkeit stark sein könnten, daß das Bündel der Fasces nur darum unzerbrechlich sei, weil ein starkes Band sie umschlingt, daran erinnerten sie sich nicht. Eine Einigung zwischen den oft einander eifersüchtig widerstrebenden Elementen war nicht zu erzielen. Selbst als nach Abzug des bisher in den Hauptstädten stationirten englischen Militärs die Colonisten Freiwilligen-Corps bildeten, dachten sie nur an die Vertheidigung des eigenen Gebietes, und bittere Fehde entzweite oft Neusüdwales und Victoria wegen der Zollerhebung auf der Beiden gemeinsamen Strecke des Murrayflusses.

Zwischen diesen Colonien bestand schon längst heftige Eifersucht, wie sie der Mann mit geschichtlicher Tradition gegen den Parvenu empfinden mag. Als Victoria 1857 mit dem Plan einer Conföderation an die anderen australischen Colonien herantrat, wurde dieser Vorschlag sehr kühl aufgenommen[1]). Und als 1860 Delegirte von Neusüdwales, Victoria, Südaustralien und Tasmania zur Berathung über einen vom Ministerium für Victoria aufgesetzten Verfassungsentwurf sich in Melbourne zusammenfanden, kam man zu keinem Entschluß. Vielleicht weil Victoria für sich die Führung beanspruchte. Es stand damals auf der Höhe seiner Prosperität, allen anderen australischen Colonien weit voran an erster Stelle, die es in den letzten Jahren an das alte Stammland Neusüdwales hat zurückgeben müssen.

Danach schlummerte der Gedanke an einen festeren Zusammenschluß völlig ein. Jede Colonie ging ihre eigenen Wege, hatte ihren besonderen Vertreter bei der englischen Regierung in London und fuhr fort, die Nachbargebiete in derselben Weise zu behandeln wie das Ausland. Ein Zusammengehen erfolgte nur selten. So als man eine gemeinsame Flotte unter englischer Führung zur Vertheidigung der australischen Küsten aufstellte; als man sich mit England in die Subventionen mehrerer Dampferlinien theilte; als Victoria und Neusüdwales mit Queensland eine Summe für die Verwaltung des südöstlichen Neuguinea auf mehrere Jahre bewilligte.

Inzwischen hatte sich durch die rastlose Agitation Sir Rawson W. Rawson's und seiner politischen Freunde die „Imperial Federation League" gebildet, mit dem Ziel, eine engere commercielle Verbindung zwischen dem englischen Mutterland und seinen Colonien, wenn möglich eine britische Zolleinigung in die Wege zu leiten[2]). Der Gedanke wurde auch in die austra-

[1]) Forster, South Australia: its progress and prosperity. London 1866.

[2]) Sir Rawson W. Rawson, Synopsis of the tariffs and trade of the British Empire. London 1888.

lischen Colonien geworfen und gab zunächst Anlaß zur Wiederaufnahme der alten Pläne für eine politische Union. Vertreter sämmtlicher australischer Colonien (ohne Westaustralien, das erst 1890 eine Repräsentativ-Verfassung erhielt) kamen 1885 in Melbourne zusammen, um das „Federal Council of Australia Act“ zu beschließen, wonach Angelegenheiten von allgemeinem, sämmtliche Colonien betreffenden Interesse von Delegirten der Colonien gemeinsam berathen werden sollten; Fragen, die mit der inneren Verwaltung und den Beschlüssen der Einzelparlamente in Widerspruch gerathen könnten, sollten ausgeschlossen sein.

Nachdem Abgeordnete für diesen Bundesrath in Victoria, Queensland, Tasmania, Neusüdwales und Fidschi gewählt worden waren, fand die erste Versammlung am 24. Januar 1886 zu Hobart, der Hauptstadt von Tasmania, statt. Zu irgendwelchen nennenswerthen Ergebnissen kam es aber damals ebensowenig wie bei späteren Zusammenkünften in Melbourne, Sydney und Adelaide. Als 1891 die Parlamente der verschiedenen Colonien über ein Bundesgesetz beschließen sollten, konnte man sich über einzelne Bestimmungen nicht einigen, und als 1895 bei einer Versammlung der australischen Premierminister beschlossen wurde, daß die Wahl der Bundesversammlung durch das Volk zu erfolgen habe und die Constitution auf dem Wege des Referendums anzunehmen oder abzulehnen sei, fanden diese Beschlüsse in den einzelnen Colonien fast nirgends Zustimmung.

Erst im Jahre 1897 machte man einen neuen Versuch. Wiederum wurde durch die Premierminister mit dem Beistande der einzelnen Generalstaatsanwälte ein Föderationsentwurf vorgelegt, betitelt: „The constitution of the Commonwealth of Australia“, und dieser Entwurf auf einer Versammlung der Australischen Bundesconvention zu Adelaide in Südaustralien im April 1897 auch allseitig gutgeheißen. Die Folge davon war, daß eine „Federation Enabling Bill“ von den Parlamenten von Neusüdwales, Victoria, Südaustralien und Tasmania angenommen wurde, während in Queensland die Annahme an dem Widerstande des Oberhauses scheiterte. Und als im Juni 1898 eine allgemeine Abstimmung des Volkes, durch ein Referendum, wie man es nach schweizerischem Vorbild nannte, über die Frage der Conföderation entscheiden sollte, scheiterte der Versuch an der Abneigung der Bevölkerung von Neusüdwales, seine bisherige Freihandelspolitik zu verlassen. Hier und in Queensland ist dieser Widerstand auch bis heute noch am stärksten geblieben. Die Stellungnahme der einzelnen Colonien kennzeichnet die am 27. Juli 1898 in Neusüdwales, Victoria, Südaustralien und Tasmania, am 2. September auch in Queensland erfolgte Volksabstimmung. Dabei stimmten:

	Ja	Nein	Bejahende Majorität
Neusüdwales . .	107 420	82 741	24 679
Victoria	152 653	9 805	142 848
Queensland . . .	38 488	30 996	7 492
Südaustralien . .	65 990	17 053	48 937
Tasmania . . .	43 437	791	12 646
Zusammen:	410 186	168 837	241 349

Der Zutritt von Westaustralien ist mit 44 104 gegen 19 691 Stimmen erst im vorigen Jahre erfolgt. Ein Blick auf diese Zahlen zeigt, daß die Neigung zur Föderation am stärksten war in Victoria und Tasmania, am schwächsten dagegen in Neusüdwales und Queensland. Im ersten stimmten 77, im zweiten über 80 mit Nein gegenüber 100 der Zustimmenden. In Queensland war die Abneigung gegen den Anschluß besonders groß im zuckerbauenden Norden, weil man die starke Bewegung der weißen Arbeiterpartei gegen die Einführung von melanesischen oder polynesischen Hülfskräften fürchtete[1]).

Die englische Regierung sah diesem Bestreben mit berechtigtem Interesse zu. Sie hoffte, daß dadurch ein engerer Zusammenschluß des britischen Weltreichs gefördert werden würde. Aber dieser Wunsch mußte, wie Lord Rosebery, der ehemalige Führer der Liberalen, in einer im März 1899 gehaltenen Rede an seine Wähler sagte, von den Colonien ausgehen, nicht vom Mutterlande. Die Fortschritte, die andere europäische Großmächte im Stillen Ocean gemacht hätten, würden Australien lehren, daß es besser sei, Glied eines großen Reichs zu sein, als ein selbständiger, schwacher Staat.

Die Australier haben diesen Rath befolgt, aber dabei nicht vergessen, welche Vortheile England selbst davon haben müsse, wenn sie den Zusammenschluß zu einem Bundesstaat ohne Zerreißen des alten Bandes vollzögen, das sie an das Mutterland knüpfte. Im Juni 1899 wurde der Entwurf der australischen Constitution nach England gesandt, um die Genehmigung des Mutterlandes einzuholen. Diese wurde auch gern gewährt, nur sträubte sich sowohl Chamberlain als Colonialminister wie das englische Unterhaus gegen einige Bestimmungen, die die Beziehungen zum Mutterland zu lockern schienen. Denn das zukünftige Bundesparlament sollte nicht nur das Recht haben, endgültig über auswärtige Angelegenheiten, die Aufnahme anderer Südseecolonien in den australischen Bundesstaat, über Eisenbahnbau, Handels-, Zoll- und Steuerfragen, die Landesvertheidigung, Währung, den Postdienst, Patentwesen, Bank- und Versicherungsangelegenheiten, Ein- und Auswanderung zu beschließen. Die Australier verlangten auch, daß der neue Bundesstaat fortan nicht mehr dem altehrwürdigen Privy Council, dem obersten Gerichtshof Englands und seiner Colonien, unterstehen solle, sondern einem australischen Obergerichtshof (High Court of Australia), von dem kein Appell möglich sei.

Die zahlreichen erstgenannten Forderungen wurden nach langen Unterhandlungen von Chamberlain endlich zugestanden, die Australier waren keinen Zoll breit zurück gewichen, obgleich man ihnen entgegenhielt, daß eine eigene Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten und die Aufnahme anderer Südseecolonien in den australischen Bundesstaat das ganze britische Reich in schwere politische Verwickelungen bringen könne. Sie wiesen darauf hin, daß Australien ein Viertel von Neuguinea durch Rückgängigmachung der Annectirung des ganzen Ostens dieser Insel Seitens Queenslands an Deutschland verloren habe, und sie wollten einen solchen Fehler nicht zum zweiten Male

[1]) Vergl. die betreffenden Paragraphen in dem jährlich erscheinenden „Australian Handbook", wo auch die „Bill to constitute the Commonwealth of Australia" einzusehen ist.

begangen sehen. Chamberlain mußte sich zur Bewilligung aller Forderungen verstehen, nur an dem anscheinend nebensächlichen Punkte des obersten Gerichtshofes hielt er und mit ihm das Parlament unbeugsam fest.

Aber auch darin wollten die Australier nicht nachgeben; die Verhandlungen drohten zu scheitern, und die Errichtung des Bundesstaates schien auf unübersehbare Zeit hinausgeschoben. In Australien wurde die Stimmung sehr erregt, man wies auf die Dienste hin, die man dem bedrängten England durch militärische Hülfe in Südafrika geleistet habe und beklagte sich über Undank. Wie, wenn man seine eigenen Angelegenheiten auch nach eigenem Ermessen ordnete, ohne auf das undankbare Mutterland Rücksicht zu nehmen?

Da kam der vielgewandte Chamberlain auf einen Ausweg, der ihm Alles sicherte, was er wollte, und zugleich die australischen Delegirten befriedigte. Er ließ das Privy Council, den alten Gerichtshof, fallen und ersetzte ihn durch einen neuen. In ihm sollten Australien, Indien, Südafrika und Canada je durch einen Richter vertreten sein, der die Pairswürde, lebenslänglichen Sitz im Hause der Lords und ein jährliches Einkommen von 6000 Pfd. Sterl. aus der englischen Staatskasse zu erhalten habe. Das war eigentlich so ziemlich dasselbe, wogegen man früher Einspruch erhoben hatte, und ganz und gar nicht, worauf man bestehen zu müssen meinte. Einzelne australische Delegirte erhoben auch Widerspruch; aber, eingedenk des Spruches, daß das Bessere der Feind des Guten ist und daß man das Wünschenswerthe dem Erreichbaren opfern müsse, wurde Chamberlain's Vorschlag allseitig angenommen. Allerdings hatten die Australier eine wichtige Bestimmung durchgesetzt, die nämlich, daß eine Berufung von dem obersten Gerichtshof Australiens an den englischen nur dann statthaft sein solle, wenn es sich um Streitigkeiten zwischen zwei australischen Staaten oder zwischen einem australischen Staat und der Bundesregierung handle, aber nur, falls beide Parteien es wünschten. Es hatte ein Jahr gedauert, ehe die Verhandlungen über die Bundesverfassung geschlossen und diese der Königin zur Genehmigung vorgelegt werden konnte.

Damit war die Gründung des australischen Bundesstaates, des „Commonwealth of Australia", vollzogen. Nachdem zu den fünf contrahirenden Colonien: Neusüdwales, Victoria, Queensland, Südaustralien und Tasmania 31. Juli 1900 noch Westaustralien hinzugetreten ist, umfaßt die Conföderation 7 627 897 Quadratkilometer mit rund vier Millionen Einwohnern. Der Zutritt anderer britischer Besitzungen in Oceanien ist vorbehalten.

Die Verfassung bestimmt als Spitze des Bundes einen von der Krone ernannten Generalgouverneur. Ihm zur Seite steht ein von ihm berufenes Ministerium aus höchstens sieben, dem Parlament angehörigen Mitgliedern. Das Parlament besteht aus einem Senat und einem Repräsentantenhaus. In den Senat sendet jede Colonie sechs Vertreter, so daß derselbe 36 Mitglieder zählt. Ihre Amtszeit beträgt sechs Jahre, doch wird die Hälfte alle drei Jahre erneuert. In das Repräsentantenhaus wählen Neusüdwales 26, Victoria 23, Queensland 10, Südaustralien 7 und Westaustralien und Tasmania je 5, zusammen 76 Mitglieder. Hier ist also die Volkszahl berücksichtigt worden. Für jede weitere 50000 Einwohner wird ein Mitglied in das

Repräsentantenhaus gewählt, aber nicht unter fünf Mitglieder für jeden einzelnen Staat. Das hat zu langen Erörterungen Anlaß gegeben; die westlicheren Colonien glaubten sich ganz den drei östlichen oder auch nur zweien von ihnen überliefert. Wie der Senat, so wird auch das Repräsentantenhaus direct vom Volk gewählt und zwar auf drei Jahre. Beide Häuser haben gleiche gesetzgeberische Rechte; doch hat bei der Einführung neuer Steuern das Repräsentantenhaus allein die Initiative. Der Senat kann die vom Repräsentantenhaus beschlossenen, ihm übersandten Gesetze annehmen, ändern oder ablehnen, ohne daß das Repräsentantenhaus dadurch gebunden wäre. Beschließt dieses zum zweiten Male in demselben Sinne, und beharrt der Senat auf seinem Widerstand, so darf der Generalgouverneur beide Häuser auflösen und Neuwahlen anordnen. Ergibt sich auch dann kein Uebereinstimmen der beiden Körperschaften, so findet eine gemeinsame Sitzung beider als *eine* statt und die absolute Mehrheit entscheidet. Im Fall der Generalgouverneur den von beiden Häusern beschlossenen Gesetzen seine Zustimmung versagt, ist eine Berufung an die Krone zulässig.

Wahlberechtigt ist jeder 21 Jahre alte Mann, der drei Jahre im Bereich des Commonwealth gewohnt hat, britischer Unterthan, in Australien geboren oder seit fünf Jahren naturalisirt ist. In den einzelnen Colonien, die aber fortan Staaten heißen, bleiben die Gouverneure, Ober- und Unterhaus bestehen, nur wird ihre administrative und executive Gewalt beschränkt und localisirt. Die Verfassung steht unter der Obhut des obersten australischen Gerichtshofes, dem ein Oberrichter und mindestens zwei Richter angehören, absetzbar nur auf Antrag des Senats und des Repräsentantenhauses während einer und derselben Legislaturperiode.

Die Hauptstadt des australischen Bundesstaates soll der Verfassung gemäß innerhalb des „Staates" Neusüdwales, aber nicht weniger als 100 englische Meilen (160 Kilometer) von Sydney entfernt liegen. Das Areal für die zukünftige Metropole muß mindestens 100 englische Quadratmeilen (259 Quadratkilometer) groß sein und soll eine Provinz für sich bilden. Man sieht, es ist hier nach dem Muster der Vereinigten Staaten verfahren, das ja auch schon in einigen Staaten Südamerika's Nachahmung gefunden hat.

Um eine für die Bundeshauptstadt sich eignende Oertlichkeit aufzufinden, wurde ein besonderer Commissar ernannt, der in seinem der Regierung von Neusüdwales erstatteten Bericht drei Oertlichkeiten vorschlug: Orange, eine Stadt 300 Kilometer westlich von Sydney, mit 4000 Einwohnern, Yaß, etwa ebenso weit südwestlich von der Hauptstadt, mit 2000 Einwohnern, und das 500 Kilometer südwestlich von Sydney gelegene Bombala in dem gebirgigen Monaro-District. Dieses nur 1500 Einwohner zählende Städtchen liegt nahe der Grenze von Victoria; directe Eisenbahnverbindung hat es zwar weder mit diesem noch mit Sydney, doch besteht ein ziemlich reger, wenn auch unregelmäßiger Verkehr mit Sydney durch kleine Dampfer über den etwa 60 Kilometer südwestlich von ihm gelegenen Hafen Eden an der vortrefflichen Twofoldbai, die nur dem Port Jackson nachsteht. Die jetzige Unregelmäßigkeit wird sich aber in feste Sicherheit ändern, wenn die Entscheidung für Bombala fallen sollte. Nicht ohne Grund wird dies in dem gedachten Bericht besonders

empfohlen: die Lage ist ideal, und die ansehnliche Höhe über dem Meer macht das Klima zu einem der angenehmsten in Australien. Freilich werden die Landspeculanten von Orange und Yaß ihr Möglichstes thun, die Regierung für den einen oder anderen dieser Orte zu gewinnen, wenn nicht etwa die Victorianer im Verein mit den Bürgern des weinumkränzten Albury am oberen Murray und an der Bahn Sydney-Melbourne für dieses den Sieg davon tragen.

Zur Inauguration des Commonwealth in Sydney, die mit dem Beginn dieses Jahres stattfinden sollte, war auf die Anwesenheit des jetzigen englischen Thronerben, des Herzogs von York, und seiner Gemahlin gerechnet worden. Die drohende Gefahr für das Leben der entschlafenen Königin hat diesen Plan nicht zur Ausführung kommen lassen. An seiner Stelle hat der neue Generalgouverneur der Conföderation, der Earl of Hopetoun, auf einem prachtvoll geschmückten Festplatz den neuen Bundesstaat im Namen der Krone Englands proclamirt und den Eid auf die Verfassung geleistet, umgeben von den von ihm ernannten Bundesministern, Gouverneuren, Ministern und höchsten Beamten sämmtlicher betheiligten Colonien. Die Feierlichkeit wurde erhöht durch die Anwesenheit von tausend englischen Soldaten aller Waffengattungen, von einer Abordnung indischer Truppen und von Detachements von Freiwilligen aller australischen Colonien, auch Neuseelands. Sie alle sind Gäste von Neusüdwales gewesen, das für die Festtage eine Summe von vier Millionen Mark bereit gestellt hatte.

Wenn es aber jetzt gelungen ist, die australischen Colonien durch Gewährung weitestgehender Selbständigkeit näher an England zu fesseln, so droht eine Forderung Chamberlain's die kaum hergestellte entente cordiale zu gefährden. Schon am 27. October 1899 hatte er sich an die Gouverneure der einzelnen australischen Colonien mit der Anfrage gewandt, ob nicht eine Erhöhung ihrer Bezüge wünschenswerth sei, und sie aufgefordert, bei ihren Ministern eine Gehaltsaufbesserung anzuregen. Gegenwärtig erhalten die Gouverneure von Neusüdwales und Victoria je 7000 Pfd. Sterl., der von Queensland 5000, die von Süd- und Westaustralien je 4000 und der von Tasmania 3500 Pfd. Sterling. Früher waren diese Summen hier und da bedeutend höher, erhielt doch der Gouverneur von Victoria vor zwanzig Jahren nicht weniger als 15000, später 10000 Pfund Sterling. Dennoch zeigten die Parlamente der australischen Colonien sich durchaus nicht geneigt, der Anregung Chamberlain's zu entsprechen, und als dieser am 23. Juli 1900 noch einmal darauf zurückkam, indem er nachdrücklich betonte, daß die Gouverneure bisher regelmäßig aus ihrer Tasche zugeschossen hätten, um würdig auftreten zu können, und daß es unmöglich sein dürfte, in Zukunft Männer zu finden, die solche Opfer bringen würden, erklärten sämmtliche Colonien, daß sie an eine solche Mehrbelastung ihres Etats nicht denken könnten. Dazu seien die wirthschaftlichen Verhältnisse nicht angethan. Zu den 26500 Pfd. Sterl., die jetzt den sechs Gouverneuren gezahlt würden, hätte man in Zukunft obendrein 10000 Pfd. Sterl. für den Generalgouverneur aufzubringen, wozu noch die sehr beträchtlichen einmaligen und laufenden Summen für den Sitz der Centralregierung,

des Bundesministeriums und Bundesparlaments kämen, so daß nicht an eine Erhöhung, vielmehr an eine Herabsetzung der Gehälter der Gouverneure der Staaten gedacht werden müsse. Dabei wies man auf Canada hin, dessen weit stärkere Bevölkerung seinem Generalgouverneur zwar auch 10000 Pfd. Sterl. bewillige, den Lieutenant-Gouverneuren der einzelnen Provinzen aber nur Gehälter zahle, die sich zwischen 2000 und 1400 Pfd. Sterl. bewegten. Somit zahle Canada für diese Beamten nur 24200, Australien dagegen 36500 Pfd. Sterling.

Chamberlain hat darauf, wie aus dem im September vorigen Jahres von den Australiern veröffentlichten Briefwechsel hervorgeht, mit Bestimmtheit erklärt, daß England zu den Gehältern der Gouverneure nicht beitragen könne, diese aber streng nach der Höhe der gewährten Bezüge ausgewählt werden würden [1]).

Es ist nicht anzunehmen, daß die Australier sich durch die versteckte Drohung werden beeinflussen lassen. Das verbietet die wenig erfreuliche finanzielle Lage. Die in Betracht kommenden vier Millionen Colonisten sind schon bis an das höchste zulässige Maß belastet; sie verlangen die größte Sparsamkeit. Und wenn es den Canadiern nicht schwer wird, geeignete Männer für die Spitzen der Provinzen zu erhalten, warum sollte das nicht auch in Australien möglich sein? Statt, wie das jetzt mehrere australische Gouverneure thun, in zwei Residenzen Hof zu halten, sollte man sich bescheiden, wenn es sich um die Repräsentation bei Bevölkerungen handelt, die meist nur ein paar Hunderttausend, höchstens eine Million zählen. Denn Einschränkung thut den Australiern wahrlich noth.

Man weist in den officiellen und officiösen Berichten schon lange mit viel Selbstgefühl darauf hin, welch' große Summen auf öffentliche Arbeiten aller Art verwandt worden seien. Aber man vergißt dabei zu sagen, daß die meisten dieser Anlagen sich ungenügend, viele gar nicht verzinsen. Die früher so reichlich fließende Quelle aus den Landverkäufen versiegt mehr und mehr. Eine große Zahl von Staatseisenbahnen in Victoria und anderen Colonien deckt durch ihre Einnahmen nicht einmal die Betriebskosten. Sämmtliche australischen Regierungen haben in runden Zahlen 200 Millionen Pfd. Sterl. auf dem Londoner Markt geborgt, und das sind nur zwei Drittel des englischen Capitals, das in diesen Colonien angelegt ist. Seit dem großen Krach von 1892 zahlen nicht weniger als 11400000 Pfd. Sterl. Actiencapital, angelegt in Land, Viehwirthschaft u. s. w., gar keine Dividenden, während allerdings 6300000 Pfd. Sterl., die in gleichen Unternehmungen investirt sind, sich durchschnittlich mit 6 Procent verzinsen. Die Besitzer von Vorzugsactien und ebensolchen Schuldtiteln erhalten nur wenig über 4 Procent von einer Gesammtsumme von 32200000 Pfd. Sterl. So ist es erklärlich, daß seit 1893 die britischen Depositen in den australischen Banken von 40½ auf 24 Millionen

[1]) Diese in den „Parliamentary papers" von Victoria veröffentlichte Correspondenz ist in einem von Dr. Alfred Zimmermann verfaßten Aufsatze: „Vom australischen Bunde" in der „Deutschen Kolonialzeitung" vom 3. Januar 1901 kurz wieder gegeben worden. Der Verfasser hat einige ergänzende Daten aus dem bekannten „Colonial Yearbook" hinzugefügt.

Pfd. Sterl. heruntergegangen sind, und es dürfte noch manches Jahr vergehen, ehe die angeblich sanirten Geldinstitute in den Stand gesetzt werden, eine befriedigende Dividende zu zahlen[1]).

Was uns aber besonders angeht, das ist nicht die zukünftige Gestaltung des geeinigten Australiens in politischer Hinsicht, vielmehr die Frage, wie dieses sein Handelsverhältniß zum Ausland, insbesondere zu uns, zu regeln gedenkt. Die Zolltarife sind bekanntlich in den einzelnen Colonien schon lange sehr verschieden. Während das industriell am meisten entwickelte Victoria einen durchaus protectionistischen Zolltarif hat, huldigt Neusüdwales den Principien des Freihandels. Die anderen vier Colonien: Queensland, Süd- und Westaustralien und Tasmania haben sich wieder ein System von Finanzzöllen zurechtgelegt, das freilich hier und da hart an Schutzzoll streift. Aber auch in der Hochburg des Freihandels, in Neusüdwales, drängt sich schon eine ultraprotectionistische Propaganda vor, die sich daran macht, to outherod Herodes und die Victorianer noch übertrumpfen will.

Es handelt sich jetzt um den Lebensnerv für den neuen Bundesstaat, um Geld. Wie sind die Einnahmen zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben zu beschaffen? Es ist beschlossen worden, innerhalb zweier Jahre nach dem Inslebentreten der Conföderation einen Zolltarif aufzustellen, nach dessen Bestimmungen Zwischenhandel unter den „Staaten" frei sein soll. Mittlerweile creditirt die Centralregierung jedem Staat die in demselben nach dem dortigen Tarif vereinnahmten Gelder und debitirt ihm die entsprechenden Ausgaben. Was übrig bleibt, wird dem Staate zurückgezahlt. Während der fünf Jahre nach Einführung des zwischenstaatlichen Freihandels soll genau über den zwischenstaatlichen Verkehr Buch geführt werden, als ob die früheren Zollverhältnisse noch beständen, und so hofft man, Daten zu gewinnen, um darauf hin die monatlichen Beiträge der Staaten an die Centralregierung abmessen zu können. Freilich sind sowohl Freihändler wie Schutzzöllner in Australien der Ansicht, daß nicht das ganze Budget durch Zölle zu decken sein wird, sondern daß man behufs Tilgung eines zu erwartenden Deficits zur Erhebung von directen Steuern, so unbeliebt dieselben in Australien auch sind, sich wird bequemen müssen.

Diese Deckungsfrage führt zu der vorhin gestreiften, für uns ungleich wichtigeren, zur Zollfrage, aber nicht zu der, ob in Zukunft Schutzzoll oder Freihandel in Australien die Oberhand erlangen wird, oder ob man sich auf den neutralen Standpunkt der Finanzzölle wird zurückziehen wollen, vielmehr ob man in Australien dem unausgesetzten Drängen Chamberlain's nachgeben und sich einem wahren Zollverein für das ganze Reich nach dem Vorbilde des deutschen Zollvereins, der das Deutsche Reich schaffen half, wird anschließen wollen. „Das würde allerdings die Auferlegung von Zöllen gegen fremde Länder nöthig machen und damit ein Abweichen von den Grundsätzen des Freihandelssystems und von der bisherigen Praxis des Vereinigten Königreichs

[1]) Vergl. den auch für uns sehr beherzigenswerthen Aufsatz von Matthew Macfie in dem kürzlich erschienenen Sammelwerk: „Australasia" der „British Empire Series".

einschließen, doch sich durchaus zur Erörterung eignen und wahrscheinlich zu einem befriedigenden Abschluß führen, falls die Colonien ihrerseits geneigt wären, ihn in Erwägung zu ziehen."

So Chamberlain in einer vor fünf Jahren gehaltenen Rede für „Imperial Federation", in der er Reichseinheit ohne Handelseinheit für nicht möglich erklärt[1]). Canada ist seinem Rufe auf halbem Wege entgegen gekommen und hat Differentialzölle zu Gunsten Englands eingeführt. Aber was dort leicht gewährt werden konnte, da ihm ein mächtiger Nachbar den Zollausfall reichlich ersetzt, ist in Australien, dessen Handel mit England drei Viertel seines gesammten außeraustralischen Handelsverkehrs ausmacht, nicht durchführbar, ohne dessen Finanzen den denkbar schwersten Stoß zu geben. Für uns ist eine Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite schwerwiegend. Der deutsche Gesammtumsatz mit den australischen Colonien erreichte 1899 nach der officiellen Statistik die Höhe von nahezu 159 Millionen Mark. Das gibt aber kein richtiges Bild, da viele australische Waaren über belgische, niederländische und englische Häfen nach Deutschland eingeführt werden, und deutsche Waaren auf denselben Wegen nach Australien gehen. In beiden Fällen erscheinen sie in unrichtigen Rubriken. Man wird daher unsern Handelsverkehr mit dem fünften Welttheil bedeutend höher, vielleicht auf 200 Millionen Mark, einschätzen müssen, da gerade der industrielle Westen Deutschlands darauf angewiesen ist, nichtdeutsche Häfen zu benutzen.

Was aber der Frage eine ganz besondere Bedeutung verleiht, ist das gewaltige und immer schneller steigende Ueberwiegen der australischen Einfuhr über unsere Ausfuhr. Von jenen 159 Millionen Mark haben wir nicht weniger als 121,2 Millionen Mark für australische Waaren gezahlt, aber nur für 37,8 Millionen Mark dorthin ausgeführt. Wir senden Industrieartikel und empfangen Rohstoffe, vor Allem Wolle, dann Häute, Talg, Fleisch u. s. w. Die könnten wir auch aus anderen Ländern, namentlich aus Argentinien, beziehen und so den schweren Schlag, den man unserer Industrie versetzen wollte, mit einem noch schwereren für Australiens wichtigsten Lebensnerv, die Viehwirthschaft, vergelten. Die Australier aber sind gute Kaufleute und haben seit den Ausstellungen von Sydney und Melbourne, die auf Anregung des Schreibers dieser Zeilen durch den Fürsten Bismarck ins Werk gesetzt wurden, sehr wohl erkannt, daß die Etiquette „made in Germany" eine vortreffliche Marke ist, ohne die Nebenbedeutung, die man ihr in England hat geben wollen. Sie nehmen das Gute, wo sie es finden. So mögen unsere wirthschaftlichen Beziehungen mit Australien noch lange ungestört bleiben und auch unter dem neuen Bundesstaate weiter fortdauern und sich in stetigem Wachsthum erweitern.

[1]) Vergl. darüber den Aufsatz von M. von Brandt, „Joseph Chamberlain" in der „Deutschen Rundschau", 1900, Bd. CII, S. 388 ff. und die Leiter im „Export", Nr. 16 u. 46.

Die Central-Pyrenäen.

Von

Eduard Strasburger.

[Nachdruck untersagt.]

XIII.

Einige Tage später folgten wir nochmals der Straße, die durch den wilden Engpaß des Hourat nach den Eaux-Chaudes führt. Jenseits des Ortes überschritten wir den Bach, um uns gerade aus gegen Gabas zu wenden. Der Weg steigt langsam im Thale empor, dessen Abhänge mit dunklem Tannenwald bedeckt sind, der in der Ferne fast blauschwarz sich tönt. Um so heller leuchten über den Tiefen die nackten Berggipfel, die von allen Seiten das Thal umschließen. Der Gave fließt verhüllt in Laub, und fast alle Baumarten der Pyrenäen geben ihm das Geleite. Sie wölben sich über ihm zusammen, verflechten ihre Aeste und werden von Schlingpflanzen umwunden, die in Guirlanden abwärts hängen. In der Färbung des Laubes sind alle Schattirungen vertreten, von dem dunklen Blaugrün des Nadelholzes bis zum hellen Silbergrau der Weide. Holundersträucher und Ebereschen sticken mit ihren rothen Früchten grelle Muster in dieses Grün hinein. Hier und dort erreicht die Sonne den Bach, und ihre zurückgeworfenen Strahlen beleuchten geheimnißvoll den Laubgang in seinem Innern. — Bei Gabas gabelt sich das Thal, und zu Fuß geht es nun weiter den Gave de Bious entlang, am Rande dunkler Tannenwälder. Bald verläßt man den Weg, um auf glatten Rasenflächen einen Abhang zu erklimmen, von dessen Rande ganz unvermittelt der Pic du Midi d'Ossau in seiner vollen Pracht sich offenbart. Er scheint so nahe, daß man die Arme nach ihm ausstrecken möchte, um ihn zu fassen. Zu einer Besteigung lädt er bei diesem Anblick nicht ein — so steil steigt er empor, so unnahbar erscheinen seine Wände. Man möchte ihn für unbezwingbar halten, und doch wird er bewältigt; ja, mein Führer behauptet sogar, daß selbst „corpulente Herren" die Spitze erreichen könnten. In der That hat der französische Alpenclub in den Schornsteinen und Spalten dieser Felspyramide eiserne Stäbe anbringen lassen, an denen man sich, auch ohne vollendeter Alpinist zu sein, jetzt hinauf schwingen kann. Freilich gilt es dabei, an einer Stelle einen Neigungswinkel von annähernd 80 Grad zu überwinden.

Ich zog es vor, diesen phantastischen Einsiedler von der Stelle aus zu betrachten, an der ich mich befand. Sie wird Bious-Artigues genannt und ist mit Recht berühmt wegen ihrer Schönheit. Ein stimmungsvolleres Bild läßt sich kaum denken, ein Bild, in sich vollendet und abgeschlossen, großartig und von seltenem Reiz. Den Vordergrund bildet eine grüne Alpenwiese, die von einem krystallhellen Bach durchströmt und von bunten Blumen reich geschmückt wird. Zu ihren Seiten steigen bewaldete Abhänge empor, bedeckt mit alten Rothbuchen und Edeltannen. In der Mitte steigt der stolze Felsenriese auf, erschreckend kahl, schwarzbraun, stellenweise roth, mit seinen scharfen Doppelzinken in den blauen Himmel ragend. — Ich verabschiedete meinen Führer, um allein zu sein, und ließ mich an dem steilen Abhang nieder, auf weichem Moos, im Schatten hoher Buchen. Es war feierlich still, und ich versuchte es wie einst, meiner selbst ganz zu vergessen, in dem erhabenen Bilde völlig aufzugehen. In einen solchen Zustand versetzt man sich in jüngeren Jahren leichter als in späteren, nachdem das Leben so manche ernste Prüfung brachte. Nicht selten löst dann der selbstvergessene Zustand plötzlich, unvermittelt einen schmerzlichen Ton in der Seele aus, der die ästhetische Anschauung jäh unterbricht. Und von einem solchen Erwachen bleibt eine beängstigende Erinnerung zurück, ein Gefühl wie nach bösen Träumen. Doch heute war die Welt so schön, der Eindruck des Bildes, das mich umgab, so überwältigend, daß es mir bald gelang, in jenen glücklichen Zustand zu versinken, wo man, nichts entbehrend, nichts begehrend, sich eins fühlt mit der umgebenden Natur. Ich war allein, ganz allein, und das erleichtert das Träumen. Kein Laut ließ sich hören, nichts regte sich um mich her. Zwar sah ich bald einige Menschen von Spanien her über den Paß ziehen, doch sie waren so weit, erschienen so klein, daß sie nur die Staffage in der Landschaft bildeten. Dann verschwanden auch sie im Walde. Plötzlich schreckte mich ein Geräusch in nächster Nähe auf. Die Aeste knackten, Zweige wurden aus einander gedrängt; ich fuhr unwillkürlich zusammen. Es tauchte eine jener Bärengeschichten in mir auf, die mein Führer erzählt hatte. Berichtete er mir doch soeben noch, daß wir uns in der bärenreichsten Gegend des Gebirges befänden. Doch das dauerte nur eine Weile, und dann kam mir dieser Einfall bereits albern vor; ich schaute mich um und sah dicht über mir am Abhang aus dem Gebüsch eine Ziege treten. Es war ein ganz junges Thier mit einem halb zerrissenen Strick am Halse. Sie mußte sich irgendwo losgerissen haben und irrte nun allein hier umher. Sie meckerte einige Male kläglich, erschrak, als sie mich erblickte, und verschwand hinter dem Hügel. Ich aber war aus der Stimmung gebracht, und zog nun vor, hinab zu steigen, um mir die bunten Blumen auf der Wiese näher anzusehen. Besonders stand die schön violette Merendera (Merendera Bulbocodium) dort in großer Menge. Sie gleicht aus der Entfernung unserer Herbstzeitlose, mit der sie auch in die nämliche Familie der Colchicaceen gehört, ist aber lebhafter gefärbt. Das grelle Licht der Höhen steigerte noch ihre Wirkung in dem sattgrünen Teppiche, den sie schmückte, und es war mir, als hätte ich Böcklin's „Heiligen Hain" vor Augen, wo die hellen Blüthen gleich Flammen aus der Rasenfläche empor steigen. Diese Merendera

ist auf hoch gelegenen Triften der Central-Pyrenäen sehr verbreitet. Ihr Ursprung weist nach Südosten hin, denn die gleiche Art kommt in Spanien und Portugal vor, andere, nahe verwandte Arten auf den Balearen und in Algier, noch andere in östlichen Theilen des Mittelmeergebietes und von da aus weiter bis nach Afghanistan. Merkwürdiger Weise fehlt Merendera Bulbocodium den Ostpyrenäen; auf diese war sie somit während der Wanderungen und Verschiebungen, welche die Pflanzenwelt zur Eiszeit erfuhr, nicht gelangt.

Der Quarzporphyr, aus dem der Pic du Midi d'Ossau besteht, wird trotz seiner großen Härte von den Atmosphärilien stark angegriffen[1]). So stellt der Berg heute nur noch eine Ruine vor, und erst der Zerstörung dankt er jene malerische Gestalt, die uns heute fesselt. Die Gletscher haben seine Trümmer über 30 Kilometer weit fortgetragen, sie in den Thälern vor Ossau und selbst von Oloron noch ausgesäet. Aus den Felsblöcken, die an den Abhängen herab stürzten, ließe sich ein ganzer Berg wieder aufbauen. In mächtigen Sprüngen gelangten sie einst bis auf Entfernungen von 4 Kilometern; die Höhe der Pyramide hat seitdem so abgenommen, daß sie nur noch auf eine Entfernung von 300 Metern sich verbreiten.

XIV.

Ein schöner Nachmittag der zweiten August-Hälfte war es, als ich Barèges verließ, um den Pic du Midi de Bigorre zu besteigen. Ich beabsichtigte, in dem Gasthaus unter dem Gipfel zu übernachten und vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen oben zu sein. So folgte ich denn zunächst aufwärts der Straße, die schon seit Jahrhunderten zum Paß von Tourmalet führt. Der Name dieses Passes entspricht dem französischen „mauvais détour", weil dort zur schlechten Jahreszeit oft Schneegestöber herrschen. Diese waren freilich jetzt nicht zu befürchten, denn die Sonne brannte glühend heiß auf die Straße. Ich verließ den staubigen Weg, um auf einer Brücke (Pont de Tournabout) den Bach zu überschreiten, und folgte nun einem Saumpfad auf begraster Fläche. Von allen Seiten traten hohe Berge hervor, erst nur mit ihren Gipfeln die näheren Abhänge überragend, dann in immer breiteren Massen sich entfaltend. Die Berge von Barèges, von Cauterets, der Pic d'Ardiden reihten sich im großen Halbkreise bald an einander. Neben mir eilte der Bastan, in Cascaden sich überstürzend, den tieferen Regionen zu. So war ich nach anderthalb Stunden zu den Hütten von Thiou gelangt. Und dann ging es weiter auf einen Bergvorsprung, der das wilde Thal des Couret d'Oncet beherrscht, während zu dem erhabenen Amphitheater der umgebenden Gipfel in der Nähe der Neouvielle und in der Ferne die Rolandsbresche sich gesellten. Die Matten standen in voller Blüthenpracht: dunkelblaue Gentianen, weiße alpine Asphodelen, die pyrenäische Schwertlilie (Iris xyphioides), mit schön blauer, geaderter, in der Mitte gelb gefleckter Blüthe, boten sich mir zum Strauße. Es gelang mir auch noch, an einer schattigen Stelle eine etwas

[1]) Monographie du Pic du Midi d'Ossau par le comte de Bouillé, Société des sciences, lettres et arts de Pau, de sér. T. 4. 1873—74, p. 96.

verspätete pyrenäische Fritillarie (Fritillaria pyrenaica) zu finden. Sie ist der Schachblume (Fritillaria Meleagris) nahe verwandt, die man bei uns hin und wieder auf feuchten Wiesen antrifft. Auch sie würde den Namen „Kiebitzei" verdienen, den das Volk in manchen Gegenden unserer Fritillarie ertheilt. Denn ihre verhältnißmäßig große, braune Blüthe ist im geschlossenen Zustande eiförmig und in hellere und dunklere Quadrate getheilt. So erklärt sich der deutsche Name Schachblume für unsere Fritillarie und nicht minder der lateinische Meleagris, den auch das Perlhuhn führt. Ein Hirtenknabe bot mir eine Hand voll pyrenäischer Lilien (Lilium pyrenaicum) an. Sie sind unserem Türkenbund ähnlich, doch die Blätter dicker und länger, mit weißlichem Rand, die Blüthen nicht rosenroth, sondern gelb, am Grunde mit schwarzen Flecken. So beladen wanderte ich weiter in die Höhe.

Der graue Gipfel des Pic du Midi de Bigorre wurde bald sichtbar; einen Augenblick konnte ich auch die Dächer des Observatoriums auf ihm unterscheiden. Dann zeigte sich weniger hoch das Gasthaus, das ich erreichen wollte. Der Weg folgte rasch aufwärts am Bache. Bald lag unter meinen Füßen der blaugrüne See von Oncet. Er leuchtet zwischen steil abfallenden Bergwänden aus Felsentrümmern hervor, eines jener „Meeresaugen", wie ihrer die Hohe Tatra so viele birgt. Nun war auch der „Col" erreicht, auf den die Straße aus Bagnières de Bigorre mündet, und wo die kleine Hôtellerie errichtet ist, in der man auch längere Zeit verweilen könnte. Man befindet sich hier 2375 Meter über dem Meere, also fast noch 200 Meter höher als in dem „Hôtel Jungfrau" am Eggishorn und fast 300 Meter über der kleinen Scheidegg. Von hier aus führt der Weg in einer Stunde zum Gipfel. Er folgt dem Col du Laquet und schwebt über Abgründen, die in schwindelnder Tiefe zwischen scharfen Graten sich verlieren.

Denselben Weg wanderte ich am späten Abend nochmals hinauf, als der Vollmond hoch am Himmel stand. Zwischen Mittelmeer und Atlantischem Ocean war keine Wolke, kein Nebelstreif zu entdecken. Die Berge warfen dunkle Schlagschatten in die tiefen Thäler, wo alle Umrisse ins Unbestimmte sich verloren. So schienen die beleuchteten Berggipfel zwischen Himmel und Erde zu schweben, wie im leeren Raum. Der Mond spiegelte sich in fernen Gletschern wider, versilberte rinnende Wasserfäden, goß ein fahles Licht über die nahen Felsenwände aus. In der Ebene blitzten hin und wieder goldige Lichter auf, um gleich wieder zu verlöschen. Es waren Boten der Menschen aus dem weiten Lande; kein Laut drang aber bis zu dieser Höhe empor. Unbeweglich standen die Grashalme am Wege, in milden Lichtschimmer getaucht. Die Welt schien in tiefen Schlaf versunken, und nur der Mond setzte seinen einsamen Weg fort durch den sternlosen Himmel.

Am nächsten Morgen hatte ich vor Sonnenaufgang den Gipfel des Berges erreicht und ließ mich auf der Plattform vor dem Observatorium nieder. Der Himmel war klar wie Tags zuvor, selbst der Horizont ohne Nebel. Eine endlose Welt von Gipfeln breitete sich vor meinen Blicken aus, gleich den erstarrten Wellen eines bewegten Meeres. In mattes Grau getaucht, zeichneten sich die Umrisse der Kette scharf ab von dem hellen Blau des Himmels. Eine

feierliche Stille herrschte rings umher. Andächtig blickten die Pyrenäen dem Aufgang des Tagesgestirns entgegen. Ich selbst fühlte jene innere Erregung, wie sie die gespannte Erwartung schafft. Der Osten erhellte sich immer mehr, und der Glanz der Morgenröthe löschte bald die Sterne am Himmelsgewölbe aus. Es flimmerten nur noch die größten mit blassem Licht, um endlich auch in dem unendlichen Raume zu schwinden. Die Luft kühlte sich plötzlich ab, und ein Schauer zog durch die Welt und weckte die schlafenden Alpenblumen. Da plötzlich leuchteten einige Gipfel der Kette auf: der Maladetta, Mont-Perdu, Vignemale, — und es folgten ihnen der Pic Long, der Néouvielle und dann viele andere nah und fern. Sie tönten sich purpurn, dann orangeroth, dann strohgelb, dann in immer hellere Farben. Und nun trafen auch uns die ersten goldigen Sonnenstrahlen und blendeten das Auge ... Lange Schatten begannen längs der hohen Grate aufzutauchen und senkten sich immer tiefer hinab in die Thäler. — Der Blick von diesem Gipfel erstreckt sich über die ganze Kette. Von dem Mont-Calm im Südwesten bis zum Maladetta im Südosten glänzten bald alle Gipfel. Vor mir stieg der mächtige Néouvielle auf mit seinen blendenden Schneefeldern und Gletschern; hinter ihm wölbte sich im Halbkreis der gavarnische Circus, beherrscht vom Marboré, vom Taillon und dem Mont-Perdu, den schon Ramond so sehnsuchtsvoll von hier aus betrachtet hatte. Im Westen reihten sich alle Berge von Cauterets an einander, und links von ihnen zeichnete der Vignemale seine weißen Gipfel scharf am blauen Himmel. In noch größerer Ferne reihte die Kette des Thales von Azun sich an; der kahle Balaïtous zeigte dort seinen abgestumpften Gipfel; neben ihm breitete der Pic de Pallas seine leuchtenden Schneemassen aus; dann war die steile Pyramide des Pic d'Ossau noch deutlich zu erkennen und endlich mit unbestimmtem Umriß in zartes Blau getaucht die Höhen des baskischen Landes. Jenseits dieser Höhen glänzte wie flüssiges Silber der Horizont, und ich stellte mir vor, daß dies der Ocean sei. — Gegen Osten schweifte mein Blick über die waldigen Berge, die Bagnières de Bigorre umrahmen; er tauchte in das Thal von Campan, das in lichtem Schmuck von Hainen und von Wiesen erglänzte. In diesem Theile des Bildes herrschte das Liebliche vor, und überall war eine Fülle von Licht und Schatten, von zarten und von satten Farben ausgebreitet in Gegensätzen, deren Wirkung durch die Macht der südlichen Sonne zu höchstem Glanz gesteigert wurde. Gegen Norden verloren das Auge und der Gedanke sich in der endlosen Ebene. Es war, als müsse man ganz Frankreich von hier aus überschauen. Pau, Tarbes, Montrejau tauchten unbestimmt am Fuße des Gebirges auf; die Schieferdächer von Bagnières de Bigorre warfen die Strahlen der Morgensonne grell zurück, endlose Orte tauchten unbestimmt in der Ferne auf, immer mehr und mehr mit den braunen Tönen der Haide sich vermischend.

Der Pic du Midi de Bigorre steigt bis zu 2877 Meter empor, sein Gipfel überragt somit die Schneegrenze. Doch ist er zu steil, um den Schnee zu halten, und legt daher sein Winterkleid mit Sommeranfang ab. Nur in den Schluchten, welche die Abhänge durchfurchen, bleibt der Schnee dauernd liegen. Der Berg ist nordwärts stark hinaus geschoben in die Ebene und daher als

Aussichtspunkt mit dem Rigi zu vergleichen. Die Höhe, die Lage, der schneefreie Gipfel haben die Wahl dieses Berges als Standort für meteorologische und astronomische Beobachtungen bestimmt. Das Leben in solcher Höhe im Winter ist nicht immer erfreulich, hat aber für manche Naturen doch seinen Reiz. Brachte doch der General de Nansouty, der erste Leiter der Anstalt, mit seinem Gehülfen zunächst in dem tiefer gelegenen Gasthaus, dann oben am Gipfel zahlreiche Winter zu. Das Observatorium verdankt freiwilligen Beiträgen seine Entstehung, und es wurde von der „Société Ramond“ in Bagnères de Bigorre zunächst geleitet. Der General de Nansouty stand an der Spitze der von jener Gesellschaft ernannten Commission. Erst im Jahre 1882 erwarb der Staat die Anstalt, vergrößerte sie entsprechend und stattete sie so aus, wie es die heutige Forschung verlangt. In Voraussicht schlimmer Tage während des Winters ist das Wohnhaus der Beamten durch einen gewölbten Gang mit dem Observatorium verbunden.

XV.

Des Nachmittags am nämlichen Tage kam ich durch Luz. Ich ließ den Wagen halten, um nochmals die alte Kirche der Tempelritter zu besuchen. Sie steht innerhalb der crenelirten Ringmauer und trägt oben einen Rundgang, der mit Schießscharten den freien Raum in ihrem Umkreis beherrscht. Das alte Portal der Kirche mit Sculpturen und Inschriften aus dem 12. Jahrhundert verdient einige Beachtung, so auch im Innern der Kirche ein Denkmal aus dem 13. und eine der Mutter Gottes geweihte Capelle aus dem 16. Jahrhundert. Wohl interessanter noch ist eine kleine, zugemauerte Thür, die aus dem alten, innerhalb der Ringmauer gelegenen Friedhof in die Kirche führte. Derartigen Kirchenthüren begegnet man allerorts im Bigorre, im Béarn und in den baskischen Landen. Sie waren für die Cagots bestimmt, jenen geächteten Menschenschlag, mit dem die übrige Bevölkerung nicht in Berührung kommen wollte. Die Cagots mußten sich auch eines besonderen Weihbeckens bedienen, und wo ein solches fehlte, reichte ihnen der Küster das Weihwasser am Ende eines Stabes. Innerhalb der Kirche waren sie durch ein Geländer abgesondert. Auch gab es kaum ein Dorf in den Pyrenäen, in dem nicht ein besonderer Brunnen für sie bestanden hätte. Vor Gericht galt ihre Aussage nur mit Einschränkung. Um sich von der Anklage auf Mord zu rechtfertigen, genügten sechs gewöhnliche Zeugen, hingegen waren dreißig Cagots dazu nöthig. Die Hütten dieser Unglücklichen befanden sich stets in merklicher Entfernung vom Dorfe, das sie nur betreten durften, um ihrem Lebensunterhalt nachzugehen oder dem Gottesdienst beizuwohnen. Sie pflegten sich meist als Zimmerleute oder Dachdecker zu vermiethen, und hatten auch die Galgen zu bauen, an denen Uebelthäter gehenkt wurden. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bestimmte das Gesetz, daß sie ein Erkennungszeichen, „Gänsefuß“ genannt, an der Kleidung tragen sollten, und auch nach dem Tode wurden sie auf einem abgegrenzten Theile des Friedhofs begraben. Erst das Jahr 1789 befreite die Cagots aus ihrem Elend, indem es ihnen die Gleichberechtigung brachte. Sie beeilten sich, die Merkmale ihrer Schmach zu zerstören, vermochten aber nicht, die Vorurtheile

der Menge ganz zu brechen, so daß sie unter diesen, an entlegenen Orten, bis auf den heutigen Tag noch zu leiden haben.

Der Ursprung der Cagots liegt im Dunkeln, so zahlreich auch die Versuche waren, ihn aufzuklären. Man leitete ihren Namen von Ca- (Can) Goth, das heißt von Hund und Gothe ab und suchte ihren Ursprung bei den Gothen, die im 5. Jahrhundert das Land beherrschten. Doch ein anthropologischer Beweis war hierfür nicht zu erbringen. Francisque-Michel, der sich besonders eingehend mit der Geschichte der geächteten Rassen von Frankreich und von Spanien befaßt hat[1]), sucht die Cagots auf spanische, aus latinisirten Spaniern, Gothen und Arabern bestehende Flüchtlinge zurückzuführen, die Karl dem Großen bei seinem Rückzuge aus Spanien in die Pyrenäen und nach Südfrankreich folgten. Diese Fremden waren frühzeitig der Ausbeutung und Mißhandlung durch die einheimischen Bewohner ausgesetzt und mußten schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts unter besonderen kaiserlichen Schutz gestellt werden. Daraus erwuchsen für sie Privilegien, die einen weiteren Zufluß spanischer Einwanderer zur Folge hatten. Das steigerte noch den Neid und die Mißgunst der ursprünglichen Bewohner gegen diese Fremden, die man gleichzeitig des Arianismus verdächtigte. So vollzog sich allmählich ihre Unterdrückung und Aechtung[2]). Die Gothen dürften unter jenen Einwanderern vorgeherrscht haben, so daß die Ableitung des Wortes, wie sie Francisque-Michel[3]) gegeben, wahrscheinlich ist. Der gemischte Ursprung würde es andererseits begreiflich machen, daß sie einen besonderen anthropologischen Typus nicht haben. Einen solchen konnte auch de Rochas[4]) nicht nachweisen, ungeachtet er streng wissenschaftlich zu Werke ging und über die modernen Hülfsmittel der Untersuchung verfügte. Er wandte sich der Prüfung der baskischen Cagots zu, weil im Baskenlande, in abgelegenen Ortschaften, um das Jahr 1875, die Zeit seiner Nachforschungen, noch Gemeinden bestanden, in denen man Nachkommen der Cagots, abgesondert von der übrigen Bevölkerung, finden konnte. Solche Zustände hatten im Besonderen sich noch auf den grünen Hügelketten erhalten, welche zwischen Saint-Jean-Pied-de-Port und Saint-Etienne de Baïgorry liegen, an Orten, die von tiefen Wäldern ganz umgeben sind. Dem Wege folgend, der nach Anhaux, dem Hauptort der Gemeinde, führt, gelangt man nach Chubitoa, einem freundlichen Dorfe, das von Anhaux durch einen Bach und einen alten Castanienhain getrennt ist. Chubitoa bildete die einstige „Chrestianerie" von Anhaux, den Ort, auf den die Cagots angewiesen waren. Seine Bewohner gleichen jetzt aber durchaus jenen von Anhaux; nur ihre Beschäftigung ist eine andere. Chubitoa birgt Handwerker, während in Anhaux Feldbau betrieben wird. Daher ist es still in Anhaux, während man in Chubitoa den Hammer dröhnen, die Säge kreischen, die Webestühle klappern hört. Ehen zwischen den Bewohnern beider Orte waren bis 1875 kaum vorgekommen, doch mischten sich bereits die Kinder in der Schule und fanden sich

[1]) Histoire des Races maudites de la France et de l'Espagne 1847.

[2]) l. c. p. 293 ff. — [3]) l. c. p. 355 ff.

[4]) Les Parias de France et d'Espagne, Société des sciences, lettres et arts de Pau. II. sér. T. V. 1876.

die jüngeren Leute an Festtagen am nämlichen Vergnügungsort ein. Nur im Streit konnte noch das Wort „Cagot" fallen, das als schwerste Kränkung galt. — Nicht so weit war um die nämliche Zeit der Ausgleich in dem kleinen, jenseits der spanischen Grenze gelegenen Orte Bozate gediehen, der als Mittelpunkt der navarresischen Cagots oder Agots gelten kann. Dort fand de Rochas ein schmutziges Dorf vor, dessen Häuser sich an Abhängen über einander drängten, getrennt durch steinige Wege, die unter Dünger verschwanden. Doch sah der Ort sehr malerisch aus, und das erste Mädchenantlitz, das de Rochas erblickte, schien ihm des raffaëlischen Pinsels werth zu sein. Am nächsten Tage, zur Feier der Himmelfahrt Mariä, fand sich die ganze Bevölkerung von Bozate in der Kirche von Arizcun ein, die Männer in baskischer Tracht: mit dem Barett auf dem Kopf, einem breiten Gurt um die Hüfte, der mit silbernen Knöpfen verzierten Jacke; die Frauen in langer schwarzer Mantilla und Kappe. Die Bevölkerung beider Orte saß einträchtig zusammen in der Kirche; das einstige Weihbecken der Cagots bestand zwar noch, war aber trocken. Nach baskischer Sitte wurde am Nachmittage getanzt; doch da vollzog sich die Trennung. Die Leute von Bozate blieben auf ihren besonderen Platz angewiesen. Hier konnte de Rochas sie eingehend betrachten. Er fand sie wohlgebildet und schön, in keinem Merkmal von den Bewohnern Arizcun's verschieden. Die Anwendung des Schimpfwortes „Agots" auf die Leute von Bozate war gesetzlich untersagt; Ehen zwischen beiden Orten erschienen ausgeschlossen. In diesem abgesonderten Bestand lassen sich die Bewohner von Bozate bis in das 15. Jahrhundert zurück verfolgen. Eingehende Untersuchung führte zu demselben Ergebniß wie der unmittelbare Eindruck. Die Leute gleichen den anderen Bewohnern des Landes. So fand es de Rochas auch in dem Thale von Oloron, das er seiner ganzen Länge nach, bis in die hohen Berge hinein, verfolgte. Auch Pau war einst von Cagots ganz umgeben; sie lebten abgesondert in Gelos, Bizanos, Jurançon, in all' jenen Orten, die man heute von dem Boulevard aus in dem friedlichen Bilde überschaut. Sie fanden sich auch in dem üppigen Thale von Argelès, wo Francisque-Michel ihre Nachkommen noch in allen jenen Orten nachweisen konnte, von denen es in einer vierzeiligen Strophe einst hieß:

En Terranère et Mailhoc,
Que son los grans Cagots;
En Anduran et Canarie,
Qu'ey la gran Cogotterie.

So gelangt denn de Rochas zu dem Endergebniß, daß, wenn die baskischen Cagots in ihren anthropologischen Merkmalen den Basken, die béarnischen den Béarnern, die bretonischen den Bretonen entsprechen, sie niemals eine eigene Rasse gebildet haben können, vielmehr nur eine Kaste gewesen sind.

XVI.

Am Abend desselben Tages traf ich in Cauterets ein. Ich fand den Ort überfüllt. Die Saison stand auf ihrem Höhepunkt. Alles, was auf gelangweilte, moderne Menschen Anziehungskraft ausüben kann, wurde hier den Badegästen geboten. Ueberall Gedränge; elegante Toiletten; Läden mit Kost-

barkeiten; Concerte und Theater; monumentale Hôtels und ein großes Casino mit obligaten Lesezimmern, Spielsälen und Gesellschaftsräumen. Auf den Straßen Führer, Pferde, Esel, Mailcoaches und andere Wagen, bunt durch einander; den Thermen jener liebliche Geruch entströmend, der an faule Eier erinnert. Die nahen Waldwege überfüllt, so daß der Wald thatsächlich vor Menschen nicht zu sehen war. Alle Augenblicke Abfahrt der elektrischen Bahn von der Esplanade des œufs nach den Thermen der Raillère.

Bei alledem ist der Ort in so großartiger Weise von hohen Bergen umrahmt, von so schönen Wäldern umschlossen, so günstig für nahe und ferne Ausflüge gelegen, daß man gern in ihm weilt. Man lernt außerdem bald entlegene Wege kennen, auf welchen man sich aus der Menge verlieren kann. Ich führte von hier aus mehrere Besteigungen aus, unter denen mir die des Monné großen Genuß verschaffte. Doch es waren im Wesentlichen wiederkehrende Eindrücke, deren Reiz durch innere Stimmung gehoben oder auch durch ungünstige Witterung herabgesetzt wurde. Besonders lebhaft hat sich meiner Erinnerung der Ausflug nach dem Lac de Gaube eingeprägt, weil er die Eigenart der Gegend am besten offenbart. Dabei ist dieser Ausflug so leicht auszuführen, daß ihm jede Kraft gewachsen ist. Die elektrische Bahn ermöglicht es zunächst, ein Stück des Weges zu sparen; sie führt 1600 Meter weit bis zur Raillère hinauf. Man befindet sich dort bereits 1110 Meter über dem Meere, 178 Meter höher als in Cauterets. — Ich selbst wanderte früh am Morgen den Weg entlang, der, erst durch Wald, dann frei über dem Thal, sich der Raillère zuwendet. Goldiger Sonnenglanz hatte sich bereits über den Abhang des Péguère, dem ich folgte, ergossen, während noch tief violette Schatten auf den gewaltigen Massen des Hourmégas lagen, der das Thal im Süden abschließt. Neben ihm im Osten glänzten über den dunklen Felsen des Ardiden die lichten Schneefelder. Nebelstreifen hatten, wie leichte Schleier, sich über den Gave gelegt. Rasen, Sträucher und Bäume leuchteten am Abhang im Morgenthau, als wären Sterne über sie gestreut. Bald gelangte ich an die Gebäude der Raillère, welche die ergiebigsten Thermen von Cauterets enthalten. Sie entquellen dem Boden so reichlich, daß sie 34 Badezimmer 14 Stunden täglich mit Wasser speisen können und ihr Ueberschuß noch zur Behandlung kranker Pferde ausreicht, die von Thierärzten aus den Gestüten des südlichen Frankreich hierher zur Cur gesandt werden. Auf diese Gebäude folgen Verkaufsläden mit Gerstenzucker, der Thermenwasser enthält, ähnlich wie in Lourdes Pfefferminzplätzchen mit Wasser aus der heiligen Quelle hergestellt werden. Von der Raillère geht es an anderen bescheideneren Thermen vorbei, in die Höhe, zwischen Felsen, an rauschenden Cascaden und mächtigen Wasserfällen vorbei, bis zur „spanischen Brücke". Hier stürzen sich zwei Bäche in einander und vermischen ihre krystallenen Fluthen im dreifachen Wasserfall. Das ist die wildeste und schönste Stelle des Thales. Eine Brücke aus mächtigen Tannenstämmen ist von einem Fels zum anderen geschlagen, und man blickt in die brausende Fluth unter seinen Füßen. Hier gabelt sich das Thal, und zwei Wege gehen in ihm aus einander. Rechts würde man über den Col du Marcadau nach Spanien gelangen und in etwa sieben Stunden die

Bäder von Panticosa erreichen. Links geht es auf schmalem, steinigem Wege, durch Wald, rasch zum Lac de Gaube hinan. Herrliche Tannen beschatten den Weg. Zu ihnen gesellen sich bald hochstämmige Kiefern, deren fuchsrothe Rinde zwischen den Aesten glänzt. In das Unterholz mischen sich Alpenrosen und beginnen, mit Wacholderbüschen vereint, den felsigen Boden zu beherrschen. Alle Alpenrosen der Pyrenäen gehören zu der nämlichen Art. An der rostfarbigen Unterseite der derben, am Rande kahlen und etwas umgerollten Blätter erkennt man leicht, daß man hier stets das Rhododendron ferrugineum vor sich hat. Die rauhhaarige Alpenrose (Rhododendron hirsutum), deren Blätter am Rande gewimpert und unterseits grün sind, geht den Pyrenäen ab, während sie in den Alpen mit der rostfarbigen in die Standorte sich theilt. Vor hundert Jahren gab sie Lapeyrouse für den Mont Sissoy in den Pyrenäen noch an, doch ist sie seitdem dort nicht wieder gefunden worden. In der Vertheilung verschiedener Rhododendren über unsere europäischen Gebirge haben sich im Laufe der Zeit eben auch bedeutende Aenderungen vollzogen. Zu Beginn der Quartärzeit, im Diluvium, lebte, wie die fossilen Funde beweisen, selbst die großblüthige, in unseren Gärten so beliebte pontische Alpenrose noch bei Innsbruck und bei Lugano, während sie heute erst in den südlichen Gebirgen von Spanien und Portugal und in der Umgebung des Schwarzen Meeres angetroffen wird. Die fossilen Funde dieser Alpenrose, sowie mancher anderen Pflanzen haben überhaupt die wichtige Thatsache ergeben, daß es eine interglaciale und eine postglaciale Zeit in Europa gab, in welcher die pontische Flora weit nördlicher in unserem Erdtheil hinaufreichte, wo somit, trotz vorausgegangener Eisperioden, Europa sich vorübergehend eines milderen Klimas als gegenwärtig erfreute. Außerdem haben solche Pflanzenfunde auch gelehrt, daß die Balkanhalbinsel eine wichtige Zufluchtsstätte für jene mitteleuropäischen Gewächse gebildet hat, die, von dem harten Klima der Eiszeiten bedrängt, im Süden Zuflucht suchten. War ja thatsächlich die Wanderung nach der Balkanhalbinsel leichter als in jenen Richtungen, in welchen die Alpen und die Pyrenäen den Weg versperrten [1]).

Vor meinen Augen tauchte jetzt plötzlich der Vignemale auf, bedeckt mit Eis und Schnee, so imposant, so nah, daß ich unwillkürlich meine Schritte hemmte, um das großartige Bild länger zu betrachten. Dann erschien auch der See von Gaube, umrahmt von steilen Bergen: dem Labassa, dem Meya, dem Pic de Gaube. Sein grünes Wasser hat den Schimmer der Smaragden, und die kahlen Gipfel spiegeln sich scharf und klar in seinen Tiefen wider. Im Süden schließt der Vignemale das dort aufsteigende Thal. Sein großer Gletscher wirft blendend das Sonnenlicht zurück. Er kann es an Schönheit mit jedem anderen der pyrenäischen Gletscher aufnehmen, ja besonders stolz darauf sein, der einzige Thalgletscher der Pyrenäen zu sein. Denn seine Zunge erreicht die Thalsohle und setzt sich noch einige hundert Meter in ihr fort. Alle anderen pyrenäischen Gletscher sind Hängegletscher, solche, die nur den

[1]) Nach Engler, R. v. Wettstein, Sordelli, Baltzer, A. Weber, Nattorst, im Besonderen nach R. Wettstein, Druckschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften. 1892. S. 497, 517 und a. a. O.

oberen Theil ihres Thales füllen. So mächtiger Gletscher, wie sie die Alpen aufweisen, Gletscher, die zwischen den Behausungen der Menschen endigen, die mit ihren blauen Eismassen die blühenden Obstbäume erreichen, können die Pyrenäen sich nicht rühmen. Damit fällt für sie auch jener wirkungsvolle Gegensatz fort, den zur heißen Sommerzeit die kalte, krystallene Eisgrotte zwischen üppigem Pflanzenwuchs hervorbringt. Die Gletscher der Pyrenäen sind auf die wilden Regionen des Hochgebirges beschränkt; nur trostlose Einöden werden von ihnen bewohnt, und nur bunte Alpenblumen schmücken ihre Ränder.

Wie in den Alpen, so hatten auch in den Pyrenäen die Gletscher zu Anfang dieses Jahrhunderts an Ausdehnung gewonnen[1]). Dann folgte in beiden Gebirgen ihre rasche Abnahme, die hierauf in eine langsame Vorwärtsbewegung wieder umschlug. Diese war in Chamonix wie am Vignemale gegen 1855 abgeschlossen; es begann von Neuem der Rückzug; doch konnte im Jahre 1891 der Prinz Roland Bonaparte[2]) berichten, daß sich seit einiger Zeit wieder eine Zunahme der pyrenäischen Gletscher geltend mache. Noch in diesem Augenblick ist aber der östliche Gletscher des Vignemale, nach Aussage der Führer und einem Vergleich mit der Generalstabskarte, um mehr als hundert Meter kürzer, als er vor zwanzig Jahren war.

Ich ließ mich in einem Nachen an das südliche Ufer des Sees fahren. Kein Luftzug bewegte die ebene Fluth. Sie breitete sich wie ein glatter Spiegel aus, und da schien es, als zertrümmere jeder Ruderschlag die krystallene Fläche und zerstöre die Bilder, die in ihrer Tiefe ruhten. Aufgeschreckte Fische tauchten hin und wieder hinter unserem Fahrzeug auf, es waren große Lachsforellen, an denen dieser See besonders reich ist.

In fünf auf einander folgenden Stufen strebt jenseits des Sees das Thal dem Vignemale zu, und der Gave, der seinem Gletscher entströmt, ergießt sich über diese Stufen in Wasserfällen. Ganz in weißen Schaum zerstoben, kommt die unterste Cascade in der Tiefe an und hat daher den Namen Cascade de Splumous erhalten. Man muß dann noch eine Stunde weiter über grüne Matten steigen, um den obersten Absatz des Thales zu erreichen. Von diesen „Oulettes de Gaube", die 2130 Meter hoch liegen, genießt man die berühmteste Aussicht auf den Vignemale. Seine Felsenmassen schießen hier mit einem Male über 1000 Meter empor zum Himmel. — Die „Oulettes" sind mit Blöcken von Granit, Schiefer und Kalkstein übersäet, und überall aus diesen Trümmern strecken liebliche Alpenpflanzen ihre Blüthen zum Licht empor. Sie wachsen in solcher Fülle, daß man nicht allen die verdiente Beachtung schenken kann. Bald hatte ich mehrere weißblüthige Alpenranunkeln[3]) gefunden; dann sah ich die schmächtige Pyrenäen-Akelei[4]), aus deren gespornten, dunkelblauen, abwärts hängenden Blüthen lebhaft gelbe Staubblätter hinausragen; daneben stand das bescheidene, resedablättrige Schaumkraut[5]), mit nur

[1]) Camena d'Almeida, Les Pyrénées, p. 323.

[2]) Annuaire du Club Alpin Français. Achzehnter Jahrgang 1891, erschienen 1892, S. 483. Les Variations périodiques des glaciers français.

[3]) Ranunculus alpestris, R. pyrenaeus, var. bupleurifolius.

[4]) Aquilegia pyrenaica. — [5]) Cardamine resedifolia.

wenigen weißen Blüthen und aufwärts gerichteten Schoten. Viel zierlicher stellt sich eine andere Crucifere, die Alpen-Gemskresse[1]) vor, deren gedrängte, leuchtend dunkle Blattrosetten ich auch alsbald erblickte. An einer schattigen, kühlen Stelle trug sie noch verspätete Blüthen in schneeweißer Traube. Das hübsche zweiblüthige Veilchen[2]), auffallend, weil lebhaft gelb gefärbt, war zahlreich vertreten. Dann erfreuten mich die großen gelben Blumen des seltenen rundblättrigen Hartheus[3]) durch ihren Anblick. Das Pflänzchen kriecht am Boden und schmiegt ihm seine Blätter an. Ueberall war der Alpenklee[4]) zu sehen und streckte seine rothen, auffällig großen Blüthen hervor aus dem kurzen Rasen. Verschiedene andere Schmetterlingsblüthler leisteten ihm Gesellschaft. Dann sah ich Fingerkräuter[5]) und andere Rosifloren; auch fehlten nicht Weidenröschen[6]) und alpine Steinbrechе[7]), an denen die Pyrenäen so reich sind. Ebenfalls zeigte sich der merkwürdige pyrenäische Mannstreu[8]), dem man es kaum ansieht, daß er zu den Doldenpflanzen gehört[9]). So schön ist er nicht wie der Mannstreu der Alpen[10]). Letzterer, meist als „blaue Distel" (Chardon bleu) bezeichnet, wird an höher gelegenen Orten der Schweizer Alpen zum Kauf angeboten. Freilich sind es dann nicht wilde, sondern in Gärten gezogene Exemplare, die man so erhält; denn die wilden fand man von jeher nur selten, und sie wurden in Folge starker Nachstellung fast überall zerstört. Die Blüthen dieser Pflanzen sind klein, doch zu einem ansehnlichen, eiförmigen Köpfchen vereint, das stachelig gezähnte Hüllblätter umgeben. Dabei hat der ganze obere Theil der Pflanze eine schöne kobaltblaue Färbung. In der Dauphiné nennt man diesen Mannstreu „Königin der Alpen". Sein pyrenäischer Stammesgenosse ist weniger groß, daher auch nicht so auffällig und zieht mehr ins Violette. Man begegnet ihm zum ersten Mal in den Pyrenäen; er kehrt in den spanischen Gebirgen dann wieder. Doch auch eine alte Bekannte aus unseren Breiten, die an feuchte, besonders an torfige Wiesen sich bei uns hält, sollte ich hier unter dem Vignemale wiedersehen, das Bergwohlverlei (Arnica montana), das so weit im Süden in entsprechender Höhe noch gedeiht. Die Tinctur aus dieser Pflanze, die Arnica-Tinctur, steht immer noch, besonders bei Landleuten, in hohem Ansehen. So wie früher, innerlich, gegen jedes Uebel, wendet man sie nicht mehr an, und ihren alten deutschen Namen „Wohl für Allerlei" würde sie schwerlich heute noch erhalten. Das Vieh scheint auffälliger Weise den Heilkräften dieser Pflanze nie getraut zu haben, denn es rührt sie auf der Weide nicht an. — Wie in den Alpen wärmt auch an den Abhängen der Oulettes die Eberwurz (Carlina acaulis) sich in der Sonne und breitet bei klarem Himmel ihre strahlende weiße Hülle um den breiten Blüthenkopf aus. Der pyrenäische Löwenzahn[11]) war auch an jener Stelle ziemlich stark vertreten. Er ist dem Herbst-Löwenzahn[12]), der bei uns Wiesen, Raine und Triften bewohnt, recht ähnlich, doch mehr orangeroth gefärbt. Trotz seines Artennamens „pyrenaicus" kommt dieser Löwenzahn selbst im Schwarzwald noch

[1]) Hutchinsia alpina. — [2]) Viola biflora. — [3]) Hypericum nummularium. — [4]) Trifolium alpinum. — [5]) Potentillen. — [6]) Epilobien. — [7]) Saxifragen. — [8]) Eryngium Bourgati. — [9]) Umbelliferen. — [10]) Eryngium alpinum. — [11]) Leontodon pyrenaicus. — [12]) Leontodon autumnalis.

vor, woraus hervorgeht, daß solche Bezeichnungen an sich noch nicht die Einschränkung auf das namengebende Gebiet bedeuten. Es gelang mir auch, ein Exemplar des schönen, fleischfarbenen Mannsschild (Androsace carnea) zu finden, dessen lebhaft rosenrothe, mit gelbem Schlund versehene Blüthen sich in dichten Dolden an einander drängen. Die Primeln waren schon verblüht, sie trugen bereits Früchte. In dem pyrenäischen Läusekraut (Pedicularis pyrenaica) mit rosenrothen Blüthen, das an einer sumpfigen Stelle stand, hatte ich wieder eine specifisch pyrenäische Pflanze vor Augen. Diese Art zeichnet sich vor den anderen durch starke Haarbildung im Innern der Blumenröhre aus. Die Blätter sind doppelt gefiedert, das ganze Pflänzlein auffallend zierlich. Den wenig anziehenden Gattungsnamen verdanken diese Pflanzen dem Umstand, daß Abkochungen ihrer Blätter als Mittel gegen die Läuse der Hausthiere benutzt wurden. Doch dazu hat man nur unsere im Sumpf und im Wald lebenden Arten angewandt, nicht die Alpenbewohner. Auch nicht alle Vertreter dieser Gattung waren gleich verpönt, wie das aus der Angabe hervorgeht, daß von manchen auf den Kuriliſchen Inseln lebenden Arten ein Thee bereitet wird, der als Genußmittel gilt. Zwei alpine Weiden sah ich dem Boden angeschmiegt; in der einen glaubte ich die pyrenäische Art (Salix pyrenaica) zu erkennen, doch ist die Bestimmung dieser Pflanzen so schwer, daß ich mich auch täuschen konnte.

Der Abend nahte. Die Schatten legten sich über das Thal; nur der Vignemale stand noch im vollsten Sonnenglanze. So ward es mir schwer, dennoch aufzubrechen. Es war aber hohe Zeit, denn ich erreichte Cauterets erst nach Anbruch der Nacht.

XVII.

Auch in den Pyrenäen reicht die Pflanzenwelt, so weit schneefrei werdende Stellen es zulassen, bis zu den höchsten Bergspitzen hinauf. Vallot[1]) sammelte am Vignemale zwischen dem Col de Cerbillonas und dem Gipfel noch drei alpine Hungerblumen (Draba aizoides, Dr. tomentasa, Dr. frigida), die Alpen-Gemskresse (Hutchinsia alpina), das stengellose Leimkraut (Silene acaulis), das aus rasenförmigem Polster seine schön rosenrothen Blüthen erhebt, das kriechende Alpenhornkraut (Cerastium alpinum), mehrere kleine Steinbrucharten (Saxifraga mixta var. Iratiana, S. moschata, S. oppositifolia) in weißem, gelblichem und leuchtend rothem Schmuck, die rasenbildende Campanula pusilla, mit zierlichen blauen Glocken, den bewimperten Mannsschild (Androsace ciliata), mit gelblichem Schlund in den weißen Blüthen, den unscheinbaren Säuerling (Oxyria digyna), ein Knöterichgewächs (Polygonaceae), mit nierenförmigen Blättern, und endlich einige Grasarten (Poa laxa und Festuca rubra var. Pyrenaica). Diese Pflanzen reichten hinauf bis zu 3290 Meter Höhe. Sie hatten überall sich angesiedelt, wo nackter Boden aus den Schneefeldern vortrat. Acht Meter höher lag der oberste Gipfel des Berges, in ewigen Schnee gehüllt. Auch auf dem höchsten aller pyrenäischen Berge, dem die Maladetta-

[1]) Flore glaciale des Hautes Pyrénées. Bulletin de la société botanique de France. Bd. XXXII, p. 136. 1885.

gruppe beherrschenden, 3404 Meter hohen Pic de Néthou, auf spanischem Gebiet, sind reichblühende, schön entwickelte Rasen des bewimperten Mannsschildes (Androsace ciliata), sowie einige Moospflänzchen (Grimmia contorta) angetroffen worden[1]). Doch das darf nicht Wunder nehmen, da man in den Schweizer Alpen hochalpine Steinbrecharten und den Hahnenfuß der Gletscher noch in 4270 Meter Höhe fand[2]). Im tibetanischen Gebirgslande wagen sich bestimmte Arten von Steinbrech, Enzian, Saussurea, Hohlwurz, Fetthenne, Sandkraut, Bärenschote und Fahnwicke[3]) bis zu 5850 Meter empor. Es ist das die größte Höhe, in der phanerogame Pflanzen gesammelt wurden[4]). Die distelartigen Saussureen herrschen dort vor, zu Ehren des ersten wissenschaftlichen Bezwingers des Montblanc, dessen Namen bis in jene Regionen erhebend. Die zu den Kryptogamen gehörenden Flechten hat Hans Meyer auf dem Gipfel des Kilimandscharo in 6010 Meter Höhe noch gesammelt[5]).

Den Gemsen des Vignemale schienen die Grotten, welche der Graf Russel zum Schutz der Reisenden dort sprengen ließ, einigen Schreck eingeflößt zu haben. Im Besonderen war das bei der ersten Grotte der Fall, die eine mennigrothe Thür erhalten hatte und damit grell, gleich einem blutigen Fleck, von dem umgebenden Schnee abstach. Sie wirkte wie eine Scheuche auf die Gemsen ein und veranlaßte schon aus weiter Ferne ihre Flucht. Die Gemsen der Pyrenäen weichen durch ihre geringere Größe, auffallend kleinen Hörner, sowie durch ihr fuchsrothes Sommerkleid, dem der Rückenstreifen fehlt, von den Alpengemsen ab, doch glaubt Brehm[6]), daß sie nur eine örtliche Spielart bilden. Die Eingeborenen nennen sie „Isards", und es ist im Allgemeinen nicht schwer, kleine Herden dieser Thiere in bedeutender Höhe zu erblicken. — Wiederholt begegnete Graf Russel[7]) am Gipfel des Vignemale auch Schneemäusen (Arvicola nivalis), jenen merkwürdigen Thierchen, die jeder Witterung trotzen und nicht einmal, wie andere Nager, zur Winterzeit in die Erde sich verkriechen. Auch eine Biene fand sich ein, einige Fliegen und eine Spinne. Die trägen Marienkäfer (Coccinella septempunctata), die ihre mennigrothen, schwarzgefleckten Flügeldecken so kenntlich machen, waren am zahlreichsten vertreten. Die Speisereste der Grotten zogen auch einige Finken an, und diese wurden schließlich so zahm, daß sie regelmäßig bei den Mahlzeiten der Reisenden erschienen.

---

[1]) Jeanbernat, Rapport sur l'herborisation faite au port de Venasque et à Penna-Blanca, Bulletin de la soc. bot. de France. T. XI, p. XCIII. 1864.

[2]) Vergl. „Deutsche Rundschau", 1896, a. a. O. S. 102.

[3]) Saxifraga parva, Gentiana tenella und aquatica, Saussurea bracteata, Corydalis Hendersoni, Sedum Stracheyi, je eine noch unbenannte Astragalus- und Oxytropis-Art.

[4]) Nach einem Vortrag von Hemsley in der Linnean Society in London am 19. April 1900. Vergl. „Nature" 10. Mai 1900, S. 46.

[5]) A. F. W. Schimper, Pflanzengeographie. 1898. S. 753.

[6]) Thierleben. Große Ausgabe. Zweite Auflage. Bd. III, S. 269. 1877.

[7]) Souvenirs d'un Montagnard. Pau 1888.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Aus den letzten Tagen des Malteser-Ordens.

(1798.)

[Nachdruck untersagt.]

Die erste Kunde von der am 11. Juni 1798 erfolgten Besitznahme Malta's durch die Franzosen traf drei Wochen später, am 2. Juli, bei dem zu Rastatt versammelten Congresse ein. Der als zweiter Vertreter des Malteser-Ordens dorthin delegirte Chevalier de Bray[1]) befand sich an dem Tage des Eingangs dieser Nachricht zu Diffingen, einer in dem heutigen Jagstkreise des Königreichs Württemberg belegenen Herrschaft seines Freundes und Gönners, des Fürsten von Thurn und Taxis. Hier erreichte ihn am 5. Juli das nachstehende, vom 2. desselben Monats datirte Schreiben eines Freundes, des Ritters von Loë:

Rastatt, den 2. Juli 1798.

Mein lieber Freund!

Ihre Befürchtungen, betreffend Malta's, haben sich leider nur allzu vollständig erfüllt. Bei den hier anwesenden französischen Gesandten ist ein Gensdarm aus Sulz mit der Nachricht eingetroffen, daß Malta durch Bonaparte weggenommen worden sei. Die bezügliche Meldung war auf telegraphischem Wege nach Paris übermittelt worden und von dort nach Straßburg und Sulz gesendet worden. Rosenstiel[2]) und Gaudin haben diese Nachricht den hier anwesenden Ministern officiell zur Kenntniß gebracht. Die Einzelheiten sollen durch einen zweiten, mit der nächsten Post und für morgen angekündigten Courier überbracht und werden von mir nach Heitersheim[3]) weiter gegeben werden, von woher ich den Groß-Bailli täglich erwarte. Außerdem ist mir eine vom 26. April datirte chiffrirte Depesche des Großmeisters zugegangen. — Ihrem eigenen Urtheil überlasse ich es, ob nicht nothwendig sein werde, daß Sie sofort herkommen, um mir in der kritischen Lage, in welcher ich mich befinde, mindestens mit Ihrem Rathe beizustehen. Ich zweifle nicht, daß der Groß-Bailli gleichzeitig mit Ihnen eintreffen werde. — Ihre Bücher habe ich dem Grafen Görtz pünktlich übergeben. Leben Sie wohl u. s. w.

---

[1]) Der nachmalige bayerische Gesandte in Berlin, aus dessen Nachlaß die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufzeichnungen „Berlin im October und November 1806" herrühren.

[2]) Secretär der französischen Congreß-Gesandtschaft.

[3]) In dem (gegenwärtig zum badischen Kreise Freiburg gehörigen) Fürstenthum Heitersheim residirte seit dem 16. Jahrhundert der Großprior (Grand bailli) und oberste Meister der deutschen Zunge des Malteser-Ordens. Inhaber dieser Würde war seit dem Jahre 1796 Ignaz Bartholomäus, Freiherr Rinck von Baldenstein.

Daß die aus Malta eingelaufene Kunde Herrn de Bray keine Ueberraschung bereitete, wissen wir auch unabhängig von der bezüglichen Anspielung in dem Briefe des Ritters von Loë. Unter den Warnungen vor der am 9. Mai von Toulon abgegangenen französischen Expedition, die dem Großmeister von Hompesch zugegangen waren, und von denen der fünfte Band der Scholl'schen „Histoire des traités de paix" berichtet, werden die Depeschen der Herrn von Schönau, Ferreti und de Bray ausdrücklich erwähnt. Bray wußte aber noch mehr, als daß Frankreich gegen den Orden Böses im Schilde führe und daß eine Klausel des Friedens von Campo Formio nicht dem Orden, sondern lediglich dem Großprior von Heitersheim als deutschem Reichsfürsten die Absendung von Bevollmächtigten zu dem Rastatter Congreß gestattet habe. Ihm war — wie wir anderweit wissen — nicht unbekannt geblieben, daß der Nachfolger seines Gönners, des Großmeisters Prinzen von Rohan, der Kurpfälzer Ferdinand von Hompesch, ein schwacher, entschlußunfähiger und haltungsloser Herr sei, der allen durch die Zeitverhältnisse bedingten Reformen der Ordenseinrichtung hartnäckig widerstrebt und die ihm aufgezwungene Würde nur ungern, nur zögernd angenommen hatte. Diese Zögerung hatte ihre guten Gründe gehabt. Die innere Auflösung der weiland berühmten Brüderschaft war im Laufe der letzten Jahre so weit vorgeschritten, daß nur ein Mann von genialer Thatkraft sie hätte abwenden können.

Seit Jahr und Tag befanden sich die Finanzen des Ordens in höchst bedenklichem Zustande. Die Einnahmen aus Frankreich waren seit dem September 1792 vollständig ausgeblieben, die Intraden aus den Gütern am linken Rheinufer, aus der Schweiz und den Ländern der neuen Republiken Cisalpiner und Sigurier von den siegreich vordringenden Franzosen beschlagnahmt, ferner die Priorate spanischer Zunge, sowie diejenigen Siciliens als Theilnehmer an den Kriegen gegen Frankreich zahlungsunfähig geworden. Weder die im Lande aufgenommene Zwangsanleihe noch die an der Verwaltung vorgenommenen Ersparnisse hatten auch nur die dringendsten Bedürfnisse des Ordens zu decken vermocht. Indessen Hunderte aus der Heimath vertriebener Ritter nach Malta gekommen waren und dort Unterstützung in Anspruch genommen hatten, verschlangen die Spitäler, die angeworbenen Regimenter und die Schiffe des Ordens die sämmtlichen demselben übrig gebliebenen Mittel. — Schlimmer noch als um die äußeren war es um die inneren Verhältnisse bestellt. Daß es mit dem kriegerischen Geiste der Ritter beständig zurückgegangen sei, „daß Zwistigkeiten und Insubordinationen, luxuriöses Leben, Sittenverderbniß und die geringe Bedeutung der zu unwesentlichen Streifzügen herabgesunkenen kriegerischen Dienste den Orden um das beste Theil seines alten Rufs gebracht hatten", ist selbst von einem so entschiedenen laudator temporis acti wie Alfred von Reumont (Beiträge zur italienischen Geschichte, Bd. IV) anerkannt worden. Noch verhängnißvoller war freilich, daß sehr zahlreiche, insbesondere französische Ritter an ihren Beruf selbst nicht mehr glaubten, daß sie die Ueberlebtheit dieser Schöpfung des Mittelalters empfanden und daß sie den in Frankreich zur Herrschaft gelangten „philosophischen Ideen" huldigten, die sie als Mitglieder des Ordens hätten bekämpfen müssen. Unter den 332 Rittern, die im Sommer

1798 am Sitze des Ordens und auf den zwei Nachbarinseln anwesend waren, befanden sich mehr als 200 Franzosen, darunter viele, denen jede Gelegenheit zur Aussöhnung mit ihrem Vaterlande bezw. zu ungefährdeter Rückkehr in dasselbe im Voraus willkommen war. Diese Männer sollten die Befehlshaber für 2000 Mann angeworbener Soldaten abgeben, zu denen noch einige hundert Garden und die auf 12 000 Köpfe geschätzte eingeborene Miliz kamen. Was wollte diese relativ starke Truppenmacht, was der intacte Zustand der sprichwörtlich starken Befestigungen von Lavaletta, was die Ausrüstung mit reichlichen Munitionen bedeuten, seit auf die Zuverlässigkeit der Führerschaft nicht gerechnet werden konnte und seit notorisch war, daß die Parteien der Alten und der Jungen einander mit tödtlichem Hasse befehdeten! Seit der „Bruder dem Bruder" nicht mehr trauen konnte, war das Geschick des Ordens entschieden.

Dem Scharfblick des Großmeisters Rohan war diese innere Aushöhlung des seiner Leitung unterstellten Gemeinwesens nicht entgangen. Um einer Prüfung der mehr als zweifelhaften militärischen Leistungsfähigkeit des Ordens aus dem Wege zu gehen, hatte der alte Herr in Veranlassung der dritten Theilung Polens und behufs Ordnung der Verhältnisse des dortigen Priorats einen in russischem Seedienst stehenden Ordensbruder, den Balli Grafen Litta, nach St. Petersburg gesendet und zuerst mit Katharina II., dann mit deren Nachfolger über den Abschluß eines Bündnisses mit Rußland verhandeln lassen. Kaiser Paul, der seit seiner Jugend romantisch-ritterlichen Ideen zuneigte, hatte so bereitwilliges Entgegenkommen gezeigt, daß er nicht nur der Begründung eines neuen, reich ausgestatteten russisch-polnischen Großpriorats zustimmte, sondern daß er dem Orden in Person beitrat. Dabei war es indessen nicht geblieben, sondern nach dem Tode Rohan's war von Herrn von Hompesch ein neuer Vertrag (vom 29. November 1797) abgeschlossen worden, welcher dem Kaiser und Selbstherrscher des schismatischen Rußland die Würde eines Protectors der berühmtesten aller katholischen Brüderschaften übertrug und denselben mit dem Kreuze schmückte, das der verdienteste Meister derselben, der große Jean Parrisot de Lavalette, getragen hatte.

Daß eine solche, allen Traditionen des Ordens, der katholischen Kirche und des abendländischen Ritterthums zuwider laufende Unterordnung unter einen fremden und dazu akatholischen Souverän einer moralischen Bankerotterklärung der einst waffengewaltigen und stolzen Brüderschaft ähnlich sehe, hatte für einen Mann von der Weltkenntniß und nüchternen Urtheilskraft Bray's nicht mehr zweifelhaft sein können. Längst auf das Schlimmste gefaßt, nahm er die Trauerkunde von den Vorgängen des 10. und 11. Juni als Bestätigungen dessen auf, was er voraus gesehen hatte. So dunkel diese Voraussichten auch gefärbt gewesen sein mögen, — sie wurden durch das noch übertroffen, was Herrn de Bray einige Zeit später aus Lavaletta derart gemeldet wurde. Das darauf bezügliche, von einem deutschen Ritter verfaßte Schreiben, das sich in dem als „Affaires de l'ordre de Malte" bezeichneten Convolut des Bray'schen Nachlasses vorgefunden hat, lautet wortgetreu folgendermaßen:

Malta, den 20. Juni 1798[1]).

Hier weht seit dem 12. d. M. die französisch-republikanische Flagge. Was in mehreren Jahrhunderten die Macht der türkischen Waffen gegen Malta nicht thun konnte, that diesmal in wenigen Tagen eine schwarze und unblutige, aber wohlvorbereitete Verrätherei.

Am 6. dieses zeigte sich vor Malta die große Expeditionsflotte des Mittelländischen Meeres, ein für Europa schon lange erwartetes Räthsel, 30 Kriegs- und über 300 Transportschiffe an der Zahl. Zu gleicher Zeit mit dieser Erscheinung kamen zwei Kauffahrteischiffe mit griechischer Flagge in den Hafen von Malta. Sie gaben an, mit Getreide beladen zu sein. Erst in der Folge, als die Franzosen ihre feindseligen Absichten nicht mehr verbargen, entdeckte sich, daß diese zwei Transportschiffe mit Kriegsleuten und Waffen beladen und von den Franzosen zu der Absicht vorausgeschickt waren, um die innerliche Empörung, die schon lange entworfen war, zu guter Zeit zu unterstützen.

Bald begehrten die Franzosen die Aufnahme in den Hafen mit der ganzen Flotte. Es wurde ihnen geantwortet, daß man sie nach dem Nationalrechte und den Gesetzen von Malta nur zu vier an der Zahl und so nach einander alle abwechslungsweise herein lassen könnte.

Dieser Erklärung folgte die Landung der Franzosen nach und nach bis zu 15000 Mann in einem entvölkerten Theil der Insel, welcher Platz ihnen mittelst gegebener Zeichen durch übelgesinnte Leute vom Lande angewiesen wurde. Man würde die ersteren gelandeten Truppen vertrieben haben, wenn nicht die Verschworenen in der Stadt eine abscheuliche List gebraucht hätten, um es zu verhindern. Sie sandten nämlich zu dem Landvolk, das von Rittern befehligt war, geheime Boten aus, um es in den Wahn zu setzen, daß es von dem Ritterstande verrathen und schon verkauft sei.

Das Landvolk selbst in dem Gefühle der Treue zu dem Fürsten und der Religion wurde verblendet. Anstatt den Befehlen zu den Angriffen zu gehorchen, ward es wüthend gegen die verschwärzten Anführer. Sie marterten und mordeten verschiedene französische Ritter: andere, ebenso unschuldig wie diese, wurden verwundet, mit Hohn und grausamer Behandlung in die Stadt geschleppt und alles das in der vermeinten guten Absicht, Verräther zu bestrafen.

Die Griechen, theils die, wie vorgemeldet, auf ihren Schiffen, theils jene, die in der Stadt ansässig waren, wollten diese Verwirrung benutzen, um in Empörung loszubrechen. Sie wurden aber vom Volk theils niedergemacht, theils verhaftet. Indessen mußten diese verschiedenen blutigen Auftritte die Stadt mit Angst und Verwirrung erfüllen.

Auch waren unterdessen die verschiedenen Landtruppen und Milizen von Malta am Seegestade und in den Dörfern größtentheils versprengt worden, nicht sowohl aus Mangel an Muth als wegen dem Mißtrauen, das ihnen gegen ihre Befehlshaber eingeflößt worden war und sie an der gehörigen Folgsamkeit hinderte.

Die Regierung begnügte sich also mit dem Vorsatz, die Stadt zu vertheidigen, wennschon darin die obgemeldeten Greuel den äußersten Mißmuth verbreitet hatten. Es stieg aber Verwirrung und Drangsal aufs Höchste, als sich zeigte, daß, während die festesten Puncte der Stadt mit Ueberfluß an Kriegsvorrath sich gegen die heran nahenden Feinde zu wehren anfingen, zu gleicher Zeit die minder festen Punkte Mangel an Geschütz und Vorräthen litten oder verfälschte Patronen empfingen. Dies war die entscheidende List der Häupter der Artillerie, die mit verschworen waren. Zugleich bemühten sich Leute, falschen Lärm von feindlichen Stürmen in der Stadt auszustreuen.

Die getäuschten Patrouillen schossen in den Straßen auf einander. Das Volk lief truppenweise umher, konnte nicht mehr in Ordnung gebracht werden, und Jeder glaubte, einem Feinde zu begegnen.

Sogar des Großmeisters Palast wurde mit einem herbeigestürmten Schwarm von demokratischen Schreiern erfüllt, die keine Gewalt zur Ruhe bringen konnte. Einige Adelige vom Lande und

---

[1]) Zum Verständniß der auf die Einnahme Malta's und der Hauptstadt Lavaletta bezüglichen Schilderungen bedarf es einer Bekanntschaft mit der Lage und Beschaffenheit der Insel, die durch bloße Notizen nicht vermittelt werden kann. Wir verweisen darum auf die ausführliche Darstellung in der „Deutschen Rundschau" 1893, Band LXXV und LXXVI: „Eine Frühlingsfahrt nach Malta." Dort findet man auch Näheres über die zum Theil heute noch erhaltenen Kirchen und Paläste des Ordens. Anmerk. des Verfassers.

übelgesinnte Magistratspersonen benutzten diese Vorfälle, um der Regierung des Ordens durch eine Abgesandtschaft dringend vorzustellen, wie unmöglich die Vertheidigung der Stadt sei, da der Verrath offenbar, die Spaltung der Gesinnungen durch viele Mordthaten erprobt und eine blutige Gährung augenblicklich zu erwarten wäre. Nach vielem Hin- und Widerreden zwang diese Abgesandtschaft, gestützt durch die verschworenen französischen Ritter, dem Rathe der Aeltesten die Einwilligung ab, mit den Franzosen zum Vortheil der Eingeborenen zu unterhandeln.

Am 11. ging also die Capitulation dahin, daß der ganze Orden die Insel verlassen und der französischen Republik übergeben werde. Die Franzosen nahmen am 12. Besitz von den Festungswerken, wo man viele Mühe hatte, die Truppen, die von der Revolution der Stadt nichts wußten, zur Uebergabe zu bereden. Denn eigentlich war nur das Innere der Stadt durch Empörung des französischen Anhangs übervortheilt worden.

Der gute Wille der Regierung zur Vertheidigung der Stadt hatte daher unwirksam werden müssen, weil die Verschworenen es so weit gebracht hatten, daß sowohl die Lebensmittel als auch die abgeschickten Befehle durch verschiedene List und Gewalt abgeschnitten wurden. Auf diese Art eroberte und überlistete Bonaparte die Insel, doch nicht ohne Verlust an Leuten. Dieser General behandelte die Häupter des Ordens ohne Edelsinn und als rächender Sieger; hingegen setzte er die Verräther des Ordens an die Spitze der neuen Regierung.

Dies ist der Ueberblick von der Einnahme oder vielmehr von der Revolution von Malta. Nur der allergeringste Theil der verschiedenen Stände, aber zum Unglück Häupter, waren die Verschworenen. Im Durchschnitt waren Ritter und Volk gut gesinnt gewesen. Nur eins hätte Malta vielleicht noch retten können, die geschwinde und gänzliche Vernichtung aller Verräther im rechten Augenblick. Ein hartes, aber nothwendiges Heilmittel in solchem Fall. Vielleicht wäre es aber auch schon zu spät gewesen. Man entdeckte nach der Hand, daß die französisch Gesinnten im Falle der Weigerung der Regierung entschlossen waren, ein Blutbad unter den Rittern zu machen.

Die Namen der Verräther werden in mehr ausführlichen Relationen erscheinen. Genug, Folgendes zu bemerken. Sonderbar, daß Einer Namens Ponsielgue, in Malta geboren und durch die Wohlthaten des Ordens bereichert, einer der Rädelsführer war, und noch sonderbarer, daß dieser der Kaiserliche Consul ist!

Die Herrschaft der Franzosen auf Malta war indeß von kurzer Dauer. Drei Monate nach Bonaparte's Landung und vier Wochen nach Nelson's Sieg von Abukir erfolgte ein Aufstand, über den sich in den Bray'schen Papieren gleichfalls eine Relation befindet. Sie ist bezeichnet als „Lettre de Pise en date du 2 Nov. 1798" und rührt offenbar von einem Augenzeugen der geschilderten Ereignisse her. Sie lautet:

Sie wissen ohne Zweifel bereits, daß das maltesische Landvolk sich am 2. September gegen die Franzosen erhoben hat, als Diese den Tapetenschmuck einer Kirche wegnehmen wollten. Das Volk rottete sich zusammen, erschlug alle Franzosen, die sich im Innern der Insel vorfanden, und erstürmte die Citadelle (sc. von Città nobile), deren Besatzung niedergemacht wurde, ohne daß ein einziger Mann übrig geblieben wäre. Als das Landvolk sich andern Tages weigerte, Lebensmittel in die Stadt (sc. Lavaletta) zu bringen, befahl General Vaubois, die Thore zu schließen und gegen die Empörer mit einer ziemlich zahlreichen Truppe auszufallen. Diese Truppe stieß auf die bei St. Joseph verschanzten Malteser, wurde geschlagen und mußte sich mit empfindlichem Verlust in die Stadt zurückziehen. Das nämliche Schicksal hatten die übrigen Ausfallsversuche, welche von den bei Corradin, Sulieva und St. Joseph wohlverschanzten Landleuten siegreich zurückgeworfen wurden.

Vaubois sah ein, daß zu Lande nichts auszurichten sei, und versuchte sein Glück jetzt auf dem Meere. Er ließ eine Fregatte und zwölf Canonir-Schaluppen ausrüsten, um eine Landung bei St. Paul zu versuchen und von dort aus die von den Maltesern besetzten Punkte erstürmen zu lassen. Aber auch das scheiterte vollständig. Die Malteser erwarteten die Angreifer kalten Blutes, verhinderten sie an der Landung und nahmen ihnen drei Schaluppen ab, so daß die Franzosen völlig unverrichteter Sache abziehen mußten. Jetzt beschloß Vaubois, es mit Güte

zu versuchen. Er entsendete zwei Großvicare des Bischofs und einige beim Landvolke wohlangesehene Stadtbewohner, die demselben sagen sollten, daß der General eine allgemeine Amnestie erlassen wolle, wenn ihm drei von den Anführern ausgeliefert würden. — Die Malteser gaben zur Antwort, daß sie sämmtlich unter die Waffen getreten seien, um ihren Gott, ihre Religion und ihr Eigenthum zu vertheidigen und sich der französischen Tyrannei zu entziehen. Sie seien ihrer zwanzigtausend und entschlossen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen. Weiter ließen sie dem General sagen, sie verlangten von ihm die Auslieferung der (mit Namen bezeichneten) Verräther, Ritter wie Malteser, die ihr Land preisgegeben hätten, und außerdem die Auslieferung des Civil-Commissars Regnauld de St. Angely. — Sie werden sich denken können, daß in keine dieser Auslieferungen gewilligt wurde. Die Thore wurden wieder geschlossen, und aller Verkehr blieb unterbrochen.

Zu diesem Zeitpunkte waren noch zahlreiche Ritter, die ihrer Angelegenheiten wegen nicht hatten abreisen können, in der Stadt anwesend. Der französische General ließ dieselben im Interesse der Sicherheit verhaften und in das Kloster des h. Franz abführen, wo man sie zweiundzwanzig Tage gefangen gehalten und erst zum Behuf der Abreise nach Livorno und Genua auf freien Fuß gesetzt hat.

So war die Sachlage am 22. September, dem Tage der Absendung der hierher gelangten Mittheilung. Auf die Richtigkeit der mitgetheilten Einzelheiten können Sie sich verlassen, — ich habe dieselben von Soubeyras, einem der gefangen gewesenen Ritter, auf den man sich verlassen kann. Hinzugefügt hat er, daß er und seine Gefährten alsbald nach der Abfahrt von einer aus vier Kriegsschiffen und Fregatten bestehenden portugiesischen Flottenabtheilung angehalten worden seien, und daß der portugiesische General ihnen angeboten habe, sie nach Malta zurück zu bringen, wo sie sich den Aufständischen anschließen könnten. Da sie das ablehnten, habe der General sie bis zum Eintreffen Nelson's zurückgehalten. Dieser sei denn auch nach zwei Tagen an der Spitze von vierzehn Kriegsfahrzeugen erschienen. Dann sei der nämliche Vorschlag noch ein Mal gestellt und abermals abgelehnt worden, worauf man ihnen die Weiterreise gestattet habe. Dann seien sie bei ihrem Eintreffen am Kap Carbonaro (Sardinien) von einem Corsaren mit unbekannter Flagge untersucht, übel behandelt, ihres Gepäcks und ihres Geldes beraubt worden und schließlich in eine vierzigtägige Quarantäne gerathen.

Die Franzosen auf Malta leiden — vom Getreide abgesehen — an Allem Mangel und haben bereits angefangen, Balcons, Fenster und Thüren wegzunehmen und mit diesen die Oefen zu heizen. Frauen und Kinder hat man als unnütze Mäuler fortgeschickt. Die hundert französischen Ritter, die seit drei Monaten zu Antibes (an der Südküste der Provence) der von Bonaparte verheißenen Commission zur Prüfung ihrer Gesuche um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich harren, haben lediglich den nachstehenden Erlaß des Directoriums erhalten:

„Abschrift des Schreibens des Polizeiministers an den Commissar bei der Executiv-Gewalt zu Antibes:

Bürger, wir haben die verschiedenen Briefe erhalten, welche Sie mir in Sachen der in Antibes eingetroffenen ehemaligen Malteserritter geschrieben haben. Das Directorium hat bestimmt, daß dieselben vorläufig und bis zum Eintreffen der vom General en chef Bonaparte zu erwartenden Auskünfte eingeschifft und in einen der französischen Seehäfen gesendet werden sollen, den der Marineminister zu diesem Behufe bezeichnen wird. Ihrem Collegen für das Departement Var habe ich durch einen heute entsendeten Courier den Betrag von (die folgende Ziffer ist unleserlich) zur Verfügung gestellt, damit er denselben unter diese Individuen je nach dem Bedürfniß derselben vertheile. Ueber das in dieser Beziehung Veranlaßte wollen Sie mir Rechenschaft ablegen. NB. Vor dem Hafen von Toulon kreuzt eine englische Division, von der behauptet wird, daß sie sich der Hyerischen Inseln bemächtigt habe."

Nachschrift. Ich möchte Ihnen noch über ein kleines Gespräch berichten, das zwischen zwei Officieren der republikanischen Marine geführt worden ist. Dieselben waren durch das Geschwader Nelson's gefangen genommen und auf dem Landwege nach Frankreich zurückgesendet worden. In Livorno waren sie mit anderen gefangenen Officieren zusammengetroffen und beim Besuch des dortigen Café des Grecs ins Gespräch gekommen. Einer dieser Republikaner berichtete von den Dingen, wie sie wirklich waren, und durchaus bona fide. Als auf die Niederlage ihres Geschwaders die Rede kam, sagte er: „Man kann nicht bestreiten, daß wir, wenn die alten

Officiere unserer Marine uns commandirt hätten, nicht wie dumme Teufel (imbéciles) gefangen genommen worden wären, ja daß die Engländer uns in solchem Falle nicht angegriffen haben würden. Gestehen wir darum rnnd heraus, daß diese Herren davon mehr verstanden als wir, und daß der Befehl über Kriegsschiffe unsere Sache nicht ist." — Der Andere gab zur Antwort, daß die alten Officiere doch Aristokraten und Royalisten gewesen seien. „Ja wohl," lautete die Erwiderung, „aber sie verstanden, sich zu schlagen. Als ich gefangen genommen und an Bord eines englischen Kriegsschiffes geführt wurde, wollte ich dem Capitän meinen Degen überreichen: er gab ihn mir zurück, indem er sagte, daß der Degen in meinen Händen nicht gefährlich sei."

Das portugiesische Geschwader, dem der Chevalier Soubeyras begegnet war, begann am 18. September eine Blockade Malta's, an welcher in der Folge auch Nelson Theil nahm, um, als er weiter nach Neapel gehen mußte, den Commodore Sir Alexander Ball zurückzulassen. Diesem mußte Gozzo[1]) sich am 27. October ergeben, in Lavaletta aber setzte Vaubois trotz Hunger und Noth den Widerstand noch elf Monate lang fort. Erst als es nur noch für vier Tage Brot gab, schloß der General mit den Belagerern eine Capitulation ab, die der Besatzung freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren sicherte. Am 5. September (1800) hielt Sir Alexander seinen Einzug in die Hauptstadt Malta's, um als „Gouverneur des Königs von Neapel" die Verwaltung zu übernehmen und (wie allbekannt) aus der französischen eine britische Erwerbung zu machen.

Obgleich Herr de Bray an den ferneren Geschicken des rettungslos der Auflösung zueilenden Ordens vollen Antheil nahm, während der Jahre 1799 und 1800 bei dem Project der Uebertragung der Würde des deutschen Großpriors (Grand prieur d'Allemagne) auf ein Mitglied des pfälzischen Fürstenhauses ebenso thätig war wie später bei den Verhandlungen Bayerns mit dem zum Großmeister gewordenen Kaiser Paul von Rußland, scheint er bereits damals den Glauben an die Lebensfähigkeit der berühmten Brüderschaft aufgegeben zu haben. Und wie hätte dem anders sein können, wo der letzte diesen Namen verdienende Großmeister, der greise Prinz von Rohan, ihm bereits vor Jahr und Tag gerathen hatte, sich nach Stellungen umzusehen, die sein Verhältniß zum Orden zu einem bloß scheinbaren gemacht haben würden? Bray hatte dem alten Herrn am Ende des Jahres 1794 gemeldet, daß er Aussicht habe, in der diplomatischen Vertretung Pfalz-Bayerns Verwendung zu finden, und darauf eine (vom 22. Januar 1795 datirte) Antwort erhalten, in welcher es u. A. hieß: „Sollten Sie Gelegenheit haben, eine passende Heirath zu schließen und sich dadurch in Deutschland fixiren zu können, so würden Sie Unserer Meinung nach weise thun, zuzugreifen. Im Voraus ertheilen Wir Unsere Zustimmung dazu, daß Sie in solchem Falle das Recht behalten, Kreuz und Uniform Unseres Ordens weiter zu tragen, wobei Wir nur voraussetzen, daß eine solche Heirath Ihrer Herkunft und Ihrem gegenwärtigen Stande entsprechend sein werde (conforme à votre naissance et à votre état actuel). Es würde Uns zur Genugthuung gereichen, Ihnen dadurch ein Zeichen Unserer Zuneigung und Zufriedenheit geben zu können" u. s. w. Ein Jahr später wurde ihm eine analoge Eröffnung Namens des Großmeisters

[1]) Eine kleine Insel gegenüber Malta.

durch einen der höheren Würdenträger des Ordens, den Grafen de Royer, mit dem Hinzufügen gemacht, daß es sich bei Ertheilung dieser Erlaubniß um einen Gnadenact handle, wie er bisher noch nicht vorgekommen sei. — „Ehrenritter", die sich „devotionis causa" hatten einschreiben lassen, und von denen man die Ablegung der Gelübde nicht verlangte, waren neben den — allein zu den höheren Würden zugelassenen — „Rechtsrittern" (chevaliers de droit) und den wegen besonderer Verdienste um den Orden diesem beigeordneten chevaliers de grâce allerdings auch früher vorgekommen: gegen alle Traditionen aber verstieß es, daß die Ehrenrechte des Ordens einem „in die Welt" zurückgekehrten, der Gelübde ledig gewordenen Mitgliede belassen werden sollten. Während der classischen Zeiten des Ordens war jeder Austritt aus demselben als Act der Felonie angesehen worden!

Auf die verschiedenen Phasen einzugehen, welche der Malteser-Orden während der Jahre der Großmeisterschaft des Kaisers von Rußland (1798 bis 1801) und der Weiterfristung seiner Scheinexistenz durch die (von Pius VII. am 9. Februar 1803 vorgenommene) Erwählung des Bailli Tommasi zu durchlaufen hatte, fehlt uns hier die Veranlassung.

Versuche zur Wiederbelebung des Ordens und zur Wiederherstellung seiner Herrschaft über Malta sind gescheitert, weil sie Anachronismen bedeuteten, an welche die Urheber selbst nicht mehr glaubten. Daß nichts übrig geblieben sei, als die Todten ihre Todten begraben zu lassen, scheint Herr de Bray bereits seit dem Tode seines Gönners Rohan gewußt zu haben.

Unveröffentlichte Briefe des Novalis.

Mitgetheilt
von
Ernst Heilborn.

[Nachdruck untersagt.]

Die Briefe des Novalis legen von seinem seelischen Erleben nur spärlich Zeugniß ab. Die Kunst des Briefschreibens war ihm nicht in dem Maße zu eigen wie Schleiermacher etwa oder Dorothea Veit. Die Begebnisse des Alltags sprachen kaum zu ihm, der innerlich ein weltfremdes Dasein führte; eine nervöse, hastende Natur, war es ihm nicht gegeben, Augenblicksstimmungen betrachtsam auszukosten. Auch mag er weniger als Andere das Bedürfniß nach Aussprache empfunden haben. Das Du, mit dem er geheime Zwiesprach hielt, hatte er im eignen Ich gefunden, und die Offenbarung dieser anderen Persönlichkeit im Selbst ist ihm, wie er bekannt hat, Anregung und dauernde Nahrung seiner mystischen Speculation gewesen. Wohl hat er Selbstbekenntnisse in Fülle dem Papier anvertraut, aber diese Blätter verschloß er in der eignen Lade.

Dennoch, auch seine Briefe sind für die Kenntniß seines Wesens werthvoll. Denen, die Antheil nehmen an der Entwicklung dieser theuren Persönlichkeit, werden sie sprechen — doppelt, hoffe ich, in diesen Tagen, da man die hundertjährige Wiederkehr seines Todestages begehen mag. Und wenn er, der äußerlich fremdem Einfluß leicht unterlag, sich oft und gern in eine angenommene Rolle hinein spielte, wenn er öfters sich hinter einer Maske barg — auch die Wahl der Rolle wie der Maske bleibt bezeichnend für sein Persönlichkeitsempfinden.

Aus seiner Knabenzeit offenbar stammt der Entwurf eines Briefes an einen Verleger — man weiß nicht, ob der Brief je abgesandt worden ist. Wie dem auch sei: die wohl überlegte Vorspiegelung, im Interesse eines Freundes zu schreiben, das vorsichtige Verschweigen des eignen Namens steht in wunderlichem Gegensatz zu der völligen Weltunkundigkeit des in Einsamkeit und unter strenger Hut aufgewachsenen Knaben:

Hochedelgebohrner Herr!

Es ist das erstemal, daß ich die Ehre habe, an einen Mann von Gelehrsamkeit zu schreiben, Sie werden mir also gewiß mit nachsichtsvollem Blicke verzeihen, wenn ich kurz und ohne Komplimente mich in Geschäften eines Freundes an Sie wende, da ich sehr viel von Ihrer Güte gehört habe und sie gern selbst nun erfahren will. Ich schicke Ihnen eine Sammlung Gedichte, deren die Mehrsten nach meinem Layenurtheile nicht schlecht sind, um sie Ihnen für einen Freund zum Verlag anzubieten. Er erwartet das Honorarium ganz von Ihrer Großmuth, nur will ich Sie in meinem Namen bitten, es ihm, wenn Sie die Gedichte Ihres Verlags werth halten, bald zu überschicken, da er zu einer Reise wohl etwas nöthig hätte, denn ihn trifft das Schicksal der meisten Schriftsteller, er ist arm. Wegen vieler Geschäfte hat er mir die Besorgung des Drucks derselben aufgetragen, die ich selbst in müßigen Stunden abgeschrieben habe; freilich, damals dachte ich noch nicht an den Druck derselben, sonst würde das Manuscript, das ich nicht jezt abschreiben kann, nicht zuweilen so unleserlich, ausgestrichen, corrigirt und zerrissen und unzusammenhängend seyn, weswegen ich Sie auch im Voraus um Vergebung bitten muß. Vielleicht würde er, wenn Sie diese Gedichte im Verlag nähmen, Ihnen bald Trauerspiele, romantische Gedichte und andre vermischte Gedichte und Aufsätze nebst einigen Reisebeschreibungen anbieten, die noch nicht ganz zum Drucke fertig sind. Wenn Sie so gütig sind und mir antworten, so adressiren Sie mir Ihren Brief an den Secretär Semler im Hardenbergischen Hause zu Weißenfels, der ihn mir zustellen wird. Ich freue mich sehr, daß ich durch meinen Freund Gelegenheit habe, mit einem so verdienstvollen Manne, wie Sie sind, in Bekanntschaft zu kommen und mit der größten Hochachtung zu verharren

Dero gehorsamer Diener Fähndrich von Hanstein.

Streng, etwas weltfeindlich auch war die Erziehung gewesen, die Novalis im Elternhause zu Theil geworden. Nun er in Jena, als junger Student, sich selbst überlassen war, kostete er die Freiheit übermüthig aus. Auch begann er, fröhlich seines Künstlerthums sich bewußt zu werden. Ein Brief an einen „Herrn Erhard, hochedelgebohren in Jena" legt davon Zeugniß ab:

Bester Erhard,

Ich hätte Sie gern hier erwartet, um Ihnen ein Lebewohl zu sagen, da wir einander wol so bald nicht wiedersehn werden. Aber mich ruft ein unerbittliches Verhängniß. Mit äußerst freudigem Herzen würd' ich es thun, wenn ich versichert wäre, daß wir uns als zwey neue Cookes, von denen der eine nach Westen, der andre nach Osten ausgesegelt wäre, triumphirend mit neuen Entdeckungen und verehrt von unkultivirten Menschen als Stifter ihrer Cultur und Aufklärung wie Könige des Ozeans auf unsrer Weltumseglung begegneten, traulich einander die Hände böten und den Bund ewiger Freundschaft erneuerten: aber leider ist diese Aussicht mir vielleicht von meinem Genius und der Göttin des Uebermaßes versagt, da sie hingegen Ihnen die Genien der Kraft und Weisheit eröffnen:

Du knüpfest zwischen Nationen
Aus noch getrennten, fernen Zonen
Ein heiliges, geweihtes Band,
Und in des Schicksals hoher Weihe
Wird in der kleinen Lieblings Reihe
Dein Name einstens mitgenannt.
Verschmähe dann doch an dem Ziele,
Wo Himmelsruh und Frühlingskühle
Dir Dein errungner Lorbeer beut,
Nicht jenen kleinen Kranz von Myrten,
Den aus dem Kreise froher Hirten
Ein Sänger und Dein Freund Dir weiht.

Sie verzeihen, eine kleine poetische Wuth riß mich hin, dies Ihnen in Versen zu sagen. Erhöhtes, warmes Gefühl wird in solchen Remissiven Seelen leicht zum Gedicht. Aber ich radotire Ihnen hier vor, wo ich einfach Abschied nehmen sollte. Doch Sie kennen das leichte Völkchen, zu dem ich mich so gern rechnen möchte, und sind großmüthig. Leben Sie wol, reisen Sie glücklich, und wollen Sie einmal wieder lachen (vid. Horatius epist. 4), so besuchen Sie in mir den langbeinichten, schmalen Sybariten

Friedrich von Hardenberg
de grege musarum.

Bezeichnend dafür, wie sehr Novalis, der zu ganz innerlicher Dichtung den Weg finden sollte, als Jüngling in gang und gäben, schwülstigen Wendungen sich gefiel, ist der folgende Brief, dessen Datum und Adressatin zu bestimmen mir allerdings nicht möglich ist. Ich theile ihn nach dem wohlverwahrten Concept hier mit:

Mademoiselle,

Einige der glücklichsten Tage meiner Jugend verlebte ich in Eisleben[1]). Sie werden mir unvergeßlich seyn: die reitzendsten schuf mir Ihre Freundschaft, die mir leider erst in der lezten Periode meines dortigen Aufenthalts aufzublühn begann. Wie gern hätte ich Trennung und Abschied vermieden, wie seelenvergnügt noch, von Jugend und Freundschaft beglückt, dort mich verweilt: Aber mein Weg führte mich allzubald wieder hinweg von dem Orte, wo mir eben erst die Morgenröthe ächtes Glück zu dämmern anfieng: Nur von fern höre ich noch das Rieseln der melodischen Quelle und wandre auf gut Glück auf einem neuen Wege fort, den vielleicht ein jugendlicherer Schimmer, aber nur eine Aftersonne erhellt: Selig, wer wie Sie den Port des Lebens erreichte und dem Getümmel des Weltmeers so ruhig zusehn kann, aber wenige verdienen auch diese Seligkeit in höherem Maaß als Sie; der die Natur Herzensmilde und deutschen Geist und Sinn vor tausend andern Ihres liebenswürdigen Geschlechts verlieh. Etwas zur Versüßung einer Ihrer einsamen Stunden beyzutragen, ist der brennendste Wunsch meines Herzens; leider! daß oft das Schicksal ihm Gewährung versagt. Ich habe einen Versuch gemacht, der mir hoffentlich gelingen wird, indem ich Ihnen hier einen kleinen, sehr interessant geschriebenen Roman zuzuschicken wage, von dem ich mit vieler Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, daß er Ihnen gefallen wird. Um eins wag ich Sie zu bitten: daß Sie mir doch kund und zu wissen thun ließen, wie das Hôtel heißt, worinn Ihre Frau Mutter und Demoiselle Schwester in Leipzig logiren werden. Da ich, ohne unhöflich zu seyn, Sie nicht bitten kann, Sich selbst eines Viertelstündchens dazu zu berauben, das Sie weit angenehmeren Beschäftigungen widmen können, so wag ich es, Sie zu ersuchen, es nur Schlözern zu sagen, der mir es dann schreiben kann. Zulezt bitte ich Sie, mich dem Herrn Vater und Ihrer ganzen liebenswürdigen Familie gehorsamst zu empfehlen, und ich selbst werde die Zeit unter die entzückendsten meines Lebens rechnen, da Sie mir erlaubt hatten, mich mit dem innigsten Gefühl von Hochachtung zu nennen

Ihren gehorsamen Diener
Friedrich von Hardenberg.

Befestigte sich in Novalis damals der Glaube an seine dichterische Mission, so verdankte er das zum nicht geringen Theil dem Umgang mit Schiller. Gütevoll, ermuthigend stand Schiller dem Jüngling zur Seite. Nicht ließ er ihn die Uebermacht seines Könnens fühlen, immer suchte er im Gespräch die Fähigkeiten des jungen Freundes zu wecken. Und es war wohl nicht minder Schiller'scher Einfluß, wenn Novalis nunmehr in einen moralisirenden Ton

[1]) Im Jahre 1790 besuchte Novalis das Gymnasium zu Eisleben.

verfiel: die ethische Weltanschauung Schiller's, die Novalis vorerst doch nur halb begriff, fand solche Rückäußerung in ihm. Aus einem Brief an die Mutter vom 9. Mai (?) 1791 spricht sehr gewichtig der junge Moralist:

Meine liebe Mutter,

Endlich ergreife ich die Feder, um Dir nur einige schwache Aeußerungen meines Dank- und Liebevollen Herzens zu zeigen. Wie viel bin ich Dir nicht schuldig, wie viel thatest, littest Du nicht für mich! Jede Handlung meines Lebens sollte Dir danken, und doch, wie schwach sind wir, reißt uns oft eine blendende, jugendliche Täuschung fern weg von dem Wege der Pflicht, und nur die Thränen der zärtlichen Mutter verfolgen uns. Wär immer die Vorstellung der mütterlichen Zärtlichkeit vollkommen gegenwärtig und lebendig in jedes unbesonnenen Jünglings Herzen, säh er immer vor jeder rasch gewagten Thorheit den Kummer, die Sorgen, die Thränen der geliebten Mutter, gewiß, wir würden in kurzen zu den wärmsten Freunden der Tugend gehören. Ja, Geduld muß das Loos jedes Jugenderziehers, jeder Mutter seyn, denn ohne dieselbe, was würde aus uns, die der geringste Windstoß in ihren Grundsätzen erschüttert und wankend macht? Lehren aus dem Munde einer klugen und mit der Menschheit bekannten Mutter fließen durch das Herz in den Kopf: Wer geht nicht gern alle Wege an einer so geliebten Hand? Welcher Unterricht auf Erden überwiegt die holden, bittenden Lehren einer Mutter von erhabner Denkart, tiefem Blick und sanften, liebevollen Herzen? Wer mit menschlichem Gefühl bestände nicht freudig selbst den schwersten Kampf, den Kampf mit sich selbst, wenn sie ihm winkt, die ihm auf Erden alles ist, die Zuflucht in Bedrängnissen ist, die einzige Seele oft, die ihm ohne Interesse sich selbst aufopfert. Ich kann mich hier nicht enthalten, beste Mutter, eine so schöne Stelle aus Iselin hier abzuschreiben, die mir wie aus dem Herzen genommen ist: Wir halten es für unstreitig, sagt er, wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Rechtschaffenheit und durch Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neun finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig wären. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist, wie fast alle, die diesen Vortheil genossen haben, ihn niemand schuldig gewesen sind als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet. Ja, beste Mutter, wenn auch ich einst mich mit Recht dieses Vortheils rühme, so bin ich es Dir und meinem vortrefflichen Vater gewiß schuldig. Aber wozu verliere ich noch so viel Worte, wo mein Herz am lautesten mich erinnert, in meinen Handlungen es zu beweisen, wie tief und wahr ich alles dieses fühle, und wie selbst der wärmste Dank in Worten dem mütterlichen Herzen nicht soviel Freude macht als eine tadellose Aufführung. Ich . . . mich Dir unterthänig, und meine kindliche . . . Liebe kennt keinen stolzern Titel als . . . unterthänigen Sohn

Friedrich von Hardenberg.

Von Jena begab sich Novalis im Herbst 1791 nach Leipzig, seine Studien dort fortzusetzen. In Leipzig fand er in Friedrich Schlegel den Freund. Durch ihn vornehmlich wurde er in die Roquairolstimmung der damaligen Jugend hinein gerissen. Man gefiel sich in Weltschmerz, man posirte ein revolutionäres Heldenthum, man überließ sich zügellos den Vorstellungen überreizter Phantasie, man schwelgte in Selbstzersetzung und Selbstverdammniß. Daneben bestand in Novalis der moralisirende Zug, den er in Jena angenommen hatte, fort. Charakteristisch für beide, so verschiedenartige Stimmungsrichtungen ist der bisher unveröffentlichte Schluß eines Briefes an seinen

Bruder Erasmus vom 16. März 1793. (Der Brief selbst ist, nicht ohne Auslassungen, in der „Nachlese“[1]) gegeben.)

Ich empfehle Dir also alles zu eignem Nachdenken und freue mich recht innig, wenn Du durch diese wenigen Bemerckungen aufmerckſamer auf manche Lücken und Mißverſtändniſſe Deiner Natur wirſt. Was ich Dir hier etwas weitläuftig auseinandergeſezt, beantwortet auch manches von dem, was Du mir wegen Deiner Lektüre ſchriebſt. Vorſchriften ſind hier ganz unnüz: es kommt ganz auf Dein Bedürfniß und Deinen Geſchmack an. Nur nicht zu viel überhaupt und zu viel unter einander geleſen. Wieland's Schriften ſcheinen mir für Dich äußerſt zweckmäßig zu ſeyn; ſowie überhaupt mehr heitre, lebensweiſe Schriftſteller als geſpannte, fantaſiereiche, individuellere. Schiller gar nicht. Viel Geſchichte und Reiſebeſchreibungen; doch beſonders, die zugleich geiſtvoll geſchrieben ſind. Philoſophie und Verſe ſind jezt für Dich nichts nüze, und die leztern werden es nie ſeyn. Die Philoſophie kann Dir einſt Bedürfniß werden, aber jezt iſt ſie es noch nicht. Von Romanen lies wenige und von dieſen auch nur ſolche, die mit freyen, unbefangenen, heitern Geiſt geſchrieben, ganz heitre Laune athmen und dem Genius des Lebens und der Wahrheit gewidmet ſind. Voltaire iſt für Dich der geſundeſte, heilſamſte Schriftſteller. Rouſſeau gar nicht. Helvétius, Molière, Destouches und mehrere kleine franzöſiſche Romane ſind Dir ſehr nüzlich. Die franzöſiſche Litteratur kann Dir mehr als Brunnenkur und Pillen ſeyn und Deinen geſpannten Unterleib eine ſehr dienliche Relaxation geben. Horaz, beſonders in der Wielandiſchen Ueberſetzung, laß Deinen vertrauteſten Freund ſeyn. Das helle, gemäßigte Licht, in dem dieſe Schriftſteller die ſublunariſche Welt ſehn, wird Dich unvermerkt auch an dieſen Geſichtspunkt gewöhnen, der der Geſichtspunkt der Klügſten, Nüchternſten, Beſcheidenſten und Glücklichſten iſt, und Dir die milde Denkart der Humanität und der Socratiſchen Sophroſyne geläufig machen. Laß Dir dieſe feinere Kultur Deines Geiſtes recht angelegen ſeyn. Sie paßt in das, was ich vorhin einleitete. Nur falle nicht in das andre Extrem, wofür Dich gerade dieſe Denkart auch ſchüzen ſoll, und was das wahre punctum saliens dieſer ſanften, menſchlichen Philoſophie der Mittelſtraße des Lebens ausmacht, daß Du das thätige Leben, die Unbedeutendheit des alltäglichen Lebensganges und die wahre Praxis aller Philoſophie fliehſt und blos in angenehmen Träumereyen Deiner Seele und in Empfindungen und Raiſonnements lebſt, die nicht ihrer ſelbſt willen, ſondern blos um der wirklichen Welt und dem wahren, thätigen Leben da ſind, wenigſtens daher ihren geltenden Werth empfangen. Und alle ſolche Beſchäftigungen mit Empfindungen und Begriffen arten gewöhnlich in Buhlereyen mit der Fantaſie und Empfindung aus, die die natürliche Kraft der Seele lähmen, die reinen, vollen Natureindrücke ſchwächen, alle Wahrheit zerſtören, unnüz und unglücklich zugleich machen, weil ſie das höchſte Mißverhältniß in unſrer Beſtimmung und zwiſchen unſern Verhältniſſen, ſowol innern als äußern, hervorbringen . . .

Dein Dich innig liebender Bruder
Friedrich von Hardenberg.

Den Mentorton, in dem er ſich dem kaum jüngeren Bruder gegenüber gefiel, ſchlug Novalis wohl auch dem Vater gegenüber an. Der herbe Mann, der den Knaben ein ſtrenger Erzieher geweſen war, duldete es oder wünſchte es gar, daß die Söhne ganz offenherzig, rückſichtslos mit ihm verkehrten, ſo bald ſie erwachſen waren. Ich gebe hier den unveröffentlichten Eingang eines Briefes an den Vater, der in der „Nachleſe“ (S. 51) gedruckt iſt. Der Brief ſtammt offenbar aus dem Sommer 1793:

[1]) „Friedrich von Hardenberg. Eine Nachleſe aus den Quellen des Familienarchivs“. Herausgegeben von einem Mitglied der Familie. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1883.

Offenherzig gesagt, lieber Vater, solch einen Brief erwartete ich jezt nicht von Dir. Ich glaubte Dich so wenig böse mit der Partie zu machen, daß ich vielmehr mir einbildete, Du würdest sie eher billigen. Der Aufenthalt in Hubertsburg[1]) hätte natürlich fast soviel gekostet als diese Reise, denn die Hauptausgabe war dabey der Unterhalt der Pferde. Erasmus, den ich wirklich an kindischen Ideen krank fand, wurde unter unsern Händen gesund, und ich hoffe, unser Besuch soll ihm nicht fruchtlos gewesen seyn. Hierbey fällt mir gleich ein, Dich an etwas zu erinnern, was Du mir nicht übel nehmen kannst. Du hegst ein Mißtrauen gegen Deine Kinder, das sie nicht ganz verdienen. Ich weiß, Du bist unzufrieden über Erasmus, daß er Dir nicht sein volles Zutraun schenkt, aber wie ungerecht bist Du da gegen ihn; Du verlangst damit mehr von ihm, als selbst der Busenfreund, der selbst noch jung ist, vom andern verlangen kann. Dinge, von denen man gewiß überzeugt ist, der Freund wird sie total misbilligen, von denen man weiß, sie contrastiren gänzlich mit seinem Charakter, seinem Alter, der Nachgiebigkeit seines Geistes, solche Dinge darf man, ohne die so nothwendige Delicatesse in der Freundschaft zu verletzen, niemand sagen, — stelle Dir vollends die zarteste aller Freundschaften, zwischen Vater und Sohn vor, denke Dir auch die offenste Vertraulichkeit, die innigste, herablassendste Güte des Vaters und ein unverdorbnes Herz beim Sohne, — ist es möglich, daß dieser so den angebornen Respect vergessen kann, seinem Vater alles zu entdecken, was eine junge, zügellose Fantasie schwärmt, wozu, wenigstens innerlich, eine unwiderstehliche Thorheit fortreißt? Nimm hierzu noch, daß Erasmus äußerst zärtlich behandelt seyn will und Du doch mit Deiner natürlichen Hitze Dich selbst bey einer Ergießung des Herzens nicht würdest enthalten können, bey den zu frappanten Stellen zu poltern. Kannst Du Dich noch wundern, daß er mich eher zu seinem Vertrauten macht, da er weiß, daß ich ihm weder als Bruder noch als Mitinculpat ernsthaft Vorwürfe machen darf, denn auch der reinigste Sünder will bey seinem Bekenntniß geschont seyn, das ist menschliche Natur, da er weiß, daß ich ihm gewiß doch guten Rath gebe, daß ich ihm deutsch und rund meine Meynung sage, und er doch nicht nöthig hat, sich vor mir zu schämen, wie vor einem alten, ernsthaften Mann. Müßte man nicht schon eine Menge Achtung für das Alter verloren haben, wenn man nur einem fremden, alten Manne seine Liebesgeschichten ꝛc. erzählte. — So viel für Erasmus und gewiß nicht aus Billigung seiner Träume oder absichtliche Verabredung, — Karl[2]) ist Zeuge, wie unverholen ich mit ihm geredet. Ich glaube auch nicht, daß Dir bange für Erasmus seyn darf. Nichts fehlt ihm als gescheute Gesellschaft, — Erdmannsdorf[3]) ist sein Freund nicht, sonst würde der nicht schweigen. Zerstreuung und ein einziger vernünftiger Gedanke sind fähig, die Gespenster und Abentheuerlichkeiten seines Kopfs zu verscheuchen. Seit ich mit ihm geredet, ist mir für die Zukunft nicht bange. — Es wird vorübergehn, und wenn er bey seinen Vorsätzen wegen seinen Beruf bleibt, wie ich fest vermuthe, so wird er ein sehr brauchbarer Mensch. Seine Pläne waren nur eine Folge jener lächerlichen Lieblingsidee. Er wird so gut warten lernen wie wir andern[4]).

Mit ernsten Vorsätzen, seinem Berufsstudium zu leben, war Novalis nach Leipzig gekommen; er hatte sie schlecht verwirklicht. Erst in Wittenberg, wohin er sich im Frühjahr 1793 begab, gelang es ihm, das Versäumte nachzuholen und sein juristisches Examen abzulegen. Anschaulich schildert der folgende Brief an Bruder Erasmus, aus dem bisher nur wenige Zeilen veröffentlicht

[1]) Erasmus widmete sich in Hubertsburg forstwissenschaftlichen Studien.
[2]) Novalis' Bruder, geb. 1776.
[3]) Studienfreund des Novalis.
[4]) Ich vermuthe, daß sich Erasmus mit einem unüberlegten Heirathsplan trug.

waren, sein Wittenberger Leben. Der Brief ist offenbar, wie der Hinweis auf den Einzug in Mainz beweist, im Sommer (Juli) 1793 geschrieben:

Lieber Erasmus,

Schade, daß Dein Brief so laconisch war. Er hat mich recht gefreut — räthselhaft ist mir's, was Du mir von Verdrießlichkeiten schreibst. Aus welchem Boden sollten sie steigen, wie Larven aus der Unterwelt? Ich bitte Dich herzlich, opfre Dich Deiner Fantasie nicht auf. Laß keine äußern Dinge die innern Saiten Deines Herzens verstimmen. Nimm Dir jeden Morgen vor, wo möglich froher und heitrer als den vorigen Tag zu seyn, und glaube mir, trotz allen schaalen Predigten, daß Leichtsinn nothwendig für den Menschen gehört, der leben will und sein Daseyn nicht im Müßiggange vertrödeln. Ich bringe noch den ernsthaften Leichtsinn in ein System. Sey Du dann des Proseten Ali. Ganz nach mir kann ich Dich nicht beurtheilen. Mein Wesen besteht aus Augenblicken. Will ich diese nicht ergreifen mit männlicher Hand, so bleibt mir nichts übrig als eine unerträgliche Vegetation.

Ich lebe jezt hier sehr vergnügt. Alle Stunden, die mir nicht Beruf und Fleiß ausfüllt, leb' ich in geselligem Genuß. Wittenberg fesselt mich jezt ordentlich an sich. Kommerstedt und ich leben in hoher Eintracht und suchen den Stein der Weisen unter jeder Gestalt. Ich befinde mich sehr wohl, und meine Natur loht recht kräftig auf. Ich könnte nicht besser leben. Wir spielen hier fast mit die erste Rolle — wohnen und essen gut. Haben unsre Zeit sehr gut eingerichtet, — und ich vorzüglich sehe kein anderes Buch an. Ich mache ziemlich beträchtliche Fortschritte. Mein Repetent Mangold ist bey mir jezt Mode. Ich rede von nichts als von ihm. Es ist ein excellenter Kerl. Burgsdorf lebt hier recht vernünftig und ordentlich. Wir, bester Junge, haben uns in ein Häuschen eingenistet, das uns sehr gut steht. (Hier folgt eine kunstlose Zeichnung des Hauses.)

In diesem Häuschen Eine Treppe hoch in dem Erker wohnen ein paar Schwestern. Das Schicksal hat gewollt, daß wir zum Glück uns jeder in die andre verliebt haben. So kommen wir einander nicht ins Gehege und bestehn brüderlich alle Affentheuer. Auf Michaelis kann ich Dir tagelang erzählen. Sie sind sehr hübsch, wunderschön, aber um sie zu erlangen, haben wir Freyherrn müssen eine Fahrt in die Bürgerwelt machen. Es sind nichts als blanke, baare Bürgermädchen, aber sie haben hundertmal mehr Verstand als die Vornehmsten. Du kannst Dir vorstellen, wie angenehm wir leben. Alle Abend um 7 bis 1/2 8 gehn wir fast hin und bleiben dann bis 10 bis 1/2 11 da. Sie haben nur eine alte Mutter — Eine herzensgute Frau. Mehreres mündlich. Du wirst mich in vielen Dingen verändert finden. Ich bin jezt viel gründlicher und lebensklüger als vorhin. Ich freue mich sehr auf Michaelis und noch mehr auf mein Examen. Der Philisterstand ist herrlich. Die überspannten, jugendlichen Ideen sinken dann von selbst in die Grenzen einer bestimmten Wirksamkeit und Thätigkeit herab. Gott sey mit Dir! und alle gute Laune! Die Schreibtafel schicke ich Dir hier mit . . . Karl[1]) ist natürlich jezt als froher Sieger in Maynz. Gott gebe, daß wir ihn auf Michaelis sehn können. Leb' wol! Dein Bruder Friz Albert[2]).

Trat schon in diesem Brief in dem Ausruf: „Der Philisterstand ist herrlich!" die Sehnsucht nach eng umfriedetem, stillem Glück zu Tage, so

[1]) Karl von Hardenberg nahm als Officier an dem Feldzuge der Verbündeten gegen die französische Revolutionsarmee theil. Im Juli 1793 war Mainz von den Preußen nach dreimonatlicher Belagerung erobert worden.

[2]) Auch in einem Brief an Friedrich Schlegel aus demselben Jahre unterschreibt Novalis sich Albert von Hardenberg (vergl. Raich, Novalis' Briefwechsel, S. 6). Er muß wohl im Leipziger Freundeskreise so genannt worden sein — einen Grund dafür weiß ich nicht anzuführen.

wiederholt Novalis in einem andern Brief aus dem Sommer 1793 den gleichen Wunschgedanken: „Bleibe fidel," schreibt er dem Bruder, „und denke, daß wir bald heyrathen, und daß vier bis fünf Jahre blos vorwärts lang sind." Und weiter: „Auch ich bereite mich leise zu einem neuen Triumphe und wandre einsam auf andern (?) Pfaden, geleitet von Muth und Vernunft, nach der Heimath des Ruhmes und des häuslichen Glücks. Man muß sie benutzen, die Zeit des λαθε βιωσας. Sie kommt einmal und dann erst spät wieder."

Der wohlerfahrene Mentor spricht wieder aus dem folgenden Brief an Bruder Erasmus, der vom 22. März 1794 aus Wittenberg datirt ist und gleichfalls bisher nur in knappem Auszug veröffentlicht war:

Lieber Freund,

Dein Brief war mir sehr angenehm, ohnerachtet der Hypochondriakus an allen Ecken heraus guckte. Armer Schelm, Du dauerst mich wirklich; ich fehle Dir. Wären wir beysammen, so sollte die Schwindsucht geschwind zum Fenster hinaus. — Ja, Lieber, wenn Dein Handwerck[1]) Dich nicht curirt, so mußt Du das Uebel von einer andern Seite angreifen, — und die ist kurz: Du mußt Dich nicht so vor Krankheiten und dem Tode fürchten und beydes besonders nicht in einem so ernsten Lichte ansehen. Denke Dir, experto crede ruperto, bey solchen Grillen oft einen lustigen Mann oder gar einen Hanswurst, der alles in Carricatur und in einem drolligen Lichte sieht, — sogleich wird das falsche Pathos Deiner Gedanken verschwinden, und Du wirst Dich bald wieder so kühl und leicht fühlen als im gesunden Zustande.

Du mußt Dich nur erst dahin zu bringen suchen, daß Du während der grübelnden Laune fest daran denkst, daß es Schwäche und Nervenspannung ist; — dies nur immer geduldig wiederholt, ist der erste Anfang. Zerstreuende Thätigkeit ist der zweyte Schritt, der, wie ich gern zugebe, ziemlich mühsam ist. Gewohnheit thut ja alles, so kannst Du Dich auch ans Lachen über Deine Schwachheiten gewöhnen. Gutta cavat lapidem. Glaube mir, in solchen gering scheinenden Gemeinsprüchen trifft man auf das älteste, gediegenste Gold der Lebensweisheit. Sey überzeugt, fortgesetzter Kampf mit Dir selber muß Dich belohnen. Nur hüte Dich vor allgemeiner Unzufriedenheit; es ist erstens der Traum aller Träume, und zweytens mit einem solchen grilligen Herzen wie jezt wärest Du in der beneidenswürdigsten Lage vielleicht noch unglücklicher als jezt, denn Du hättest dann nicht einmal mehr etwas zu wünschen, und Wünschen ist eine wahre Panacee des Lebens.

Ich bitte Dich, vergiß die Fehler am Topf und laß Dir gut schmecken, was drinnen ist, und sorge dafür, daß es hübsch gahr wird. Ich hätte mich, so wahr ich lebe, längst erschossen, wenn ich nicht immer ruhig auf die Stimmung des andern Morgens gewartet hätte, wo ich dann gewöhnlich fand, daß es sich doch in dieser Erträglichkeit recht gut seyn ließ. Der Abend ist ewig die Geburtsstunde der Gespenster gewesen. Da sizt man mit glühendem Kopf und ermatteten Herzen, ohne Kraft und Saft, brütet über Windeyern und nagt am Knochen der Langenweile. Frisch sogleich die Peitsche zur Hand und damit in der Stube geknallt, oder geschlafen, oder gezeichnet, oder das Gewehr auseinandergenommen oder die Uhr, oder einen Marsch oder Anglaise auf dem Clavier getrommelt — Hurtig kehrt die Spannkraft ins Herz zurück. Kann man mit der Lektüre etwas ausrichten, desto besser. Kurz nur einen Funken Entschlossenheit, und man ist gerettet. Das ist noch beyweyten nicht das Schlimmste, wenn man an der Furcht für Krankheiten und Tod leidet — Lieber Bruder, wenn man sich nach Krankheit und Tod zu sehnen anfängt und selbst beym Wahnwiz nicht mehr erschrickt, dann ist es weithinein böse — Da gehört ein guter Engel und eine glückliche Constitution dazu, um hier nicht zu unterliegen.

[1]) Das „Handwerk" ist die Forstwissenschaft; Erasmus weilte noch immer in Hubertsburg.

Aufs Frühjahr wollen wir schon zusammen vergnügt seyn, und Du sollst Deine Litaney vergessen. Stärke Deinen Körper und denke was Kluges oder gar nichts. — Ich glaube wohl, daß es dort ein bischen knapp mit Deiner Gesellschaft ist. Ey, ein fröhliches Herz ersezt alle Gesellschaft. Ich wollte Dich gleich curiren, wenn ich Geld und Freyheit hätte. Eine tüchtige Reise sollte Dir die Welt in einem ganz andern Lichte zeigen. Schreibe mir bald, wie der alte Erasmus, zufrieden und männlich.

Neuigkeiten weiß ich gar nicht. In der Mitte des Mays werd' ich examinirt . . . Bleibe Du mir gesund, grüße Erdmannsdorf recht herzlich. Ich schicke Dir hier zwey Species. Kommerstedt wird sie Dir schon wiedergeben. — Gern mehr, aber ich stecke vor der Hand so tief als möglich. Lebe wohl. Erhole Dich.

Wittenberg, am Montag, den 22. oder 23. März 1794. Dein treuer Bruder Friedrich von Hardenberg.

Mit den zwey Species, die ich Dir vor vierzehn Tagen schicken wollte, ist es nichts. Zum Unglück blieb der Brief liegen. Es kam ein Zufall dazwischen, und nun mußt Du noch ein wenig warten. Vielleicht in vierzehn Tagen. — Ich habe kein Geld und Kommerstedt auch nicht. Karl kommt eher nach Haus als ich, — das thut mir leid — Geh Du wenigstens hin. Den 10. Aprill.

Einen flotten, übermüthigen Ton schlägt der folgende Brief an Erasmus an, der aus Tennstedt geschrieben ist und wohl aus dem Herbst 1794 datirt. Mehrfach bewegt sich Novalis hier in Bürger'scher Ausdrucksweise:

Lieber Erasmus.

Ob ich wohl von Dir nichts gehört und gelesen habe, so will ich doch thun, als ob ich wüßte, wo Du wärst. Karl wird Dir von Weißenfels viel geschrieben haben. Ich nehme also das dortige Detail nicht mit. Auf der Zurückreise von Hubertsburg sahn wir Eure Jagd von weitem. Seitdem ist nun in Weißenfels mancherley vorgegangen. Getanzt haben wir in Rippach flott. Ich habe Weißenfels doch sub rosa gern verlassen: Zu viel ist ungesund. Du weißt, ich habe vor Dir kein Geheimniß. Zulezt ward ich zu vertraut mit dem Obersten[1]). Die Vertraulichkeit wurde zu bedeutend — Lügen und täuschen will ich nicht, — geradezusagen ist schwer und hilft in der Gegenwart nichts. Entfernung ist das beste. Ich vermied zulezt alle tête-à-têtes. Sie waren mir zu verführerisch, und viel sagen durft' ich als ehrlicher Kerl nicht. Ich habe den Spaß immer unter den Ernst gemischt, damit der Ernst sich nicht vergaß. Sponsiren ist eine hübsche, aber eine kitzliche Sache. Gott bewahre einen in Gnaden vor dem Ehrgeiz und dem unwiderstehlichen Hange, der Distinguirteste von einem Mädchen zu seyn.

Kann man's über sich gewinnen, der Überall und Nirgends zu seyn, so ist man der glücklichste Mensch. Ich habe Deine Hofmann gesehn in Leipzig bey Richters. Kotz heiliges Donnerwetter, das ist ein Wettermädchen. Sie war die hübscheste bey Richters. Gewachsen wie ein Püppchen — Augen, Busen und Mund wie bossirt. Der Langenthalen frappant ähnlich. Auch schien sie mir nicht eben sehr coquett. Brüderchen, ich bitte mich zu Gaste. Grüße sie von mir. Auf Weihnachten wollen wir wie die Seekönige leben in Weißenfels. Hier geht es mir sehr gut. Ich wohne zwischen vier recht hübschen Mädchen, die ich alle aus dem Fenster sehe, und mit drey reden kann. Ich war schon in Langensalza. Auch dort hoff' ich in Train zu kommen. Durch die Welt durch sponsirt, — dort ist wie überall Mangel an Tänzern. Mein Amtmann[2]) ist ein brauchbarer, geübter und humaner Mann. Er geht äußerst freund-

[1]) Mit dem „Oberst" ist wohl ein junges Mädchen gemeint, dem Novalis in Weißenfels den Hof machte.

[2]) Just, der nach Novalis' Tod einen werthvollen Lebensabriß von ihm gegeben hat.

schaftlich mit mir um. Ich bin sehr fleißig und hoffe, daß der Vater damit, sowie mit meiner Oeconomie sehr zufrieden seyn soll. Ich spiele hier eine große Rolle und bin, wie es scheint, in großem Credit. Lindenau sieht mich oft, und wir sind sehr gute Freunde. Deinen Oberförster und sie grüße mir ja recht schön. Dein Oberförster ist mein Liebling . . . Lebe wohl. Schreibe mir bald und sey nicht hypochondrisch etwa wieder. Dein Bruder

Friedrich von Hardenberg.

Wenige Monate später war Novalis mit Sophie von Kühn verlobt. Von ihren unorthographischen und unbeholfenen Schreiben sticht der Brief seltsam ab, den die spätere Verlobte des Novalis, Julie von Charpentier, an seine Mutter richtete:

Freiberg, am 25. May 1800.

Nur Ihre unverdiente Güte gegen mich, von der Sie mir schon einmal einen so großen Beweis gaben, der mein Herz mit dem unaussprechlichsten Dank gegen Sie erfüllte, macht mich so dreist, daß ich es wage, Ihnen jetzt zu schreiben. Dennoch fehlte es mir an Muth dazu, wenn mir nicht Ihr geliebter Sohn Hoffnung machte, daß Sie meine Kühnheit wohl verzeihen und meine Bitten gnädig annehmen würden. Ich weiß nicht, wo ich Worte finden soll, die Empfindungen nur schwach auszudrücken, die jetzt mein ganzes Herz beleben, — die innigste Dankbarkeit für das unendliche Glück, wodurch ich in Zukunft ein Recht haben soll, Sie meine theuerste Mutter nennen zu dürfen; — meine wenigen Ansprüche an jene frohe Aussicht; — das heiße Bestreben, alle meine Kräfte aufzubieten, um durch die kindlichste Ehrfurcht, die große Bereitwilligkeit, Ihren Wünschen zuvorzukommen, mir Ihren Beyfall zu erwerben und vielleicht einst so glücklich zu seyn, Sie mit einem Schritt auszusöhnen, den Ihr Sohn gethan, der Ihnen leider so vielen Kummer verursachte und mir in der Hinsicht unzählige Thränen gekostet hat. — Ihre mütterliche Sorgfalt, Ihre große Zärtlichkeit für alle Ihre Kinder, mithin auch für Ihren Sohn, mußte Sie mit seiner getroffnen Wahl unzufrieden machen, da mein gänzlicher Mangel an Vermögen ihm freylich manche Sorge voraussehen läßt, die ich ihm mit nichts als der innigsten Liebe versüßen und der größesten Treue ertragen helfen kann. Der Gedanke ist mir oft unsäglich schmerzhaft gewesen, daß ich die Ursache von so mancher unruhigen Stunde, von so vielem Kummer war, die Ihnen die Liebe Ihres Sohnes machte; — meine theuerste Mutter, erlauben Sie mir, daß ich diesen Nahmen gebrauchen darf, werden Sie und Ihr Herr Gemahl, den ich grenzenlos verehre, mir wohl je Ihre Vergebung bewilligen? Dürfte ich wohl hoffen, daß Sie Beyde mich einst auch mit Ihrer gewohnten Güte unter Ihre geliebten Kinder aufnehmen werden? — Dieses ist das einzige, was noch zu meinem vollkommenen Glück fehlt, dann erst werde ich ungetrübte Ruhe und Heiterkeit genießen. — Doch auch hierinn vertraue ich auf die Vorsehung, die so gütig für mich sorgte; durch ihren Beystand erlange ich gewiß noch einst das einzige Gut, was mir nur noch zu wünschen übrig bleibt.

Mit der innigsten Verehrung ewig Ihre unterthänige

Julie von Charpentier.

Man hat das Gefühl: das junge Mädchen, das mit diesem Brief bei ihren Schwiegereltern sich einzuführen suchte, war klug, zu klug vielleicht. In diesen Betheuerungen hätte wohl ein Weniger mehr bedeutet. Schlicht antwortete ihr die fromme Mutter des Novalis:

Weißenfels, den 22. Juni 1800.

Ich habe von meinem Sohn die ängstlichen Besorgnisse erfahren, die Sie wegen der Verbindung mit ihm haben. Es würde mir und Ihnen Kummer machen, wenn wir fürchten müßten, daß Ihre Gesundheit darunter leiden sollte.

Seyn Sie fest überzeugt, daß Sie mit Liebe und Freundlichkeit werden in unsere Familie aufgenommen werden, sowohl von mir, als auch von meinem Manne, und verbittern Sie sich nicht Ihre Tage mit ängstlichen Sorgen in die Zukunft. Der Gott, der auf unser Wohl bedacht, wird gewiß alles wohl machen. Dem wollen wir uns ganz froh und sorgenlos überlassen, und seyn Sie versichert, daß ich den treuesten und mütterlichsten Antheil an Ihrem Schicksal nehme und mit herzlicher Liebe bin Ihre treu ergebne von Hardenberg.

P. S. Es fällt mir noch ein, Ihnen zu sagen, sich über gewisse Dinge zu beruhigen, die keinen wesentlichen Einfluß auf Ihr Schicksal haben.

Ich lasse einen Brief von Novalis selbst an seine Schwester Sidonie folgen, der fast ein Jahr früher geschrieben ist als die vorhergehenden. Warmes Glücksgefühl spricht aus den wenigen Zeilen. Die Adresse ist von Juliens Hand geschrieben.

Churprinz, den 9. Juli 1799.

Ich bin ziemlich wohl hier am Sonntag angekommen, — traf aber zum Unglück Julien nicht an, die nach Dresden gereist war. Ich war sehr ärgerlich und sehr betrübt und schickte gleich einen Boten nach Dresden, um ihre Rückkunft zu beschleunigen. Gestern Abend kam das herrliche, gute Mädchen, und seit der Zeit weiß ich nicht, ob ich noch auf Erden oder im Himmel bin. Sie ist wohl. Sie hat sich in Dresden sehr meinetwegen geäschert, — jezt ist sie aber sehr vergnügt und empfiehlt sich der Mutter und Dir herzlich. Sie wünscht sehr, daß ich nun einige Tage zugeben soll. Meine gute Mutter wird mich wohl entschuldigen, wenn ich erst Montags Abends — höchstens Dienstags früh wieder an Ort und Stelle bin, — ich gehe dafür auf desto kürzere Zeit nach Thüringen; wär' es möglich, so könnte mir eine große Ersparniß geschehn, wenn Ihr mir die Pferde und Wagen nach Borna entgegenschicktet, und zwar den Montag.

Lebt wohl, Ihr Guten! Neues ist nichts, außer daß ich Julien unendlich liebe — und sie mich — und Euch, besonders die Mutter.

Empfehle mich der liebsten Mutter und behalte lieb

Deinen treuen Bruder Fritz.

Ein Brief des Novalis an seinen Bruder Anton bilde den Beschluß. Er ist in zwiefacher Hinsicht wichtig. Es spricht daraus ein warmes, sorgendes Lieben für seinen Vater, und das war Novalis Jahre hindurch verloren gegangen. Er zeigt aber auch, wie kühl sich Novalis jeder Schmerzensregung um den Tod eines Mannes verschließen konnte, der ihm wohl mit seiner „Weltklugheit" arg und unerbittlich zugesetzt, der ihm doch aber von Kindheit an von allen Verwandten am nächsten gestanden hatte.

Dürrenberg, den 6. März (1800).

Gestern Mittag erhielt unser guter Vater eine Estafette mit der traurigen Nachricht, daß unser Onkel in Lukum[1]) am 4. Vormittags an einer Lungenentzündung im zweiundsiebzigsten Jahre seines Alters, nach einer Kranckheit von drey Tagen, gestorben sey. Der gute Vater leidet einen unersezlichen Verlust, und viele Menschen werden ihn schmerzlich vermissen. Auch meines Vaters häusliche Umstände werden es sehr empfinden. Dieser Todesfall ist für uns alle eine Aufforderung, näher uns an den Vater anzuschließen und ihm seine Lage durch Klugheit, Theilnahme, Einigkeit und rechtliche Aufführung zu erleichtern — und nicht durch das Gegentheil sein uns so kostbares Leben mit zu verkürzen. Lebe wohl, bester Bruder; Carl grüßt Dich herzlich. Mit der wärmsten Zärtlichkeit

Dein treuer Bruder Fritz.

[1]) Der Onkel Großkomthur.

Königin Victoria.

24. Mai 1819. — 22. Januar 1901.

[Nachdruck untersagt.]

„Mutter von Nationen", so lautet der stolze Anspruch des britischen Weltreiches. Ob in friedlicher Colonisation gewonnen oder durch Gewalt des Schwertes gefestigt und behauptet, haben die weiten Ländergebiete über den Meeren, die Englands Flagge schützt und seine Krone umzirkelt, im Wechsel der Zeiten, durch Gewährung repräsentativer Institutionen und verantwortlicher Selbstregierung das Geschenk der Freiheit erhalten. Neufundland zuerst, dann Canada, Nova Scotia und Neu-Braunschweig, Neu-Süd-Wales und Van-Diemensland, Süd- und Westaustralien, Neuseeland, die Kapcolonie, um nur diese zu nennen, sind zu Gemeinwesen erstarkt, die Continente umfassen. Aus unscheinbaren Anfängen, die, wie in Australasien, auf Ansiedlungen von Verbrechern zurückführen, sind zukunftsfreudige Reiche mit Bevölkerungen von vielen Millionen und dem gefestigten politischen Selbstbewußtsein geworden, das die Einsicht ihrer Staatsmänner berechtigte, das Band der Föderation um das canadische Nordamerika wie um Australasien zu schlingen.

Unter den Urkunden, durch welche die Gesetzgeber in Westminster die jungen, einst von britischen Heimstätten ausgezogenen Nationen eine nach der anderen mündig erklärten, steht seit dreiundsechzig Jahren der Name einer Frau. Trotz aller persönlichen Schicksalsschläge glücklich und gesegnet bis zum Ende vor dem der Weise vor manch' tausend Jahren einen König warnte kein Menschenleben so zu preisen, ist diese Regierung — die längste, seitdem der fünfjährige Knabe Ludwig XIV. dem Namen nach die Herrschaft antrat, die in Unheil endigte — das Symbol und der höchste Ausdruck der Arbeit, der Errungenschaften und der Cultur eines ganzen Zeitalters geworden. Nach dem Schlag, der das Glück der Gattin vernichtete, blieb die Mutter den Kindern, dem Volk, dem Reich. Was bildlich von England gesagt worden ist, wurde mit den Jahren immer mehr zur lebendigen Wirklichkeit: die Mutter von Königen ist die Mutter von Nationen. Diese Krone trägt, im ganzen Verlauf der Geschichte, Königin Victoria allein.

Wer dürfte, zurückschauend, sagen, daß es ihr leicht geworden sei, die Liebe der Völker, die um sie trauern, zuerst zu gewinnen, dann zu bewahren? Die Welfen ihres uralten Stammes, die ihr in der Regierung voran gingen, waren kein bevorzugtes Geschlecht. Georg I. lernte nie, sein Sohn nur unvollständig Englisch. Unter diesen Umständen regierten Minister und Parteien mit Hintansetzung der Souveräne. Georg III., in mancher Hinsicht weiser als einzelne seiner Rathgeber, persönlich durchaus ehrenhaft und beliebt, wurde von Staatsmännern ersten Ranges verdunkelt und endigte in geistiger Umnachtung. Als Georg IV. 1830 starb, hätte die damals zehnjährige Prinzessin Victoria im Nekrolog, den die „Times" ihm widmete, lesen können: der todte Monarch habe weder eine Tugend

noch einen Freund gehabt; nie sei ein Mensch von seinen Mitgeschöpfen weniger betrauert worden. Der Prinzessin Charlotte von Wales, die 1817 dem Vater im Tode voranging, weihte noch 1836 der Herzog von Wellington, die um sie gewobene Legende schonungslos zerreißend, den Nachruf, ihr Verlust sei keineswegs ein Unglück für die Nation gewesen. Er stützte sein Urtheil auf Aeußerungen der Prinzessin, die sich der Wiedergabe entziehen. Wilhelm IV., ein braver Marineofficier, galt auf dem Thron als harmlose Null.

Dann folgte die dramatische Scene vom 20. Juni 1837. Aus dem Sterbezimmer des Königs eilten der Primas von England und der Lord-Oberstkämmerer nach dem Kensington-Palast zu London. Vor sie trat, eiligst aus dem Schlummer geweckt, ein achtzehnjähriges Mädchen im weißen Morgengewand, das bräunlichgoldene Haar über die Schultern wallend; sie beugten das Knie vor ihr und grüßten sie als Englands Königin. In einem Strom von Thränen erstickte ihre Antwort. Das größte weibliche Genie des Dichterkreises der Victorianischen Aera, Elisabeth Barrett-Browning, hat dieser Thränen gedacht:

Du hast geweint beim Anblick Deiner Krone, drum sei gesegnet und geliebt.

Von ihrer deutschen Mutter, der verwittweten Herzogin von Kent, gebornen Prinzessin von Sachsen-Coburg, in stiller Zurückgezogenheit erzogen, von ausgewählten Lehrern nach mehr als dem Programm der männlichen Jugend im Lateinischen und der Mathematik, der Geschichte, den modernen Sprachen so trefflich geschult, daß sie im Stande gewesen ist, nach dem sechzigsten Lebensjahre Hindustanisch sprechen und schreiben zu lernen, war Prinzessin Victoria vor Allem so musikalisch begabt, daß ihr Talent einer künstlerischen Ausbildung werth gewesen wäre. Was keine Erziehung für sie zu thun vermocht hätte, gab die Natur: ein selten gutes, weiches, mitleidiges Herz, klaren, gesunden Menschenverstand, die von großen Verhältnissen und Gesichtspunkten geförderte Objectivität der Anschauung, der aller Kastengeist fern blieb, und die im Wechselstreit der Parteien die persönlichen Sympathien der Herrscherin stets auf Seite der fortschrittlichen, im Geist der Freiheit verstandenen Veränderungen fand. Aussprüche wie jener John Bright's: „Gewalt sei kein Heilmittel gegen Gesetzlosigkeit", waren ihr stets aus der Seele gesprochen. Dazu kamen ein froher Sinn, eine eiserne, physische Widerstandskraft, ein frommer Zug des Gemüthes, der die Pflichterfüllung durch das immer wache, niemals in Worten sich aufdrängende Bewußtsein der Verantwortung vor Gott stählte und in den Tagen der Trübsal die Kraft der Ergebung suchte und fand. Die Willensstärke, die schon im Kinde sich verrieth, steigerte sich unter gegebenen Umständen leicht zur Heftigkeit. Als ein alter Diener ihres Hauses die Königin bei ihrer letzten Anwesenheit in Irland geduldig nannte, erhielt er zur Antwort: das sei sie von Natur aus nie gewesen; oft habe ihr lieber, verstorbener Gemahl sie auf die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung verwiesen. „Ich habe," fügte die Monarchin hinzu, „die Kunst endlich und nicht zu früh in meinen alten Tagen gelernt." — „A very determined woman," so lautet das Urtheil Aller, die sie kannten. Sie heben als charakteristisches Zeichen hervor, wie wenig im Laufe der Zeit ihr Wesen sich verändert habe. Sie blieb im Alter, was sie in der Jugend gewesen: einfach, achtunggebietend, theilnehmend und aneignungsfähig bis zuletzt, ohne die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu preisen oder die Trauer ihres Wittwenstandes in Trübsinn ausarten zu lassen.

In den Hallen der Westminster-Abtei wurde mit glänzendem Gepränge diese Königin gekrönt. Bereits am 10. Februar 1840 reichte sie ihrem fast gleichaltrigen Vetter, dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, die Hand zum Bunde, der ihr einundzwanzig Jahre ungetrübten Glückes brachte. Von zwei überaus klugen Männern, dem Onkel und nunmehrigen König Leopold von Belgien und dessen früherem Leibarzt, Baron Stockmar, war er im Hinblick auf die Möglichkeit einer solchen Heirath erzogen worden. Mit der auf Deutsch an ihn gestellten Frage, ob er sich entschließen könne, für sie das Vaterland aufzugeben, freite die Königin um

den schönen, jugendlichen Gatten. Zur Begabung seiner Familie fügte er die seltene Tugend selbstvergessener Hingebung an die Pflichten einer schwierigen öffentlichen Stellung, die Mißgunst und Intriguen noch erschwerten. Erst nach seinem allzu frühen Tode ist England ihm gerecht geworden. Im biographischen Denkmal, das seine Wittwe ihm errichten ließ, ist die Summe des Lebenswerkes gezogen, das seinen Träger unter dem Namen des Großen und Guten in der Geschichte verewigt. In einem Zeitalter unvergleichlicher materieller Entwicklung weihte er sich vor Allem den Künsten des Friedens und der Hebung der nationalen Wohlfahrt auf allen intellectuellen und socialen Gebieten. So lange er lebte, gab der Hof das Beispiel eines musterhaften Haushaltes und Familienlebens und strenger Kinderzucht. Nach seinem Heimgange, treu seinem Vorbilde, führte die Königin weiter, was er begonnen. Von den neun Kindern ihrer Ehe gingen ihr drei, von einundvierzig Enkeln acht im Tode voraus. Sechsunddreißig Urenkel sind alle am Leben. Keine Herrscherpflicht verhinderte jemals die Königin, dieser auf acht regierende und fünf Fürstengeschlechter vertheilten Nachkommenschaft ihre Sorge und Liebe zu widmen. Zwischen ihr und der verwaisten Familie der Großherzogin Alice von Hessen, aus welcher eine Tochter die russische Krone trägt, bestand ein täglicher schriftlicher Verkehr. Ihr königliches Heim blieb das der Kinder und Enkel, die nie aufhörten, ihre Autorität zu achten, ihren Rath zu erbitten und sie verehrend zu lieben.

Tiefer und nachhaltiger als der Eindruck, den die glückliche Ehe der Monarchin hinterließ, mußte eine solche Auffassung ihres mütterlichen Berufes in England wirken. Dort hat die Nothwendigkeit früher und langer Trennungen zwischen Eltern und Kindern, der starke individuelle Unabhängigkeitstrieb, die angeborene Scheu vor lauten Aeußerungen des Gefühls, freilich auch die von der Ausbildung des modernen Lebens geförderte Genußsucht und Rücksichtslosigkeit die Familienbande nur zu oft auf eine uns Deutschen ebenso ungewohnte als unserer Art widerstrebende Weise gelockert. Unter dem Dache der Königin war das anders. Die Empfindung davon lebt in den Worten, in welchen die „Times“ dem kaiserlichen Enkel den Dank der Nation für sein Kommen zollte; sie äußert sich in der Beredsamkeit des Herzens, womit der neue König seine erste Rede zur Huldigung des Sohnes für Vater und Mutter gestaltete. Stolz und ehrfürchtig das Sonst und Jetzt vergleichend mochte er sein Erbe antreten.

Während der ersten Regierungsjahre Königin Victoria's drohte der Verlust von Canada, und ein Staatsmann wie Lord Brougham gab deutlich seine Abneigung gegen Behauptung entfernter Colonien zu verstehen. Der Thronerbe war kaum geboren, als eine englische Armee von 4500 Mann mit einem Troß von 12000 Menschen auf dem Khoord-Kabulpaß vernichtet wurde. Die Chartistenbewegung erregte und beunruhigte das Land. Eine tolle Speculationswuth, durch den Bau der ersten Bahnlinien angefacht, führte den Ruin von Tausenden, den Verlust vieler Millionen herbei. Unter dem Eindruck überlasteter Budgets, der Theuerung, der Noth des Volkes, des Opiumkrieges in China, des Feldzuges gegen Afghanistan sprachen Pessimisten von Bankerott, und eine Woge der Unpopularität schlug bis an die Stufen des Throns. Drei Attentate, zwei davon 1841, bedrohten das Leben der Königin, die in Folge der unter dem Namen des „Bedchamber Plot“ bekannten Hofintriguen von einigen Damen der Torypartei eines Tags öffentlich insultirt wurde.

Da erfolgte die erste entscheidende Wandlung in der inneren Politik seit ihrer Thronbesteigung: die Abschaffung der Kornzölle und damit die Freigebung der bis dahin gebundenen Kräfte, deren mächtiges Aufstreben dem Volke billiges Brot und verbesserte Lebensbedingungen, den Mittelclassen eine Aera unvergleichlichen industriellen Aufschwunges und der Nation als solcher den Reichthum und die Blüthe brachte, die in späteren Zeiten ihre Staatsmänner befähigten, die ungeheure Bürde, aber auch die überwältigende Größe imperialer Weltmacht ihr auf die

willigen Schultern zu legen. Der leitende Gedanke der als die Manchesterschule bekannten Politiker, deren Einfluß überschätzt worden ist, war Friede, Friede, wie man zu sagen pflegte, fast um jeden Preis. Der Politik der Einmischung in continentale Angelegenheiten widerstrebten sie nicht minder als dem Erwerb und selbst der Behauptung überseeischer Gebiete. Allein der nationale Wohlstand und die stets zunehmende Steuerfähigkeit ermöglichten die unvermeidlichen kriegerischen Actionen in Asien und Afrika, aber auch die Durchführung des Krimkriegs, die anhaltende Flottenverstärkung, die unvorhergesehenen Katastrophen, wie die irische Hungersnoth von 1846—47 und 1857 den furchtbaren Aufstand in Indien, ohne Schädigung der inneren Entwicklung, ohne dauernde Belastung der Budgets, ohne Preisgabe der Reduction der Staatsschuld. So ebnete der Freihandel der Transformation die Wege, die fünfzig Jahre später im verwirklichten Gedanken der Föderation aller britischen Colonien und Reiche Ausdruck gefunden hat.

Inzwischen erlernte die Trägerin der Krone die Kunst, zu regieren. Zuerst unter der väterlichen Leitung des liebenswürdigen und vielerfahrenen Lord Melbourne. Das erste Opfer, das die Politik der Königin auferlegte, war die Nothwendigkeit, diesen Führer der Whigs 1841 durch das Toryministerium, mit Sir Robert Peel an der Spitze, zu ersetzen, unter welchem die Periode der großen Finanzreformen eingeleitet wurde. Ihm folgte, während nahezu sechs Jahren, Lord John Russell, mit Lord Palmerston als Minister des Aeußeren. Unter dieser Verwaltung der Whigs trat das von den Stürmen von 1848 unberührte England an die Spitze der liberalen Bewegung in Europa, vor Allem in Italien, das von jetzt an seine Hoffnung auf die Sympathien des englischen Volkes setzte.

Vom Anfang der fünfziger Jahre bis zum Ausgang des Jahrhunderts hießen die großen Minister und Parteiführer abwechselnd die Lords Derby, Aberdeen, Granville, Clarendon, Salisbury, Rosebery; die Commoners Disraeli, Gladstone, die Lords John Russell, Palmerston und Hartington, Alles in Allem genommen lauter Männer, die als Redner, Staatsmänner oder Administratoren ersten Ranges waren. Ihnen gegenüber sich keine Blöße zu geben, bedurfte es allein schon von Seiten der Monarchin eines seltenen Tactes und nicht gewöhnlicher Gaben. Es währte nicht lange, so gehörte die Voraussetzung, als ob ihr königliches Amt sich auf Unterzeichnung ihres Namens beschränke, zu den bloßen Fictionen. Die relativ engen Grenzen, welche der constitutionelle Brauch der königlichen Prärogative setzt, überschritt die Herrscherin nie; innerhalb derselben wahrte sie ihr volles Recht und nützte mit nie versagender Klugheit, Mäßigung und Einsicht den ihr zustehenden Einfluß aus, den ihre mit der Zeit gewonnene, unvergleichliche Erfahrung und die ihr gezollte Verehrung zu einer Macht im Staate ebenso wie in Europa erhoben. In jüngeren Jahren stützte sie sich auf das gereifte Urtheil ihres Gatten und auf die Autorität des Herzogs von Wellington im Rathe der Fürsten. Im Alter kam ihr Niemand an Kenntniß der Höfe und Cabinette und der diplomatischen Action gleich. Ihre erste Intervention galt der Herstellung der entente cordiale mit Frankreich nach dem Sturz von Thiers (1841). Als Lord Palmerston, wiederholt in die constitutionellen Schranken zurückgewiesen, eigenmächtig dem französischen Botschafter des Präsidenten Louis Napoleon nach dessen Staatsstreich Versicherungen gab, die weder mit der Haltung des Cabinets noch mit der von der Königin empfohlenen Neutralität übereinstimmten, mußte er das auswärtige Amt in Ungnade verlassen. Er war wieder Minister, als Prinz Albert starb, und empfand es jetzt als eine Gefahr für das Land, daß der mildernde Einfluß der von Schmerz gebeugten Königin im Kampfe der Parteien zu fehlen drohte. Sie bot ihn unter Anderem bei der denkwürdigen Gelegenheit wieder auf, wo das Oberhaus die Bill zu verwerfen im Begriff stand, durch welche Gladstone die Staatskirche in Irland säcularisirte. Die Maßregel war ihr persönlich sehr unwillkommen, aber jetzt, nach ihrer Annahme im Unterhaus, erkannte sie die Gefahr des Conflicts auf Grund einer religiösen Frage, und es gelang ihrer Vermittlung, ihn zu ver-

hindern. Mehr als einer ihrer Minister hat offen bekannt, er habe es zu bereuen gehabt, wenn er ihren Rath nicht befolgte; keiner von ihnen hatte jemals über sie Klage zu führen. In Disraeli, der als Lord Beaconsfield 1876 Indien zum Kaiserreich machte, fügte die Königin sich Anfangs widerstrebend. Er zuerst vertrat die Ansicht, die Macht der Krone müsse im Verhältniß zur wachsenden Macht des Reiches erstarken. Als Gladstone's unglückliche auswärtige Politik 1885 mit der Niedermetzelung Gordon's in Khartum einen vorläufigen Abschluß fand, sagte die Königin der trauernden Schwester des Helden, was sie dachte, und nannte seinen Untergang eine Schmach für England.

Das Ende des großen Kampfes, zu dem sie ihre Truppen ausgesandt, sollte sie nicht mehr sehen. Ihr letzter Staatsact war der Empfang von Lord Roberts, eine Woche vor ihrem Todestage und der einzigen seit ihrer Thronbesteigung, während welcher der müden Hand die Zügel der Herrschaft entglitten.

Ihr war beschieden, der Welt zu zeigen, was ein ehrlicher Wille, ein unbeflecktes Leben, eine zugleich treue und großartige Pflichterfüllung über sie vermögen. Kein Mißklang störte die Trauer von vierhundert Millionen ihrer Unterthanen, die ehrfurchtsvolle Theilnahme der Nationen, die Königin Victoria am 2. Februar zu Grab geleiteten. Große Dichter, große Entdecker, große Gelehrte, große Patrioten haben im Schutz ihres Thrones ihr Lebenswerk gethan. Verdunkelt hat sie Keiner von Allen. Denn um ihre doppelte Krone schlingt die Liebe ihrer Völker den Kranz unvergeßlichen Erinnerns und unsterblichen Dankes dafür, daß sie edel gewesen, hülfreich und gut im höchsten und besten Sinne, der Menschen erreichbar ist und Königen ziemt.

Lady Blennerhassett.

Arnold Böcklin.

[Nachdruck untersagt.]

Nun ist auch der Letzte von den drei großen Schweizern hingegangen, die wir ganz als die Unserigen betrachteten, und auf die wir dem Auslande gegenüber so stolz waren, weil sie deutsche Eigenart ganz besonders scharf zum Ausdruck zu bringen schienen: Arnold Böcklin ist Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer nachgefolgt. Die Trauerbotschaft traf uns nicht ganz unvorbereitet. Wer die letzten Bildnisse, die zu uns kamen, aufmerksam betrachtete, der sah, daß der Todesengel hinter ihm stand, gefahrdrohender als jenes geigespielende Gerippe, das er nach glücklicher Genesung von schwerem Leiden einst auf seinem Selbstporträt angebracht. Und auch die letzten Werke verriethen, daß das Auge und die Hand zu erlahmen begonnen hatten.

In Fiesole über Florenz, wo er schon früher lange geweilt und wohin ihn vor einigen Jahren die Sehnsucht zurück getrieben hatte, ist er gestorben. Die zweite Heimath des deutschen Künstlers kann nicht Paris sein. Den Nordländer zieht's nach dem Süden, das Spröde und Rauhe sucht das Weiche und Milde, das Charaktervolle will sich dem Formschönen vermählen. Aus Reactionen ergibt sich der Fortschritt. Auf Perioden des einseitigen Classicismus müssen Bewegungen folgen, die das eigenthümlich Deutsche einseitig betonen. Was aber wäre unsere deutsche Kunst, wenn nicht gerade die Besten immer wieder von unwiderstehlichem Sehnsuchtsdrange nach dem Süden ergriffen worden wären? Und Italien ist für den Deutschen auch nie so gefährlich gewesen wie für den Franzosen; Carstens, Cornelius, Preller, Hildebrand, Klinger haben vor der Antike nie so auf ihre Eigenart verzichtet wie die Pensionäre der Villa Medici. Sie durchdrangen das, was sie auf classischem Boden gesehen, durchaus mit deutschem Empfinden. Durch die Cypressen einer Böcklin'schen Villa am Meere weht deutsches Naturgefühl, weht deutsche Märchenstimmung.

Böcklin war kein „Moderner". Modern kann man, ohne dem Worte Gewalt anzuthun, doch nur den nennen, der das Leben und die Ideen seiner Zeit schildert, der, mitten im Kampfe der Parteien stehend, neue Schlagworte prägt oder sich zu eigen macht. Böcklin ist im vornehmsten Sinne des Wortes, so wie ihn Herman Grimm neulich in Spemann's „Goldenem Buche der Kunst" festgestellt hat, ein Secessionist gewesen. Solche „abseits Gehende" aber werden am wenigsten verstanden. Nun scheint es zwar, als ob der Meister in seinen letzten Jahren eine große Gemeinde gehabt habe. Er hatte alle Zeitungen und alle Händler auf seiner Seite. Ich mißtraue dem etwas. Ich glaube, daß das große Publicum dem schwarzblauen Wasser und den Schwänen auf den „Gefilden der Seligen" fast ebenso rathlos gegenüber steht wie vor zehn Jahren, wo es noch nicht gegen den guten Ton verstieß, Witze darüber zu machen. Heute nämlich ist es Mode, Böcklin zu bewundern, und der Muth der eigenen Meinung wird immer seltener.

Noch mehr aber mißtraue ich den Modernen, die ihn für sich in Anspruch nehmen. Denn die Modernen wollen das Decorative. Ich möchte aber das Gemälde von Böcklin sehen, das sich einer der neuesten Zimmereinrichtungen passend einfügte. Gewiß gibt es auch andere als Frescomalereien, die decorativ wirken dürfen und sollen. Ein Reiterporträt von Velazquez ist für eine bestimmte Wand in einem bestimmten Raume in Farbe und Zeichnung ausgeführt. Allein das echte Staffeleibild will das nicht. Im Museum fühlt es sich verwaist, und selbst an der stillen Zimmerwand nimmt es sich nicht immer gut aus. Israëls, in seinem Büchlein über Spanien, meint einmal, man solle solch' ein Bild mit der bemalten Seite gegen die Wand stellen und nur in stillen Stunden der Erbauung hervor holen. Böcklin hat sich selbst gesprächsweise in ähnlichem Sinne geäußert. Er hätte es auch nie und nimmer zugegeben, daß man seine Bilder auf eine Stufe mit einer Kopenhagener Vase oder einem schönen Bucheinbande stellte. Vor Allem muß der Maler etwas zu sagen haben, ein Bild soll ein Bekenntniß sein. Alles Andere, Composition, Zeichnung, Farbe, Ton, kommt erst in zweiter Linie. Kunst um der Kunst willen ist eine Pflanze ohne Daseinsberechtigung.

Besondere Schwierigkeiten scheint das Verständniß Böcklin's den Ausländern, zumal den Franzosen, zu bereiten. Die hauptsächliche Schuld daran trägt aber nicht des Meisters allzu deutsche Art — die lieben sie ja gerade — sondern die Ueberschwänglichkeit seiner deutschen Lobredner. Bald wird ihnen von einem zweiten Tizian, bald von einem Botticelli des neunzehnten Jahrhunderts gesprochen. Sie sollen einen Künstler in ihm sehen, dem nur Leonardo und Rembrandt vergleichbar, gegen den Poussin und Watteau arme Häscher sind. Das macht sie rathlos vor den Bildern. Vor Allem aber herrscht bei uns eine leidige Sucht, Mängel in Vorzüge zu verkehren, die angeblich nur dem Profanen unverständlich sind. Ehrliche Bewunderung krittelt nicht, aber sie lallt und stammelt auch nicht, und Liebe übersieht wohl Mängel, streicht sie aber nicht heraus. Man kann manche Allegorie in Böcklin's überreichem Lebenswerke trivial und manchen Frauenkörper hart und eckig finden und den Meister trotzdem herzlich bewundern und lieben. Allerdings haben es die Franzosen mit Gustave Moreau und Puvis de Chavannes nicht anders gemacht.

Aber auch von seinen wahren Freunden ist Böcklin oft mißverstanden worden. Oder wenigstens ist er so verschieden verstanden worden, daß unmöglich alle Auslegungen richtig sein können. Ist er wirklich ewig heiter, ist er wirklich das Sonntagskind, das „mit Kinderfreudigkeit in die Welt blickt"? Ich glaube es nicht. Der innerste Grundzug seines Wesens und seines Schaffens ist für mich die Schwermuth, jene große Schwermuth, die in Beethoven's Sinfonien am mächtigsten anklingt und sich dann durch die Werke der Besten im ganzen neunzehnten Jahrhundert zieht. Ein junger Belgier, der in Paris lebt, Fiérens-Gevaërt, hat darüber in einem kleinen Buche manche feinsinnigen Bemerkungen gemacht. Schubert und Schumann war diese Schwermuth eigen, und in Brahms hat sie noch einmal einen Gipfelpunkt erreicht. Nietzsche suchte sie vergebens durch sein Lachen zu übertäuben; man denke an Kleist und Hebbel, an Alfred Rethel und Feuerbach! Daß Böcklin oft ausgelassen sein konnte, ja, daß diese Ausgelassenheit zuweilen einen recht derben Ausdruck fand, beweist nichts dagegen. Man lasse seine Landschaften am Geiste vorüber ziehen, welche haben sich am tiefsten dem Gedächtniß eingeprägt? Trauernd ächzen die Cypressen an der Villa am Meere, trostlos kreisen die Vögel um die Burgruine, tiefernst und feierlich ragt die Todteninsel aus dem Meere empor. Und weht nicht selbst aus dem Frühlingstag die Stimmung des kurzen, vorüber gehenden Glückes? Das sind keine Bilder für heitere Leute, das ist die Poesie eines Bedrängten für Bedrängte, um den schönen Ausdruck Alexander von Humboldt's zu gebrauchen. Ja selbst in die Tritonenbilder ist diese Schwermuth zum Theil übergegangen. Sie wohnt in den unergründlichen Augen der Meeresstille, sie liegt über dem von zerzausten Haarbüscheln

umwirrten Gesichte des Tritonen, der über die Reize der nackten Nereïde hinweg verloren ins Weite blickt. Denkt man bei antiken Faunen und Nymphen an Leben und Sterben? Böcklin's Meergeister sind sterblich wie die Menschen. Vita somnium breve.

Wenn ich Böcklin mit Jemandem vergleichen sollte, so würde ich am ehesten an Brahms denken. Wie heiter und derb konnte auch dieser sein! Wenn er aber sein Ureigenstes gab, dann entstanden Werke wie der langsame Satz der ersten Violinsonate, wie das Schicksalslied, wie die ernsten Gesänge. Sie beide haben den Stimmungsgehalt ihrer Zeit, ich meine die Gefühle, die die edlen Geister am Ende des neunzehnten Jahrhunderts bewegten, am tiefsten erfaßt und am treuesten widergespiegelt. Darin liegt ihre Größe und ihre Beschränkung. Brahms kann man nicht mit Bach, Böcklin nicht mit Rembrandt vergleichen.

Und aus dieser Schwermuth entsteht nun die große Sehnsucht. Die Sehnsucht nach einem höheren, freieren Dasein, in dem Alles groß und echt ist, echt die Liebe und echt auch der Haß. Aus dieser Sehnsucht sind einige von Böcklin's allerschönsten Gemälden geboren, so vor Allem die Gefilde der Seligen. Da ist jeder Rest des Erdendaseins abgestreift, da badet die Seele in einer ewig blauen, starken und reinen Luft. Und auf der anderen Seite wird die Schwermuth bisweilen ausgelöst durch den Humor. Da wird das Menschliche nicht mehr idealisirt, sondern umgekehrt das Ueberirdische vermenschlicht. Da heben Tritonenväter schreiende und zappelnde fischschwänzige Kinder in die Luft, tummeln und necken sich zottige, dickbäuchige Meergreise mit drallen Meerweibchen, mischen sich Centauren gemüthlich unter die Menschen wie biedere Gevattersleute.

Das sind die Züge, die ich in Böcklin's Charakterbilde am deutlichsten erkenne. Ein Anderes ist es, die malerische Mission zu betrachten, die er in seiner Zeit vollbracht hat. Da springen vor Allem zwei Dinge in die Augen: Er hat die Freude am Phantastischen, am Märchenhaften wieder in uns geweckt. In einer Zeit, wo die Einen nur Bauern, Arme und Bettler, die Anderen Ballkleider, Uniformen und historische Costüme malten, führte er uns in eine Welt voll Zauberspuks, voller merkwürdiger, unmöglicher Gestalten, über die hochweise Gelehrte die Nase rümpften. Und er hat uns die Farbenfreude wieder gegeben. Er fand, daß man „Märchen wunderbar" auch wunderbar malen müsse, und malte den Himmel so blau und die Wiese so grün wie noch nie ein Maler vor ihm. Zuerst erschraken wir darob, aber dann fiel es uns wie Schuppen von den Augen, wir fühlten uns befreit und gehoben. Wir verlästerten nun nicht etwa Israël's und Liebermann's erdige und kreidige Farben oder die kühlen Töne der Freilichtmaler, aber wir sahen, daß sich Eins nicht für Alle schickt, daß Stoff, Absicht und Temperament auf die Behandlung den stärksten Einfluß haben dürfen. Und dann blickten wir zurück in die Geschichte der Kunst unseres Volkes und fanden, daß es thöricht gewesen war, auf eine Partei zu schwören; daß wir Alles lieben und bewundern konnten, in dem sich gesundes und ehrliches Wollen und Können offenbart. Und wie reich fanden wir uns da, mit Carstens und Cornelius, Schnorr und Rethel, Preller und Schirmer, Schwind und Richter und wie sie Alle heißen. So ist es mir, so ist es gewiß Vielen gegangen. Und das danken wir wirklich zum größten Theile den Werken Arnold Böcklin's!

Welchen Rang einst Böcklin in der großen allgemeinen Kunstgeschichte einnehmen wird, das wollen wir ruhig abwarten und nicht darüber streiten. Wenn wir heute blühende Rosen auf sein frisches Grab streuen, wollen wir nur an das denken, was er uns gewesen, uns trotz aller Trauer dankbar freuend, daß er unser war.

Walther Gensel.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Februar.

Auf die erste Nachricht von der schweren Erkrankung der Königin Victoria von England begab sich Kaiser Wilhelm nach Osborne, wo er bis zum Hinscheiden der greisen Herrscherin, der er stets in pietätvoller Liebe anhing, verweilte. Ebenso nahm er dann an den Leichenfeierlichkeiten für die hohe Frau Theil, zu denen auch der Kronprinz des Deutschen Reiches und der Bruder des Kaisers, Prinz Heinrich, sich einfanden. Wie der spontane Entschluß, mitten aus den Festen zur Zweihundertjahr-Feier des Königreichs Preußen an das Krankenlager seiner königlichen Großmutter zu eilen, auf die öffentliche Meinung in England den günstigsten Eindruck gemacht hatte, verstärkte Kaiser Wilhelm diese Sympathien noch durch sein ganzes Verhalten während des Aufenthaltes am befreundeten Königshofe, mit dem ihn nicht bloß innige Familienbande verknüpfen. Auch die persönlichen Beziehungen zu dem Könige Eduard VII. gestalteten sich so herzlich, daß hier und da sogar die Meldung von einer deutsch-englischen Allianz auftauchte — eine Annahme, deren Richtigkeit sogleich von berufener deutscher und englischer Seite in Abrede gestellt ward. Im Interesse des Weltfriedens muß es überdies mehr erwünscht sein, daß das Verhältniß zwischen den beiden Großmächten, bei aller Uebereinstimmung hinsichtlich bedeutsamer Fragen, nicht den Charakter eines förmlichen Bündnisses annimmt. Anderenfalls läge die Gefahr nahe, daß der Gruppirung Großbritanniens und Deutschlands, sowie Italiens und Oesterreich-Ungarns auf der einen Seite ein Offensiv- und Defensivbündniß Rußlands und Frankreichs auf der anderen gegenüber stände. Dadurch wäre jedenfalls ernsthaften Verwicklungen Thür und Thor geöffnet, und der friedliche Charakter des Dreibundes erhielte durch den Beitritt Großbritanniens eine unmittelbare Spitze gegen die Zweibundmächte. Auch würde es ebenso wenig den Interessen Deutschlands wie denjenigen Großbritanniens entsprechen, wollte jeder der beiden Staaten unter Verzichtleistung auf die eigene Unabhängigkeit seine auswärtige Politik zu Gunsten des anderen dauernd fixiren. Daß von Fall zu Fall ein Einvernehmen Deutschlands und Englands erzielt werden kann, das hat sich sowohl bei Gelegenheit des geheimen Abkommens über Südafrika als auch bei der in China getroffenen Vereinbarung deutlich gezeigt. Während das geheime Abkommen, ohne im geringsten die Transvaalfrage zu berühren oder die Interessen anderer Staaten zu verletzen, lediglich den Zweck hat, Conflicten zwischen den beiden Vertragschließenden für die Zukunft vorzubeugen, soll durch die allen an der friedlichen Entwicklung China's betheiligten Mächten zur Beitrittserklärung übermittelten Stipulationen verhindert werden, daß die chinesische Frage in unbefugter Weise aufgerollt werde, nachdem die gegenwärtigen Wirren ihren Abschluß gefunden haben.

Abgesehen von den ihr durch den Dreibund auferlegten Verpflichtungen ist die deutsche Regierung fest entschlossen, bei ihrer allgemeinen Politik sowohl England als auch Rußland gegenüber die volle Freiheit zu wahren. Trotzdem darf die Bedeutung der entente cordiale zwischen England und Deutschland nicht

unterschätzt werden. Sicherlich ist jenseits des Canals sehr wohl bekannt, daß die öffentliche Meinung in Deutschland nach wie vor Sympathien für die Boeren hegt; dadurch ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß die Regierungen Deutschlands und Englands sich überall zusammenfinden, wo die Interessen beider Länder es erheischen, und wohlerworbene Rechte Dritter nicht verletzt werden. Unzweifelhaft verbürgen auch die guten Beziehungen Deutschlands zu England, ohne daß dieses neue Verpflichtungen übernimmt, die Fortdauer des Dreibundes über den gegenwärtig festgesetzten Termin hinaus. Denn man wird kaum in Abrede stellen können, daß ein stillschweigendes oder in eine bestimmte Form gebrachtes Abkommen über die Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes im Mittelländischen Meere besteht zwischen Italien, das ein Lebensinteresse daran hat, daß dieses Meer kein französischer See werde, und Großbritannien, das für seine Schiffe auf der Fahrt zum Suezcanal stets freie Bahn haben muß. Die Position in Gibraltar würde zu diesem Zwecke allein nicht genügen. So sind Italien und Großbritannien im Mittelländischen Meere auch für die Zukunft auf einander angewiesen, und durch das gute Verhältniß Deutschlands zu England erhält zugleich der Dreibund mittelbar einen festen Kitt.

Gerade im Hinblick auf das Fehlen jeder Spitze gegen Rußland oder Frankreich muß darauf hingewiesen werden, daß französische und russische Organe es nicht an Versuchen fehlen lassen, sei es zwischen England und Deutschland, sei es zwischen diesem und Italien, Mißtrauen zu säen. Zugleich gelangte deutlich zur Erscheinung, daß sowohl von St. Petersburg als auch von Paris aus Fühler nach England hin ausgestreckt wurden, um unmittelbar nach der Thronbesteigung König Eduard's VII. gleichfalls zu einer entente cordiale mit England zu gelangen. In Deutschland darf der Wunsch gehegt werden, daß dieses Ziel erreicht werde, da dann der Weltfrieden am besten verbürgt sein würde. Nur fordert es den Widerspruch heraus, wenn bei dieser Gelegenheit von französischer Seite das alte Märchen wieder aufgewärmt worden ist, daß Deutschland im Jahre 1875 über Frankreich habe herfallen wollen, und daß es damals lediglich der Intervention des Kaisers Alexander II. von Rußland und der Königin Victoria von England zu verdanken gewesen sei, wenn ein so finsterer Plan vereitelt werden konnte. Die Wiederbelebung dieser bereits vom Fürsten Bismarck entkräfteten Legende darf als ein tactischer Schachzug bezeichnet werden, der dem Nachfolger der Königin Victoria auf dem englischen Throne zu Gemüthe führen sollte, was seine Mutter bereits für Frankreich gethan habe.

Allerdings gefiel sich Fürst Gortschakow in der Rolle, Frankreich im Jahre 1875 vor einem deutschen Ueberfalle bewahrt zu haben, der in Wirklichkeit niemals geplant worden ist. Die Leichtgläubigkeit des französischen Ministers des Auswärtigen, Herzogs Decazes, leistete damals der Phantasie des Fürsten Gortschakow Vorschub, und so konnte es geschehen, daß der französische Geschäftsträger in London ebenfalls die durchaus friedliche Politik Deutschlands verdächtigte. Den vereinigten Bemühungen der russischen und der französischen Diplomatie gelang es denn auch, bei der Königin Victoria die Vorstellung zu erwecken, daß der Weltfriede von deutscher Seite gestört werden könnte. Auf diese geflissentliche Verbreitung eines Irrthums muß das Schreiben zurückgeführt werden, das die Königin von England damals an den Kaiser Wilhelm I. richtete, um ihn zum Aufgeben eines gar nicht bestehenden Kriegsplanes zu veranlassen. Wenn es noch eines Beweises für die völlige Grundlosigkeit der vom Fürsten Gortschakow gehegten Phantasie bedürfte, so muß dieser Beweis in dem Erstaunen gefunden werden, das durch das Schreiben der Königin Victoria nicht minder beim deutschen Kaiser als auch beim Fürsten Bismarck hervorgerufen wurde. In den „Gedanken und Erinnerungen" hat Deutschlands erster Reichskanzler die ganze Nichtigkeit der Legende des Fürsten Gortschakow, die in Frankreich heute noch Glauben findet, klar und deutlich erwiesen.

Man begreift daher, daß französische Blätter in diesen Tagen noch den König Eduard VII. daran erinnerten, daß seine Mutter im Jahre 1875 der französischen

Republik einen wichtigen Dienst geleistet habe. Thatsächlich hat das Schreiben der Königin Victoria seiner Zeit mittelbar wesentlich zur Klärung beigetragen, da von Seiten der deutschen Regierung leicht der Beweis geführt werden konnte, wie unbegründet alle Verdächtigungen der Friedensliebe des deutschen Kaisers und seines verantwortlichen Rathgebers waren. Die Erinnerungen, die in jüngster Zeit beim König Eduard VII. wachgerufen werden sollten, können daher nur mitwirken, in ihm die Ueberzeugung von der friedlichen Gesinnung, die Deutschland seit der Begründung des Reiches in unwandelbarer Weise bethätigt hat, zu verstärken. Auf voller Unabhängigkeit beruhend, kann die auswärtige Politik Deutschlands weder in England noch in Rußland Mißtrauen erregen, und was die französische Republik betrifft, so fehlt es nicht an zahlreichen Beweisen, aus denen geschlossen werden muß, daß, wie der deutsche Kaiser, auch die Reichsregierung an der dauernden Entwicklung der jenseits der Vogesen bestehenden Einrichtungen sympathischen Antheil nimmt.

Die Entwicklung der inneren Politik Frankreichs hat in Deutschland keinerlei ernste Besorgnisse hervorgerufen. Eine der auffallendsten Erscheinungen dieser Entwicklung ist wohl die Strikebewegung, die, bald im Norden, bald im Süden einsetzend, fast regelmäßig dieselben Züge zeigt. Unmittelbar nachdem der Ausstand proclamirt worden ist, finden sich Delegirte, zumeist socialistische Deputirte, aus Paris ein, die sich die Organisirung des Strikes angelegen sein lassen und häufig nur zur Verschärfung der Gegensätze beitragen. Ohne die örtlichen Verhältnisse genauer zu kennen, verfahren diese Delegirten fast immer nach derselben Schablone. Dies war auch in Calais der Fall, bis die Arbeiter dann, als die Unterstützungen von außerhalb vollständig versagten, durch die äußerste Noth getrieben wurden, sich bedingungslos zu unterwerfen. Daß sich in der Zwischenzeit die Conjunctur für die Fabrikanten in Folge der Concurrenz des Auslandes ungünstiger gestalten mußte, hätten die Anstifter und Förderer des Ausstandes wohl vorhersehen können. In Calais konnten dann auch manche Arbeiter nicht wieder eingestellt werden. Weder der socialistische Handelsminister Millerand noch der ihm gesinnungsverwandte Bautenminister Baudin vermochten die wirthschaftlichen Consequenzen des Strikes abzuschwächen. Vielmehr mußten sie im Schoße der Regierung den militärischen Maßnahmen zustimmen, durch die jedenfalls Ausschreitungen in Calais verhütet worden sind. Auch dieses Aufgebot militärischer Streitkräfte ist bei den französischen Ausständen gleichsam ein typischer Zug, und die vom Ministerium Waldeck-Rousseau getroffenen Vorsichtsmaßregeln haben sich bisher durchaus bewährt.

Besonderes Interesse erregte auch der Versuch der Angestellten der erst vor einigen Monaten eröffneten Pariser Stadtbahn, ebenfalls einen Ausstand zu organisiren. Der Mehrzahl der Pariser Blätter gebührt dafür Anerkennung, daß sie auf die Ungehörigkeit hingewiesen haben, einen öffentlichen Dienst zum Stillstande zu bringen. Die Umstände, unter denen dieser Strike in Scene gesetzt wurde, bewiesen deutlich, daß es sich gewissermaßen um eine Generalprobe handelte, um den großen Eisenbahngesellschaften in Frankreich deutlich zu zeigen, welche Macht das Syndikat der „Eisenbahner" auszuüben vermöchte. Die Eventualität eines Ausstandes der Angestellten des Métropolitain galt bereits als beseitigt, als es der Agitation des Generalsecretärs der „Eisenbahner" gelang, die Proclamirung des Strikes herbeizuführen. Die Pariser Gesellschaft ließ sich jedoch nicht einschüchtern; vielmehr traf sie alle Vorbereitungen, um die Ausständigen zu ersetzen, und als diese die Aussichtslosigkeit ihres Versuches erkannten, nahmen sie die Arbeit wieder auf. Während nun angenommen werden durfte, daß die Vorgänge in der Hauptstadt, sowie der Verlust des Strikes in Calais die Arbeiterbevölkerung zur Besonnenheit veranlassen würden, hat sich im Gegentheil der Ausstand im Grubenbezirke Monteau-les-Mines, im Département Saône-et-Loire, am Canal du Centre und an der Eisenbahn gelegen, noch verschärft, wiewohl unparteiische Beurtheiler betonen, daß dieser Strike keine innere Berechtigung habe.

Da die Delegirten aus Paris sich jedoch an Ort und Stelle eingefunden hatten, mußte eine rasche und versöhnliche Lösung des Conflictes zunächst ausgeschlossen erscheinen. Auch ist bezeichnend, daß dieselben socialistischen Führer, die sich in der Deputirtenkammer aus Parteidisciplin gegenüber dem Ministerium Waldeck-Rousseau entgegen kommend zeigen, durch die Organisirung der Strikebewegung der Regierung Schwierigkeiten bereiten, die von den Widersachern der bestehenden Einrichtungen nach Kräften ausgebeutet werden. Eine Zeit lang konnte es allerdings den Anschein gewinnen, als ob der socialistische Parteiführer Jaurès, der freundschaftliche Beziehungen zu dem Handelsminister Millerand unterhält, in Uebereinstimmung mit diesem zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern beizutragen bemüht wäre. Vielfach erfuhr Jaurès jedoch Angriffe aus dem eigenen Feldlager. Fast scheint es, als ob die französische Arbeiterschaft nur durch Schaden klug werden könne wie die von Calais. Die Anstifter dieses Strikes bezeichnete sogar eine socialistische Vereinigung in Frankreich als „Renegaten der Arbeit" — ein treffendes Wort für die Volksverführer, die sich selbst jeder Arbeit entwöhnt haben und von der Arbeitslosigkeit Anderer leben wollen. Zum Glück hat sich bisher gezeigt, daß das Ministerium Waldeck-Rousseau trotz allen der öffentlichen und socialen Ordnung drohenden Gefahren im entscheidenden Augenblicke die dem Staatsschiffe gefährlichen Klippen zu vermeiden wußte.

Das Schicksal des italienischen Ministeriums Saracco kann der französischen Regierung als warnendes Beispiel dienen. Tragisch schuldig wurde das italienische Cabinet durch seine Nachgiebigkeit gegenüber der äußersten Linken, und diese stattete ihren Dank dafür ab, indem sie am 6. Februar bei der entscheidenden Abstimmung, durch die der Sturz der Regierung herbeigeführt wurde, gegen sie votirte. Unter eigenthümlichen Verhältnissen war das Ministerium Saracco an das Staatsruder gelangt. In schwerem parlamentarischem Kampfe hatte die frühere Regierung, an deren Spitze sich der General Pelloux befand, eine verschärfte Geschäftsordnung durchgesetzt, durch die der Obstruction von Seiten der Socialisten und der Republikaner in der Deputirtenkammer vorgebeugt werden sollte. War es nun Kampfesmüdigkeit, oder fürchtete das Ministerium Pelloux, daß die radicale Opposition sich jeder Reformpolitik, deren das Land dringend bedarf, feindselig erweisen würde — Thatsache bleibt, daß das Cabinet seine Entlassung einreichte. Wenn zu irgend einer Zeit, hätte Italien damals einer entschlossenen, ihres Zieles klar bewußten Regierung bedurft; der mehr als achtzigjährige neue Conseilpräsident war aber sicherlich nicht der Mann, der, nachdem die neue Geschäftsordnung sogleich wieder preisgegeben worden war, eine Reformpolitik in großem Stile durchzuführen vermocht hätte. Eines Crispi hätte es bedurft, der zwar gleichfalls in hohem Lebensalter steht, seine Geistesfrische und Energie sich jedoch in vollem Maße bewahrt hat. Unter Saracco zeigte sich sehr bald, daß die Zügel der Regierung sich in schwachen Händen befanden. Wohl sind die Mafia in Sicilien, die Camorra in Neapel alte Uebel, mit denen sofort aufzuräumen von keinem Ministerium verlangt werden darf. Dagegen kann nicht in Abrede gestellt werden, daß von Seiten dieser Regierung auch nicht das Geringste geschehen ist, gegenüber den ernsten Erscheinungen der Corruption in den südlichen Provinzen die starke Hand einer ihre Aufgaben klar erkennenden Centralgewalt zu zeigen. Auch im Norden Italiens, wo nicht einmal die Entschuldigung langjähriger schlechter Ueberlieferungen geltend gemacht werden kann, versagte die Action der Regierung vollständig, wie sich dies namentlich bei der Ermordung des Königs Humbert gezeigt hat. König Victor Emanuel III. ordnete trotzdem nach seiner Thronbesteigung keinen Wechsel in der Regierung an; auch wird es dem Ministerium Saracco heute noch mehrfach sogar als Verdienst angerechnet, daß es nach der Ermordung des Königs Humbert von energischen Maßregeln Abstand nahm. Im Parlament war es eben auf die Unterstützung der Socialisten und der Republikaner angewiesen, die auf der Grundlage der ihnen durchaus bequemen alten Geschäftsordnung in demselben Augen-

blicke wieder Obstruction gemacht hätten, in dem die Regierung eine selbständige Politik unternommen haben würde. Um so mehr mußte es daher überraschen, als Saracco vor einiger Zeit in seiner Eigenschaft als Minister des Inneren die Arbeitskammer von Genua auflöste, in der revolutionäre Elemente sich wirksam erwiesen. Auf diese Maßregel der Regierung antworteten die Socialisten von Genua mit einem Strike, der das Ministerium, das wohl niemals die eigenthümlichen parlamentarischen Verhältnisse aus den Augen verlor, sogleich wieder zur Nachgiebigkeit veranlaßte. Während in Frankreich bei Ausständen die socialistische Centralstelle in Paris Delegirte zu Organisationszwecken entsendet, beauftragte in Italien der Conseilpräsident selbst einen republikanischen Abgeordneten mit der Aufgabe, in Genua die Verhältnisse zu ordnen. Wie ein republikanischer Deputirter eine solche Aufgabe ausführen würde, hätte Saracco bei allem Friedensbedürfnisse sich selbst sagen müssen. Thatsächlich wurde der Ausstand in Genua in der Weise beendet, daß die Staatsautorität vollständig nachgeben mußte. „Wir haben nicht nur gesiegt, sondern glorreich gesiegt," erklärte der republikanische Deputirte Mazza in einer Volksversammlung im Teatro Carlo Felice zu Genua. So faßte dieser vom Conseilpräsidenten als Vermittler entsendete Abgeordnete seine Mission auf; die Regierung mußte eben das caudinische Joch passiren, und die kurz zuvor aufgelöste Arbeitskammer von Genua wurde von Neuem gebildet.

Ein so schwächliches Verhalten mußte bei allen Parteien Anstoß erregen. War die Arbeitskammer von Genua revolutionäre Elemente, so war ihre Auflösung durchaus gerechtfertigt, und die Regierung durfte nicht mit den Socialisten pactiren. War andererseits die erste Voraussetzung unzutreffend, so erwies sich die vom Ministerium Saracco getroffene Maßregel als verfehlt. Dieses Dilemma war so offenkundig, daß es im Parlament für die Regierung verhängnißvoll werden mußte. Sowohl die Ordnungsparteien als auch die Republikaner und Socialisten mußten der Regierung von ihrem verschiedenen Standpunkte aus den Proceß machen. Das Ministerium wurde denn auch am 6. Februar durch ein mit großer Stimmenmehrheit beschlossenes Tadelsvotum gestürzt.

Rudini und andere Deputirte, die mit der Minorität stimmten, ließen sich zumeist durch Opportunitätsrücksichten leiten. Auch weist die Kammer hinsichtlich der Parteiverhältnisse ein solches Chaos auf, daß sich zunächst gar nicht absehen ließ, wer mit der Neubildung des Ministeriums betraut werden könnte. Sonnino, der seit geraumer Zeit als der „kommende Mann" bezeichnet wurde, hat auf Monte Citorio so zahlreiche politische Widersacher, daß er kaum für die leitende Stelle in Betracht kam. Zanardelli und Giolitti, deren Parteigruppen der Linken geschlossen gegen das Ministerium Saracco gestimmt hatten, durften sich wohl an erster Stelle als Sieger in dem parlamentarischen Kampfe ansehen. Nur würde auch keiner von ihnen beiden in der Deputirtenkammer über eine compacte Mehrheit verfügen. In durchaus constitutioneller Weise berieth König Victor Emanuel III. aus Anlaß der ersten Ministerkrisis nach seiner Thronbesteigung mit Parteiführern und anderen politischen Persönlichkeiten; ein Coalitionsministerium mußte im Hinblick auf die eigenartigen Parteiverhältnisse als der durch die Umstände gebotene Ausweg erscheinen. Ob dieses Cabinet, in dem Zanardelli das Präsidium, Giolitti das Ressort des Inneren und Prinetti von der Rechten das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten übernommen hat, sich erfolgreich erweisen wird, das wird jedenfalls von der Initiative abhängen, mit der die neue Regierung ernsthafte Reformen dem Parlamente zu unterbreiten entschlossen ist.

Literarische Rundschau.

General von Verdy's Erinnerungen.

[Nachdruck untersagt.]

Im Hauptquartier der II. Armee 1866 unter dem Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Erinnerungen von J. von Verdy du Vernois. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Diplomaten und Militärs, welche die großen Ereignisse von 1864—1871 in nächster Nähe beobachten konnten, werden immer seltener. Der Tod hält seine unerbittliche Ernte und hat soeben den letzten jener Chefs des Generalstabes, die man die großen Chefs zu nennen versucht ist, den Feldmarschall Grafen Blumenthal, aus dem Leben abberufen. Um so verdienstlicher sind Aufzeichnungen, die ein wahres und lebensvolles Bild von den Vorgängen an leitender Stelle enthalten. Ein solches zu liefern, ist General von Verdy unter den noch lebenden Militärs zweifellos der Befähigtste. Mit Ausnahme des Feldzuges von 1864 hat er den kriegerischen Ereignissen von 1863—1871 stets in Stellungen beigewohnt, die ihm Einblick in den Verlauf der Dinge und die wirkenden Triebfedern gestatteten. Während des polnischen Aufstandes 1863 zum russischen Hauptquartier commandirt, war er 1866 Generalstabsofficier beim Obercommando der II. Armee und 1870/71 im Großen Hauptquartier des Königs. Ganz besonders that er sich hervor in der Ausführung der Sendungen, welche vom Großen Hauptquartier zur Erläuterung und Besprechung gegebener Directiven an die unterstehenden Commandobehörden nöthig wurden. — Aber „qu'importe l'expérience, si elle n'est pas digérée par la réflexion?" sagt schon Friedrich der Große. — General von Verdy besaß nicht nur die Reflexion, sondern auch das Talent, die Feder zu führen. Er ist der Hauptverfasser der vom Großen Generalstabe herausgegebenen „Geschichte des Krieges von 1866" und anderer historischer Schriften, der Arbeiten, die im Schoß des Generalstabes verborgen blieben, nicht zu gedenken. Was dem großen Publicum aber am fernsten liegt, ist die geistvolle Erweiterung der applicatorischen Methode im Unterricht der Truppenführung, die er sowohl in mehreren Werken wie auch als Lehrer an der Kriegsakademie verwendete. Sein späteres Wirken als Kriegsminister zeigte seine parlamentarische Befähigung und sein Verwaltungstalent.

General von Verdy's Art zu schreiben ist, wie wenn man ihn sprechen hörte: ruhige, angenehme Stimme, die doch die hervorzuhebenden Stellen nachdrücklich betont, manchmal leichte humoristische Färbung, — so ist seine Unterhaltung und sein Vortrag, und so ist auch sein vorliegendes Buch. Man kann ihm die seltene Eigenschaft beimessen, daß es für den Fachmann und den Laien gleichmäßig anziehend und unterrichtend ist. Ein größerer Theil desselben ist schon in der „Deutschen Rundschau" erschienen, die jetzige Zusammenfassung und Fortsetzung jedoch sehr erwünscht. — Kaiser Friedrich wird unter dem Namen „der Kronprinz" mehr im Gedächtniß des ganzen deutschen Volkes fortleben als unter dem des Kaisers. Selten war es einem Thronfolger vergönnt, das zu leisten, was er als solcher geleistet hat, diese hohe Siegfriedgestalt, die sich glühende Liebe bei seinen Untergebenen, Verehrung und Achtung auch beim Feinde erwarb. Und wir nennen es ein besonderes Verdienst Verdy's, der Welt abermals zu zeigen, daß der Kronprinz auch die Eigenschaften eines wahren Feldherrn besaß. Denn obgleich

seine Armee die Schlacht bei Königgrätz entschied, die bei Wörth gewann und bei Sedan auf das Wesentlichste eingriff, so gab es doch Leute, welche seinem Generalstabschef das alleinige Verdienst an den Erfolgen zuschreiben wollten. Daß aber der Kronprinz durch seine unerschütterliche Ruhe und richtige Auffassung der Kriegslage der Thätigkeit Blumenthal's das Siegel aufdrückte, das zeigt Verdy uns durch seine packende Schilderung der Vorgänge jenes 28. Juni 1866, an dem der Erfolg des Feldzuges an einem seidenen Faden hing. Ebenso zeugt für den Feldherrnblick des Kronprinzen die von ihm in Abwesenheit Blumenthal's in der Nacht vom 2. zum 3. Juni gegebene Entscheidung, durch die er auf das Ersuchen des Prinzen Friedrich Karl um Unterstützung Hülfeleistung mit der gesammten II. Armee zusagte, noch e h e der Befehl des Großen Hauptquartiers zum Eingreifen der II. Armee einging.

Das Buch erzählt die Ereignisse so, wie sie sich dem Auge des Verfassers im Moment des Verlaufes darstellten; nur selten ist ein später gewonnener kurzer Ueberblick eingeflochten. Interessant ist es, zu sehen, wie man von den Ereignissen sogar bei diesen hohen Stäben ganz sichere Kunde an demselben Tage und sogar am folgenden nicht hatte, in Folge dessen auch nicht immer ihre ganz zutreffende Schätzung erfolgte. So war z. B. an jenem kritischen 28. Juni Nachmittags noch keine Meldung über den Rückzug des ersten preußischen Corps nach dem Treffen bei Trautenau (27. Juni) beim Obercommando eingegangen. In Zukunft werden solche Versehen durch die schnellere Etablirung des Feldtelegraphen und den verbesserten Meldedienst hoffentlich nicht mehr oder seltener vorkommen. — Die Schilderungen der Kämpfe, durch welche die II. Armee sich den Einmarsch in Böhmen erzwang, insbesondere des Gefechtes bei Nachod, in dem der Kronprinz mit seinem Stabe mitten im Feuer war, und der Schlacht bei Königgrätz sind von wahrhaft dramatischer Wirkung. — Ebenso erhält man Einblick in die schwankenden Verhältnisse vor dem Einbruch in Böhmen, im späteren Abrollen der Ereignisse oder in die eine und andere Differenz der oberen Commandobehörden. Es muß als ein Charakteristikum der leitenden Persönlichkeiten: des Königs, Moltke's, des Kronprinzen und Blumenthal's, sowie auch der Diesen nahe stehenden Männer in den Stäben, anerkannt werden, daß alle die wichtigen Entscheidungen mit Ueberlegung und Ruhe gefällt wurden, und daß die gegenseitige Achtung und Werthschätzung ein harmonisches Zusammenwirken herbeiführte, wie man es selten gefunden hat, und wie es auch nicht überall in jener großen Periode gewesen ist. Der Dienstbetrieb in den hohen Stäben, wie er hier geschildert wird, tritt dem Leser nicht in der trockenen Aufzählung der gegebenen Befehle und eingegangenen Meldungen entgegen, sondern es werden die Thätigkeit der handelnden Personen, die Eindrücke, die sie von den Ereignissen empfingen, die sie bewegenden Empfindungen lebensvoll und wahr uns vor Augen gestellt.

Sehr zu beherzigen für die Gegenwart ist auch die große Einfachheit, auf die der erlauchte Oberbefehlshaber bei den Mahlzeiten seines Stabes hielt. General von Verdy zeigt uns ferner, wie oft Entscheidungen von persönlichen Stimmungen und dem Verhältniß der leitenden Personen zu einander abhängen, wie schwer z. B. Befehlshaber in hohen Stellungen, die ihre Unfähigkeit gezeigt haben, zu beseitigen sind. Denn jede solche Beseitigung erschüttert das Vertrauen der Truppen. Außerdem aber widerstrebte ein so schroffes Verfahren der milden Gesinnung des Königs. Gegen einen der hohen Befehlshaber scheint diese Milde allerdings etwas weit gegangen zu sein.

Zum Schluß seines vortrefflichen Buches theilt Verdy noch einen Zug des Königs mit, den man gar Manchem zur besonderen Nachachtung empfehlen möchte. Der damalige Abtheilungschef von Verdy hatte einen Vortrag über den Feldzug in der Singakademie von Berlin bald nach der Heimkehr zugesagt. Am Mittag des bestimmten Tages ließ der König ihn ersuchen, seiner Person in dem Vortrage n i c h t m i t e i n e m W o r t e zu gedenken.

ω. **Fluthwellen.** Von Otto Frommel. Heidelberg, Winter. 1901.

Die lyrische Ernte ist nicht unergiebig gewesen für Weihnachten 1900. Anna Ritter, Ludwig Fulda, Adelheid Stier, Johannes Hertel, Felix Dahn, Hermann Allmers, Karl Henckell, Gustav Falke boten zu Herbst ihre Auslese an, von den Einen gesucht, den Anderen nicht nach Geschmack, doch alle von der Tagespresse empfohlen. Von Einem ist dabei wenig die Rede gewesen, der doch mehr Beachtung verdient als mancher der Genannten. Es ist das Otto Frommel, der unter dem Titel „Fluthwellen" neue Gedichte darbietet, die weder durch „der Tendenz Verpfefferung" noch durch Pessimismus der Modernen Aufsehen zu erregen suchen, aber deren Naturſinn und rein und voll klingende Verse wohlthuend zum Herzen sprechen. Frommel greift nicht nach aparten Stoffen, alte, bekannte mythologische Gestalten sind die Träger seiner Gedanken, Sommermorgen und Sommernacht, Sonntag auf dem Dorfe und die Dreſcher in der Scheune, Fluth und Ebbe am Strand sind das Thema seiner Lieder. Das Anmuthige, Stimmungsvolle, schlicht Menschliche ist sein Gebiet. Frommel's Leyer hat nur eine Saite, aber diese gibt einen runden und vollen Klang. Auch die poetischen Charakteristiken und Kritiken wird man gern lesen: An Conrad Ferdinand Meyer das schöne Lied: „Sänger, den der Lenz betrogen"; an Gottfried Keller: „Der Meister liegt in Fiebergluth — Heiß wallt und jäh sein greises Blut." Vor Allem tief empfunden ist sein Gedicht auf Storm. Wem fielen nicht bekannte Verse Storm's ein, wenn unserem Dichter die Strandscene Storm's mit seiner Gattin am Ufer der blauen Ostsee im Gemüthe aufwacht:

Ich fing zu lächeln an
Und sah vor mir nichts als zwei weiße Hände,
Die Haidekraut zu rothen Kränzen banden,
Und sah vor mir zwei blaue, zarte Augen,
Die Lichter einer träumerischen Seele.

Wie er fremde Werke zu ehren weiß, so sei auch sein eigenes Büchlein bestens empfohlen.

χ. **Fresken.** Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Winter. 1901.

Wenn Vierordt, der, wie sein Landsmann Scheffel, von der bildenden Kunst zur Dichtung gekommen ist, durch den Titel andeuten wollte, daß diese Gedichte wie Wandgemälde in großen Umrissen wirken sollen, so trifft das vorzugsweise auf diejenigen Stücke zu, deren Stoff der Geschichte entnommen ist, wie „Die Alexanders-Züge", „Das Lied vom einsamen König" (Ludwig II. von Bayern) und „Die Legende vom Stern" (Napoleon III.). Was wir Alle theilnehmend und staunend mit erlebten, die Tragik der neuesten Geschichte, das ist das rechte Gebiet der Vierordt'schen Muse. Aber auch aus dem Schicksal der gewöhnlichen Sterblichen weiß der Dichter ergreifende Bilder heraus zu heben, ob er nun die Eigenart des nordischen Stammes wieder gibt, wie im „Abendmahl in Büsum", oder eine der nächsten besten Zeitungsnotiz entnommene, alltägliche Begebenheit poetisch verklärt wie in „Morgen vielleicht": eine Frau, die Tag und Nacht im Wartesaal auf einen längst Verunglückten harrt. Nicht Fresken freilich, sondern ernste Genrebilder! Und wieder andere Gedichte würden überhaupt des Malers spotten als reine Gedankendichtung. So das „Die Scholle" überschriebene Gedicht. Das auch äußerlich würdig ausgestattete Bändchen wird Vielen etwas Erbauliches oder Erquickliches sagen.

ζ. **Philosophische Erzählungen.** Von Theodor Herzl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Eine Reihe sinnreicher Erzählungen, die alle eine überzeugende psychologische Wahrhaftigkeit und eine merkwürdige plastische Anschaulichkeit auszeichnet. Unter dem Scheine des Märchens werden Impulse unserer lebendigen Gegenwart in symbolisirender Gestalt behandelt, und zwar so geschmackvoll und ungezwungen, daß nach der Lectüre nicht nur unsere Phantasie sich befriedigt fühlt, sondern auch der tiefere Sinn des Grundgedankens aus der Hülle der Gleichnisse klar hervor tritt. Die einzelnen Geschichten sind ganz verschiedener Art: ein ernstes, ins Parabolische hinüber gleitendes Märchen, „Solon in Lydien", überrascht durch sein getreues, antikes Localcolorit; eine Reihe anderer Erzählungen zeigen den Stimmungsreiz eines fein abgetönten Humors, der discret im Rahmen des Stilcharakters bleibt und den Leser wohlthuend erwärmt. Alles in Allem ein Buch von fesselndem Inhalt und in einer Sprache, die etwas Frisches und Unverbrauchtes im Ausdruck hat.

ρ. **Der Cantonsrath.** Roman von Ludwig Stave. Leipzig, C. F. Tiefenbach. (O. J.)

Der Roman ist von einer etwas derben Structur und behandelt ein nicht gerade sublimes Thema, jedoch völlig abweichend von der heute so beliebten Weise, der Lüsternheit Mittel und Zweck zugleich; vielmehr ist „Der Cantonsrath" ein im Kerne durchaus gesundes Buch, geschickt erfunden, gut erzählt und im besten Sinne des Wortes spannend. Wer die ersten Seiten gelesen hat, wird es schwerlich bis zur letzten aus der Hand legen; und dabei ist es eine im Grunde recht einfache Geschichte, mit leicht criminalistischem Anflug allerdings, doch so, daß das psychologische Moment immer das entscheidende bleibt. Der Schauplatz liegt in der Schweiz: in Luzern, in Basel, in Beckenried; und ohne daß Land oder Stadt eigentlich beschrieben wären, fühlt man doch überall die schweizerische Art und Umgebung. Im Mittelpunkte der Handlung steht ein älteres, dem Luzerner Patriciat angehöriges Ehepaar, das in seiner hübschen Villa, nachdem alle Kinder versorgt sind, glücklich zu Zweien lebt wie Philemon und Baucis — bis der bejahrte Gemahl, eben „Der Cantonsrath", sich in einer sündhaften Anwandlung vergißt, die freilich über die mythologische Figur keine Gewalt haben würde, in der Wirklichkeit der Dinge jedoch nichts Unmögliches hat. Aus den Folgen dieses Fehltrittes entwickelt sich die Handlung in mannigfach wechselnden Scenen, die von idyllischen und heiteren, zum Theil mit grotesken Humor erfüllten, sich bis zu solchen steigern, in denen die Seelenpein zum er-

greifendsten Ausdruck gelangt, um in der letzten, in der die gekränkte Frau für den gänzlich niedergebrochenen Mann eintritt, den tragischen Höhepunkt zu erreichen und damit die sittlich versöhnende Lösung zu finden. Wir können den Roman, wenn auch vielleicht nicht für junge Damen, empfehlen.

ϱ. **Française du Rhin.** Par Charles de Rouvre. Paris, Perrin & Cie. 1901.

Als Roman ziemlich unbedeutend, hat dieses Buch doch für deutsche Leser ein nicht geringes Interesse: der Verfasser schildert darin die Zustände in unseren Reichslanden und offenbar mit dem Bestreben, sie so darzustellen, wie sie wirklich sind. Wenn er, von den Niederlagen Frankreichs im Kriege 1870/71 sprechend, es als eine Absurdität bezeichnet, Alles auf Rechnung des Verraths und nichts auf die der Unwissenheit und Untüchtigkeit zu setzen, und wenn eine seiner Romanfiguren den Straßburgern sagt, sie trügen nicht dadurch zur Größe ihrer Stadt bei, daß sie den Bemühungen der Deutschen zwar ohne Feindseligkeit, aber auch ohne Sympathie zusähen, so sind das im Munde eines Franzosen bemerkenswerthe Aeußerungen. In der That läßt er der deutschen Heeresleitung und Verwaltung alle Gerechtigkeit widerfahren: und wenn dennoch der Schmerz über die verlorenen Provinzen und das Unglück seines Vaterlandes, das zu diesem Verlust geführt hat, immer wieder durchklingt, ja in der eigentlichen Heldin des Romans seine Verkörperung findet — wer wird es nicht natürlich finden? Und wer wird mit ihm rechten, wenn, nachdem Alles gesagt, sein letztes Wort dennoch die Frage ist: „Wie lange noch, o Herr?" Von dem Roman als solchem jedoch können wir nicht viel Gutes sagen. Er leidet vor Allem an ermüdender Breite: das beschreibende Element überwiegt bei Weitem das erzählende, und die Handlung, wie sie hier zwischen einer alt eingesessenen Elsässer und einer eingewanderten Judenfamilie vorgeht, ist höchst unwahrscheinlich. Das haben ihrer Zeit Erckmann-Chatrian besser gemacht. Aber wenn diese beiden nach dem Kriege zu verbittert gegen Deutschland waren, um den neuen Verhältnissen gerecht werden zu können, so verdient Charles de Rouvre unsere vollste Würdigung und sein Buch, das, nach einer demselben beiliegenden Anzeige, „mit einem schmerzlichen Zuge die Fortschritte der Germanisation in dem armen Elsaß unterstreichen soll", die allgemeinste Beachtung.

γ. **Vie de Monseigneur Dupont des Loges,** évêque de Metz. 1804—1886. Par l'abbé Klein, professeur à l'institut catholique de Paris. Paris, Poussielgue. 1899.

Der Kirchenfürst, dem diese Lebensbeschreibung gewidmet ist, gehört ohne Frage zu den Charakterköpfen des 19. Jahrhunderts, und er hat eine ausführliche Darstellung wohl verdient. Unbeugsamer Verfechter der Freiheit der Kirche, wie die Katholiken sie verstehen, namentlich der Freiheit des Unterrichts, und Anhänger der legitimen Monarchie, der an den Taufsfeierlichkeiten für den kaiserlichen Prinzen Theil zu nehmen sich weigert, ist er doch auf dem vaticanischen Concil auf Seiten der Opposition, welche das Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes für nicht zeitgemäß ansieht, weil es zu innerem Abfall führen wird und die Rückkehr der „Sectirer" in den Schoß der Kirche erschweren muß. Die deutsche Besetzung von Metz hat er als französischer Patriot mit tiefem Schmerz über sich ergehen lassen, den Orden, den Kaiser Wilhelm I. ihm 1882 verlieh, als Anerkennung seiner Fürsorge für die geistliche Pflege der zehntausend deutsch sprechenden Katholiken in Metz, hat er abgelehnt, weil er sich niemals habe decoriren lassen, und weil er seiner Vergangenheit nicht untreu werden wolle. Dem Protestantismus stand er schroff gegenüber; er weigerte sich, 1870 den Dom für den protestantischen Gottesdienst der deutschen Besatzung zu öffnen, und wunderte sich, daß in Deutschland eine solche Uebung paritätischen Kirchengebrauches bestehe; er sah dann ruhig zu, wie die Soldaten in freier Luft auf der Esplanade Gottesdienst hielten — den „Sectirern" machte er kein Zugeständniß. Aber er war, wie Manteuffel sagte, ein Edelmann von echtem Schrot, von Natur allem Aufsehen abhold, fast schüchtern, in Ausübung dessen aber, was er für Pflicht hielt, unerschütterlich; sein einziger Ehrgeiz war, seine Lämmer treu zu weiden und den Titel zu verdienen, der alle Bischofspflichten erschöpft: defensor gregis. Man begreift es, daß der Abbé Klein, selbst ein Gesinnungsgenosse Dupont's, dieses Leben mit einer Art von Begeisterung und Ehrfurcht beschreibt und sieben Jahre auf seine Arbeit verwandt hat. Das Wort David's, das Dupont einmal anführt: esto vir! kann auf ihn angewandt werden: fuit vir.

βλ. **La Tristesse contemporaine.** Essai sur les grands courants moraux et intellectuels. Par H. Fierens-Gevaert. Paris, Alcan. 1899.

Dieses von der „Bibliothèque de Philosophie contemporaine" herausgegebene Buch verfolgt den Zweck, die Lehren der pessimistischen Vertreter des philosophischen Gedankens, Leopardi, Schopenhauer, Tolstoi, Verlaine, Nietzsche, einer Kritik zu unterziehen. Es ist nicht recht ersichtlich, warum in dieser Kategorie auch Auguste Comte, Napoleon, Richard Wagner ihre Stelle gefunden. Weil sie, „theils denkend, theils handelnd, das moderne Leben und seinen Ideengang mit bestimmten", erklärt der Autor, wie uns dünkt, auf sehr ungenügende Weise. Denn wie viele Namen ließen sich da nennen, die ungleich tiefer und nachhaltiger ihre Furche zogen als der minderwerthige, beklagenswerthe Dichter, dessen beste Gaben in „Sagesse" aufleuchteten, um bald darauf und endgültig in Nacht zu versinken. Es ist nicht die zeitgenössische, es ist zunächst französische Trauer, die hier geschildert wird, und die viel enger mit der politischen Zersetzung und dem moralischen Verfall als mit der geistigen Zerfahrenheit in Zusammenhang steht, die leider nicht auf Frankreich beschränkt ist. Mit diesen Einschränkungen wird man manche heilsame Betrachtung und viele gute Gedanken in dem kleinen Buche finden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arnold. — Die deutschen Vornamen. Von Robert Franz Arnold. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien, Adolf Holzhausen. 1901.

Bardach. — Im Winkel. Von Hermann Bardach. Wien, Carl Konegen. 1901.

Baumberg. — Das Kind. Volksstück in vier Aufzügen von A. Baumberg. Wien, Carl Konegen. 1901.

Berger. — Im Vaterhaus. Von Alfred Freiherrn von Berger und Wilhelm Freiherrn von Berger. Mit dem Porträt von Dr. Joh. Nep. Berger. Wien, Carl Konegen. 1901.

Bernard. — Morgendämmerung. Ein dramatisches Gedicht von Walter Bernard. Berlin, Verlag „Aufklärung". 1901.

Birkmeyer. — Die Kodifikation des Verlagsrechtes. Kritische Bemerkungen von Karl Birkmeyer. München, Theodor Ackermann. 1901.

Bleibtreu. — Belfort. Die Kämpfe von Dijon bis Pontarlier. Von Carl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Brückner. — Faustus von Mileve. Ein Beitrag zur Geschichte des abendländischen Manichäismus. Von Albert Brückner. Basel, Friedrich Reinhardt. 1901.

Coubertin. — Notes de l'Éducation publique. Par Pierre de Coubertin. Paris, Hachette et Cie. 1901.

Deussen. — Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Von Dr. Paul Deussen, Professor an der Universität Kiel. Mit einem Porträt und drei Briefen in Facsimile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1901.

Diederich. — Alphonse Daudet. Von Benno Diederich. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1901.

Dix. — Die Wohnungsfrage. Von Arthur Dix. Berlin, Carl Heymann. 1900.

Ebner-Eschenbach. — Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Ellero. — L'ecclissi dell' idealità. Di Pietro Ellero. Bologna Nicola Zanichelli. 1901.

Engelbrecht. — Gedichte von Louis Engelbrecht. Braunschweig, Benno Goeritz. 1901.

Flandin. —. Institutions politiques de l'Europe contemporaine. Angleterre-Belgique. Par Étienne Flandin. Paris, Le Soudier. 1901.

Flottenliederbuch. — Lieder- und Handbuch für Flottenfreunde. Im Auftrage des „Deutschen Flotten-Vereins" herausgegeben von Robert Gersbach. Neudamm, J. Naumann.

Getschér. — Rosenzauber. Von Buda Getschér. Illustrirt von E. Becker. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Göttinger Musenalmanach für 1901. — Herausgegeben von Börries Freiherrn von Münchhausen, mit Buchschmuck von Melchior von Hugo. Göttingen, Lüder Horstmann. 1901.

Grabowsky. — Die Lösung der Welträthsel. Ein Reformbuch aller Religion, Wissenschaft und Kunst. Den Denkenden aller Stände gewidmet von Norbert Grabowsky. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1901.

Grabowsky. — Die Magenleiden und ihre Behandlung. Ein praktischer Leitfaden für alle Magenkranken. Von Norbert Grabowsky. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1901.

Grabowsky. — Enthaltsamkeit und die ausserordentliche Bedeutung des sittlich-enthaltsamen Lebens für unser eigenes Wohl wie das der Allgemeinheit. Von Norbert Grabowsky. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1901.

Grabowsky. — Kant, Schopenhauer und Dr. Grabowsky oder: Wie das deutsche Volk dem Philosophen dankt, der vollendet hat, was Kant und Schopenhauer vergebens erstrebten. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr, 1901.

Güttler. — An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Vortrag von C. Güttler. München, C. H. Beck. 1901.

Höck. — Die Brotpflanzen, ihr Ursprung und ihre heutige Verbreitung. Von F. Höck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1901.

Kalfus. — Aus zwei Welten. Gedichte von Berthold Kalfus. Denver (Colorado), Berthold Kalfus. 1900.

Kampffmeyer. — Wohin steuert die ökonomische und staatliche Entwickelung? Von Paul Kampffmeyer. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte. 1901.

Kraus. — Essays von Franz Xaver Kraus. Zweite Sammlung. Berlin, Gebrüder Paetel. 1901.

Kronenberg. — Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. Von M. Kronenberg. München, C. H. Beck. 1901.

Künstler-Lexikon, Allgemeines. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte, umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. Achter Halbband. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1901.

Kurtz. — Allerlei brauchbarer Unsinn. Welt-Perpetuum. Märchen oder Ernst. Zu uraltem neuer Hauch. Verfasser: der Einfall. Das Werkzeug des Verfassers: Arthur Kurtz. Meran, F. W. Ellmenreich. (Commissionsverlag.

Lamarque. — Der Hochzeitskranz. Gedichte und Lieder von Fr. Lamarque. Berlin W., Verlag Heureka. 1901.

Lavisse. — Histoire de France, depuis les origines jusqu'à la révolution. Publié par Ernest Lavisse. Tome premier. II: Les origines. La Gaule indépendante et la Gaule romaine. Par G. Bloch. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Lessing. — Worte am Grabe des Professors Dr. Arnold Böcklin. Von Eugen Lessing. Florenz, B. Seeber. 1901.

Lorenz. — Die Einführung der Brandenburg-Preußischen Landeshoheit in die Stadt Quedlinburg und die Feier des Krönungstages daselbst am 17. u. 18. Januar 1701. Festschrift, nach archivalischen Quellen verfaßt von Hermann Lorenz. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg. 1901.

Mac Donald. — Experimental study of children. By Arthur Mac Donald. Washington, Government printing office. 1899.

Möbius. — Stachyologie. Weitere vermischte Aufsätze von P. J. Möbius. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1901.

Moeller-Bruck. — Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen. Achter Band: Bei den Formen. Von Arthur Moeller-Bruck. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 1901.

Museum, Das. Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Sechster Jahrgang, bis zur fünften Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Neudruck der Preußischen Krönungs-Geschichte von Johann von Besser. 1702. — Veranstaltet von dem Verein für die Geschichte Berlins 1901. — Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins 1901. (In Vertrieb bei E. S. Mittler und Sohn.)

Nippold. — Wilhelm III., Prinz von Oranien, Erbstatthalter von Holland, König von England (1650—1702). Zum Vierteljahrtausendtag seiner Geburt. Von W. K. A. Nippold. Mit einem bisher unveröffentlichten Originalporträt. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1900.

Nippold. — Oliver Cromwell — Wilhelm III. und ihre Feinde von heute. Literarischer Anhang zu Wilhelm III. u. s. w. Von W. K. A. Nippold. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1901.

Pilz. — Der Tabak und das Rauchen. Ernstes und Heiteres aus der Culturgeschichte von Hermann Pilz. Leipzig, Gustav Weigel. O. J.

Richter. — Kant-Aussprüche. Zusammengestellt von Raoul Richter. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1901.

Ruskin. — Ausgewählte Werke von John Ruskin in vollständiger Uebersetzung. Dritter Band. Buchschmuck von J. V. Cissarz-Dresden. Titelzeichnung von Otto Eckmann-Berlin. Leipzig, Eugen Diederichs. 1901.

Salus. — Susanna im Bade. Schauspiel in einem Aufzuge von Hugo Salus. Buchschmuck von Wilhelm Schulz. München, Albert Langen. 1901.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING ... JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.106

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY